Velhagen & Klasings Monatshefte

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Juni.
In Licht gehüllt, in mondenklares,
Schwebt sie in feierlicher Pracht
Vorbei am Wendepunkt des Jahres,
Die rosenduft'ge Juninacht.
Frida Schanz

Druck von G. E

Marianna. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

AP30
V4
v.7:2
pt. 2

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 10, Juni 1893.

Die Trennung.

Von

Emma Merk-München.

(Abdruck verboten.)

Karl von Falkenberg hatte eben seine junge Frau mit dem dreijährigen Söhnchen zur Bahn gebracht. Dieselben sollten sich nun ein paar Wochen bei seiner Mutter vergnügen, die in schöner, waldreicher Gegend ein Gut besaß, während er selbst wieder einmal frei und einsam in die Berge wandern wollte. Es war eigentlich die erste Trennung von seiner Frau, seit ihrer fünfjährigen Ehe: denn bisher hatte auch er die sommerlichen Urlaubstage bei seiner Familie zugebracht. In diesem Sommer aber hatte ihn, wenn er, Tag für Tag, in sein Bureau ging — er war im Staatsarchiv angestellt — wenn er vor den hohen vergitterten Fenstern den blauen Junihimmel leuchten sah, eine unbändige Sehnsucht ergriffen, nach einem Ausblick von weiter Höhe, nach wirklichem Hochland, nach kühnen Felsspitzen, statt der zahmen Waldberge, die um das elterliche Gut lagen. „Klärchen," hatte er eines Tages zu seiner Frau gesagt, „diesmal mußt du allein mit dem Jungen nach Warnhof fahren. Ich aber, — ich will wieder einmal laufen, mit dem Ränzel auf dem Rücken, wie in meiner Junggesellenzeit. Dieses ewige Stillsitzen, — es taugt nichts."

Er brauchte bei seiner Frau keine stürmische Scene zu fürchten, wenn er ihre Wünsche kreuzte. Sie war von sanfter, liebevoller Gemütsart. Aber sie wußte, wenn irgend etwas sie verstimmte, die schönen, dunklen Augen zu ihm aufzuschlagen, mit einem feuchten, rührenden Schimmer, der einen eindringlicheren Vorwurf ausdrückte, als alle Worte.

Dieser Blick, gegen den Karl so schwach und machtlos war, hatte ihn auch bei der unerwarteten Mitteilung, die er hingeworfen, getroffen.

„Aber deine Mutter freut sich während des ganzen Sommers auf dein Kommen. Du kannst ihr doch nicht diese Enttäuschung bereiten, Karl! — Von mir rede ich gar nicht," sagten die Lippen, leise und bittend, in Begleitung der warmen Augensprache.

Karl aber war fest geblieben.

„Eben weil die Mutter sich freut und weil sie mich in den paar Wochen mit Güte verwöhnt und Hühner und Enten und alle guten Dinge für meinen Besuch aufspart, gerade darum will ich, wenigstens eine kurze Zeit, dem Sybaritenleben auf dem Gute aus dem Wege gehen. Ein Mann braucht wirklich Strapazen, Schatz; er muß einmal seine Muskeln wieder gebrauchen in scharfer, mühevoller Bewegung. Dieses Stadt-, dieses Kulturleben mit seiner Verweichlichung ist naturwidrig und wenigstens einmal im Jahre sollte man sich stählen in der Wildnis."

„Du kannst ja auch von Warnhof aus weite Spaziergänge machen; es gibt wunderhübsche Ausflüge und ich gehe gerne mit."

„O das kenne ich! Einmal regnet's und ein andermal ist's zu heiß und dann werden Gäste erwartet. Oder, wenn wir endlich, marschbereit, an der Thüre stehen, ruft die Mutter voll Erbarmen: ‚Wozu laufen, Kinder? Die Pferde haben Zeit. Fahrt doch!' Der Lockung widersteht natürlich auch unsereiner nicht und setzt sich bequem in die Kissen des Einspänners. Schatz! Auf diese Weise wird man zum trägen Philister! Ich bin schon viel weniger schlank als vor sechs Jahren. Die Uniform, die ich mir als Bräutigam machen ließ, ist mir viel zu eng geworden."

Klärchen lächelte. „Nun, wenn du von deiner einsamen Wanderung wirklich schlank zurückkommst — und nicht bloß schlank, nein auch so lieb und vergnügt und lustig wie als Bräutigam, dann will ich dir gerne Urlaub geben. Es ist wahr, — du wirst ein rechter Philister, Karl! Und das mag ich gar nicht. Nein! du sollst mein junger Mann bleiben! Und wenn eine Gebirgstour ein Jungbrunnen für dich ist, o so fliehe die Fleischtöpfe Ägyptens bei der Mutter in Warnhof. Wir verhätscheln dich zu sehr, sie und ich. Du schmachtest nach Bitternissen. Also hole sie dir! Es wird dir dann bei uns wieder um so besser gefallen."

So hatte Karl denn seinen Willen durchgesetzt. Wie er aber nun von dem Bahnhof zurückkam in die einsame Wohnung und anfing seine Sachen einzupacken, da bereute er fast seinen Entschluß. Das ganze Heim war so durchhaucht von Klärchens anmutigem Wesen; überall sah er ihre sorgsame, ordnende Hand. Wie er auf den leeren Platz vor dem Nähtischchen blickte, da ergriff es ihn plötzlich mit einer wahren Begeisterung, was seine Frau doch für ein liebes Geschöpf sei. Warum trennte man sich, wenn man sich so gut war? War's nicht schade um jede versäumte Stunde des Zusammenseins?

Er war so lange nicht allein gewesen, daß er sich in der Einsamkeit gar nicht mehr zurecht fand. Noch während der Fahrt, die ihn, ein paar Stunden später, von der Stadt fort, den Bergen näher und immer näher brachte, hatte er das unbehagliche Gefühl: Was machst du hier, unter den fremden Leuten? Daheim in Warnhof setzen sie sich nun zu Tisch. Die Mutter lacht über die drolligen Bemerkungen unsers lieben Jungen und Klärchen neckt sich mit meinem Bruder; sie stoßen an und lassen den Abwesenden leben. Warum bin ich eigentlich fern von ihnen? In freiwilliger Verbannung aus dem weichen, mütterlichen Nest?

Auch der Abend in Partenkirchen in einem unfreundlichen Gasthauszimmer war ihm langweilig. Am Morgen aber hatte er sich, zu früher Stunde, einen Führer auf die Zugspitze bestellt und marschierte durch den noch schlummernden Markt, durch den das Tuten des Kuhhirts klang, so waldursprünglich, wie ein Laut aus schlichter Vorzeit, über dem die großartigen Felsmassen des Wettersteins aufstiegen im rosigen Hauch der ersten Sonnenstrahlen. An einem wildschäumenden Bergbach ging es entlang durch Morgenschatten und Morgentau. Nachdem Karl ein paar Stunden gewandert war, kam auch die rechte Stimmung über ihn. Der Hochlandszauber packte ihn, den alle Sinne einsaugen beim Anblick leuchtender Firnen, blauer sprudelnder Bergwasser, von rauschenden Tannen, von Alpenrosen und Bergenzian. Ob Klärchen nicht auch ein heißes Entzücken empfunden hätte, wäre sie an seiner Seite gewesen? Eine wahre Verachtung überkam ihn für sich selber, in seinem städtischen Alltagstrab, wenn er, Tag für Tag, durch dieselben Straßen lief, dieselben Menschen grüßte und am Abende noch im raucherfüllten Caféhaus am selben Tische die alten Bekannten traf, um zur Erholung eine Spielpartie zu machen; — in trägen Gewohnheiten, ohne einen freien Hauch der großen Natur, die doch so überwältigend schön war.

An den blauen Gumpen, zwei kleinen Seen, die mitten in der starren Wildnis des Felsthales wie ein Wunder auftauchen, als seien plötzlich in dem leblosen Gestein zwei tiefe rätselvolle Augen geöffnet, machte er eine kurze Rast. Er ließ sich auf einen Felsblock nieder und spielte gedankenlos mit dem Stock in den Steinen herum. Da fiel plötzlich sein Auge auf ein kleines graues Buch, das, halb verdeckt vom Felsen, auf dem Boden lag und einem Wanderer, der hier gesessen, aus der Tasche geglitten sein mochte.

Er hob es auf, blätterte ein wenig,

Digitized by Google

um einen Namen zu finden. Es waren ein paar Notizen eingetragen; meistens aber füllten die Seiten flüchtige Skizzen, die auf einen recht geschickten Dilettanten schließen ließen. Auch der Ausblick, der sich vom Felsen aus darbot, war mit einigen kühnen Strichen zu Papier zu bringen versucht und darunter standen die Verse Scheffels:

Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht.
Fahr' ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!

Karls Neugierde ward durch das Buch erregt, um so mehr, als ihm die Schrift die Vermutung weckte, daß es einem weiblichen Wesen angehören müsse.

Als sie wieder eine Wegstrecke zurückgelegt hatten, trafen sie denn auch einen Führer, der im Schatten eines Felsvorsprungs saß und rauchte.

„Grüß dich Gott, Spadillweber!" rief Karls Begleiter. „Bist du heut' schon heroben. Ganz allein doch nicht? Wen hast denn?"

„Ein Fräulein muß ich morgen auf die Spitz' führen," erwiderte der Gefragte etwas übellaunig. „Bis daher ist sie wacker g'laufen; aber jetzt sitzt sie seit einer halben Stund' da unten und schaut den Fall an. Mich hat's gefroren. Ich bin wieder herauf."

„Ich will auch da hinunter, an den Fall!" rief Karl lebhaft, neugierig die Touristin zu sehen.

„Dort links, Herr. Aber knöpfen Sie sich den Rock fest zu."

In der That wehte ihnen, sobald sie eine Strecke weit abwärts gegangen waren, eine eisige Luft entgegen, und ein scharfer Windhauch zwang Karl den Hut festzuhalten, der ihm fast entrissen worden wäre.

Aus einem Felsloch hervor schießen in einem gewaltigen Strom die Wasser der Partnach, mit furchtbarer Wildheit, mit gigantischer Kraft, mit donnerähnlichem Brausen und Tosen.

Ein paar Schritte tiefer noch als Karl, umstiebt von dem Staubregen, der die Umgebung des Falls durchfeuchtete, stand eine weibliche Gestalt. Sie hatte ein rotes Tuch um die Schultern geschlungen und hob die Arme in die Höhe, um ihren breitkrämpigen Hut an den Schläfen festzudrücken. Regungslos blickte sie auf die tollen, schäumenden Wasser; sie hatte auch die Schritte hinter sich, in dem Lärmen des Sturzes, nicht vernommen. Karl betrachtete sie eine Weile, und die einsame Dame inmitten der Bergwildnis, die wie festgebannt schien an die kalte, düstere Stelle, erweckte sein Interesse. Neugierig ihr Gesicht zu sehen, ließ er, den Fuß vorwärts setzend, ein paar Steinchen den Abhang hinunter kollern. Sie wendete sich um. Mit ganz weltentrückten Augen starrte sie auf den blonden Männerkopf, der plötzlich über ihr aufgetaucht war, auf Karls große, gerade Gestalt, die in dem Touristenanzug mit den kurzen Beinkleidern und langen grauen Strümpfen recht vorteilhaft zur Geltung kam. Dann wurden ihre Züge heller, sie lächelte und rief mit einem lebhaften, herzlichen Gruße:

„Wie seltsam, daß wir gerade hier wieder zusammen treffen!"

Er nahm die ihm dargebotene Hand, recht vergnügt und freundlich, aber nicht ohne Verwirrung, denn er konnte sich absolut nicht besinnen, wo er der Dame vorgestellt worden sei. Sein Gedächtnis ließ ihn häufig im Stich, und er konnte Menschen, die ihm da und dort schon in der Gesellschaft begegnet waren, völlig vergessen. Nun schien es ihm aber geradezu beleidigend für die Dame, wenn er nach ihrer freudigen Überraschung, ihn hier zu sehen, die Frage geäußert hätte: „Bitte, wer sind Sie denn eigentlich? Woher kennen wir uns?" Er hoffte, daß im Laufe des Gesprächs ihm die Erinnerung an ihr Gesicht wohl wieder auftauchen würde.

Daß sie ihn kannte, unterlag keinem Zweifel. Sie nannte ihn bei seinem Namen, als sie sich aus dem lautverschlingenden Gebrause entfernt hatten und wieder in die wärmere Höhe gelangt waren.

„Sie haben sich von dem Anblick des Falls lange nicht loszureißen vermocht, mein Fräulein?" bemerkte Karl. Er war froh, daß er durch den Führer gehört hatte, daß sie ein Fräulein sei; sonst hätte er keine Ahnung gehabt, wie er sie anreden sollte.

„Ist er nicht großartig?" rief sie begeistert. „Schon vor Jahren habe ich einmal an derselben Stelle gestanden, und der mächtige Wassersturz hatte mir einen so starken Eindruck hinterlassen, daß ich mir seitdem, wenn mir irgend etwas Schweres

im Leben geschah, wenn eine Sorge auf mir lastete, das Bild dieses wilden Strudels vor die Seele rief und mir dachte: Warum sich quälen und ängstigen und die Zukunft fürchten? Ein Sprung in die eisigen Partnachwasser und alles Sehen, alles Hören, alles Fühlen vergeht in einer übermächtigen Betäubung. Man wird besinnungslos fortgewirbelt, wie ein losgerissener Zweig, wie ein welkes Blatt! Ja, wenn man die schöne Selbstmordstelle immer in der Nähe hätte! In der Stadt wäre man vielleicht einmal in der verzweifelten Stimmung, die man zu diesem Sprung brauchte! Aber hier! Hier gefällt einem die Welt zu gut in ihrer ernsten Größe, hier wird man so durchströmt von Lebensfreudigkeit und Kraft, daß man nur zufrieden ist, zu schauen, zu atmen und das Aufhören nicht mehr wünscht. Ich glaube, auch wenn ein Mensch von einem wirklichen Unglück, von einem ernsten Todesentschluß hierhergeführt würde, das Brausen würde seine Schmerzen einlullen, die kalte Luft ihn stählen mit Mut, — er hätte gar nicht nötig wie Faust die Osterglocken zu hören; er sagte dennoch: das Leben hat mich wieder!"

Sie hatte den Hut etwas zurückgeschoben, und er konnte nun ihr Gesicht deutlicher sehen. Es schien ihm, trotz seinem mangelhaften Physiognomiengedächtnis, doch unfaßlich, daß er diese Züge jemals erblickt, diese Stimme je schon gehört und wieder vergessen haben könnte. Sie war nicht gerade schön zu nennen; aber sie hatte so merkwürdig kluge Augen. Über die allererste Jugendblüte war sie wohl hinaus, sie mochte in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stehen; aber ihre Wangen waren frisch und glatt; nur um ihren feingeschnittenen, sehr roten Mund zogen sich ein paar leise Fältchen, die verrieten, daß sie schon eine Weile gelebt und einige Bitterkeit erfahren habe. Es schien, als wäre der ernste Ausdruck ihren Zügen erst durch die Verhältnisse aufgedrängt und die ursprüngliche Heiterkeit ihres Naturells gleichsam von einem Frosthauch niedergehalten worden, so daß der angeborene Humor, der in ihr schlummerte, nur ein wenig Sonnenschein gebraucht hätte, um zu erwachen und über dieses energische Mädchengesicht seinen verjüngenden Schimmer zu breiten. Sie setzten nun gemeinschaftlich ihren Weg fort, bis zu dem nächsten Unterkunftshaus des Alpenvereins, der Angerhütte, wo man Mittagrast halten wollte. Versengend brannte die Sonne. Die Wangen des Mädchens aber behielten ihre gleichmäßige Farbe; nur ihre blaugrünen Augen wurden dunkler, glänzender. Sie hielt gut Schritt mit den Führern und wenn Karl bei einem besonders schwierigen Auf- und Abwärtssteigen durch Geröll oder über ein Bachrinnsal unwillkürlich stehen blieb und hilfebereit die Hand ausstreckte, dann sprang sie gewandt an ihm vorüber und rief:

„Wenn das mich erschreckte, wie sollte ich morgen auf dem Felsgrat bestehen?"

Er staunte über die Sicherheit ihres Tritts, über die anmutige Kraft, mit der sie vor ihm herschritt mit ihrer großen, sehr schlanken Gestalt, in dem bis an die Knöchel reichenden Rock und der grauen Bluse, die ein schwarzer Ledergurt zusammenhielt; einfach und doch mit jener Eleganz in der Erscheinung, die durch Wuchs und Bewegungen bedingt wird, welche die prächtigsten Gewänder nicht zu verleihen vermögen.

„Wie vortrefflich Sie zu Fuß sind, Fräulein!" rief er bewundernd. „Ich wollte nur, meine Frau könnte sich an Ihnen ein Beispiel nehmen."

Sie blieb plötzlich stehen, wendete den Kopf zu ihm zurück und frug, ihn fest ansehend, mit einem Ton der Überraschung, durch den es wie leise Enttäuschung klang:

„Also — Sie haben sich mittlerweile verheiratet?"

„Ja, allerdings" nickte er, während er sich immer ungeduldiger den Kopf zerbrach, wo er schon mit ihr zusammengetroffen sein mochte. Vor seiner Verheiratung also? Vor fünf Jahren? Er hatte keine Ahnung. Diese Unsicherheit erschwerte ihm einigermaßen das Gespräch.

Aber sie saßen dann vor der kleinen Hütte am Fuße der starren, himmelhochragenden Felsmauern; vor ihnen plätscherte das blaue Bergwässerlein, hier ganz zahm und friedlich, durch den grünen Anger.

Man wird rasch vertraut, wenn man sich in so weltferner Einsamkeit zusammenfindet. Das Mädchen plauderte mit ihrer klaren, sehr wohlthuenden Stimme mit größter Unbefangenheit, und als Karl sie frug, ob sie noch weitere Touren vorhabe, erwiderte sie lachend:

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht. Ich bin nämlich ganz planlos von zu Hause fort; das heißt, ich habe gar kein so rechtes ‚zu Hause.‘ Ich gehöre zu den Menschenkindern, die gänzlich vogelfrei und überflüssig in der Welt herumlaufen und eigentlich gar nirgend hingehören. Es war nicht immer so. Ich habe als einzige Tochter verhältnismäßig sehr junger Eltern eine sehr frohe, heitere Kindheit gehabt. Aber mein Vater ist gestorben; und meine Mutter, die während ihrer Witwenzeit mich mit Liebe überschüttet und verwöhnt hatte, hat sich vor ein paar Jahren wieder verheiratet. So bin ich ein lästiges Stück Hausrat geworden. Man hat natürlich getrachtet, für mich einen legitimen Beschützer zu finden. Es gibt ja nichts Praktischeres, eine Tochter aus dem Wege zu räumen, als indem man sie in die Ehe einschachtelt. Aber die Wünsche meiner Eltern scheiterten, wie man mir oft versichert hat, an meinem eigenwilligen, unliebenswürdigen Wesen. Vor kurzem hat sich nun ein Freier für mich gefunden; allerdings in Amerika, ein Geschäftsfreund meines Stiefvaters, der mich nur nach der Photographie kannte. D'rum hatte er auch Courage, der Unglücksmann! Mir hat sein Bild nicht geradezu mißfallen; auch seine Briefe weckten mir wenigstens so viel Sympathie, daß ich es nicht geradezu als Verbrechen ansah, mich an ihn verheiraten zu lassen. Er ist sehr vermöglich, nicht mehr besonders jung, was mir eher wie ein Vorzug erschien, in Anbetracht der höchst nüchternen Verbindung, die wir eingehen wollten. Ich war halb und halb entschlossen, mein Jawort zu geben, nur aus Stolz, um nicht länger in einem Heim zu bleiben, aus welchem man mich so gerne los sein möchte. Aber — vor etwa einer Woche war's — da erwachte ich früh des Morgens und vor meinen Fenstern sang eine Amsel. Ich weiß nicht, wie's da über mich kam! Ein Rückerinnern an Jugendträume; eine Sehnsucht nach irgend etwas Unfaßlichem, geheimnisvoll Lockendem — nur nicht nach dem Leben, das mich ‚drüben‘ erwartete. Ich ahnte plötzlich, welches Heimweh mich in Amerika zermartern würde und mit einemmale war's mir klar: noch konnte ich meine Freiheit nicht fortgeben, noch konnte ich nicht weg von Deutschland, von meinen heimatlichen Bergen. Ich packte meinen Koffer und erklärte, daß ich mir einige Wochen Bedenkzeit erbitte, allen Vorwürfen entfliehend durch rasche Abreise. Nun will ich fortbleiben, allein herumwandern, rasten, wo es mir gefällt und nicht daran denken, was hinter und vor mir liegt, vergessen, daß wieder der Winter kommt.“

Trotz des Ernstes ihrer Worte klang durch die Schilderung ihres Schicksales keine Verbitterung; man fühlte ein kraftvolles Naturell, das sich nicht beugen und unterdrücken läßt und es war nicht so eigentlich Mitleid, was Karl empfand, es war mehr ein bewunderndes Interesse, zugleich mit dem Bedauern: „Schade, daß der Zufall sie nicht mit dem rechten Manne zusammengeführt hat! Wie glücklich mancher wäre, mit dieser Gefährtin!“

„Überlegen Sie sich's nur recht gründlich, ehe Sie sich entschließen, der alten Welt Valet zu sagen. Ich fürchte, Sie werden nicht Wurzel fassen in Amerika. Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie in diese Wildnis eilten, um sich Ihrer Freiheit recht bewußt zu werden. Nicht wahr, Fräulein, mit einem trotzigen Blick in den blauen Himmel haben Sie während Ihrer Wanderung die traurigen Gedanken fortgeworfen und mit Scheffel gerufen:

‚Fahr' ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!‘“

Sie sah ihn überrascht, fast erschrocken an.

„Wie kommen Sie gerade auf diese Worte?“ —

„Ich bin ein unheimlicher Gedankenleser, nicht?“ lachte er. „Doch ich will nicht Schwindel treiben, wie's heutzutage so vielfach Mode ist. Hier ist mein Schlüssel zu Ihren Empfindungen!“

Er überreichte ihr das graue Buch, das sie dankbar begrüßte:

„O ich wußte gar nicht, daß ich es verloren hatte!“

Eine Photographie fiel heraus, die sich in seiner Tasche zwischen den Umschlag geschoben haben mochte.

„Das gehört nicht mir“ sagte sie, indem sie ihm das Bild des kleinen Knaben zurückgab.

„Nein, freilich nicht! Das ist ja mein Junge! Mein Hermann!“

Sie warf nun erst einen Blick auf das Kindergesicht.

„Wie alt ist der Kleine?“

Digitized by Google

„Drei Jahre. Im September wird er vier.“

Sie hatte den Kopf mit dem dichten, dunklen Haar etwas zurückgeworfen mit einer raschen, unwilligen Bewegung.

„Diese offenen, klaren Augen! Wie treuherzig er aussieht!“ sagte sie mit einer düstern Falte auf der Stirne, die Photographie betrachtend. „Ob er wohl auch in etwa dreißig Jahren schon das Lügen so gut gelernt hat und von der Welt so verdorben worden ist, daß er Frau und Kind verleugnet, wie sein Vater es that?“

„Ich!“ rief Karl. „Ich hätte jemals Weib und Kind verleugnet? Aber mein verehrtes Fräulein!“ — Er machte wirklich ein ganz albernes Gesicht vor Befremdung über ihren Vorwurf.

„Mein Herr! Vor drei Jahren, als wir zusammen über den Brenner fuhren, muß doch Ihr Söhnchen schon auf der Welt gewesen sein und doch sprachen Sie während der langen Stunden der Reise so viel von Ihrem Leben, erzählten von den verschiedensten persönlichen Interessen — von Ihrem Kind, von Ihrer Frau sagten Sie kein Wort. Ich erinnere mich, Sie spotteten sogar über einen jungen Mann, der nebenan im Wagen saß und in Abwesenheit der Mutter sich bemühte, ein schreiendes Balg zu beruhigen. Das hätte Ihnen gar nichts so Fremdes sein müssen, als Sie sich den Anschein gaben.“

Karl hatte sie mit immer erstaunterem Gesicht angeblickt:

„Aber liebes Fräulein, ich bin vor drei Jahren nicht über den Brenner gefahren. Ich habe überhaupt seit meiner Verheiratung keine Reise ohne meine Frau gemacht. Gestern trennten wir uns zum erstenmale.“

Nun flutete eine tiefe Röte über ihre Wangen.

„Aber Sie schienen mich doch auch wieder zu erkennen,“ —

„Verzeihen Sie, Fräulein. Ich besann mich in der That nicht gleich, wo wir uns schon begegnet seien. Aber es ist mir das schon öfter so gegangen, und da Sie mich beim Namen nannten, so dachte ich, — es würde wohl so gewesen sein; wir hätten uns getroffen in einer Gesellschaft.“

Sie machten beide so verblüffte, verlegene Gesichter, daß sie plötzlich lachen mußten.

„Aber, haben Sie denn einen Doppelgänger, Herr von Falkenberg, der zugleich denselben Namen wie Sie führt?“

„Denselben Namen führt allerdings mein Bruder.“

„Und er sieht Ihnen auffallend, zum Verwechseln ähnlich?“

„Ich weiß das nicht. Er würde diese Ähnlichkeit für kein besonderes Kompliment halten; denn er ist nicht bloß um vier Jahr jünger als ich, er behauptet auch, daß ich als Aktenmensch ganz aus der Art schlage und den Typus der Falkenbergs verderbe, die seit Generationen Gutsbesitzer und Forstleute gewesen seien, die nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt wurden. Übrigens hat mein Bruder Erich einen blonden Vollbart wie ich, dieselbe, nicht eben zierliche Nase, wie Figura zeigt, und grüngraue Augen wie die meinen.“

„Also dann war es Ihr Bruder, mit dem ich über den Brenner fuhr. Wir haben uns sehr gut miteinander unterhalten. Es war ein so reizender Tag im ersten, knospenden Frühjahr und ich habe oft an die Stunden zurückgedacht, weil sie mir in einer so lebensfreudigen Stimmung in der Erinnerung standen. Ihr Bruder entwickelte einen Humor, der auch einen Melancholiker hätte mit fortreißen müssen, und ich war damals noch sehr zum Lachen aufgelegt. Hoffentlich hat nicht auch Ihrem Bruder das Leben die Laune verdorben?“

„Nein, danke. Ihm geht's vortrefflich. Er ist Gutsherr in Warnhof, läßt sich in der Umgebung von den kleinen Leuten anstaunen wie einen Großfürsten und von der Mutter verwöhnen. Nach meiner Meinung hat er eigentlich gar nichts zu thun; er behauptet natürlich, er wisse oft vor Arbeit nicht, wo ihm der Kopf stehe.“

Er sprach fast ein wenig gereizt gegen den Bruder. Es ärgerte ihn, ohne daß er es sich so recht eingestehen mochte, daß der herzliche Gruß, das freundliche Lächeln des Mädchens, ihre vertrauliche Offenheit während des Gesprächs eigentlich einem andern gegolten hatten.

Endlich erfuhr er auch ihren Namen. Der Führer brachte das Buch, in dem sich die Touristen, die das Unterkunftshaus betreten, einzuzeichnen haben.

„Angela Dorner“ schrieb sie mit einer klaren, energischen Schrift.

Digitized by Google

„Welch' hübschen Namen Sie haben, Fräulein: Angela — der Engel."

„Der Name paßt gar nicht für mich — das wollen Sie wohl sagen. Ich glaube, man gab ihn mir, weil man hoffte, daß das Kind Segen bringen würde über die Ehe meiner Eltern, die am Anfange keine recht glückliche gewesen ist. Ich glaube, ich habe die beiden auch vereint, aber ich selbst machte meinem Namen sehr bald Unehre als wilder, eigensinniger Wildfang. Man hieß mich deswegen, um nicht gerade ironisch zu werden, mit Vorliebe: Gela."

Sie sprach's, während sie ihr Plaid zusammenrollte, denn der Führer hatte, mit einem zweifelnden Blick auf den Himmel, zum Aufbruch gemahnt.

„Es ist besser, wir sitzen in der Knorrhütte und sind nicht unterwegs, wenn's etwas geben sollte."

„Sie fürchten ein Gewitter?" frug das Mädchen.

„Ei, mein Fräulein, Sie werden doch nicht die Courage verlieren?" neckte Karl.

Sie strich die lockigen Haare aus der Stirne und band den Hut fest. „Was fällt Ihnen ein? Sie haben wohl einige Scheu vor der Damenbegleitung? O bitte, bekümmern Sie sich nur gar nicht um mich. Wenn ich Ihnen nicht folgen kann, so gehen Sie nur ruhig weiter. Ich habe ja meinen Führer und in der Knorrhütte finden wir uns wieder."

Karl bemerkte aber bald, daß er Mühe hatte der schlanken Mädchengestalt nachzukommen. Das Gespräch war verstummt. Schweigend klommen sie höher, den Blick auf die kolossalen Felswände gerichtet, die vor ihnen sich emportürmten. Nur das Einsetzen des Bergstocks mit der eisenbeschlagenen Spitze klang über das Gestein und der Tritt der festen, genagelten Schuhe.

Zuweilen flog ein Raubvogel in die Höhe; die einsame Stille der Bergwelt mit ihrem starren Ernst hielt sie umfangen.

Sie waren nicht mehr weit von ihrem Ziele für diesen Tag entfernt, da erhob sich plötzlich ein dumpfes, finsteres Grollen. In dem Gestein schien ein wildes Leben zu erwachen. Es rauschte über ihnen — und dann ein Donnerschlag, daß der Boden zitterte und ein Lärmen und Widerhallen, das nicht enden wollte. Sand flog vor ihnen auf; der Sturm peitschte kleine Steinchen in die Höhe.

Dicht hintereinander schritten sie, zuweilen still stehend, sich beugend vor einem Windstoß, der ihnen den Atem raubte, von einem Feuermeer überflutet, kämpfend gegen die Gewalt, die sich drohend gegen sie erhoben. Es war, als ständen die vier Menschen, die, so winzig und klein in der großen Felsenöde, sich den schmalen Weg empormühten, einem Riesenungeheuer gegenüber, das plötzlich aus dem Schlummer geschreckt, nun die Eindringlinge in sein Bereich mit seinem vernichtenden Atem anwehte.

Karl blickte ein paarmal in das Gesicht des Mädchens. Es war bleicher als vorher: aber auf dem ernsten Mund lag ein Ausdruck kraftvollen Mutes, und ihre Augen schauten mit einem wilden Trotz, wie in stolzem Frohlocken auf das wilde Wolkenheer, das unter, über ihnen heranjagte, als wüchse ihre Seele in der Gefahr, als wäre diese wutentflammte Natur ein Schauspiel, das sie mit Begeisterung genoß. — Ein Schrei von Karls Lippen und im selben Moment hatte er die Arme nach Angela ausgebreitet und sie an sich gerissen.

An die Steinwand gelehnt, stand er, sie umklammernd. — Dicht neben ihnen aber rollte ein losgelöster Felsbrocken in die Tiefe. Der jüngere der Führer war eine Strecke voraus, der andere, der ihnen folgte, war noch im letzten Moment zur Seite gesprungen; er hatte, nach dem Weg spähend, die Gefahr, die über ihnen drohte, nicht bemerkt. Angela wäre ohne Karls Geistesgegenwart in den Abgrund geschleudert, zertrümmert worden.

Sie verstand nicht gleich, was geschehen; sie fühlte nur seine Nähe, hörte sein Herz laut klopfen, dicht an ihrer Brust; eine Blitzesflamme zuckte über sie hin, während er wortlos, mit entsetzten Augen ihren Kopf an sich drückte und seine Hände um ihren Nacken geschlungen hielt. Dann atmete er tief auf, und die vier Augenpaare blickten schauernd die abfallende Wand hinab, an welcher der Felsblock hinabprasselte, dumpf, schwer, Geröll und Gestein mit sich fortreißend.

Sie begriff nun, aber sie konnte ihm nicht danken. Eine Menschenstimme war nur mehr ein verhallender, hilfloser Laut in diesem Urweltslärmen. Dunkel breitete

sich über sie. Sie mußten sich unter einem vorspringenden Felsen bergen; der Sturm raubte ihnen den Atem; er hätte sie zu Boden geworfen. Während sie niedergekauert, mit den Händen an das Gestein geklammert, kaum mehr ihrer Sinne mächtig, nur dem Instinkt der Erhaltung folgend, in der Finsternis Schutz suchten und dann wieder die Augen bargen vor dem grellen Lichtstrahl der Blitze, während unaufhörlich das gewaltige Dröhnen durch die Luft zitterte, dachten Karl und Angela, daß dies ihr Ende sei.

Das Bild seiner Frau, seiner Kinder zog an ihm vorüber. — —

In ihrem Herzen war eine trotzige Empörung gegen das zu Grundegehen, das sie sonst so ruhig ins Auge gefaßt, zuweilen ersehnt hatte. Sie fühlte zum erstenmale, daß sie noch nicht gelebt habe — mit Titanenkraft wollte sie sich wehren gegen das Aufhören.

Dann trat eine plötzliche Pause ein. Feuchtes Grau zog über sie hin; es triefte in kühlenden Tropfen auf ihre heißen Wangen. Durch das Halbdunkel sah man ein rötliches Licht.

Das Licht in der Knorrhütte.

Geführt und gefolgt von den zwei Wegkundigen, Hand in Hand, erreichten Karl und das Mädchen das schützende Dach. Ein paar Studenten waren bereits hier anwesend und jubelten voll Übermut den sturmzerzausten, von Regen triefenden Wandrern zu, als dieselben in die Hütte traten, mit Schatten unter den Augen, die dem Tode ins Angesicht geschaut hatten.

Dem Ernste machte aber bald eine sehr wohlige Stimmung Platz, als in dem kleinen Raum, der inmitten der brausenden Gewalten ein so behagliches Asyl bot, die Kleider trockneten, warmer Thee duftete, und ein ganz leckeres Mahl bereitet war. Angela fand sich mit so anmutigem Takt in ihre seltsame Stellung als einzige Dame unter einem Halbdutzend Männern, daß alle, selbst die Führer, mit Bewunderung auf ihr Gesicht blickten, das von der Anstrengung und dem erlittenen Schrecken nur verschönt und verjüngt schien.

Die Studenten, die sie zusammen mit Karl hatten kommen sehen, nannten sie „Gnädige Frau," und einer rief, zu Karl gewendet:

„Sie können stolz darauf sein, daß Ihre Frau sich so tapfer gehalten hat!"

Angela wurde rot, auch Karl bemerkte mit einiger Verlegenheit:

„Die Dame ist nicht meine Frau. Wir trafen vor der Angerhütte zusammen."

Während es draußen noch stürmte und der Regen schwer auf das Hüttendach niederplatschte, legte man sich zur Ruhe auf den Matratzen und hüllte sich, vor Kälte schauernd, fest in die wollenen weißen Decken, in die, um sie vor Dieben zu sichern, das Wort: „gestohlen" in roten Buchstaben eingewirkt ist.

Angela hatte in der Ecke ihren Platz gefunden, in einiger Entfernung von den Herren. An Schlaf war nicht wohl zu denken; denn sobald die Augen sich schließen wollten, zuckte ein leuchtendes Blitzfeuer über sie hin, so daß man unwillkürlich auffuhr und wartete, ob in dem wilden Krachen nicht die Hütte zusammenbreche. Karl schaute dann immer wieder auf das Mädchengesicht, das sich von der dunklen Holzwand abhob; sie hatte sich die dunklen Zöpfe im Kranz um den Kopf gesteckt und sah sehr jugendlich aus mit der veränderten Frisur. Ihr energisch gezeichnetes Profil erinnerte ihn in dem weißen Lichte an die Statue eines römischen Jünglings in der Glypthotek, die er oft mit Interesse betrachtet hatte.

Er vermochte seine Gedanken nicht nach Hause zu schicken; sie blieben immer wieder an Angela haften.

Endlich, gegen Mitternacht, wards ruhiger. Ferner rückte das Grollen und verklang allmählich wie das letzte Brummen eines in Schlaf sinkenden Ungetüms. Auch in der Hütte hörte man nunmehr gleichmäßiges Atemholen und das Abfallen der Tropfen an der Dachtraufe.

Schon um zwei Uhr aber mahnten die Führer zum Aufbruch. Vor der Hütte leuchteten die Sterne. Im Fackelschein begann das mühevolle Emporklimmen durch das Gestein, in dem alle Vegetation verschwunden ist, in dem keine Legföhre und kein Grashalm mehr Wurzel gefaßt hat, über Schneefelder, auf die in der Sturmnacht eine neue, weiße Hülle herabgesunken war, empor zum Grat, wo dann der Weg am Drahtseilgeländer weiterführt in schwindelnder Höhe.

Aber alle schweren Atemzüge, alle Be-

Digitized by Google

Yorkshire Terrier. Originalzeichnung von E. Lambert.

ſchwerden und jeder Moment des Zagens ſind vergeſſen, wenn jenes nicht wiederzugebende Frohlocken durch die Seele zieht, das nichts in der Welt zu ſchaffen vermag, wie der endlich erkämpfte freie Ausblick von einem ſtolzen Gipfel, dieſes Hinabſchauen auf die kleine Welt in der Ebene und das Eindringen in die große, gewaltige Alpenregion mit ihrer trotzigen Wildheit, mit ihrem geheimnisvollen Zauber, die ſich endlich da oben aus ihren Schleiern löſt und ſich beſtaunen läßt.

Die Führer zogen ſich bald in das Hüttchen zurück, das an beſonders ſtürmiſchen Tagen die Bergfahrer vor dem allzu rauhem Atem der Höhe ſchützt, und zündeten ſich die Pfeifen an. Die Studenten trugen ihre Namen in das unter dem Kreuz verwahrte Fremdenbuch ein und ſtürmten dann raſch wieder abwärts, um morgen „einen

neuen Gipfel zu nehmen.“ Ihnen war's die Hauptsache, droben gewesen zu sein.

Karl und Angela blieben allein in der erhabenen Einsamkeit. Sie waren beide stumm geworden. Sie hätten hinausjauchzen mögen in die wunderschöne Welt und zugleich überkam sie eine feierliche Rührung, die ihnen die Augen feuchtete.

Zusammen schauten sie das Aufsteigen der Sonne, das Siegen des Lichtes, das mit den süßesten, rosigen Tönen erst nur die höchsten Zacken überfloß und auf weite unendliche Schneefelder seinen Zauber ausgoß und dann immer breiter und weiter sich entfaltete, während nur noch über den bläulichen fernen Streifen der Ebene der Dunst der Dämmerung lagerte.

Sie wußten beide, daß diese Stunde ihnen unvergeßlich bleiben würde.

Karl suchte trotz seiner tiefen Bewegung einen leichten Ton anzuschlagen:

„Ich bin doch recht froh, daß uns gestern der Sturm nicht in den Abgrund gerissen und kein Blitzstrahl sich uns als Objekt ausgesucht hat. Es wäre doch jammerschade.“

„Ja, ich hatte eben dieselbe Empfindung,“ erwiderte Angela, ganz weich und ernst. „Es ist doch so schön in der Welt! Ihnen muß ich danken, daß ich lebe! Ich that es noch gar nicht.“

Sie reichte ihm die Hand.

Ein tiefes Rot zog über ihre Wangen, wie er die Hand nun mit festem Druck umschloß und in der seinen behielt, als dünkte es ihm selbstverständlich, daß zwei Menschen, die sich durch die Gefahr nahe gerückt worden, nun wie Freunde nebeneinander säßen in dieser Abgeschiedenheit.

Sie stand plötzlich auf und trat von ihm weg zu ihrem Führer. Unterwegs hatte dieser bemerkt, daß eine so gewandte und schwindelfreie Touristin wie sie sich ruhig den kürzeren, steileren Weg, gegen den Eibsee zu, hinunterwagen dürfe, den auch Karl einschlagen wollte. Nun schien sie aber in ihrem vorherigen Entschluß wankend geworden.

„Unsere Wege trennen sich hier, Herr von Falkenberg,“ sagte sie. „Ich gehe zurück, woher ich gekommen.“

„Aber warum, Fräulein? Ich hatte mich schon so gefreut, noch eine Weile ihre Gesellschaft genießen zu können und nun —“

„Es ist besser so“ — unterbrach sie ihn rasch. „Ich darf doch meinem Vorsatz, allein zu wandern, nicht gleich in den ersten Tagen treulos werden.“

Sie sagte es mit einem Lächeln, aber doch in einem Ton, der ein gewisses Bedauern über die Trennung ausdrückte. Er fühlte wohl, daß sie Bedenken trug, noch länger die Weggenossin des jungen Ehemanns zu bleiben, mit dem ein Tag sie so vertraulich zusammengeführt hatte.

Mit einiger Befangenheit schieden sie. Es that ihm bitterlich leid, sie einsam weiter ziehen lassen zu müssen.

Auf seinem beschwerlichen, aber interessanten Weg thalabwärts mußte er zu vorsichtig seiner Schritte achten, zu energisch gegen das Grauen vor den jählings abstürzenden Wänden kämpfen, um für Empfindungen der Sehnsucht Zeit übrig zu haben. Aber sobald er unten am Eibsee saß, sich gestärkt hatte und seine Wangen sich wieder kühlten, seine Füße sich erholten, fühlte er eine große Leere. Er ärgerte sich, daß er das Mädchen nicht um ihren Reiseplan gefragt, nicht zu erfahren gesucht habe, wohin sie sich wenden wollte. Er wußte nicht einmal, aus welcher Stadt sie war. Sobald sie also aus Partenkirchen, wohin ihr Weg sie zurückführte, entschwunden war, war sie wohl für immer seinen Blicken entzogen. Seinem Reiseplan nach aber hatte er Partenkirchen nicht mehr zu berühren.

„Es ist besser so; sie hat recht,“ murmelte er halblaut vor sich hin, holte seine Landkarte hervor, um seine Route zu verfolgen und schrieb ein Billet an seine Frau, um sich eine Nachricht nach Hohenschwangau zu erbitten, wohin er sich wenden wollte, um von dort dem Allgäu zuzustreben.

Die Karte war fort; sein Zimmer für die Nacht bestellt, aber plötzlich warf er seine Siebensachen in den Rucksack, zahlte seine Rechnung und lief trotz seiner müden Füße nach Partenkirchen. Ein unbezwingliches Verlangen hatte ihn gepackt, Angela noch einmal zu sehen. Aber so eifrig er auch in dem von Reisenden überfüllten Orte nach ihr suchte, er konnte sie nicht entdecken. Erst am nächsten Morgen erfuhr er, daß sie in einem Privathause übernachtet, sich zu einer frühen Stunde einen Wagen bestellt habe und nach Lermos gefahren sei.

Digitized by Google

Er ſtampfte zornig mit dem Fuß. Warum hatte ein Zufall ein kurzes Wiederſehen vereitelt? Er wollte, er mußte ihr noch ein letztes Lebewohl ſagen.

Klärchen wäre wohl ſehr verwundert geweſen, hätte ſie ihren Gatten, der nur zu Fuß und immer zu Fuß hatte laufen wollen, der das Fahren ſo ſehr verachtete, in Partenkirchen in einen Einſpänner ſteigen ſehen — Er fuhr plötzlich auch nach Lermos, in der Richtung nach Innsbruck, ſtatt in's Allgäu, wie er den Seinen geſchrieben.

Sein ſorgfältig ausſtudierter Reiſeplan war in einem Moment über Bord geworfen worden.

Aber er hatte Pech. Trotz ihres geringen Vorſprungs war Angela immer fort, wohin er kam. Er fand ihren Namen ein paarmal in einem Fremdenbuche und erſchrak ſelbſt über die erregte Stimme, mit der er jedesmal frug: „Iſt die Dame noch hier?“ über ſeine zornige Enttäuſchung, wenn ihm ſtets eine verneinende Antwort zu teil wurde. Angela ſchien förmlich wie ein Irrlicht vor ihm her zu fliegen, und gerade dieſes Verfolgen einer entſchwindenden Geſtalt ſchuf ihm eine grübelnde Ungeduld, ein wahres Sehnſuchtsfieber.

Er ſchalt ſich einen Thoren; er lachte: „Unſinn, Karl! Was ſoll das heißen? Was willſt du von dem Mädchen?“

Er ſeufzte wohl auch: „Wenn Klärchen wüßte —“

Manchmal meinte er die rührenden, großen Augen ſeiner Frau ganz lebendig und nahe vor ſich zu ſehen, mit einem Ausdruck traurigen Befremdens.

Er hatte keinen Moment die Empfindung, daß ſeine Frau ihm weniger teuer wäre als ſonſt; dennoch ſchrieb er nur kurze, eilige Kärtchen in ſeinem Ungeſtüm, der Fremden nachzujagen.

In Innsbruck erfaßte ihn eine große Verſtimmung.

Einen Brief, in dem er Klärchen ſeine veränderte Reiſeroute mitgeteilt, fand er unbeſtellt in ſeiner Überziehertaſche; folglich konnte er gar keine Nachrichten von zu Hauſe erwarten. Er war ehrlich beſchämt über ſeine Zerſtreutheit. Dazu kam, daß ihm hier, wo die Wege in die verſchiedenſten Thäler abzweigten, wenig Hoffnung blieb, die einſame Touriſtin wiederzufinden. Die Stadtſtraßen Innsbrucks langweilten ihn, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, es wieder zu verlaſſen. Er ſchaute auf jeden Balkon, in jeden Garten, in jeden vorüberfahrenden Wagen. Er war auf dem Bahnhof, ſo oft ein Zug über den Brenner abging. Umſonſt. So vergingen zwei Tage, und er ſah endlich ein, daß er ein Phantom ſuche. Mißmutig fuhr er am nächſten Morgen an die nächſte Station, in das alte Städtchen Hall, deſſen Baulichkeiten ihm als intereſſant geſchildert worden waren. Aber er ging gelangweilt an den grauen, verwitterten Mauern, auf welche die Sonne brannte, vorüber.

Da ſah er plötzlich das Mädchen vor ſich.

Sie ſaß in einem Obſtgarten und zeichnete das alte Gewinkel, das gegenüber lag, über das ſich ein originelles Türmchen im Zopfſtil in den blauen Himmel hob.

In dieſem Augenblicke hatte er nicht mehr daran gedacht, ſie zu finden, gerade hier zu finden. Ganz ſprachlos ſtarrte er ſie an. Auch ſie erſchrak, als der Schatten der Männergeſtalt neben ihr über das Grün huſchte und rief verwirrt, errötend:

„Wie kommen Sie hierher? Ich dachte doch —“

Er antwortete nicht. Er hatte nur ihre Hand gefaßt und drückte ſie mit warmer Bewegung.

„Ich bin Ihnen nachgefahren. Endlich habe ich Sie gefunden! Es fiel mir ein, daß es doch viel hübſcher wäre, wenn wir zuſammen wanderten. Es beunruhigte mich, Sie ſo ganz allein im Gebirge zu wiſſen. Laſſen Sie mich Ihr Begleiter, Ihr Beſchützer ſein. Wollen Sie, Fräulein?“

Sie hatte ihr Skizzenbuch zugeſchlagen und ſah einige Augenblicke lang mit geſenkten Augen vor ſich hin.

„Seien Sie ganz aufrichtig, Herr von Falkenberg. Glauben Sie, daß Ihre Frau mit dem Vorſchlage, den ſie mir machen, einverſtanden wäre? Ich weiß wohl, ich bin weder ſo jung, noch ſo ſchön, bin auch zu ungefährlich für Männer, um einen Anlaß zur Eiferſucht zu geben. Aber es iſt im allgemeinen nicht Sitte, daß ein Ehemann mit einem fremden Mädchen, das doch noch keine grauen Haare hat, über die Berge wandert, und da Ihre Frau mich nicht kennt, ſo bin ich überzeugt, der originelle Einfall ihres Gatten würde ſie nicht entzücken.“

Wie ſie die klaren, klugen Augen ſo

Digitized by Google

Studienkopf von Leonhard Hellmuth.

offen zu ihm aufschlug, da wich die krankhafte Unruhe, die leidenschaftliche Ungeduld, mit der er sie verfolgt hatte; er war wieder einer ruhigen Besinnung fähig. Eine Weile schwieg er.

„Ja, Sie haben recht, Fräulein. Es würde meiner Frau weh thun, wenn sie wüßte —. Ich bin ein recht abscheulicher Mensch! Und dann — woher nehmen Sie die Überzeugung, daß Sie gleichgültig und ungefährlich auf Männer wirken?"

„O meine Erfahrung spricht dafür. Ich bin niemals gefeiert, niemals ausgezeichnet, wohl niemals so recht geliebt worden. Lag's an den Verhältnissen oder an meinem Wesen, ich weiß es nicht. Es ist nun so. Während andere Mädchen und Frauen mit Liebe überschüttet, auf Händen getragen werden, gehe ich wie ein Schatten durch die Welt, fremd, verlassen, einsam, zusammenhanglos mit all den tausend Banden, die sie durchweben. Niemand braucht mich, niemand frägt nach mir."

„Und ich? Ich kenne Sie nur einen

Tag und verfolge Sie seitdem und suche und suche nach Ihnen und vergesse alles andere, in dem Verlangen, Ihnen noch einmal zu begegnen —"

„O, still, still! Reden Sie nicht weiter!" flehte sie fast angstvoll. „Warum sagen Sie das alles? Sie wissen doch, daß es unrecht ist, — daß Sie uns beiden nur das Herz schwer machen. Warum thun Sie das? Wozu? Wozu?"

„Ist es Ihnen ein wenig leid, daß Sie nicht mit mir wandern dürfen?" frug er leise, mit warmen Augen, von dem Gedanken auf das Mädchen Eindruck gemacht zu haben, wonnig durchschauert.

Sie blickte mit ihrem ernsten, offenen Gesicht in das seine.

„Ich sagte Ihnen ja: ich bin einsam; vielleicht auch im allgemeinen menschenscheu und verschlossen. Gerade mit Ihnen war ich, gleich im ersten Moment, durch die Verwechslung mit Ihrem Bruder, durch die frohe Erinnerung, die Ihr Gesicht mir erweckte, so ungewöhnlich vertrauensselig. Es thut wohl, einmal das auszusprechen, was man denkt in tiefster Seele. Ich kann das nicht immer. Mit Ihnen da konnte ich's. Darum aber — gerade darum — lassen Sie uns Abschied nehmen, heute, gleich jetzt, recht rasch. Sie dürfen mir den Geschmack an meinem Alleinsein nicht verderben, das mir ja doch beschieden ist."

Ihr Ernst ergriff ihn. Er fühlte ein Brennen im Herzen, einen schweren Druck. War's Mitleid mit sich, mit ihr; er wußte es nicht. „Fräulein," begann er nach einer Weile, „Sie sollen Ihren Willen haben. Ich gehe aus Ihrer Nähe. Es mag ja sein, daß die guten, herzlichen Gesinnungen, die ich für Sie hege, zum Unglück werden könnten, für uns beide und für andere mit uns. Aber daß Sie einen Freund an mir haben, — nicht wahr, das glauben Sie. Und sagen Sie mir wenigstens, wo Sie leben. Ein Neujahrsgruß wird ja wohl gestattet sein? — Meine Frau soll darum wissen. Und wenn Sie nach München kommen, dann besuchen Sie uns, — nicht mich — die Meinen! Ich möchte, daß wir uns nicht aus den Augen verlören."

Sie lächelte. „Wie bald werden Sie auch mich vergessen haben!" Dann riß sie aus ihrem Skizzenbuch das Blatt, das sie in der Angerhütte gezeichnet hatte, mit dem Tisch, an dem sie zusammen gesessen, mit seinem ganz wohlgelungenen Porträt, — ihren eigenen Kopf hatte sie ein wenig karikiert — und auf die Rückseite schrieb sie ihre Adresse. „Das heißt," fügte sie mit einem bitteren Lächeln hinzu, „künftig werden Sie mich ja wohl über dem Ocean zu suchen haben. Sie glauben gar nicht, wie oft ich zu Hause mit Heine seufze:

„Ihr Wolken droben nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fremden Ort,
Nach Lappland oder Afrika —
Und sei's nach Pommern — fort, nur fort!"

Er stand vor ihr mit traurigem Gesicht und stocherte mit seinem Stock im Grase herum.

„Ich werde Ihnen noch das Geleite geben," sagte sie, aufspringend, um diesem schwülen Abschied ein Ende zu machen. „Solange die Allee reicht, gehe ich mit Ihnen. Dann kehre ich zurück in meinen Schatten und Sie schreiten weiter im Sonnenlicht."

Er hatte ihr den Arm angeboten. Sie nahm ihn auch. Schweigend gingen sie eine Weile dahin. „Dort unten, dort, wo die Rauchsäule der Lokomotive aufsteigt, habe ich vor drei Jahren von Ihrem Bruder Abschied genommen," bemerkte sie leise mit weicher Stimme. „Damals sagte ich voll Zuversicht: Auf Wiedersehen! Ich zweifelte gar nicht, daß wir bald wieder zusammentreffen würden. Seitdem weiß ich, daß das Leben viel öfter trennt, als vereint; darum spreche ich das Wort gar nicht mehr aus. Nein! Ich sage nur: Leben Sie wohl! Küssen Sie Ihren lieben Jungen und vergessen Sie die Einsame!"

„Angela, es thut mir weh, recht weh, von Ihnen zu scheiden. Ich weiß — ich sollte nicht, — mein Herz darf ja keine Wünsche mehr haben — aber Ihr Bild wird nicht aus meiner Erinnerung schwinden."

Sie waren stehen geblieben unter einem Ahornbaum an der Wegkreuzung. Verscheuchte Schwalben flogen in die Höhe. Die gelben Blumen am Straßenrande leuchteten grell in der Sonne, und der Duft von trockuendem Gras mischte sich mit dem Holzgeruch frischgesägter Bretter, die hier aufgeschichtet lagen.

Er hatte ihre Hände gefaßt.

„Ich habe Ihnen das Leben gerettet und fordere meinen Lohn nun beim Scheiden,"

ſagte er leiſe, ſich zu ihrem Geſicht herabbeugend.

Sie antwortete nicht; ſie ſchüttelte nur leiſe, wie flehend, das Haupt. Aber er küßte ſie auf den Mund. Dann ging er haſtig, mit einem bewegten „Leben Sie wohl!“ von ihr fort.

Sie ſtand regungslos, nachdem er ſie verlaſſen, und blickte in den flimmernden Sonnenglanz, in dem er verſchwand. Dann wiſchte ſie ſich über die Augen, als habe der Schimmer ſie geblendet und ſeufzte auf. Es war ſo ſtill in dem alten Städtchen; alles ſchien tot, ſie die einzig Lebende, die durch die leeren Straßen zurückwandelte, ſie wußte nicht wohin. Sie war ganz planlos, ganz ziellos in der Welt, und ein Entſetzen vor ihrer Einſamkeit durchfröſtelte ſie trotz der Sommerglut.

Karl ſchrieb an ſeine Frau, ſobald er nach Innsbruck zurückgekehrt war, und zeigte ihr an, daß er nach Warnhof kommen würde in den nächſten Tagen. Er behauptete, Klärchen gegenüber, er ſei wandermüde; aber er flüchtete nur zu ihr, um bei ihr wieder Frieden zu finden. Er hätte nimmer geglaubt, daß über ſein Herz, das er ſo ſicher geborgen geglaubt, noch einmal ein Sturm hereinbrechen könnte. Einen Tag wollte er in ſeinem Stadtheim in München zubringen, in den Zimmern, die von ſo viel Glück erzählten. Das ſchien ihm die beſte Heilquelle, um wieder ein braver Ehemann zu werden und die treuloſen Gedanken zu verſcheuchen.

Er war aber nur wenige Stunden zu Hauſe, als er zu ſeiner Überraſchung ein Telegramm von ſeiner Frau erhielt:

„Ich reiſe heute von Warnhof fort nach München.“

Was bedeutet das? Warum kam ſie?

Er hätte gerne noch eine Friſt gehabt, um die Unruhe, die Angela in ſeinem Weſen wachgerufen, verklingen zu laſſen; er würde Klärchen lieber draußen, auf dem Gute, in der heiteren Umgebung wiedergeſehen haben, als hier, wo ſie ſo völlig unter vier Augen waren.

„Was iſt denn geſchehen in Warnhof? Warum dieſe Abreiſe?“ frug er, faſt ungeduldig, als er ſie am Bahnhof begrüßte.

Sie vermied ſeinen Blick; ſie ſagte nur kurz: „In der Nähe iſt eine Scharlachepidemie ausgebrochen. Ich fürchtete für Hermann.“

„Wir ſollen alſo nun hier bleiben, in der öden, heißen Stadt?“ rief er ärgerlich.

Als ſie zu Hauſe angelangt waren und der kleine Junge eilfertig in ſein Stübchen lief, um die verlaſſenen Spielſachen hervorzukramen, ſchlang Klärchen die Arme um den Hals ihres Gatten, leidenſchaftlich, mit einer faſt feierlichen Rührung, als wären ſie endlos lange getrennt geweſen, und blickte ihn mit ernſten, feuchten Augen unverwandt an, als müßte ſie ihn wieder kennen lernen, Zug für Zug. Er hatte Vorwürfe erwartet über ſeine kurzen Briefe, ſeine mangelhaften Nachrichten; aber dieſe forſchende, betrübte Miene, dieſer ſtumme, bebende Mund beängſtigten, bedrückten ihn. Eine ausgeſprochene Klage hätte er zu beſchwichtigen vermocht; dieſer wortloſe Schmerz legte ſich ihm wie eine ſchwere Laſt auf das Gewiſſen. Es war ihm, als durchſchauten ihn ihre Augen, als ahnte Klärchen jede treuloſe Regung, die ihn durchzittert hatte.

Sie ſprachen ſanft und liebevoll zueinander; aber es ſchien faſt, als käme das friedliche Einverſtändnis gar nicht ſo von ſelbſt wie ſonſt, als gäben ſich beide Mühe, keinen Mißton einreißen zu laſſen. Auch das Geſpräch war ſchleppend; jedes folgte ſeinem eignen Ideengang.

Nach Tiſch ertrug Karl dieſe unbehagliche Stimmung nicht länger. Er wollte das Geheimnis, das ihn bedrückte, wenigſtens teilweiſe vom Herzen haben. „Denke dir, Klärchen,“ ſagte er möglichſt unbefangen und blies aus ſeiner Cigarre eine Rauchwolke, die ſein Geſicht einhüllte, „denke dir, ich bin mit einer Dame auf die Zugſpitze geſtiegen. Ein flottes Mädchen! Wenn du nur auch ſo gut marſchieren könnteſt!“

„Mit einer Dame?“ frug ſie, von dem Klang ſeiner Stimme, die ſie ſo genau kannte, beunruhigt. „War ſie allein?“

„Nein, ſie hatte den Führer bei ſich.“

„Nun, alſo doch allein!“

„Ja, allerdings. Sie hat keinen Mann, keinen Bruder. — Was ſoll ſie anders?“

„Ich finde das immerhin recht ſeltſam. Du haſt die ganze Tour auf die Zugſpitze mit ihr gemacht?“

„Nein; ſie ging einen anderen Weg zurück.“

„Du ſahſt ſie nicht wieder?“

Diese Frage war Karl etwas unbequem. Er nahm erst einen Schluck aus seinem Glas. „Ich bin ihr später in Innsbruck noch einmal begegnet."

„Ah! — also ihr zuliebe hast du deinen Reiseplan geändert!"

Klärchens schöne, braune Augen hatten sich angstvoll, in heißem Schrecken auf den Gatten gerichtet. Es wurde ihm sehr schwül vor dieser ernsten Inquisitormiene.

„Was fällt dir ein, Kind? Ich sah sie flüchtig wieder; sprach ein paar Worte, — das war alles!"

„Lüge nicht, Karl! Ich kenne dich zu genau. Ich höre aus deiner Stimme, ich lese aus deinem Gesicht, was du mir verheimlichen willst! Dieses Mädchen, diese emanzipierte Bergsteigerin hat dich interessiert! Darum hast du mich ganz und gar vergessen! Mir nur armselige Kärtchen in Eile hingeworfen; — ohne ein einziges, liebes Wort! Hast meine Briefe gar nicht abgeholt! Das ist schrecklich, Karl! Wir sind kaum mehr als eine Woche getrennt und gleich, gleich in der ersten Stunde, ist dein Herz einem neuen Eindruck zugänglich. Die Nächste, Beste kann es mir stehlen. Sag selbst: Ist das nicht eine traurige Erfahrung? — O! Ich habe allen Glauben an unser Glück verloren!"

Sie sprach mit einer ganz ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit. Klärchen gehörte sonst nicht zu den Frauen, die übertreiben; sie war stets so ruhig, klar und maßvoll. Gerade weil sie nicht ganz unrecht hatte, gerade weil ihn sein Gewissen anklagte, befremdete und erzürnte es ihn, daß sie sein Geständnis so tragisch aufnahm.

„Wenn ich geahnt hätte, daß dir meine harmlose Mitteilung zu einer Scene Anlaß gibt, so würde ich geschwiegen haben," sagte er heftig. „Das nächste Mal werde ich, wenn mich ein Zufall mit einer Dame zusammenführt, meinen Hut ziehen und erklären: Wenn Sie nicht umkehren, meine Gnädige, so zwingen Sie mich einen anderen Weg einzuschlagen; denn meine Frau gestattet mir nicht, einem weiblichen Wesen in die Nähe zu kommen."

Es klang gereizt, und Klärchen fühlte sich gekränkt. Die Verstimmung war da und blieb da. Sie nahm zu in den darauffolgenden Tagen. Das nachdenkliche, niedergeschlagene Wesen seiner Frau schuf Karl ein beständiges Unbehagen. Er gehörte zu den Menschen, die Kopfhängerei in ihrer Umgebung zum Trotz reizt. Wäre Klärchen lieb und heiter gewesen wie sonst, er würde recht tiefe Reue empfunden haben: ihre Märtyrermiene aber ließ ihn die Bergwanderung und die Begleiterin auf der herrlichen Höhe in ganz verklärtem Lichte erscheinen. Wie frei hatte er geatmet in der Felsenwildnis. In seinem Heim dagegen war ihm die Brust wie von einem Alp beengt. Eines Morgens, als Klärchen in seinem Zimmer Ordnung machte, fand sie Angelas Zeichnung von der Angerhütte, mit dem Tischchen, an dem Karl und sie gesessen hatten.

Karl hörte seine Frau plötzlich aufseufzen, in schwerem Leid. Er wendete sich ungeduldig zu ihr. Mit entsetzten Augen, mit verschleierter Stimme deutete sie auf das Blatt:

„Die reine Idylle! O, darnach sehnst du dich! Gesteh' es nur!"

„In der That! Heiterer bin ich damals gewesen und froher als jetzt war mir zu Mute!" gab er zurück, fast mit einem zornigen Wunsche, sie zu kränken.

Er fühlte sich grenzenlos unbehaglich in der Stadt und wußte nicht, was er mit seiner freien Zeit anfangen sollte. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er aus überängstlicher Treue, um ja nicht mehr in die Gefahr zu geraten, das fremde Mädchen zu verfolgen, seine Wanderung so rasch beschlossen hatte. Er ärgerte sich über Klärchen, daß sie Warnhof verlassen. Seine Mutter, die sehr betrübt darüber war, die Ihren nicht, wie sonst im Sommer, zu vereinen, hatte ihm geschrieben, die Abreise ihrer Schwiegertochter sei gänzlich unmotiviert; von einer Scharlachepidemie könne nicht die Rede sein. Das Gerücht lasse sich auf zwei Erkrankungen in einem Dorfe zurückführen, das aber so weit von Warnhof entfernt liege, daß der kleine Hermann wohl in der Stadt beständig einer größeren Ansteckungsgefahr ausgesetzt wäre.

Daraufhin schlug Karl seiner Frau mit größter Lebhaftigkeit vor, daß sie auf das Gut zurückreisen wollten. Aber sie weigerte sich auf das entschiedenste. „Geh du allein, Karl! Ich bleibe hier."

Sie hatte anfänglich nur wenig von den in Warnhof verlebten Tagen erzählt;

nachdem aber der Kleine mit einer großen Beharrlichkeit täglich, stündlich von „Ontel Erit“ plauderte, erwähnte auch sie zuweilen ihres Schwagers.

„Ontel Erit spielt viel schöner mit mir, als du, Papa,“ sagte der kleine Junge.

„Dein Bruder Erich singt so hübsch, Karl. Schade, daß du dein Talent so vernachlässigt hast,“ bemerkte die junge Frau.

Karl mußte so oft seinen Bruder rühmen hören, daß er einmal heftig ausrief:

„Mein Bruder ist das Familienjuwel! Das ist eine alte Geschichte! Ein Unglück für dich, Klärchen, daß du den falschen Falkenberg erwischt hast!“

Klärchen ward dunkelrot und sprach nie wieder von ihrem Schwager.

Bald darauf aber kam von diesem ein kurzer Brief, worin er seinen Besuch anzeigte.

„Du scheinst dich gar nicht zu freuen,“ bemerkte Karl, als er seiner Frau die Nachricht mitgeteilt hatte. „Du machst ein Gesicht, als hätte ich dir ein Unglück angekündigt.“

„O doch! doch!“ erwiderte sie verwirrt und ging aus dem Zimmer, um das Fremdenstübchen herrichten zu lassen. Sie sorgte mit Aufmerksamkeit für den erwarteten Gast; aber sie war noch verschlossener, noch ernster als vorher: ihr Wesen drückte eine beständige ängstliche Erregung aus. Karl kannte sein harmonisches Klärchen gar nicht mehr. Er lief aus dem Hause fort, grollend über ihre sentimentale Laune. Gegen seine Gewohnheit brachte er den Abend unter Freunden im Gasthause zu. Als er nach Mitternacht heimkam, brannte zu seiner Überraschung noch Licht in der Wohnstube, und Klärchen saß auf dem Sofa und hatte ein Buch vor sich; aber sie schien nicht gelesen zu haben, denn es war noch auf der ersten Seite aufgeschlagen.

Als er eintrat, stand sie auf und erwiderte auf seine Frage: warum sie denn nicht zur Ruhe gegangen? zärtlicher, als sie in den letzten Tagen zu ihm gesprochen hatte:

„Ich habe auf dich gewartet. Ich muß mit dir reden; ich kann den Morgen nicht herankommen lassen; — ich hätte ja doch keinen Schlaf gefunden vor Angst!“

Ihr warmer Ton machte ihn weich. Er zog sie erschrocken auf das Sofa zurück und setzte sich neben sie:

„Was ist denn, Kind? Was hast du? Du machst mir bange.“

„O ich hätte schon lange gerne ein recht vertrauliches Gespräch mit dir gehabt; aber ich wagte nicht — du warst auch gar nicht so lieb wie sonst.“

Karl wurde es wieder schwül. Er fürchtete eine Gewissensfrage; Klärchens sanftes Schmeicheln erschien ihm die Einleitung zu einer von ihm geforderten Beichte über die Tage der Trennung. Sie hatte ihren Arm durch den seinen geschlungen; sie schmiegte sich an ihn; er wußte, wenn sie jetzt die Augen zu ihm aufschlug, dann war er in ihrer Macht und mußte reuig um Verzeihung flehen. Aber sie hielt die Blicke gesenkt und begann leise:

„Ich muß dir gestehen — nicht die Angst vor dem Scharlach, nicht die Sorge um unsern Hermann hat mich von Warnhof fortgetrieben. Es war — doch ich will vom Anfange an erzählen.

„Du weißt doch, daß dein Bruder dir sehr ähnlich sieht, Karl; wenn Ihr nebeneinander steht, bemerkt man ja Eure individuellen Verschiedenheiten mehr; mir ist die Ähnlichkeit wenigstens nie so aufgefallen, wie in diesem Sommer —

Karls Miene hatte sich verfinstert.

„Sonst, wenn du mit mir in Warnhof warst, hatte ich ja auch weniger Gelegenheit mit deinem Bruder allein zu verkehren. Dieses Mal aber mußte er mir als Begleiter dienen. Er war recht liebenswürdig gegen mich, Karl. Er erwies mir alle die kleinen ritterlichen Aufmerksamkeiten, auf die ein Ehemann der eigenen Frau gegenüber verzichtet.“

„Ich denke, du hast dich über mich nie zu beklagen gehabt“ warf Karl gereizt ein.

„Nein, gewiß nicht. Aber du mußt doch zugeben, daß du mir nicht mehr den Hof machst, wie früher.“

„Und mein Bruder hat das gethan? O das ist ja sehr geschmackvoll!“

„Aber Karl — sei doch vernünftig! Er war nur so aufmerksam und höflich, wie sich's geziemt gegen einen lieben Gast. Mach' doch kein so böses Gesicht, sonst verliere ich ja allen Mut, weiter zu reden.“

„O bitte! bitte! Fahr' nur fort!“

Recht freundlich klang die Aufforderung nicht; aber Klärchen suchte wieder den Arm, den er ihr entzogen hatte, und fuhr fort:

Digitized by Google

Narciß. Nach dem Gemälde von W. H. Low.

Digitized by Google

„Ich kann nicht dafür, daß Erich mich beständig an dich erinnerte, wenn wir zusammen durch die Umgebung Warnhofs spazieren gingen; an dich in den Bräutigamstagen, in dem ersten Sommer unserer Ehe. Es war förmlich, als wachte die schöne, selige Zeit wieder auf, als wir beide als Verlobte und dann als jung verheiratet dieselben Wege gewandelt sind. Diese Erinnerung ist mir so unsagbar teuer, daß ich deinem Bruder dankbar dafür war, daß er sie mir so lebhaft auffrischte. Wenn er vorauslief, um einen Zaun für mich zu öffnen, über eine Hecke sprang, um eine Blume für mich zu holen, dann sah er genau so aus, wie mein verjüngter Karl. — Ich lebte ordentlich die Vergangenheit, den Beginn unserer Liebe noch einmal durch. Du brauchst keine so finsteren Falten zu machen, Karl. Es war wirklich nur meine Liebe für dich, die die Person deines Bruders mit einem Nimbus umgab und diesen Waldwegen eine gewisse Poesie verlieh. Ich bin allerdings auch mit Erich näher, freundschaftlicher bekannt geworden, als früher, eben weil wir zum erstenmale so aufeinander angewiesen waren. Er hat mir recht vertraulich von sich selbst erzählt, wie einsam er sich fühle, besonders im Winter, wenn der Schnee förmlich eine Mauer aufrichtet zwischen ihm und der übrigen Welt, wenn die Mutter einnickt über dem Strickstrumpf und es so still um ihn ist, daß er sein eigenes Herz klopfen hört.

„Anfänglich neckte ich ihn dann, warum er nicht heirate und zankte ihn über seinen Egoismus, ein Leben ertragen zu können, ohne jemand lieb zu haben. Er wurde aber so furchtbar traurig, — daß ich ihm nie wieder darüber gesprochen habe."

Klärchens Stimme war bei den letzten Worten immer leiser geworden; eine rechte Beklommenheit schien ihr die Brust zusammenzuschnüren; ihre Wangen brannten; sie vermied die Augen ihres Gatten.

„Erich that mir so leid, als ich als seine Vertraute einen Einblick in sein Herz gewann," begann sie nach einer Weile etwas zögernd, wieder. „Es gefiel mir, daß er dich so um dein Glück beneidete. — An dem letzten Abend aber" —

Karl hatte sich von ihrem Arm befreit und war aufgesprungen. In großer Erregung schritt er im Zimmer auf und ab.

„Am letzten Abende war ich schon zur Ruhe gegangen und hatte wohl auch eine Weile geschlafen. Ich wohnte wieder, wie sonst, in den zwei Zimmern im Erdgeschoß, entfernt von den andern. Ein Rauschen und Rascheln vor den Fenstern mußte mich geweckt haben. Ich fuhr auf mit heftigem Herzklopfen und horchte, sehr erschreckt. In der Laube schien sich etwas zu bewegen, vorsichtig, wie mit gedämpften Schritten. Ich suchte mir einzureden, es sei nur eine Täuschung meiner erregten Nerven; es sei die Katze, die auf Vögel lauere. Aber das Geräusch kam immer deutlicher an mein Ohr; es war ein Tritt von Menschenfüßen, nicht von leisen Katzenpfoten. Ich hielt mich nicht länger; mit Angstschweiß auf der Stirn, schlüpfte ich in mein Morgenkleid, in meine Schuhe und machte das Fenster auf. Da sah ich ein Gesicht mir entgegengrinzen — o Karl, ein schreckliches Gesicht! Wie eine Spukgestalt aus der Hölle! Stiere Augen, wirres Haar über einer roten heißen Stirn. Ein böses dämonisches Lachen klang mir entgegen, in Lauten, die ich noch nie gehört hatte; und der Mensch stand in Fensterhöhe, bereit sich hereinzuschwingen. Ich begreife noch nicht, daß ich nicht ohnmächtig wurde vor Schrecken. Wie eine Verzweifelte habe ich deinen Namen gerufen, — ich wußte nicht mehr, daß du so fern von mir seist! Dann riß ich das Kind aus seinem Bettchen und flüchtete aus dem Zimmer, die dunkle Treppe empor, wie von den Furien gejagt. In meiner Todesangst besann ich mich kaum, wo ich war, an welcher Thüre ich klopfte. Ich schrie und flehte nur nach Menschen. Im Finstern meinte ich, das schreckliche Gesicht hinter mir zu sehen, — das furchtbare Lachen klang mir noch im Ohr. Es dünkte mir eine Ewigkeit, bis sich endlich jemand regte:

‚Was gibt's?' Es war Erichs Stimme. Gleich darauf trat er heraus. Er war noch nicht zu Bett gewesen; aber er hatte meinen Schrei nicht gehört, da sein Zimmer auf der entgegengesetzten Seite liegt. Ich erzählte ihm, kaum meiner Worte mächtig, was mir geschehen sei. Hermann war erwacht und weinte jämmerlich. Das ganze Haus geriet in Bewegung. Erich lief sofort mit einem Knecht in den Hof, in den Garten, um nach der Ursache meines

Schreckens zu forschen. Ich glaube, er hielt meine Erzählung für ein Märchen, für eine Ausgeburt meiner Phantasie und ging nur, um mir meinen Willen zu thun und um mich zu beruhigen. Aber es fand sich bald, daß ich alle Ursache gehabt hatte, voll Entsetzen zu fliehen. Man entdeckte einen Mann, der eben unter wilden Drohungen mit einem Lichte auf die Scheune zustürzen wollte. Er hatte sich mit einer Sense bewaffnet. Vier Männer mußten ihre Kraft aufwenden, um ihn zu fesseln und in sicheren Gewahrsam zu bringen. Ein Knecht war's, der von Kindheit auf etwas schwach im Kopf gewesen; er hatte bei dem heißen Sonnenbrand mit unbedecktem Haupt gearbeitet und war plötzlich irrsinnig geworden. Er schrie mit tollen Geberden: ‚der Tag des Verderbens wäre gekommen; alles müsse zu Grunde gehen' —

„Du kannst dir denken, Karl, wie ich zitterte, wie meine Nerven in Aufruhr gekommen waren. In meine einsamen Zimmer wagte ich mich nicht mehr zurück. Ich legte das Kind in der Wohnstube auf das Sofa; es schlief gleich wieder ein. Ich trat auf die Veranda und schaute in die Sterne. Die Schönheit der Sommernacht sollte mich beruhigen. Hier wollte ich warten, bis es tagte. Nach einer Weile kam Erich, drückte mir, sehr erregt über den Vorfall, sein Bedauern aus, daß ich als Gast in seinem Hause die nächtliche Störung hatte erleben müssen, zankte mich auch über meinen Leichtsinn, im dünnen Morgenkleid im Freien zu bleiben und bat mich dringend, mich wieder zur Ruhe zu legen. Da ich mich weigerte, holte er mir einen Shawl, hüllte mich ein und setzte sich neben mich. Er suchte mich zu beruhigen, zu erheitern, zu zerstreuen, wie ein krankes Kind. Er war sehr lieb und gut zu mir. Als ich ihm dankte, daß er um meiner Furchtsamkeit willen seinen Schlaf opferte, faßte er meine Hand und sagte mit warmer Empfindung: ‚Es ist so süß, jemand beschützen zu dürfen. Eure Schwäche, Klärchen, das ist ein holder Reiz für uns.'

„Ach Karl, — ich weiß nicht, wie ich dir meine Stimmung erklären, meinen Gemütszustand beichten soll. Kann man denn überhaupt Gefühle schildern, das Unfaßbarste, das Geheimnisvollste, das über uns kommt wie aus einer rätselhaften Tiefe empor. Es ist furchtbar es zu sagen, aber die Wahrheit bleibt es dennoch: im Herzensgrunde regte sich mir eine warme Empfindung für deinen Bruder, wie er so leise mit mir plaudernd im Dunkel neben mir saß, während die Rosen im Garten dufteten, und die Sterne in ihrer feierlichen Nachtschönheit zu uns herableuchteten. Wir waren endlich ganz stumm geworden, beide. Eine schwere Beklemmung ergriff mich. Und plötzlich stand ich auf und sagte: Gute Nacht! Erich! Ich will nun doch schlafen gehen.

„‚Gute Nacht' sagte auch er fast dumpf und neigte nur den Kopf, ohne mir die Hand zu reichen. Ich wendete mich noch einmal zu ihm, um ihm den Shawl, den ich von den Schultern nahm, zurückzugeben; da neigte er sich zu mir und küßte mich auf den Mund. Du weißt, Karl, wir haben uns immer geküßt, beim Kommen und Gehen — ich kann nicht sagen, warum mich dieser Kuß so heiß erschreckte! Warum er mir wie eine Schuld erschien. Ich hatte seine Lippen mit einem Schauder auf den meinen gefühlt; ich hatte ihren Druck erwidert.

„Dann freilich eilte ich in die Wohnstube, nahm mein schlafendes Kind und trug es in mein Zimmer und verriegelte die Thüre. Ich dachte nicht mehr an den wahnsinnigen Knecht; eine viel heißere Seelenangst war in mir; — ein Grauen vor mir selber.

„Am andern Morgen bin ich fortgereist. Erich war ausgeritten. Ich sagte ihm nicht mehr Lebewohl."

Karl schritt noch immer auf und ab mit düsteren Augen, in wachsendem Groll. Klärchen sah ihm nach mit angstvollem Ausdruck.

„Begreifst du nun meine Bestürzung, Karl, als ich erriet, daß auch an dich während der kurzen Trennung eine fremde Empfindung herangetreten war? Sind wir denn der Spielball einer Macht, die stärker ist als unser Wille? Wir haben uns doch so innig lieb, wir beide, und doch — und doch" —

Karls Erinnerung an Gela, sein Schuldbewußtsein waren in diesem Augenblicke von einem gewaltigen Gefühl fortgespült, verwischt; von der Eifersucht, die sich brennend, ätzend, einschraubend wie keine andre Empfindung auf die Brust legt.

„O das ist reizend, diese Ähnlichkeit

Studie von F. Hiddemann †.

mit meinem Bruder! Man spricht nur mehr von Erich! Mir klingen beständig die Ohren von Erich! Meine eigene Frau verwechselt mich mit ihm. Die reinste Komödie der Irrungen!" rief er zornig auflachend. „Nein, Klärchen, das ist keine Komödie! Das ist bitterer Ernst! Das also war die Klage, die ich seit meiner Rückkehr in deinen Augen lese, die innere Unzufriedenheit, die du unter Mißtrauen gegen mich zu bemänteln gesucht hast! du bist unglücklich, weil ich dein Mann bin; nicht Erich. Du hast die Brüder verglichen und sehnst dich nun nach dem jüngeren, der so hübsch singt, der so amüsant, so galant ist! O gesteh' es nur! Aber ich werde morgen Erich zu verstehen geben, wie taktvoll ich sein Benehmen finde."

„Um Gottes willen, Karl, Erich kommt als dein Gast" —

„Du bist der seine gewesen. Wie ein Heiligtum sollte ich ihm meine Frau anvertrauen dürfen, und er hat es passend gefunden, dich anzuschwärmen" —

„Das habe ich nicht gesagt, Karl," stammelte sie, sehr verwirrt.

„O ich lese zwischen den Zeilen. Er hat dich verwöhnt mit Bewunderung, überschüttet mit Artigkeiten. Es war ihm ein hübscher Zeitvertreib, der Frau seines Bruders den Kopf zu verdrehen. Seitdem bin ich nicht mehr lieb und höflich genug! Du erscheinst dir als vernachlässigte, unglückliche Frau! Getrost, getrost, morgen kommt ja der Idealmensch; der schöne, bessere, edlere Falkenberg! Aber ich werde ihm den Standpunkt klar machen!"

„Karl — um Gottes willen! denke an Eure Mutter! Ein Streit zwischen Euch würde ihr das Herz brechen. O bitte, bitte, sage ihm keine harten Worte, dem armen Erich!"

„Warum ‚der arme'? Er hat dein Mitleid nicht nötig, so viel ich weiß."

Klärchens Wangen waren immer heißer, ihre Miene immer verlegener geworden.

„In welchen Konflikt stürzest du mich, Karl. Ich habe dir gebeichtet, weil es mir wie Unrecht erschien, nur das geringste treulose Gefühl vor dir zu verheimlichen, weil Mann und Frau sich alles sagen sollen. Aber ich muß mein Geständnis bitter bereuen, wenn du mein Vertrauen mißbrauchen willst. Ich sprach auch nur von mir, von mir allein — nicht von Erich. Und ich schwöre dir, er hat kein Wort zu mir gesprochen, über das du ihm zürnen müßtest. — Ich weiß gar nicht, was du ihm vorwerfen wolltest" —

„O sorge dich nicht!" rief Karl mit flammenden Augen und verließ das Gemach. Klärchen hatte ihren Gatten nie so heftig aufgebracht gesehen, nie geahnt, daß solche Wildheit und Leidenschaft in ihm schlummere.

Es war ihr sehr bang zu Mute. Sie hatte gehofft, daß die Unruhe von ihr weichen würde, sobald sie ihrem Gatten gebeichtet, von welch' wunderlicher Stimmung sie einmal ihrem Schwager gegenüber erfaßt worden. Nun hätte sie doch alles d'rum gegeben, das Geständnis ungeschehen zu machen. Sich selbst hatte sie anschuldigen und anklagen wollen, nicht Erich. Eines hatte sie ja ihrem Gatten verschwiegen: das Traurigste. Sie konnte in der That nicht daran zweifeln, daß ihr Schwager eine unglückselige Leidenschaft fühle für sie, für die Frau seines Bruders.

Der Moment war ihr unvergeßlich, als sie ihn gefragt, warum er keine Frau ge-

Digitized by Google

nommen habe, und er ihr so tieftraurig erwidert hatte:

‚Es ist ein eigen Ding um die Sympathie; um jenes höchste Vertrauen, das man ‚Herzensliebe‘ nennt. Ich kenne der hübschen Mädchen genug, die ich achte, die mir gefallen, die ich für fähig halte, einen Mann zu beglücken, aber der Wunsch, mein ganzes Leben mit einem dieser Mädchen zu teilen, erwacht nicht; es regt sich nichts in meinem Herzen. Die eine aber, für die ich diese Sympathie, dieses höchste Vertrauen empfunden hätte, die eine, die mein Herz wollte, — sie ist unerreichbar für mich, — ist für mich verloren!‘

Dabei hatte er sie angeblickt, so ernst, so wehmutsvoll, mit solchem Seelenschmerz. Mit einem schweren Seufzer hatte er hinzugefügt:

‚Das ist mein Mißgeschick, liebes Klärchen. Karl hatte Glück, ich hatte keins‘ —

Seit dieser Stunde war's ihr so weich und traurig um's Herz; seitdem nannte sie ihn in Gedanken ‚den armen Erich.‘ Um seinetwillen war sie aus Warnhof geflohen. Aber sein Entschluß in die Stadt zu kommen, in ihre Nähe, in ihr Heim, hatte sie erschreckt. In wahrer Angst vor der Herzerschütterung, die ihr bevorstand, wenn er nun um sie weilte mit seiner hoffnungslosen Liebe, war sie zu ihrem Gatten geflüchtet. Und nun hatte sie selbst ihm einen schlimmen Empfang bereitet. Sie sah ihn wieder vor sich, wie er mit seinem frischen Gesicht und seinen glänzenden Augen in den Hof ritt, dem kleinen Hermann ein lustiges Wort zurief und ihr in seiner herzlichen Art einen guten Morgen wünschte. Jedesmal hatte sie dann gedacht:

„Was für ein lieber Mensch er ist.“

Und nun sollten sich um ihretwillen die Brüder entzweien, ihr Söhnchen den geliebten Onkel verlieren, — sie den Freund. —

Sie schlief gar nicht in dieser Nacht und stand am Morgen auf, mit bleichem Gesicht, in dem die Augen größer noch und dunkler als sonst erschienen.

Erst gegen Abend sollte Erich ankommen. Karl verließ gleich nach dem Frühstück das Haus; er hatte nur mit dem Kind gescherzt, an seine Frau kaum das Wort gerichtet. Klärchen begann sich wie sonst zu beschäftigen; aber sie war so zerstreut, daß sie beständig die Schlüssel verlegte und trotz der musterhaften Ordnung in ihren Schränken nicht fand, was sie suchte; daß sie Hermanns Baukasten in die Küche trug und das Früchteglas in das Kinderzimmer.

Ein Besuch wurde gemeldet, — eine Dame.

„Ach Gott“ seufzte sie. „Wer denn, wer ist's“ frug sie ungeduldig die Dienerin.

„Ich kenne die Dame nicht. Sie war nie bei Ihnen, gnädige Frau.“

Nachdem Klärchen versäumt hatte, sich verleugnen zu lassen, mußte sie doch in den Salon treten und sehen, wer ihrer wartete, so wenig sie sich auch in der Stimmung fühlte, höfliche Gespräche zu tauschen. Eine

Studie von F. Hiddemann †.

hohe weibliche Gestalt in einer einfachen, aber sehr geschmackvollen Sommertoilette verneigte sich vor ihr. Sie blickte sie befremdet an.

„Mit wem habe ich das Vergnügen" —

„Mein Name ist Angela Dorner. Ich weiß nicht, ob Sie denselben schon gehört haben. Ich bin mit Ihrem Manne auf der Zugspitze gewesen und da ich durch diese Stadt reiste, empfand ich ein so lebhaftes Interesse, Sie kennen zu lernen, gnädige Frau, daß ich alle Bescheidenheit hintenansetzte und zu Ihnen kam."

Klärchen war zusamengezuckt; mit nicht eben freundlicher Miene deutete sie auf einen Stuhl. Feindselig prüfend, betrachtete sie die schlanke, große Gestalt. So sehr sie dazu geneigt war, sie konnte nichts Unweibliches, Emanzipiertes an der Erscheinung finden, und das energische Gesicht weckte ihr sogar ein gewisses Wohlgefallen. Auch Gela sah die junge Frau forschend an.

„So also bist du?" schienen die sich begegnenden Augenpaare zu sagen.

„Ich bedaure nur, daß mein Mann nicht zu Hause ist" bemerkte Klärchen dann etwas spitz. „Ich denke, Ihr Besuch wird mehr ihm als mir gegolten haben."

„Nicht doch — im Gegenteil. Ich sah Ihren Mann an dem Hotel, in dem ich abgestiegen bin, vorübergehen. Weil ich ihn abwesend wußte, darum kam ich."

Wieder eine kurze, unbehagliche Pause. Man hörte aus dem Nebenzimmer ein Kinderlachen.

„Das ist wohl das Stimmchen Ihres Kleinen, gnädige Frau? Darf ich ihn nicht sehen?" bat Gela.

Hermann wurde hereingeführt, und das Mädchen faßte seine Händchen und blickte ihn mit sichtlicher Bewunderung an.

„Deine Photographie sah ich schon, mein kleiner Mann —" sagte sie, ihm über die blonden Härchen streifend. „Ein so offenes, treuherziges Gesicht, — das zeigte sich auch auf dem Bilde" fügte sie, zu der Mutter gewendet, hinzu.

„Wo hast du mich gesehen?" frug der Kleine, ihr recht vertraulich auf den Schoß kletternd.

„O auf einem hohen Berg, auf den du auch einmal steigst, wenn du groß bist!"

„Ja, mit dem Papa! Ich weiß schon, wie der Berg heißt: die Zugspitze" —

„Sie sind mit meinem Manne in einem Unterkunftshause zusammengetroffen?" frug Klärchen, welche die Zärtlichkeit des Mädchens für ihren Sohn etwas milder stimmte.

„Nein, schon unterwegs. Es war ja so drollig — hat Ihr Mann Ihnen nicht davon erzählt? — daß ich ihn mit seinem Bruder verwechselte und wie einen Bekannten begrüßte?"

Klärchen war sehr rot geworden, als die Rede auf ihren Schwager kam. Ihr Erstaunen über diesen unerwarteten Besuch, die Neugier, der Groll, die Unruhe, welche ihr die Fremde weckte, hatten für einige Augenblicke den Gedanken an Erich in den Hintergrund gedrängt.

„Sie kennen meinen Schwager?"

„Nur flüchtig. Ich traf ihn auf einer Reise. Es ist drei Jahre her, und ich bin ihm seitdem nicht wieder begnet. Sie finden doch auch, gnädige Frau, daß die Brüder sich zum Verwechseln ähnlich sehen?"

„Allerdings."

Klärchen war zu verwirrt über diese Frage, um mehr zu erwidern. Angela aber ersah aus den kurzen Antworten, die sie erhielt, daß ihr Besuch unwillkommen sei. Sie ließ den Kleinen von ihrem Schoß gleiten und stand auf.

„Leb wohl, mein lieber kleiner Kerl," sagte sie.

Hermann gab pflichtschuldigst sein rechtes Händchen, machte einen Knix, und da er sich als entlassen betrachtete, lief er wieder zu seinen Bleisoldaten.

„Ich fühle wohl, daß ich nicht hätte kommen dürfen," bemerkte nun Angela, indem sie der jungen Frau, die ihr etwas verlegen gegenüber stand, mit einem traurigen Blick die Hand reichte. „Wer so allein in der Welt steht, wie ich, der gewöhnt sich allzu sehr daran, den Eingebungen des Moments, einem plötzlichen Wunsche zu folgen. Ich habe mit Ihrem Gatten eine sehr ernste und eine sehr schöne Stunde erlebt. Vielleicht hat er Ihnen erzählt, daß ich ohne seine Geistesgegenwart in den Abgrund geschleudert worden wäre?"

Klärchen nickte, obwohl Karl von diesem Zwischenfall kein Wort erwähnt hatte.

„Der klare, herrliche Morgen — das ist die frohe Erinnerung nach der düsteren. Mein Leben ist nun im allgemeinen so grau und farblos, so leer an Eindrücken, daß

mir dieser eine Tag recht ereignisreich erscheint. Können Sie nun vielleicht das Verlangen begreifen, die Frau des Mannes kennen zu lernen, mit dem ein Zufall mich gerade bei dieser Bergwanderung zusammengeführt hatte? Verzeihen Sie mir, wenn Ihnen das unpassend, zudringlich scheint."

In der Stimme, in den Augen des Mädchens war ein Ausdruck, der Klärchens Feindseligkeit besiegte. Im ersten Moment, als sie den Namen gehört, hatte ihre Phantasie, die schon durch die Scene am letzten Abend, durch die schlaflose Nacht sehr erregt war, ihr die tollsten Schreckbilder vor die Seele gerufen: daß das Mädchen nur hergekommen sei, um ihr den Gatten zu rauben, sie aus ihrem Heim zu verdrängen, daß die Fremde ihr mit einem lebhaften Triumphe erzählen würde, wie sehr ihr Mann während seiner Reise sein Heim und sein Weib vergessen habe.

Aber aus dem ernsten Gesicht sprach vielmehr Trauer als Triumph; viel eher eine müde Resignation als keckes Selbstbewußtsein. Jede Bewegung, jedes Wort des Mädchens verriet ihr, daß sie wohl eine freie, nicht nach dem gewöhnlichen Maß zu beurteilende Natur vor sich habe, aber sicherlich keine kokette Intrigantin.

Vielleicht sah Klärchen auch in dem scharfen Licht, das zum Fenster hereinfiel, daß die Fremde jenen allerersten, rosigen Jugendduft nicht mehr besaß, der ihr als eine allzu gefährliche Konkurrenz erschienen wäre. Jedenfalls regte sich in ihr plötzlich eine Anwandlung von Größe. Sie wollte ihren Gatten beschämen, gründlich beschämen. Er hatte dem eigenen Bruder Vorwürfe, Zank, Streit geschworen, aus Eifersucht; sie aber würde sich erhaben zeigen über solch kleinliche Regungen. Mit verändertem Tone wendete sie sich an das Mädchen:

„Liebes Fräulein, Sie müssen meinen frostigen Empfang entschuldigen. Man hat mir oft zum Vorwurfe gemacht, daß ich gegen Fremde scheu und zugeknöpft sei. Es liegt das in meiner Art. Aber Sie sollen mich näher kennen lernen und dann werden Sie sehen, daß mein Mann keine ganz unliebenswürdige Gefährtin besitzt. Machen Sie mir die Freude, heute Abend bei mir zu essen. Ich möchte meinen Mann mit Ihrer Gesellschaft überraschen. Er wird sich freuen, Reiseerinnerungen mit Ihnen zu tauschen, und ich höre doch auf diese Weise auch eine recht genaue Schilderung der schönen Bergtour. Nicht wahr, Sie nehmen an und ich darf Sie um acht Uhr erwarten?"

Wenn Klärchen lieb sein wollte, so hatte sie eine sehr bestrickende Art zu bitten.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß sie meinen barocken Einfall, Ihnen in's Haus zu laufen, so freundlich aufnehmen," erwiderte Angela. „Ich komme gern. Ich werde nach diesen Stunden freilich für lange, wohl für immer von Ihnen Abschied nehmen müssen, denn morgen früh reise ich fort — und in wenigen Wochen bin ich über dem Ocean."

„Ach!" sagte Klärchen bedauernd. Aber im tiefsten Grunde des Herzens fühlte sie eine Erleichterung.

„Auf Wiedersehen aber heute," bat sie noch einmal sehr herzlich.

Jetzt, nachdem sie wußte, daß Angelas Besuch nur von so kurzer Dauer sein würde, konnte sie sich erst ganz unbefangen ihrer Einladung freuen. Obwohl ihr noch immer ein rechter Druck auf dem Herzen lag, mußte sie doch lächeln über den Trumpf, den sie gegen ihren Gatten ausspielen konnte. Ob er wohl verlegen werden würde bei Angelas Anblick?

Jedenfalls konnte die Gegenwart der Fremden nur wohlthuend wirken, wenn die Brüder wirklich in Streit gerieten.

Vor allem mußte die Überraschung gewahrt bleiben. Während des Mittagessens beschäftigte sie sich auf das lebhafteste mit dem kleinen Hermann, um diesen zu hindern, an den Besuch der Dame zu denken und denselben zu erwähnen. Karl war düster und wortkarg.

„Ich gehe nun zur Bahn, um Erich abzuholen," sagte er, als die Zeit herangekommen war.

Klärchen erschrak über seinen Gesichtsausdruck. Es schien ihr sehr unbehaglich, die Brüder gleich in der ersten Viertelstunde allein zu lassen.

„Aber Hermännchen hatte sich so gefreut, den Onkel am Bahnhof zu empfangen," warf sie schüchtern ein.

„O ja, o ja, Papa!" beteuerte der Kleine und fing, wie schwer in seinen Rechten gekränkt, sofort zu weinen an.

Karl war ein schwacher Vater — wie

mancher andre. Trotz seiner üblen Laune, dem Kindertwunsche konnte er nicht widerstehen.

So fuhren denn alle drei mit dem Pferdebahnwagen zum Bahnhof.

Klärchen hatte heftiges Herzklopfen, als der Zug in die Halle einrollte; auf Karls Zügen stand keine freudige Erwartung geschrieben, nur Ungeduld, seinem Groll Luft zu machen.

Als aber die Wagenthüre geöffnet wurde und der blonde junge Mann heraussprang, dem Bruder herzlich die Hand schüttelte, seine Schwägerin unbefangen begrüßte und dann den ihm entgegenjubelnden Neffen emporhob, da schienen vor seinem sonnigen Wesen alle drückenden Schatten fortzuweichen.

Wenn die Brüder nebeneinander schritten, zeigte sich, trotz aller Ähnlichkeit, doch die Verschiedenheit, die besonders der Beruf ihren Erscheinungen aufprägte. Karl wirkte bleicher, zarter, neben dem gebräunten, wie von Landluft durchfrischten jungen Gutsbesitzer. Auch Erichs Gang war nicht der des Stadtmenschen, der immer geradezu läuft, seinem Ziele nach, ohne rechts und links zu blicken. Er sah in den Straßen hunderterlei Dinge, die seine Neugierde, seinen gutmütigen Spott hervorriefen. Ein lustiger Mensch ist wie ein von Kopf zu Fuß Gepanzerter. Jedes böse ernste Wort, das als scharfer Pfeil gegen ihn abgesandt wird, prallt wie an einem Schilde an seiner heiteren Laune ab und verliert die Spitze, weil sein Lachen es pariert. Karl erregte mit seinem frostigen Benehmen gegen den Bruder anfänglich nur dessen Mitleid.

„Bist du ein Grillensänger geworden! Das kommt davon, weil du stets in der Stadt bleibst. Die Mutter ist natürlich sehr böse über dich, daß du dich nicht in Warnhof blicken läßt. Du brauchtest dein Erstgeburtsrecht gar nicht mehr für ein Erbsenmus zu verkaufen, wie's der haarige Esau gethan haben soll — er muß schon sehr hungrig gewesen sein, der arme Kerl — in ihrem Herzen bist du nicht mehr Majoratsherr," spottete Erich.

„O, das ist eine alte Geschichte," gab Karl nicht eben freundlich zurück, „daß nicht die Erstgebornen, sondern die Nesthäkchen die Lieblinge der Mütter sind. Du brauchst darauf gar nicht zu pochen."

Fällt mir auch gar nicht ein. Ich weiß, Mütter sind wandelbar wie alle Frauen. Wenn du heute oder morgen nach Warnhof fahren würdest, so wärst du der Gefeierte, der Bevorzugte, und man schlachtete — um wieder biblisch zu reden — wenn auch kein Kalb, so doch einen fetten Indian dir zu Ehren."

Als man zu Hause angelangt war und Karl seinen Bruder in das Gastzimmer führte, hatte Klärchen wieder große Angst, der gefürchtete Moment des Streites könne jetzt heranrücken. Sie horchte gespannt, ob keine lauten Stimmen vernehmbar wurden, und rief dann mit einem plötzlichen Einfall:

„Hermannlein, lieber Schatz! lauf doch in Onkels Zimmer und bring' ihm den Strauß, den du für ihn gepflückt, und frag' ihn nach dem lieben, braunen Füllen in Warnhof und nach dem Bello und der weißen Miez."

Höchst wichtig trippelte der Kleine fort. Sie wußte, nun wurden die beiden den kleinen Plagegeist nicht so leicht wieder los und in Gegenwart des Kindes konnte Karl doch den Zank mit Erich nicht vom Zaune brechen. Die Brüder traten denn auch nach einer Weile mit ganz ruhigen Gesichtern ein. Sie kannte Karls Miene ganz genau: noch hatte er nichts gesagt; er lauerte noch auf eine Gelegenheit. In der That, der Groll auf den Bruder prickelte ihm durch alle Adern; er war ärgerlich, ihn so heiter zu sehen; er zürnte Erich, weil er ihn selbst ganz liebenswürdig finden mußte. Aber es ward ihm schwerer, als er gedacht, mit einem Vorwurf gegen ihn herauszuplatzen. Er konnte ihm doch nicht ins Gesicht schreien: Unverschämter, wie kannst du wagen, meiner Frau zu gefallen? Aber er widersprach dem Bruder beständig, und Klärchen fühlte, daß allmählich Erichs Heiterkeit erlahmte, daß der Unfrieden wie ein graues Gespenst in einem Winkel lauerte, bereit an sie heranzukriechen. Sie überbot sich an Lebhaftigkeit, um dem Gespräch immer wieder eine harmlose Wendung zu geben. Karls Eifersucht aber steigerte sich, weil er bemerkte, wie ungewöhnlich seiner Frau die Zunge gelöst war, wie ihre Wangen sich röteten, wie erregt sie wurde durch die Nähe ihres Schwagers. Man fing an über Politik zu reden. Ein gefährliches Thema, denn die Brüder hatten von jeher verschiedene Ansichten vertreten. Es ward immer schwüler.

Digitized by Google

Vom Sturm geja
(Verlag der Photograph

m gezeigt. Von K. Raupp.
tographischen Union in München.)

Klärchen mischte sich absichtlich mit naiven Fragen ein, um das Gespräch nicht ernst werden zu lassen.

„Ich bitte dich, Kind, kümmre dich nicht um Politik“ sagte Karl ungeduldig. „Davon verstehen Frauen nichts, brauchen auch nichts davon zu verstehen.“

„Laß dir das nicht gefallen, Schwägerin. Kluge Frauen verstehen alles,“ warf Erich hin.

Eine galante Redensart. Aber Karl griff die Phrase auf.

„Ja, das ist die bei Euch Junggesellen beliebte Manier, den Damen Schmeicheleien zu sagen, an die Ihr selbst nicht glaubt. Schöne Worte reden — das ist gar keine Kunst! Aber die Frauen halten jedes Kompliment für bare Münze und bilden sich ein, wunder wie edel und gut Ihr von ihnen dächtet. Wenn's Euch Ernst wäre mit Eurer Huldigung, warum zeigt Ihr das nicht durch die That? Warum nimmst du dir nicht eine Frau, Erich, wenn du glaubst, daß sie alles verstehen?“

„Hör' einmal, Karl, das war doch wirklich kein Anlaß, dich zu ereifern!“ erwiderte Erich mit einem fragenden Blick auf Klärchen und mit einem großen Befremden. Dann, von Karls Gesichtsausdruck gereizt, fügte er hinzu:

„Ich meine, ob ich eine Frau nehme oder nicht, — das ist doch meine Sache!“

„Natürlich!“ rief Karl höhnisch. Nun da er einmal den Vorwand gefunden, hämmerte ihm das Blut zu heiß an die Schläfen, um ihm noch eine maßvolle Zurückhaltung, ein Verschweigen seines eifersüchtigen Grolls möglich zu machen.

„Meine Sache aber ist's, mir zu verbitten, daß du meine Frau gegen mich aufhetzest; daß du ihr mit höflichen Phrasen den Kopf verdrehst und ihr Verhaltungsmaßregeln gibst, was sie sich von mir gefallen lassen soll oder nicht.“

Was Klärchen seit gestern als Schreckbild vor sich gesehen, war nun Wirklichkeit geworden. Die beiden Brüder standen sich gegenüber mit heißen, finsteren Gesichtern und ihre Augen funkelten sich ganz feindlich entgegen. Auch Erich hatte seine Ruhe verloren.

„Sag's gleich heraus, Karl, wenn dir mein Besuch unlieb war,“ rief er gekränkt. „Ich hab's schon am Bahnhof an deinem eiskalten Empfang gemerkt, daß ich dir nicht willkommen sei. Du hättest mir ja nur zu schreiben brauchen, daß ich wegbleiben soll. Übrigens kann ich ja sogleich wieder gehen — es gibt Hotels in der Stadt!“

Im selben Moment wurde an die Thür geklopft. Klärchen hatte in ihrer Herzensangst während der letzten peinlichen Minuten ihren Gast ganz vergessen gehabt und sich verzweifelnd den Kopf zerbrochen, wie sie diesem Wortwechsel ein Ende machen könnte. Nun mußte sie förmlich einen Jubelruf unterdrücken, als sie die Fremde auf der Schwelle sah und es kostete ihr keinerlei Überwindung, Angela mit warmer Herzlichkeit zu begrüßen. Sie erschien ihr wirklich wie ein guter Engel, gerade in diesem Augenblicke.

Die plötzliche Erscheinung des Mädchens wirkte geradezu verblüffend.

Die beiden Herren, die eben so lebhaft und hitzig gesprochen hatten, standen scheu und stumm und starrten sie an. Karl traute wirklich seinen Augen kaum. Er blickte bald auf seine Frau, bald auf die schlanke Gestalt Angelas, die in dem glatten, schwarzen Seidenkleide etwas Hoheitsvolles, Fürstliches hatte, und fand nicht allsogleich ein Wort der Begrüßung. Klärchen brach zuerst das beklommene Schweigen.

„Nicht wahr, Karl, — diese Überraschung ist mir einmal gelungen! Das Fräulein hat mich heute Morgen besucht, und ich forderte sie auf, uns abends das Vergnügen zu machen. Wunderbarer Weise habe ich mich diesmal mit keiner Silbe verraten, — zu Weihnachten passiert mir das nämlich immer, wenn ich meinen Mann überraschen möchte.“

„Das ist wirklich eine unerwartete Freude!“ rief Karl, nun erst Angela die Hand reichend. Auch seiner Frau warf er einen warmen, dankbaren Blick zu. Er fühlte sich wirklich von ihr beschämt; auch wollte er sich vor Angela von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen. Ein Moment hatte genügt, um den streitsüchtigen, übellaunigen Ehemann in den heitersten, gastfreundlichsten Gesellschafter zu verwandeln.

Erich aber blieb stumm und ernst im Hintergrunde.

Angela war zusammengezuckt, als sie beim Eintreten die beiden Brüder vor sich gesehen. In einer ihr ungewohnten Be-

fangenheit hatte sie kaum gewagt, Erich anzublicken, sondern eine Weile mit raschem klopfendem Herzen gewartet, daß er auf sie zutreten, sie begrüßen würde. Er hatte auch im ersten Moment eine Bewegung gemacht, ihr entgegen, — sich aber dann, wie vor ihrer Miene zurückgeschreckt, nur tief vor ihr verneigt.

Da Karl und Klärchen voraussetzen mußten, daß ihre beiden Gäste sich schon getroffen hatten, wurden sie einander nicht vorgestellt und bei der zwischen den Brüdern herrschenden Verstimmung erwähnte Karl auch nicht, auf welche Weise er das Fräulein kennen gelernt habe.

Man ging bald darauf zu Tisch. Erich bot seiner Schwägerin den Arm; Karl führte das Fräulein. Er war sehr aufgeräumt und munter, während die drei übrigen Mühe hatten, ihre innerliche Gedrücktheit zu verbergen. Klärchen fand ihren Gatten zuvorkommender und aufmerksamer gegen die Fremde, als ihr lieb war und überdies bebte in ihrem Gemüt noch der Nachhall der eben stattgehabten Scene zwischen den Brüdern. Nach Erichs Miene ließ sich wohl schließen, daß er sich schwer beleidigt fand und die Worte des Bruders nicht vergeben und vergessen wollte. Er saß gegen seine sonstige Art steif und wortkarg am Tische und berührte die Speisen kaum. Angela aber fühlte sich durch sein Benehmen gekränkt. Es machte sie geradezu verlegen, daß sie so offen von ihrer warmen Erinnerung an den jungen Mann gesprochen hatte, der ihrer früheren Begegnung mit keinem Worte erwähnte, der sich den Anschein gab, als habe er sie nie gesehen. Aber wenn er auch ihre gemeinschaftliche Fahrt vergessen hatte, warum ließ er sich ihr dann nicht vorstellen? Warum sah er sie nur beständig mit so ernst forschenden Augen an, ohne wenigstens der Höflichkeit zu genügen, die in einem kleinen Kreise es jedem zur Pflicht macht, zur Unterhaltung beizutragen? Ein für gewöhnlich wortkarger Mensch, der schweigsam am Tische sitzt, pflegt das Behagen der anderen nicht zu stören. Wenn aber ein sonst heiterer Gesellschafter plötzlich in einen steinernen Gast verwandelt ist, so lastet ein Bann, ein Frost auf den übrigen, der sich nicht abschütteln läßt.

Klärchen setzte sich nach Tisch ans Klavier und sang ein paar muntere Lieder, ohne Erfolg für die Stimmung. Sie hatte selbst ein paarmal gegen Thränen zu kämpfen gehabt.

„Wie schön ist es gewesen vor zwei Wochen auf der Zugspitzhöhe!“ seufzte Karl, zu Angela gewendet.

„Ja, ich freue mich so, daß ich die Berge noch einmal in ihrem vollen Zauber gesehen habe. Es war ja mein Abschied von ihnen. Ich habe mich nun doch entschlossen, noch im nächsten Monat nach Amerika zu reisen. Es sind weitere Briefe von dort gekommen; meine Mutter wünscht so dringend, daß ich gehe — es ist besser, ohne langes Besinnen ein Ende zu machen.“

Sie sprach mit einer schwermütigen Ergebenheit, die Karl eigentümlich ergriff. Hatte sie die Begegnung mit ihm zu dem raschen Entschluß getrieben, wollte sie den Ocean zwischen sie beide legen, als ewige Kluft?

Er hätte ihr gerne ein warmes Wort gesagt, aber Erichs und Klärchens Augen waren auf sie gerichtet.

Angela stand auf, um sich zu verabschieden. Es trat wieder eine etwas schwüle Pause ein. Einer der Herren mußte der Dame das Geleite geben. Karl hätte das natürlich mit größter Freude gethan; er scheute sich nur, vor seiner Frau seine Ritterdienste anzubieten. Da aber Erich während des ganzen Abends in seinem düsteren Schweigen verharrt hatte und auch jetzt nicht die Lippen öffnete, sagte Karl doch endlich:

„Sie gestatten, Fräulein, daß ich Sie in Ihr Hotel bringe?“

Er hatte den Satz noch nicht vollendet, als ihm einfiel, daß auf diese Weise Erich mit Klärchen zurückbleiben würde, der beleidigte Bruder und die Frau, die heute zum allererstenmale Grund hatte ihm zu zürnen. Der Gedanke war ihm doch sehr unbehaglich.

Klärchen aber hatte, als ihr Mann sich der Dame als Begleiter anbot, in dem Gesicht ihres Schwagers einen Ausdruck gesehen, der ihr zu denken gab.

„Ach, es ist so schön draußen,“ rief sie; „ich hätte eigentlich noch die größte Lust einen Spaziergang zu machen. Wir wollen alle zusammen gehen — ist es dir recht, Erich?“

Digitized by Google

„O ja, gewiß!“ erwiderte dieser zerstreut und gedankenabwesend, wie er den ganzen Abend gewesen.

Als man aus der Thüre trat, suchte Karl an Angelas Seite zu kommen, aber Klärchen hing sich an den Arm ihres Gatten und sagte, ihn etwas boshaft anlächelnd:

„Man geht viel besser paarweise, findest du nicht auch, lieber Karl?“

Erich hatte auch sofort dem Fräulein seine Führung angeboten und sobald er ihre Hand auf seinem Arm fühlte, beschleunigte er seine Schritte, sodaß sie außer Gehörweite der anderen kamen. Und nun sah er ihr plötzlich mit einem heißen Blick in die Augen und frug mit einer vor Aufregung bebenden Stimme:

„Nun endlich sollen Sie mir sagen, ob Sie denn wirklich vergessen haben, daß wir uns schon einmal im Leben begegnet sind?“

Angela sah ihn überrascht an und verbarg ihm ihre Gereiztheit nicht.

„Ich meine, Herr von Falkenberg — es wäre an Ihnen gewesen, mich als Bekannte zu begrüßen. Ich würde Sie dann nicht verleugnet haben. Ich besitze leider ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Da Sie aber das Ihre im Stiche zu lassen schien —“

„Fräulein, stellen Sie sich vor, ein Mensch hätte, sagen wir auf einer Reise, eine Melodie gehört, die ihm das Herz ganz wundersam bewegte, die er gar nicht vergessen und doch nicht wiederfinden konnte. Er suchte, suchte nach diesem ersehnten Klang, ziellos, hoffnungslos, bis er sich endlich gestehen mußte, daß er eben so gut nach einer einzelnen Welle im Meere, nach einem einzelnen Sterne am Sommerhimmel begehren könnte, wie nach diesem verhallten, verlorenen, lieben Laut. Und plötzlich, als er längst den Glauben an das Wiederfinden aufgegeben hat, in einer ganz prosaischen, in einer unerfreulichen Stunde sogar, klingt die Melodie wieder an sein Ohr. Können Sie begreifen, daß der Mensch vor holdem Schrecken ganz sprachlos, ganz starr wird?“

Sie antwortete nicht; sie ging mit gesenktem Haupt neben ihm. Man hörte Klärchens Lachen hinter ihnen. Gerade weil diese bemerkte, daß ihr Gatte das Gespräch der Voranschreitenden gerne belauscht hätte, plauderte sie auf das lebhafteste und es machte sie lustig, mit arglosser Miene diese kleine Rache an Karl auszuüben.

„Der Vergleich kann Ihnen vielleicht einigermaßen meine Empfindung erklären, als ich Sie so unerwartet vor mir sah,“ begann Erich wieder. „Sie haben ja keine Ahnung, wie unvergeßlich mir die Reise über den Brenner in Ihrer Gesellschaft gewesen ist, mein Fräulein. Wir hatten ja gar nicht ernst, nein, sogar sehr ausgelassen miteinander gesprochen, aber der Eindruck war doch ein unbeschreiblich tiefer für mich. Ich kann wirklich sagen: mit Schnellzugsgeschwindigkeit war ich mit Ihnen bekannt und vertraut geworden; aber so rasch war leider auch der Abschied. Da stand ich auf dem Perron, hörte die Lokomotive pfeifen; der ganze Übermut des wunderbaren Frühlingstages war noch in mir; ich betäubte meinen Trennungsschmerz mit dem lieben Wort „Auf Wiedersehen,“ das Sie mir zuletzt gesagt; vergnügt winkte ich mit dem Hut, sah Ihr Gesicht sich noch einmal herausneigen, — und mit einer ganz versteinernden Bestürzung fällt mir ein, — erst in dem Augenblicke, als der Zug sich in Bewegung setzt: Ich weiß ja gar nicht wie sie heißt! nicht wo sie lebt!

„Wie findet man ein Menschenkind wieder im großen Deutschland, dessen Namen man nicht kennt?“

„Sie sehen ja, wir haben uns dennoch wiedergefunden. Die Welt ist rund,“ gab sie mit einem ruhigen, kühlen Ton zurück, der gegen seine hastige, von innerer Ergriffenheit zeugende Rede merkwürdig abstach. „Ich gestehe, daß ich mir das Wiedersehen mit Ihnen heiterer gedacht hätte. Heute Abend ärgerte ich mich über Sie. Ihr Benehmen hat mir sogar gänzlich die Stimmung verdorben. Ich erschien mir lächerlich vor Ihrem Bruder, weil ich wie von einem Bekannten von Ihnen gesprochen hatte!“

„Wie ein Bekannter konnte ich sie nicht begrüßen; das war viel zu wenig, war viel zu alltäglich. Ich vermochte auch aus Ihrem Gesichte nicht zu entnehmen, ob Ihnen die Erinnerung an unsere Begegnung angenehm sei oder nicht. Mir aber ist sie ein so teurer, schmerzlich gehüteter Schatz, daß ich vor anderen nicht daran rühren wollte, daß es mich ganz aus der Fassung gebracht haben würde, eine kühle Antwort von Ihren Lippen zu bekommen. Aber glauben Sie mir, Fräulein, auch wenn mir diese Minuten

Digitized by Google

des Alleinseins nicht vergönnt worden wären, ich hätte mir doch heute noch eine Unterredung ertrotzt, auch auf die Gefahr hin, Ihnen in Ihr Hotel nachlaufen zu müssen. Der tollste Schritt würde mich nicht zurückgeschreckt haben. Heute noch mußte ich aus Ihrem Munde vernehmen, ob ich recht gehört habe, ob Sie wirklich meinem Bruder erzählten, daß Sie fort wollen — nach Amerika?"

Er sah ihr mit heißer Ungeduld in das Gesicht, das sehr bleich erschien in dem Schein der Glasflammen.

„Ja! es ist so!" gab sie zurück.

Sie fühlte wie der Arm zuckte, auf dem ihre Hand lag.

„Warum gehen Sie? Was wollen Sie in Amerika?" stieß er hervor mit verschleierter Stimme.

„Ich werde mich dort verheiraten."

Ein heiserer Laut entfuhr seinen Lippen.

„Sich verheiraten? An einen geliebten Mann? Also Ihr Herz zieht Sie über den Ocean?" sagte er dann mit verändertem Tone, anscheinend sehr ruhig und gelassen.

„Nein. Ich werde einen Mann heiraten, der mir fast fremd ist. — eine Vernunftehe."

„Das können Sie? Das wollen Sie?"

„Ich will es nicht. Ich weiß auch kaum, ob ich es können werde," erwiderte sie mit ihrer müden Resignation. „Aber das Leben zwingt einen zu mancherlei, besonders ein Mädchen. Ich weiß nicht, wo ich einmal den naiven Vers gelesen habe, der mir nun oft im Kopfe klingt: ‚Das kleinste Sternelein hat seine feste Bahn — Drum gibt's so mildes Licht — Nimm dir ein Beispiel d'ran.'

„Damals, als ich Sie kennen lernte, war ich noch ein kleines Sternelein, das seine feste Bahn besaß. Ich hatte meine Mutter, der ich unentbehrlich schien, meine steten Pflichten, unseren Bekanntenkreis. Seitdem hat meine Mutter in einer zweiten Ehe ein neues Glück gefunden, ein Heim, ein Kind. Ich aber bin aus meiner Bahn herausgeschleudert, bin ein Komet, der haltlos herumirrt. Wie sehr ich das bin und wie sehr die Menschen geneigt sind, solch irrenden Kometen für einen Unglücksboten anzusehen, ich habe es nie so deutlich empfunden als heute morgen, da ich Ihre Schwägerin besuchte. So gut sie ist — mir gegenüber empfand sie Mißtrauen, Entsetzen. Der Komet will keine fremde Bahn kreuzen. Er muß sich eine neue feste Bahn suchen und wenn sie auch in sehr kühler Region liegt."

Sie schwiegen beide eine Weile.

„Darf ich noch eine Frage an Sie richten? Ich bedeute ja freilich zu wenig in Ihrem Leben, um Ihr Vertrauen beanspruchen zu können, aber da unsere Wege sich denn doch noch einmal gekreuzt haben —" begann Erich dann, wieder seine Schritte beschleunigend.

„Bitte, fragen Sie nur."

„Haben Sie noch an jene Fahrt über den Brenner zurückgedacht? Würden Sie mich wiedererkannt haben, auch nach Jahren noch?"

„So gut oder so schlecht, daß ich Ihren Bruder mit Ihnen verwechselte," erwiderte sie mit leisem Lachen. „Gerade in der Stunde aber, die mich mit ihm zusammenführte, hatte ich lebhaft an jene sonnige Fahrt über den Brenner gedacht. Es war am Partnachfall. Ich schaute auf den wilden Wassersturz, in dem sich eine so großartige Vernichtung finden ließe, und überdachte mein Leben; ob es die Mühe lohne, es weiter zu tragen. Die paar wirklich frohen Stunden, die es mir gebracht, zogen an meiner Seele vorüber, ihnen allen voran jener Frühlingstag auf dem Brenner. Als ich Ihren Bruder sah, da erschien mir sein Gesicht wirklich wie ein Gruß des Daseins, wie eine freudige Lebensbejahung — um jener Erinnerung willen."

Er hatte ihren Arm fester in den seinen gezogen und sagte ganz leise:

„Wenn Sie nun in der Heimat die verlorene, feste Bahn wiederfinden könnten, wenn Sie nicht bloß ein mildes Sternelein — nein eine leuchtende Sonne zu werden vermöchten für eine kleine, bescheidene Welt — würden Sie dann bleiben?"

„Es geschehen keine Wunder!" erwiderte sie verwirrt von dem Blick, mit dem er sie ansah, von dem Tone seiner Stimme, die ihr ein solches Zittern im Herzen wachrief.

„Glauben Sie wirklich? War's nicht ein Wunder, wie wir beide wieder zusammengeführt wurden?"

„Ein Zufall! Solche Dinge geschehen sehr oft." Sie wußte nicht, was sie zur Antwort gab. Er hatte ihre Hand so fest an

Digitized by Google

ſich gedrückt; ſie hörte ſein raſcheres Atmen; ſein Geſicht kam immer näher an das ihre heran. Eine ſinnverwirrende Beklemmung hatte ſich ihrer bemächtigt.

„Ja, Sie haben recht — ſolche Dinge geſchehen öfter," fuhr er wieder fort in der heißen Erregung, die auch ihr alle Ruhe raubte. „Das Wunder iſt nur, daß die Sehnſucht nach dieſem Wiederfinden ſo groß und mächtig in mir geblieben iſt, daß ſie mir jedes andere Glück vergällte, das mir erreichbar geweſen wäre; daß ich frei blieb, obwohl ich mich einſam fühlte und darnach verlangte, ein Weib zu beſitzen. Das Wunder iſt nur, daß ich das Mädchen, das ich einen einzigen Tag geſehen, lieb behalten habe ſeit drei vollen Jahren."

„Das — ja, das iſt ein Wunder!" ſagte ſie leiſe, und ihr Geſicht war ganz feierlich zu den Sternen emporgerichtet. Ihre ernſten, energiſchen Züge waren weich geworden. Die in ihr ſchlummernde, wie vom Froſt niedergehaltene Jugend ſchien in ihren Augen zu erwachen, die ſich ihr plötzlich mit großen, glänzenden Thränen füllten, als verließe ſie ihre mutige Kraft, nun, da ſie den Atem des Glückes fühlte.

Sie ſtanden ſtill vor dem Hotel.

„Ihr ſeid ſo raſch gelaufen," rief Klärchen aus geraumer Entfernung. Dann brach ſie verwirrt ab, als ſie ſah, daß ihr Schwager die Hand des Mädchens hielt und die beiden ſich ganz weltvergeſſen anblickten.

Etwas befangen ſtanden die vier Menſchen vor dem Portale, aus dem der Lichtſchimmer auf die Straße fiel.

„Muß man alſo wirklich heute von Ihnen Abſchied nehmen?" frug Klärchen dann, Angela die Hand reichend.

„Nein, nein — ich will für das Fräulein antworten — keinen Abſchied — kein Lebewohl — das Fräulein bleibt in der Heimat — wir ſehen uns wieder," rief Erich.

Angela konnte gar nicht ſprechen. Stumm reichte ſie jedem die Hand — Erich mit einem langen Blick — dann eilte ſie fort.

Erich aber faßte den Arm ſeines Bruders. Er ſchien nun ihren Streit, wie auch alle kleinen und traurigen Dinge in dieſer Welt vergeſſen zu haben, in einem wahren Glückstaumel.

„Es iſt mir noch wie vor ein Traum — ich begreife noch gar nichts! Wie, wo haſt du ſie denn gefunden — ſie, die ich geſucht, erſehnt habe, ſo lange, die ich für verloren hielt? Aber wozu fragen nach dem, wie! Sie iſt da! Nein, ich will ſie nicht mehr verlieren! Alles andere hört Ihr morgen! Jetzt kann ich gar nicht mehr ſprechen — das Herz iſt mir zu voll. Gute Nacht!"

Er lief fort von ihnen. Das Ehepaar war allein. Schweigend ſchritten ſie durch die ſtillen Straßen. Es war eine ſo plötzliche Ruhe um ſie nach dem ſtürmiſchen Tag. Klärchen überdachte die Worte ihres Schwagers: alſo Angela war die Verlorene, die Unerreichbare für ihn geweſen, nicht ſie ſelbſt! Es traf ſie im erſten Augenblicke doch wie eine Enttäuſchung. Ihr Irrtum hatte etwas ſo Beſchämendes. Sie erſchien ſich recht albern. Wie ſchwer war ihr das Herz geweſen, um Erichs willen. Ein Glück, daß kein Menſch ahnte, was ſie geglaubt, gefürchtet hatte. Sie ſah ihren Mann von der Seite an, ob er nicht über ſie lache. Nein, er blickte gerade vor ſich hin, ernſt, nachdenklich.

Plötzlich atmete Klärchen tief auf. Die ſchwere Laſt, die ihr ſeit Wochen auf dem Herzen gedrückt hatte, ſie war mit einemmale fort. Sie beſann ſich, daß ja an ihrem Leben gar nichts verändert ſei, daß ſie ja noch alles beſitze, was ihr teuer war — ihren Mann und ihr Kind. — Wovor hatte ſie ſich eigentlich ſo unſäglich geängſtigt? Es war ihr nun plötzlich ſo leicht, — ſo federleicht.

„Du, Karl," ſagte ſie, ſich an ihren Mann feſter anſchmiegend, der wie aus ernſten Reflexionen erwachend, ſich zu ihr herabneigte, „du, — ich glaube, ich habe doch Geſpenſter geſehen, als ich dir geſtern Abend erzählte, — daß — daß dein Bruder mir einen wärmeren Eindruck gemacht hätte, als er ſollte. — In jener letzten Nacht in Warnhof, da hatte ich wohl durch den Schrecken eine Fiebertemperatur und auch in der Erinnerung ſah ich ein Fieberwahngebilde" —

„Ja, überhaupt haſt du dich vor Geſpenſtern gefürchtet, Klärchen, auch wenn du glaubteſt, daß ich etwa ein beſonderes Intereſſe an Fräulein Dorner genommen. Unſinn! Gemeinſchaftliche Naturbewunderung — das war die Annäherung zwiſchen uns, — weiter nichts, — gar nichts! Wünſche

mir nur Glück zu der neuen Schwägerin, — ich bin ja ganz einverstanden! — Ich sage: Gott sei Dank, wenn Erich endlich verheiratet ist!"

Er sprach so heftig, so erregt, als wolle er mit seinen Worten sich vor sich selber verteidigen und einen Ausweg finden aus einer verworrenen, wunderlich schillernden Gemütsverfassung. Doch als nun Klärchen wieder mit ihrem alten lieben Blick zu ihm aufsah, da fügte er viel wärmer, viel froher hinzu:

„Es hat ja doch nichts in der Welt Bedeutung, als was wir für einander sind."

Wie ein Liebespaar schritten sie durch die kühlen, vom Nachttau durchfrischten Straßen, durch die zuweilen eine Droschke mit einem müden Gaul verschlafen dahinrollte und ab und zu verirrte Töne einer Blechmusik aus einem Garten klangen.

Leise, aber mit einem ganz seligen Gefühl der Heimkehr, betraten sie ihre stille Wohnung, schlichen noch einmal an das Bettchen des Kleinen, um ihn schlafen zu sehen.

Karl aber legte seiner Frau den Arm um den Nacken.

„Weißt du, Schatz — ich glaube, was wir für die andern empfunden haben, — du für Erich, ich für Angela — das war nur Mitleid. Weil wir sie einsam sahen, weil sie kein solches Glück hatten, wie wir. Nun, da sie sich — eigentlich bei uns, durch uns, zusammengefunden haben, nun haben sie beide für uns den rührenden Nimbus verloren. Aber wir gönnen ihnen ihr Glück" —

„O ja, wir haben's ja auch gehabt."

„Wir haben's noch!" sagte er, die Lippen seiner Frau suchend. Und sie hielten sich, als hätten sie sich jetzt erst wiedergefunden nach der Trennung.

Die feinen Ohren.

(Meiner Mutter.)

(Abdruck verboten.)

Du warst allein,
Ich sah durchs Schlüsselloch
Den matten Schein
Der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war's mir doch, es müßte sein,
Daß ich noch einmal deine Stirne strich
Und zärtlich flüsterte: Wie lieb ich dich.

Die alte böse Scheu,
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu.

Nun lieg ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen,
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht.
Und einmal hab ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
Sie weiß es doch,
Sie hat gar feine Ohren,
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Ob wohl die Lippe schweigen mag,
Auch nicht ein leiser leiser Ton verloren.

Gustav Falke-Hamburg.

Ein Sommertag im Berliner zoologischen Garten.

Von **Berolinensis.** Bilder von **G. Koch.**

(Abdruck verboten.)

„Ein Bär! Ein Bär!“ Irgend jemand hat den Ruf auf dem Hofe ausgestoßen, und alles, was Kind ist im Hause, eilt hinaus, um sich an dem wunderbaren Schauspiel zu erfreuen. Da rasselt auch schon eine Trommel und kündet ihrerseits den Besuch an. Dieser ist in der That sehenswert.

Meister Petz ist ein riesiger Gesell, weit, weit gewaltiger als der größte Hund, den wir je sahen, und doch trottet er so fromm hinter dem fremdartig gekleideten Mann her wie ein solcher. Die Kette, an der er geführt wird, ist freilich nicht an einem Halsband befestigt, sondern an einem Nasenring, aber man sieht doch gleich, daß ein mit dieser Pranke geführter Schlag hinreichen würde, den Bärenführer zu Boden zu strecken. Trotzdem benimmt sich Braun nicht nur höchst manierlich, sondern erregt auch noch durch allerlei Kunststücke billig die größte Verwunderung. Er richtet sich an einem ihm gereichten Stabe auf und schreitet einher wie ein alter Mann; er dreht sich zu den Klängen der Trommel im Tanze; er hält schließlich die Mütze seines Führers hin, um den Lohn seiner Thaten in Empfang zu nehmen.

In solcher Weise haben viele von uns Älteren das erste „wilde Tier“ zu Gesicht bekommen. Heute ist der „Tanzbär“ wohl überall verschwunden, und die Jugend der Dörfer und der kleinen Städte macht in Bezug auf die fremdländische Tierwelt ihre ersten Studien gleich im verhältnismäßig Großen, wenn eine wandernde Menagerie in den Ort kommt. Mit dem ersten Bären sieht man auch den ersten Löwen und die erste Riesenschlange.

In den großen Städten sind überall zoologische Gärten entstanden, und diese sind wiederum von den Kindern vielbesuchte Parkanlagen, so daß die kleinen Großstädter, soweit sie den wohlhabenden Klassen angehören, ihre Spiele inmitten einer Tierwelt treiben, die aus allen fünf Weltteilen zusammengeholt ist. So manches dieser Kinder hat noch nie eine Kuh gesehen, während ihm Nilpferd, Elefant und Bison ganz vertraute Erscheinungen sind.

So ist es auch in Berlin. Der Berliner zoologische Garten ist an sich schon ein herrlicher Park, der dadurch noch schöner wird, daß er an der einen Seite unmittelbar an den Tiergarten stößt. Überall spenden alte Bäume, unter denen sich zahlreiche Eichen befinden, erquickenden Schatten und spiegeln sich in einer ganzen Anzahl von größeren oder kleineren Teichen, von denen die meisten dem Wassergeflügel zum Aufenthalt dienen, während einer, der sogenannte Vierwaldstätter See, nur dazu bestimmt ist, den Park zu schmücken. Aber auch dem Vierwaldstätter See fehlt es nicht an Bewohnern. Seit einer Reihe von Jahren haben sich Wildenten im Tiergarten niedergelassen und bevölkern dort alle Seen und Wasserläufe. Es macht auf den Fremden, der natürlich annimmt, die Enten wären Hausenten, einen überraschenden Eindruck, wenn die Vögel sich plötzlich von dem Wasserspiegel erheben und durch die Zweige der hohen Bäume davon fliegen. Im Frühjahr sieht man dann überall Entenmütter mit ihren Jungen. Ein reizender Anblick. Einige Enten brüten nun auch an den Ufern des Vierwaldstätter Sees, während die Erpel nicht selten auf den anderen Teichen Besuche machen und unter den gefangenen Verwandten Unfrieden stiften.

Der Garten enthält überhaupt außer den gefangenen Tieren auch seine eigene Fauna. Äußerst willkommen ist in dieser Beziehung die Vogelwelt, unter denen sich auch Vögel finden, die man inmitten einer großen Stadt nicht suchen würde. So nisten hier z. B. alljährlich mehrere Paare des Wiedehopfs. Sehr unerwünschte Gäste sind dagegen die Ratten und Mäuse, die in ganz unglaublicher Anzahl alle Häuser und Gehege erfüllen. Hätten diese Tiere nicht Gelegenheit, sich an dem für die gefangenen bestimmten Futter zu sättigen, so würden sie den Park in kürzester Frist ent-

Digitized by Google

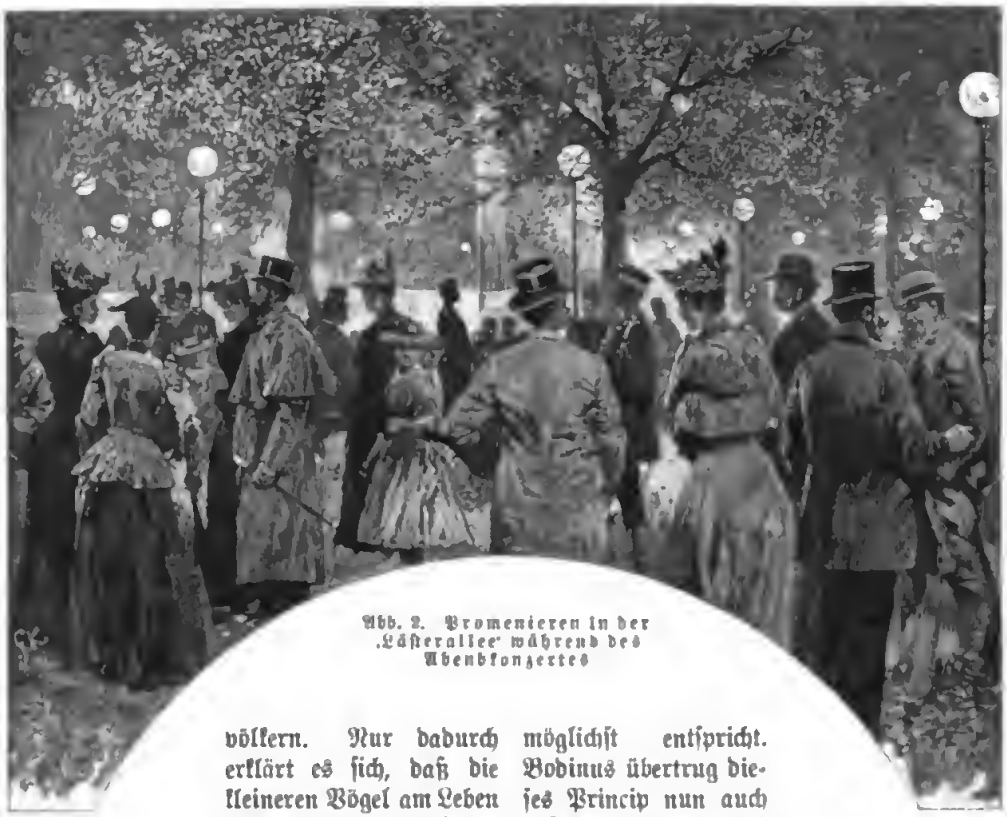


Abb. 2. Promenieren in der ‚Lästerallee' während des Abendkonzertes

völkern. Nur dadurch erklärt es sich, daß die kleineren Vögel am Leben bleiben, die größeren nisten und ihre Jungen aufbringen können. Die Mäuse sind überall, in jeder Voliere, in jedem Käfig. Ich stand eines Abends vor einer für ein in der Erde lebendes Nagetier bestimmten Abteilung und sah ihrem Treiben zu. Die Rückwand des Käfigs bestand aus Tuffsteinen, und an dieser kletterten die Mäuse auf und ab wie Bergfexe an einer Bergwand. Ich zählte 37. Nach einiger Zeit stellte sich eine Dame neben mich und fragte: Wo mögen diese Mäuse wohl her sein? Da das Nagetier sich unter der Erde befand und nicht sichtbar war, nahm sie an, eine seltene Art Mäuse vor sich zu haben, die hier zur Schau gestellt wurden.

Die Gründerzeit hat sonst viel Böses angerichtet, für den zoologischen Garten aber hat sie sich sehr heilsam erwiesen. Nur damals konnten in einer solchen Anstalt so prächtige Bauten entstehen, wie die Reiher-Voliere, das Elefanten- und das Antilopenhaus. Alfred Brehm hatte zuerst in Hamburg den Grundsatz zur Ausführung gebracht, die Tiere in eine Umgebung zu versetzen, welche ihrem Aufenthalt im Freien möglichst entspricht. Bodinus übertrug dieses Princip nun auch auf Bauten, auf die es sich direkt nicht anwenden ließ. Konnte man die großen Dickhäuter auch nicht in einen nachgeahmten Buschwald versetzen, so ließ sich doch durch Ausführung des für sie bestimmten Hauses im Stil eines indischen Tempels eine gewisse Stimmung erzeugen, die auf ihre Bewohner trefflich vorbereitete. Ein Stall in der Form eines amerikanischen Blockhauses bildet den passendsten Hintergrund für eine Bisonfamilie (Abb. 3).

Dr. Bodinus hat sich überhaupt die größten Verdienste um den Garten erworben. Er verstand es, manche Tierarten fast vollständig zusammenzubringen, und es gewährte dem kundigen Tierfreunde ein unbeschreibliches Vergnügen, vor einer solchen Sammlung, z. B. der der Fasanen, zu stehen. In welch' unendlicher Mannigfaltigkeit ist hier von der Natur dasselbe Thema variiert! Der erste Blick lehrt, daß der Gold-, der Silber-, der Lady Amhurst-, der Pfau-Fasan dasselbe Tier ist. Jeder von ihnen macht einen prachtvollen Eindruck, und doch mit wie verschiedenen Mitteln ist dieser erreicht.

Auch jetzt ist der Tierbestand des zoolo-

giſchen Gartens ein ſehr guter, und wer ihn beſucht, um ſeinen Inhalt zu ſtudieren, kann mit ihm wohl zufrieden ſein. Deren ſind aber naturgemäß nur wenige. Die meiſten Beſucher wollen ſich hier nicht unterrichten, ſondern ſich erholen und ſich zerſtreuen.

Der Morgen eines Sommertags beginnt auch für den zoologiſchen Garten mit der Toilette. Die Wege werden geharkt, und eine Schar von Frauen ſammelt Papier und ähnliche Erinnerungen an den vorhergehenden Tag von ihnen und den Raſenplätzen. Um dieſe Zeit iſt das Publikum nur in der Geſtalt von Abonnenten vertreten, die den Park durchkreuzen, um ſchneller auf die Stadtbahn oder in den Tiergarten zu gelangen. Erſt gegen acht Uhr nähern ſich von allen Seiten die Stammgäſte des Vormittags, die noch nicht ſchulpflichtigen Kinder. Begleitet von ihrer Mutter oder einem Fräulein und ausgerüſtet mit Schubkarren, Schaufel und Eimer kommen ganze Karawanen herbei und verteilen ſich über die zahlreichen Spielplätze. Die Verwandten oder Bekannten thun ſich zuſammen, es werden wohl auch Bekanntſchaften geſchloſſen, und jedermann amüſiert ſich, ſo gut er kann (Abb. 1). Um ein, um zwei Uhr, wenn die Schulen geſchloſſen werden, kommen auch die älteren Geſchwiſter zu einem vorläufigen Beſuch. Sie werden nachher, wenn die Mahlzeit eingenommen iſt, und die Schularbeiten gemacht ſind, zurückkehren. Dann gelangen Barren und Reck zu ihrem Recht, der Croquethammer entzündet den Hader unter den Mitſpielenden, der Fußball treibt die Parteien vorwärts und zurück.

Abb. 3. Biſon-Familie in ihrem amerikan. Blockhaus

Von etwa vier Uhr ab erſcheint „die Geſellſchaft“ auf dem Plan. Zwei Militär-Muſikkorps ſpielen jetzt abwechſelnd an den beiden Enden des Hauptgebäudes. Die für ſie beſtimmten muſchelförmigen Häuschen ſind durch einen langen Gang verbunden, der zwiſchen vielen Hunderten von Tiſchen und Stühlen hinführt. Auf dieſen Stühlen und an dieſen Tiſchen nehmen allmählich Tauſende von Menſchen Platz, und dieſer Gang, auf dem andere Menſchen dicht gedrängt auf- und niedergehen, iſt die famoſe

Abb. 4. Auf dem Kinderspielplatz.

„Lästerallee." Wir werden sie noch genauer betrachten.

Der zoologische Garten ist so groß, daß, während Tausende bei der Musik verweilen, und viele Hunderte von Kindern auf den Spielplätzen ihr fröhliches Wesen treiben, immer noch eine ganze Anzahl stiller Winkel übrig bleibt, in denen kein verlorner Ton der Militärmusik das lauschende Ohr des Vogelfreundes beleidigt, und in denen der der Ruhe Bedürftige sich schönster Einsamkeit erfreut. Wer sich z. B. an dem einen Ende des Vierwaldstätter Sees niederläßt und vor sich das Antilopenhaus hat, wie unser Maler es wiedergab (Abb. 5), der kann sich ungestört seinen Träumereien oder Betrachtungen überlassen. Freilich, jenes seltsame, aus tausend Klängen zusammengesetzte Geräusch, das die Großstadt charakterisiert, umgibt ihn von allen Seiten, aber daran ist ja der Berliner gewöhnt, wie der Müller an das Klappern seiner Mühle.

Ein anderer stiller, stimmungsvoller Winkel ist der Platz vor der kleinen Weißbierkneipe. Meist ist es hier unter der riesigen Eiche, die seinen Mittelpunkt bildet, ganz still. Das verhältnismäßig reiche und vornehme Publikum des zoologischen Gartens trinkt kein Weißbier, und die Wirtschaft lebt wohl nur von den Sonntagen, welche die weißbierkundigen und weißbierdurstigen Berliner aus C., O., SO., NO. herbeiführen. An den Wochenabenden kann man hier Abendfrieden und Amsellied ganz ungestört genießen.

Wollen wir uns von hier aus wieder in das Treiben der Menschen stürzen, so passieren wir das Raubtierhaus, wo sich bereits eine zahlreiche Menge versammelt hat, um der Fütterung beizuwohnen. Die Raubtiere, zumal die prachtvollen Löwen und Tiger, üben auf das Publikum eine große Anziehungskraft aus. Nicht nur auf dieses. Den ganzen Tag über sieht man hier junge Künstler, die den König der Tiere und höchstseine Gemahlin in allen möglichen Stellungen zeichnen oder modellieren. Der überaus gefällige, mit seinen Pfleglingen auf dem vertrautesten Fuß stehende Wärter leistet hierbei oft sehr erwünschte Hilfe. So haben denn die Löwen des zoologischen Gartens die Genugthuung, in ungezählten Nachbildungen fortzuleben und, wenn das Glück gut ist, durch die Kunst unsterblich zu werden (Abb. 6).

Während im Raubtierhause die Fütterung vor sich geht, sammelt sich vor demselben eine Karawane im kleinen. Diese besteht aus einem führenden Pony, drei Kamelen und einem schließenden Esel. Sehr drollig nimmt es sich aus, daß der Mann, an den das Passagiergeld entrichtet wird, ganz so aussieht, wie ein Pferdebahnkondukteur.

Am Ausgangspunkt der Karawane wimmelt es von Eltern und ihren Kleinen.

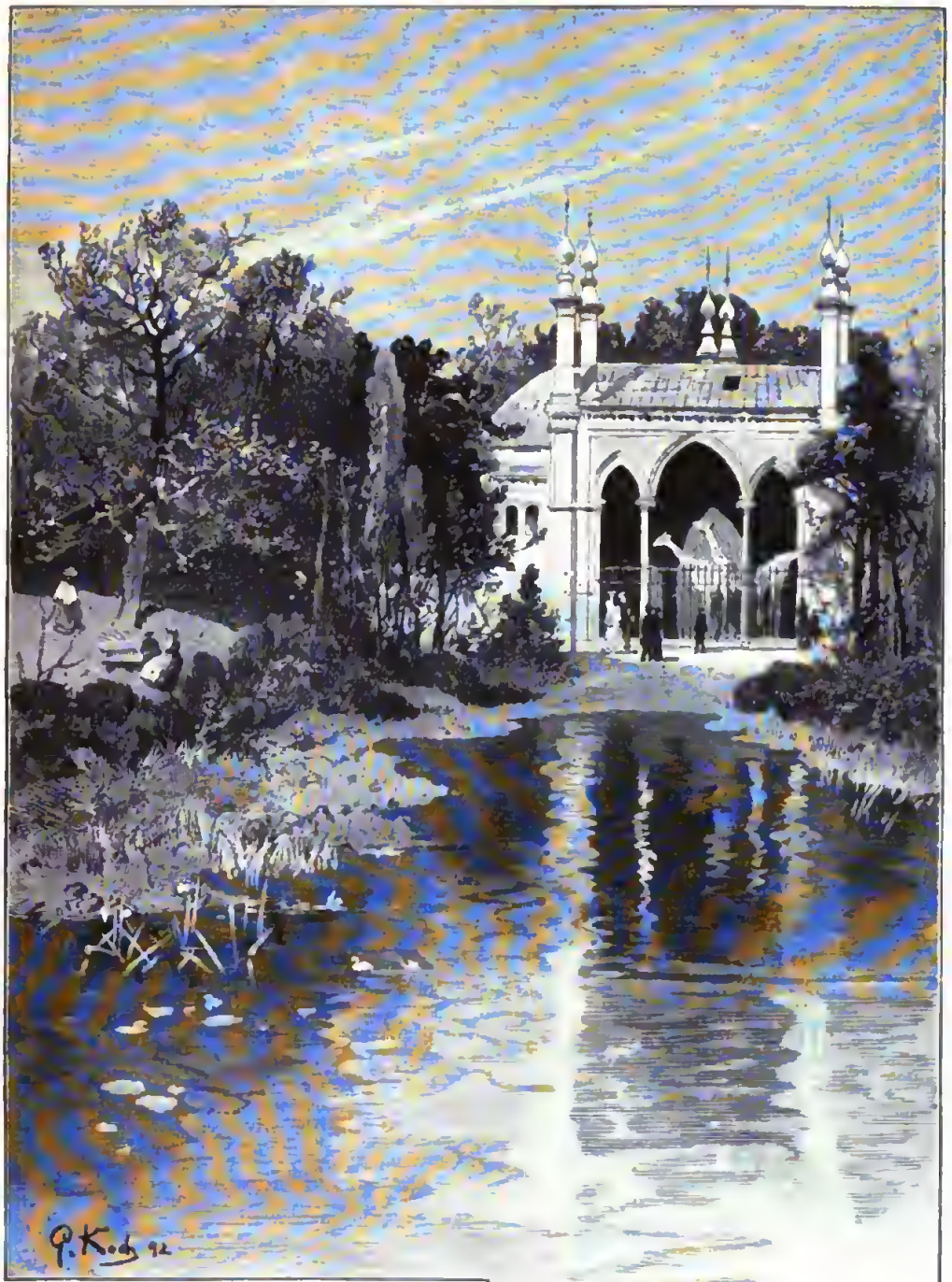


Abb. 5. Das Antilopenhaus am Vierwaldstätter See.

Die letzteren haben, solange sie noch keinen Wüstenritt mitmachen durften, das brennendste Verlangen nach einem solchen. In dem verhängnisvollen Augenblick aber, in dem der Kleine auf den Kamelsattel gehoben wird, tritt die angeborene Anlage in ihr Recht. Während dieser Blondkopf so unbefangen dasitzt, als wäre der Vorgang ein ihm ganz gewöhnlicher, und seine Augen von Lust strahlen, bricht der andere in ein Jammergeschrei aus. Vergeblich versichern die Eltern, daß der Ritt ganz gefahrlos sei, der vorher so Zuversichtliche hat auf der Höhe seines Standpunktes allen Mut verloren und muß heruntergehoben werden. Verächtlich blicken die kleinen Jungen und Mädchen, die schon oft hoch vom Kamel herab auf ihre Angehörigen sahen, auf den Hasenfuß. Endlich ist alles in Ordnung, und der Zug setzt sich in Bewegung, geleitet von Müttern, Vätern oder „Fräuleins," die unter sothanen Umständen ihr Geleit, wenn nicht für unentbehrlich, so doch für sehr wünschenswert halten (Abb. 7).

Wir wenden uns nun wieder der Lästerallee zu und nehmen an einem der Tische rechts oder links von ihr Platz. Welch ein hübsches, großstädtisches Bild! Rings um uns unter den dichten Laubkronen Tausende von gut gekleideten Menschen (Abb. 2). Die hellen Sommerkleider der Damen, die in diesem Jahr in den verschiedensten Farben prangen, erinnern an ein Blumenbeet. Vor uns breitet sich ein verhältnismäßig breiter Wasserspiegel aus, auf dem allerlei Geflügel sein Wesen treibt. Auf hohen Ständern schreiten hier die seltsamen Gestalten der Flamingos einher, während ganze Ketten von Ringel- und Weißwangengänsen den Kundigen an den höchsten Norden erinnern. Am Ufer spaziert Freund Adobar umher wie auf einer Wiese und nimmt in Ermangelung von Fröschen mit den Kuchenresten vorlieb, welche die Gäste ihm zuwerfen, und die er mit erstaunlicher Sicherheit auffängt. Einer dieser Störche führt die bekannte Geschichte vom Fuchs und vom Storch, die sich gegenseitig zu Gast einladen, ad absurdum, indem er auch kleine Brodkrümchen aus einer Untertasse aufzupicken versteht. Flüchtig treiben die Schwalben über dem Teich ihre Jagd und in den Baumkronen schlägt, unbekümmert um alle Menschen, der Buchfink sein frisches Lied (Abb. 8).

Abb. 6. Fütterung der Raubtiere durch ihren Wärter.

Einer der hundert vorzüglich geschulten Kellner bringt uns eine Tasse Kaffee, und der Gesamteindruck löst sich allmählich in Einzelheiten auf.

Der zoologische Garten versammelt unzweifelhaft das beste Publikum, das in Berlin überhaupt an einem öffentlichen Ort zu sehen ist. Ein großer Teil der Stammgäste besteht aus aktiven und nicht aktiven Offizieren und ihren Damen. Der Typus des preußischen Militäradels ist sehr zahlreich vertreten. Dazu kommen dann die Herren von den Gerichten und aus den Behörden, die ja auch mehrere Typen ausgebildet haben. Bei Begrüßungen mit neu Hinzukommenden hören wir immer wieder die Anrede: „Herr General!" „Herr Präsident!"

Eine zweite Gruppe bilden, wie es ja in Berlin nicht anders ſein kann, die reichen Juden aus dem Tiergartenviertel. Die Damen dieſer Kreiſe ſind die Trägerinnen der durch Reichtum, Geſchmack oder — Geſchmackloſigkeit auffallenden Toiletten. Letzteres naturgemäß, denn unter dieſen Frauen befindet ſich ſo manche, die erſt vor einem Dutzend Jahren in einem litauiſchen Judenſtädtchen über die Steine ſprang, welche den Übergang über die kotige Gaſſe vermitteln. Jetzt ſtellt der Gatte, dem einſt, als er, um der Wehrpflicht zu entgehen, bei Nacht und Nebel über die ruſſiſche Grenze floh, die Peiſſaken um die Ohren flogen, der aber dann ſchnell reich und äußerlich ein Gentleman wurde, ihr jede Summe zur Verfügung. Da verwirklichen ſich denn die Ungeheuer von Kleidern, von denen ſie einſt als junges Mädchen auf einem ſchmutzigen Hof in Schawli oder Popiliany träumte. Die aus alt eingeſeſſenen Familien ſtammenden Jüdinnen wiſſen dagegen ihr Geld wohl anzuwenden. Manche von ihnen iſt entzückend gekleidet.

Abb. 7. Vor dem Aufbruch der Karawane.

Als dritte Gruppe iſt das gebildete Bürgertum, auch ſoweit es weder dem Militär noch dem Beamtentum angehört, in allen ſeinen Schichten zahlreich vertreten.

Hier wie überall ſonſt fällt es dadurch auf, daß es für dasſelbe keinerlei allgemein anerkannte Sitte gibt. An einem nicht weit von dem meinigen entfernten Tiſche ſitzen drei Herren. Alle drei ſind ſo ſchäbig gekleidet, daß ein Fremder ſie im beſten Fall für verbummelte Subalternbeamte aus einer kleinen Stadt halten würde. Ich kenne ſie zufällig und weiß, daß der eine ein Profeſſor, der zweite ein Künſtler und der dritte ein Journaliſt iſt. Alle drei ſind in der Lage, in Bezug auf ihre Kleidung allen Anſprüchen zu genügen, ein Umſtand, der ſie aber nicht hindert, ſich ohne Manſchetten und in einem für den Trödelmarkt überreifen Anzug an einen Ort zu begeben, an

dem ihre Standesgenossen nur sorgfältig gekleidet erscheinen. Der geliebte deutsche Philister hält dergleichen nicht allzu selten noch für ein Zeichen geistiger Unabhängigkeit und Selbständigkeit.

Einen in Berlin sonst ungewohnten Anblick bieten die hier „in Couleur" erscheinenden Studenten. Ihre bunten Mützchen passen gut in das auch sonst so farbenreiche Bild.

Neben den hier den Ton angebenden höheren Ständen fehlt es auch an den Abenden der Wochentage nicht ganz an Angehörigen der gesellschaftlich tiefer stehenden, die hier ihr Glas Bier trinken und sich an der Musik und an dem Anblick der wohlhabenden Welt erfreuen oder wohl auch sich über letztere ärgern.

Die Fremden sind hier am Abend nicht zahlreich. Sie besuchen meist den Ausstellungspark, der von den Linden und der Friedrichsstraße aus leichter zu erreichen ist.

Zweifelhafte weibliche Elemente fehlen hier erfreulicherweise ganz oder doch mindestens fast ganz. Durch welche Mittel sie ferngehalten werden, weiß ich nicht, die Direktion bringt das Wunder aber allabendlich zu stande.

Während wir unsere Betrachtungen anstellen, wogt es in der Lästerallee vor uns rastlos auf und nieder. Hier tritt nun der weibliche und männliche Gigerl in sein Recht.

Verglichen mit anderen Großstädten, weist Berlin nur sehr wenig „Elegants" auf, und die „Eleganz" dieser Herrschaften bleibt auch in — wieder verhältnismäßig bescheidenen Grenzen.

Immerhin sucht die junge Eitelkeit sich herauszuputzen, so gut es geht, und Aufsehen zu erregen, so viel sie kann. Da kommt plötzlich ein Jüngling daher, den ein Zauberstab direkt vom nassen Strande Ostendes oder Norderneys in die Lästerallee des Berliner zoologischen Gartens versetzte. Er trägt eine doppelschirmige Mütze, einen schlohweißen Anzug und hellgelbe Strandschuhe mit nach allen Seiten überragenden Gummisohlen.

Der Anblick ist verwunderlich, aber wenigstens nicht abstoßend. Sein Hintermann wirkt schon anders. Unter einer kurzen offenen Jacke sieht man statt der Weste ein grauwollenes Hemd, wie es Junggesellen, die es gern bequem haben, sonst wohl in der tiefen Einsamkeit ihrer Haushaltung trugen. Unter einem tiefliegenden Kragen hervor hängt eine Kravatte lang auf den Gürtel herab, der die Beinkleider festhält. Man kann ohne jede Mühe wahrnehmen, aus welchen Elementen eigentlich die Herrenkleidung besteht. Ein malerischer Schlapphut vervollständigt dieses Kostüm, welches an die Sänger der Schnadahüpfl erinnert und von dem ich deshalb vermute, daß es ursprünglich ebenso für das Hochgebirge bestimmt ist, wie der weiße Anzug für den Strand des Meeres.

Gegenstand der liebevollsten Pflege ist für unsere jungen Herren der Schnurrbart. Himmel, welche Wunder von Schnurrbärten sieht man in der Lästerallee! Sie steigen auf und nieder und bilden die seltsamsten nie gesehenen Linien und Kurven. Wie schwere Arbeit, wie große Entbehrungen mag die Herstellung solcher Schnurrbärte erfordern, denn das Material darf doch gewiß auch bei Nacht nicht sich selbst überlassen bleiben. Anderseits mag der Besitz eines solchen Kunstwerks auch wieder eine Zufriedenheit verleihen wie nichts anderes. Der schönste Schnurrbart, der in der Lästerallee spazieren geführt wird, übt gewiß eine solche Wirkung aus. Er bedeckt die Oberlippe eines jungen Herren, der an keinem Abend fehlt. Ich habe nie gesehen, daß dieser Gentleman irgend jemand grüßte, oder von irgend jemand gegrüßt wurde. Er hat keine Bekannten und er bedarf keiner Bekannten. Sein Schnurrbart und die Bewunderung, die er bei Mann und Weib, bei jung und alt hervorruft, genügen ihm. In tadelloser Kleidung, in tadelloser Haltung durchmißt er allabendlich drei Stunden lang die Lästerallee. Es würde mich nicht befremden, zu erfahren, daß diese Großstadtblüte nach Schluß des Konzertes in ein mehr als bescheidenes Kämmerlein zurückkehrte.

Was wollen neben den bereits vorgeführten Typen die Jünglinge besagen, deren Beinkleider einen Prediger des XVII. Säkulum zu den zornigsten Ausfällen wider den Hosenteufel veranlaßt haben würden. Sie verdienen und finden keine Beachtung.

Den unerfreulichsten Anblick in dem bunten Treiben bieten die männlichen und weiblichen Backfische, die unglaublich unver-

ſtändige Eltern hier Abend für Abend auf und nieder ſchwimmen und eine Schule der Gefallſucht durchmachen laſſen.

Der Gedanke kommt ja überhaupt dem Beobachter immer wieder: welch eine Fülle von Eitelkeit drängt ſich auf dieſem kleinen Raum in dieſen wenigen Stunden zuſammen! Was wir da vor uns ſich abſpielen ſehen, iſt ein Jahrmarkt der Eitelkeit.

Aber ſind wir nicht ſelbſt ins Läſtern geraten? Nun man ſitzt nicht ungeſtraft neben der Läſterallee.

Man ſollte meinen, das Schauſpiel, welches die Promenadenkonzerte bieten, müſſe auf die Dauer einförmig erſcheinen und langweilen. Es übt aber auf viele Menſchen die nachhaltigſte Anziehungskraft aus. Hunderte verbringen jeden Frühlings- und Sommerabend hier, ja ſie fehlen ſelbſt am Sonntag nicht, an dem doch ſonſt das Publikum ein ganz anderes iſt. An die Stelle der Offiziere ſind die Unteroffiziere getreten, die Präſidenten werden durch die Regiſtratoren erſetzt, ſtatt der „Chefs“ ſieht man „das Perſonal.“ Man ſpeiſt heute Würſtchen, die man ſich ſelber aus einer für dieſelben errichteten Bude holt, und verzehrt mitgebrachte Butterbrote.

Abb. 8. Am Flamingoteich.

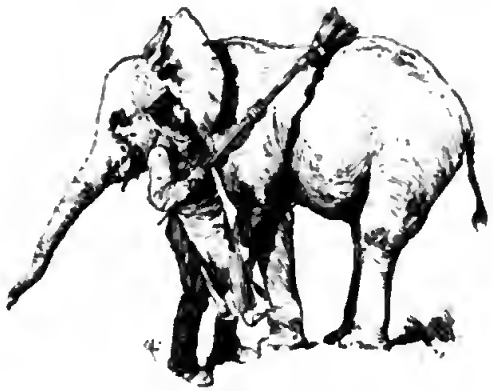
Da ſeit dem frühen Morgen eine wahre Völkerwanderung viele Tauſende aus den öſtlichen Stadtteilen in den zoologiſchen Garten geführt hat, iſt die Luft ſtaubig und dumpf. Aber durchaus anſtändig benimmt ſich auch dieſe Welt. Ich habe nie eine Roheit geſehen, nie entſtand ein Streit. Mit müden, aber vergnügten Geſichtern nimmt die Familie Platz, nachdem ſie ſtundenlang von Käfig zu Käfig gewandert iſt und ihre Inſaſſen bewundert hat.

Zwiſchen den einzelnen Stücken hört man an ſolchen Abenden wohl einmal einen vereinzelten Trompetenſtoß. Wer Beſcheid weiß, eilt der betreffenden Muſikermuſchel zu und hat einen tragikomiſchen Anblick. Irgend ein kleiner Wilhelm oder Guſtav hat ſich im Gedränge von den Seinigen getrennt und irrt bitterlich weinend und Todesangſt im kleinen Herzchen in den Gängen umher, bis ein Wärter oder ein Beſucher des Gartens auf ihn aufmerkſam wurde. Nun hebt man den ſich ſträubenden Jungen auf das Podium und ſtellt ihn aus vor allem Volk, damit die Seinigen wieder zu ihm ſtoßen können. Da das ausnahmslos geſchieht, erweckt der Vorfall bei den Zuſchauern nur Heiterkeit und ruft manches harmloſe Witzwort hervor, das ein dankbares Publikum gebührend belacht.

Am lebhafteſten iſt das Treiben natürlich an den ſogenannten „billigen Sonn-

tagen," d. h. den erſten im Monat. Wer die Berliner als Maſſe ſehen will, muß an ihnen oder zu Pfingſten den zoologiſchen Garten beſuchen. Ich glaube, wer das thut, wird auch dann mit ihnen zufrieden ſein.

Wenn das Konzert zu Ende iſt, leert ſich der zoologiſche Garten bald. Mit den letzten Gäſten ſcheidet auch das Heer der Kellner, das elektriſche Licht erliſcht, und die Thore werden geſchloſſen. Auch der lange Berliner Sommertag hat ein Ende erreicht.



Die Ruhe des Mogul.

(Abdruck verboten.)

Der Mogul ſaß auf dem goldenen Thron,
Auf dem Haupte die demantſchimmernde Kron':
„Geſchlagen hab' ich der Feinde Heer,
Kein Andrer waltet in Indien mehr;
Nun ſagt, ihr Knechte, wo iſt beſtellt
Die beſte Ruh' für den Herrſcher der Welt?"

Und es prieſen und rieten die Knechte viel,
Und der Kaiſer prüfte, ob's ihm gefiel;
Er ſuchte die Ruh' in des Mahles Luſt,
Im Getümmel der Jagd, an des Weibes Bruſt,
In des Tempels Nacht, in der Dichtung Licht —
Die Jahre ſchwanden, er fand ſie nicht.

So ſaß er einmal in der Diener Kreis,
Sein Blick war dunkel, ſein Haar war weiß;
Da ſchritt die ſchimmernde Straß' entlang
Ein nackter Sklav', der ein Liedchen ſang:
„Vorm Thore der Perlen ſteht ein Palaſt,
Da findet der König der Könige Raſt!"

„Ihr Knechte, was ſteht vor dem Perlenthor?"
Doch ſchweigend zagte der Dienerchor;
Nur Einer wagt' es und ſprach das Wort:
„Die Königsgräber, o Herr, ſind dort!"
Entſetzt ihr Blick auf den Fürſten ſchaut, —
Der neigte die Stirne und weinte laut.

Noch einmal zog, drei Tage darauf,
Der Kaiſerzug die Straßen hinauf.
Heut führt' er nicht zur Jagd in den Wald,
Heut nicht zum Kampfſpiel auf graſiger Halde:
Dem Thore der Perlen lenkt' er zu, —
Der König der Kön'ge zog ein zur Ruh'.

Ernſt Lenbach.

Abb. 1. Das Schloß zu Marburg.

Marburg.

Von

Dr. Paul Wigand.

Illustrationen von **Fritz Stoltenberg** u. a.

(Abdruck verboten.)

Es gibt wohl kaum eine Stadt, welche die Schönheiten der Natur und der Baukunst, einen Reichtum historischer Erinnerungen und den Reiz, welchen eine kleine Universitätsstadt ausübt, so in sich vereinigt, wie Marburg, die Perle Hessens.

Auf dem Vorsprunge eines langhingestreckten, nach Osten in das Lahnthal abfallenden Ausläufers des Westerwaldes erhebt sich das altertümliche Schloß, nach beiden Seiten hin das Thal beherrschend. Um dasselbe, im Halbkreise, baut sich malerisch die Stadt auf, von der Thalsohle bis zur Berghöhe, Terrasse über Terrasse, ein Haus das andere überragend. Es ist eine Bergstadt. Im weiten Bogen umfließt sie die stille Lahn, rings umher, nahe und fern und immer ferner erheben sich die bewaldeten Hügel und Bergketten, im Thale breiten sich Gärten und Wiesen aus; alles so mannigfaltig und wechselvoll, aber immer anmutig und lieblich.

Marburg trägt einen durchaus romantischen Charakter. Gotisch ist das Schloß, gotisch Rathaus und Kirchen, welche die Stadt beherrschen, gotisch die Universität und viele andere der größeren neuen Gebäude. Die Renaissance berührt uns hier fremd. Zwischen den alten Holzhäusern mit ihren Erkern, ihrem Schnitzwerk und Gesprüch steigen die krummen Straßen, jede anders wie die andere, steil empor und gewähren zuweilen die malerischsten Durchblicke zu Berg und Thal (Abb. 2). Dort sind enge Gäßchen, oft kaum den Blick des Himmels hereinlassend, hier hohe Treppen, welche Straßen miteinander verbinden. Ein Keller

Abb. 2. Auf dem Wege zum Schloß in Marburg.

im zweiten Stockwerk ist keine Seltenheit; am Steinweg, wo vier Straßen neben- resp. übereinanderlaufen, sehen wir ein Gärtchen hoch auf steiler Mauer; in der Höhe des Berges geht man ebener Erde zum Dache vierstöckiger Häuser hinein.

Die sagendurchwobene Gegend ist reich an Wäldern und Aussichtspunkten, an Ruinen, Dörfern und fruchtbaren Gefilden. Die hier noch streng festgehaltene Volkstracht in größter Mannigfaltigkeit der einzelnen Gebiete des Lahnthales hebt den landschaftlichen Reiz und sie, sowie die vielen sinnreichen Sprüche an den Bauernhäusern und so manches andere zeugen von väterischer Sitte. Dieselbe ist in Glaube und Aberglaube hier noch verhältnismäßig sehr lebendig.

Eduard Helmer charakterisiert im Prinz Rosa Stramin (S. 125) das Marburger Leben trefflich: „Ich habe in Marburg und Göttingen studiert. Beide Orte unterscheiden sich sehr. In Göttingen ists kalt, fein und stolz. Überall riechts nach Professoren und Heineschen Personalwitzen. In Marburg ist's warm, grob und zutraulich. In Göttingen gedeihen Kamele, Heidekraut, Professorentöchter und Würste; in Marburg frohe Burschen, Maiblumen, liebe Mädchen und irdene Waren*). Ein Ball in Göttingen ist ein Handschuh, den die Damenwelt in den Zirkus der gräßlichsten Langeweile wirft, und den die Männerwelt mit Schaudern zurückholt. Ein Ball in Marburg ist eine lachende Rose, welche die Studenten den Marburger Mädchen schenken. Göttingen hat eine Universität, Marburg ist eine, indem hier alles, vom Prorektor bis zum Stiefelputzer, zur Universität gehört. In Göttingen geht das Laster in Glacehandschuhen und Vatermördern einher und wird „Herr Baron" genannt; in Marburg geht es verachtet über die Gassen. Durch die Marburger Straßen weht der fromme Geist Philipp des Großmütigen, und die alten, hohen Häuser machen ehrwürdige, säkularische Gesichter — aber durch Göttingen

*) Das „Marburger Geschirr" ist die Spezialität seiner Industrie.

weht engliſche Seeluft und hannoverſcher Nobleſſenwind.“ So wenigſtens vor fünfzig Jahren.

Die Geſchichte der Stadt iſt mit der des Schloſſes eng verbunden. In grauer Vorzeit wurde inmitten der tiefſten Einſamkeit dieſer Gegend die Marburg, Grenzfeſte (Markburg) oder nach dem am Berge fließenden Marbache (Pferdebach) genannt, erbaut und wird c. 1130 zuerſt erwähnt.

Unter Ludwig I von Thüringen kam die Burg mit ganz Heſſen an dies Land. Hermann I und Ludwig IV von Thüringen waren oft auf der Marburg und verſammelten hier ihre Vaſallen. Unter dem Schutze der Burg fand eine Anſiedelung ſtatt, die ſich allmählich zum Flecken und Städtchen erweiterte, ohne aber irgend eine Bedeutung zu haben.

Da erkor Eliſabeth, die Heilige, Marburg zu ihrem Witwenſitze und brachte damit ſeinen Namen in die ganze Chriſtenheit. Das ungariſche Königskind war im Alter von vier Jahren mit Ludwig von Thüringen verlobt worden. Sie wurde 1211 zur Wartburg gebracht und 1221 Ludwigs Gemahlin. Ihre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit war groß, und die Wartburg erzählt noch heute von ihren Liebeswerken. 1227 ſtarb ihr Gemahl bei Beginn des Kreuzzeuges zu Otranto. Die Witwe wurde mit ihren Kindern von dem harten Schwager Heinrich Raspe, Ludwigs IV Nachfolger, von der Wartburg vertrieben. Sie ging auf Rat ihres ſtrengen Beichtvaters Konrad 1227 nach Marburg, wohnte zuerſt im Dorf Wehrda, dann in Marburg in einem Häuschen unweit des Franziskaner-Kloſters und verlebte hier ihre Tage in dienender Liebe, indem ſie die Armen und Kranken pflegte. Am 19. November 1231 ſtarb ſie, 24 Jahre alt.

Durch den Ruf ihrer Heiligkeit, die Pilgerfahrten und die Wunder am Grabe Eliſabeths wuchs Marburg raſch empor.

1247 ſtarb mit Heinrich Raspe der Thüringer Mannesſtamm aus. Auf der Mader Haide wählten die Heſſen den drei-

Abb. 3. Der Ritterſaal im Schloſſe zu Marburg.

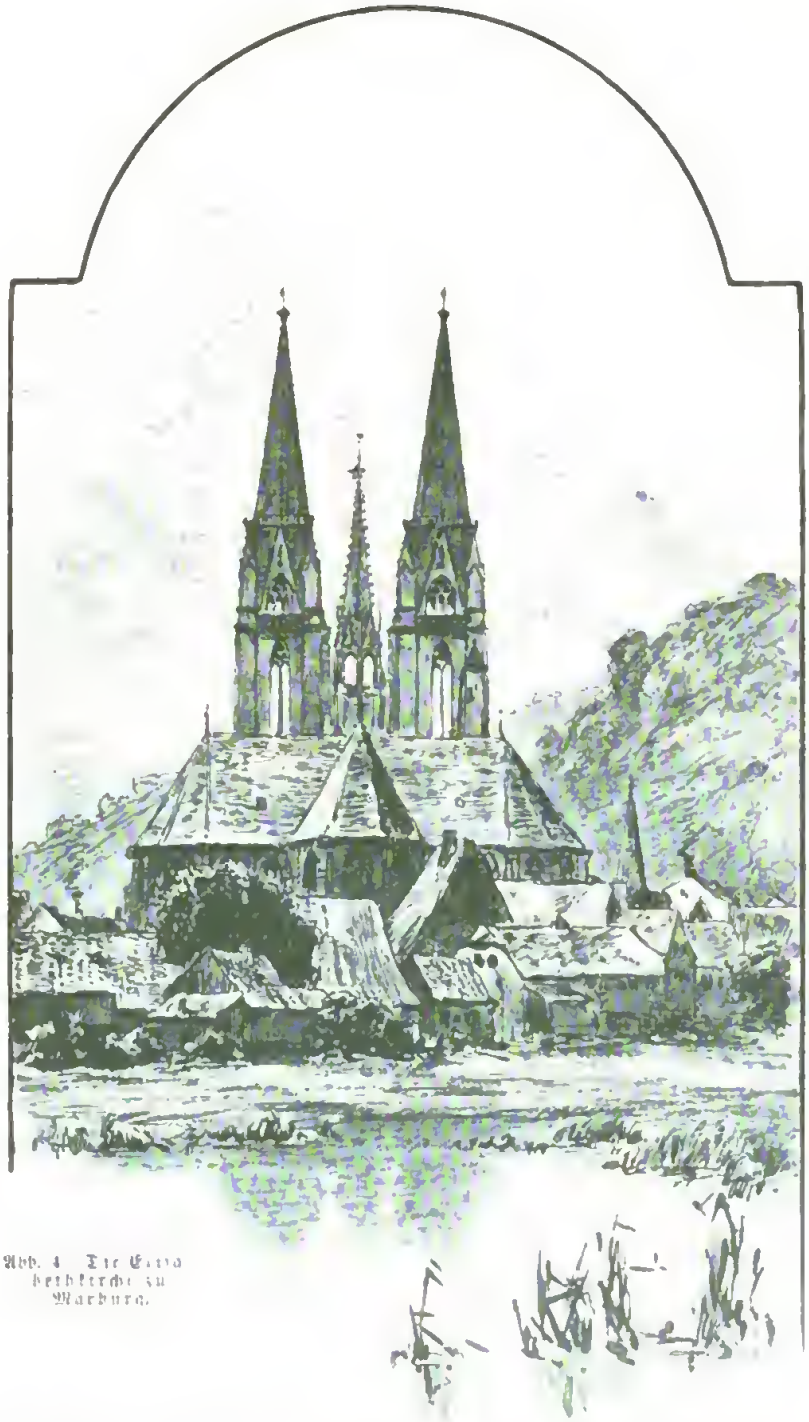


Abb. 4. Die Elisabethkirche zu Marburg.

jährigen Heinrich von Brabant zu ihrem Herrscher. Er war der Sohn Heinrichs II von Brabant und Sophie, der Tochter Elisabeths. Sophie, die stolze Tochter ihrer demütigen Mutter, zog mit dem Knaben in Hessen ein und wurde zuerst von Marburg als Herrscherin empfangen. Sie wählte diesen Ort zur Residenz. Hier in Marburg, neben dem Grabe der frommen Großmutter, stand die Wiege des Hauses Brabant. Sechshundert Jahre lang hat dies edele Fürstengeschlecht über Hessen ge-

Digitized by Google

herrſcht. 1866 hörte es auf zu regieren. 1875 ſank es mit Friedrich Wilhelm I, dem letzten Kurfürſten von Heſſen, ins Grab.

Sophie reſidierte auf dem Schloſſe, den Hofſtaat des jungen Landgrafen bildeten die umliegenden Rittergeſchlechter. Allein 1277 wurde die Reſidenz des Landes nach Kaſſel verlegt, damit der junge Heinrich in ſeinen fürſtlichen Entſchlüſſen nicht zu ſehr von den ebenfalls in Marburg wohnenden Deutſchordensrittern beeinflußt werde. Seine Vorliebe aber für Marburg behielt Heinrich wie auch alle ſeine Nachfolger. Unter ſeiner Mutter und ihm wurde das Schloß umgebaut und in ſeiner jetzigen Geſtalt in gotiſchem Stile aufgeführt.

War nun auch Kaſſel die Reſidenz des Landes, ſo blieb das Marburger Schloß doch ſtets der Wohnſitz von Gliedern des heſſiſchen Fürſtenhauſes. Gar manche Hochzeit, gar manche Taufe wurde hier gefeiert. Große politiſche Verſammlungen wurden hier abgehalten und für ganz Deutſchland wichtige Beratungen hier geflogen. 1504, am 13. November, kam Philipp der Großmütige auf dem Marburger Schloſſe zur Welt. Ulrich von Württemberg fand dort Bergung.

Wie Marburg ein Kind der alten Kirche bei ſich aufnehmen und für immer in ſeinen Mauern behalten ſollte, ſo ſollte es auch den Vater der neuen Kirche bei ſich ſehen und hierdurch an Berühmtheit gewinnen. Landgraf Philipp der Großmütige war ein eifriger Vertreter der Reformation. Aber feind dem Schisma, welches ſich gleich bei ihrer Geburt entwickelte, lud er die ſtreitenden Parteien auf die Marburg zur Verſtändigung. Luther und Melanchthon nebſt Jonas, Brenz und Oſiander, von der andern Seite Zwingli und Ökolampadius und Buzer erſchienen und hatten vom 1. bis 5. Oktober 1527 in einem in der Nähe des Ritterſaales befindlichen Zimmer in Anweſenheit des Landgrafen jenes denkwürdige Religionsgeſpräch, in welchem über die wahrhafte Gegenwart des Herrn im Sakramente des H. Abendmahles geſtritten und keine Einigung erzielt wurde. Ohne den brüderlichen Handſchlag ſchieden Luther und Zwingli voneinander. Noaks großes Wandgemälde dieſes für die Reformationsgeſchichte ſo wichtigen Geſpräches befindet ſich in der Aula des kgl. Gymnaſiums zu Marburg.

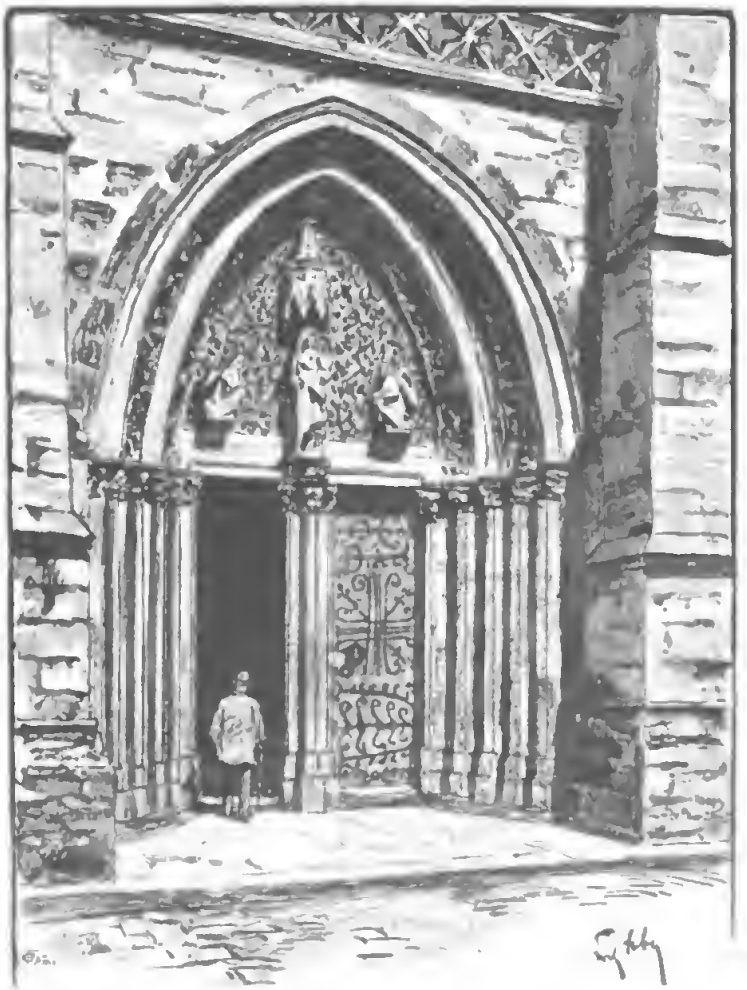


Abb. 5. Portal der Eliſabethkirche zu Marburg.

1527 hatte der Landgraf in Marburg eine Universität gegründet. Sie war die erste protestantische Hochschule, empfing ihre Privilegien nicht vom Papste, sondern vom Kaiser und verlieh der Stadt eine ganz neue Bedeutung.

(Die Wartburg und Marburg berühren sich in jenen beiden ausgeprägten kirchlichen Typen, in Elisabeth und Luther. „Wartburg und Marburg," sagt Dahl, „sind zwei aufeinanderfolgende Stationen auf dem Wege der Kirche zu dem in ewiger Schönheit strahlenden Berge der Wahrheit.")

1467, nach dem Tode Philipps des Großmütigen, wurde Hessen geteilt. Marburg wurde als Hauptstadt Oberhessens wieder Residenz unter Ludwig IV, der hier eine prächtige Hofhaltung entfaltete. Seine Nachfolger wandelten das Schloß zu einer Festung um, die gar manchen Sturm erfahren mußte. 1806 ließ Napoleon die Festungswerke niederreißen, und das Schloß wurde Militärlazareth. Der zurückkehrende Kurfürst Wilhelm I bestimmte die weiten Räume zu einer Strafanstalt. Erst 1867 erhielt dieser Stammsitz des hessischen Fürstenhauses wieder eine seiner würdige Bestimmung: das Schloß wurde Sitz des gesamten hessischen Archives, welches hier das schönste und sicherste Heim gefunden hat.

Die weder für Ackerbau noch Handel günstig gelegene Stadt entwickelte sich sehr langsam und erst die beiden letzten Jahrzehnte, welchen die Universität einen bedeutenden Aufschwung verdankt, haben auch ein Aufblühen der Stadt gesehen. Aber wie ihr Schloß, ihre Kirche und ihre Berge ihren Charakter nicht verlieren werden, so wird auch sie immer die alte, enge, aber warme und gemütliche Kleinstadt bleiben.

Das Schloß (Abb. 1 und 2) bildet heute eine höchst malerische Gruppe von Gebäuden, welche, von verschiedenen Seiten aus gesehen, den mannigfaltigsten Anblick gewährt. Der östliche Wilhelmsbau, einst zu Festlichkeit und Herbergierung benutzt, ist mittels eines hohen romanischen Bogenganges mit dem westlichen betürmten Hauptgebäude, dem Wohnhause, verbunden. Dieses umgibt in drei Flügeln den engen Schloßhof und enthält neben vielen anderen Sälen den riesigen Rittersaal mit seinen Kreuzgewölben, seinen Wappen und seinem altertümlichen Kamin (Abb. 3). Im anstoßenden Saal befindet sich eine permanente Ausstellung von Urkunden von weltgeschichtlicher Bedeutung. Bei Pipin dem Kurzen beginnend, umfassen sie das Zeitalter Karls des Großen und fast aller deutschen Kaiser, das Zeitalter der Reformation, den dreißigjährigen Krieg und die gesamte deutsche Geschichte bis auf unsere Tage und bilden eine Sammlung, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Nicht weit davon, unmittelbar unter dem Turme, ist die kleine gotische Schloßkapelle mit einem kolossalen Christoferus, in welcher die bunten Fenster

Abb. 6. Hochaltar der Elisabethkirche zu Marburg.

das Tageslicht dämpfen. Unter jenem Bogengange ſchaut man nach Norden in das enge, romantiſche Thal mit der Kirche im tiefen Grunde, ſüdlich breitet ſich weit zum Taunus hin die offene klaſſiſche Jahren wurde das Schloß einer gründlichen Reſtauration, Ausputzung und Ausmalung unterzogen.

Aber Marburgs Perle iſt die St. Eliſabethkirche (Abb. 4.) Die fromme

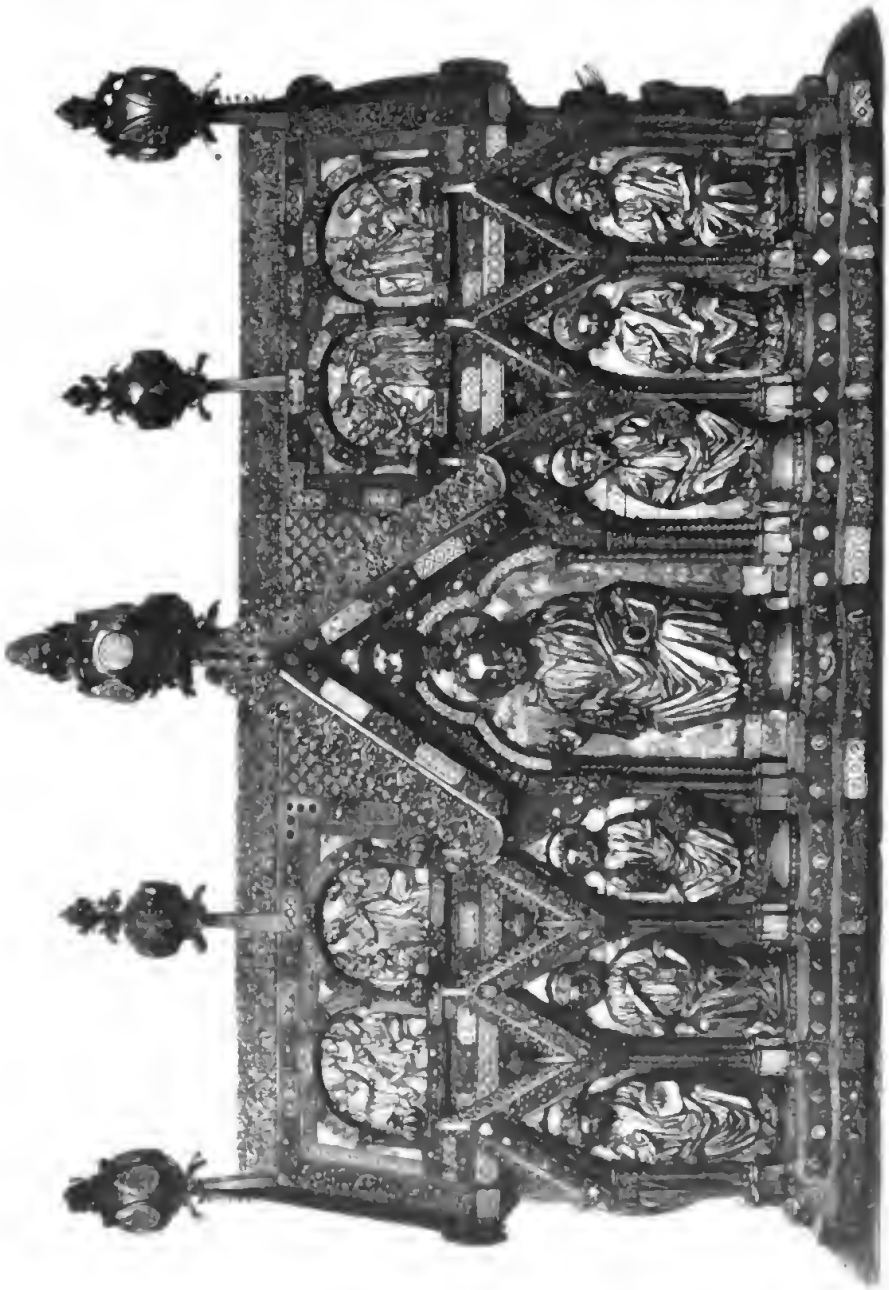


Abb. 7. Elisabeth-Schrein in der Elisabethkirche zu Marburg.

Landſchaft aus. Weſtlich von dieſen Gebäuden und etwas tiefer liegt der große Schloßplatz, von dem zwei alte Thore, ein ſpitzbogiges und ein rundbogiges, zur Stadt hinunterführen. 1878 und in den folgenden Landgräfin hatte durch ihre Hingabe an die Armen und ihre Pflege auch der elendeſten und von allen Menſchen geflohenen Kranken eine Liebe zu ihrem Heilande in dem geringſten ſeiner Brüder offenbart, wie ſie

bis dahin noch nicht gesehen worden war. Die Wirkung auf Mit- und Nachwelt war denn auch eine wunderbare. Der Ruf ihres heiligen Lebens und der Wunder an ihrem Grabe verbreitete sich durch die ganze Kirche, und Tausende und aber Tausende von Pilgern kamen aus den verschiedensten Ländern der Christenheit herbei, um in Mannigfaltigkeit der Zungen, aber in Einigkeit des Geistes an dem Grabe der frommen Frau zu beten, Hilfe zu finden und den Herrn zu preisen. Marburg wurde ein Wallfahrtsort ersten Ranges. Das bezeugen die ausgehöhlten Schwellen und die durch vieles Küssen beschädigten Gesichter der steinernen Figuren, die wir heute noch sehen. Um dieser Stätte willen wurde Marburg bekannt, wurde es der Sitz der deutschen Ordensherren, wurden in ihm Kirchen und Klöster errichtet, Freiheiten und Privilegien erteilt, Kaiser und Könige in seinen Mauern gesehen.

Abb. 8. Gruft der Landgrafen in der Elisabethkirche zu Marburg.

Am 27. Mai 1235 sprach Papst Gregor IX Elisabeth heilig. Am 14. August 1235 legte ihr Schwager, der Ordensherr Konrad, den Grundstein zu einer würdigen Kirche über ihrem Grabe. Am 1. Mai 1236 fand die Erhebung ihrer Gebeine in den Sarkophag vor einer Menge von 100 000 Menschen statt. Dies war der größte Tag, den Marburg je gesehen. Der Kaiser Friedrich II, viele Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und unzählige Geistliche wohnten diesem Feste bei. Friedrich sagte, indem er Elisabeth mit einer goldenen Krone krönte: „Da es mir nicht vergönnt war, Elisabeth im Leben zur Kaiserin krönen zu dürfen, will ich sie jetzt mit der Krone ehren, als eine ewige Königin im Reiche Gottes.“ 48 Jahre lang wurde an der Kirche gebaut. 1283 stand sie in ihren wesentlichen Teilen vollendet da.

Philipp der Großmüthige führte 1539 die Reformation in Hessen ein, die Kirche wurde dem evangelischen Kultus übergeben, und die Wallfahrten hörten auf. 1847 richtete ein in der Nähe gefallener Wolkenbruch, dessen Wassermassen mit ungehemmter Gewalt in die tief gelegene Kirche drangen, große Verwüstungen an. Eine Restauration, ohnehin notwendig, fand nun statt, und am Osterfeiertage 1861 konnte der erste Gottesdienst in der außerordentlich glücklich wiederhergestellten Kirche gefeiert werden.

Die Elisabethkirche ist eins der schönsten Denkmäler der altdeutschen Baukunst. Sie und ihre Schwester, die Liebfrauenkirche in Trier, sind die ältesten deutschen Kirchen, in welchen der gotische Stil zu seiner vollen Entfaltung gelangt ist. Aber ihre Schönheit liegt nicht in dem Reichtum ihrer Gotik, nicht in der Fülle von Ornamentik, Strebebögen, Weinbergen u. a., in welcher gerade dieser Baustil unendliche Mannigfaltigkeit hat und der Natur gleich unergründlich ist. Ihr Charakter ist Einfachheit, Harmonie, Anmut. In edeler Einfalt erhebt sich wie aus einem Gusse der gar nicht einmal so

große Bau, und anspruchslos steigen seine beiden nicht durchbrochenen Türme zum Himmel. Ist der Kölner Dom ein Oratorium von Stein, so ist die Elisabethkirche ein einfaches Kernlied. Ihre drei Schiffe sind gleich hoch, sie ist ein Hallenbau und als erster dieser Art in der Geschichte der Baukunst von großer Bedeutung.

Ihr liegt die Form eines Kreuzes zu Grunde. Im Westen stehen die beiden Türme mit ihren sieben harmonischen Glocken, auf der Kreuzvierung ein reich verzierter Dachreiter von Zink. Wer das Geläute von St. Elisabeth gehört, der kann es nimmermehr vergessen.

Wir stehen vor dem Portale (Abb. 5). Keine geheimnisvolle Rose mit dem Hinweis auf die anbetungswürdige Verschwiegenheit der göttlichen Geheimnisse. Aber ein Rosen- und Weinstock schlingen ihre kunstreich und mannigfaltig ausgearbeiteten Blätter, Blüten und Früchte ineinander und bilden den sinnreichen Hintergrund für die Mutter Gottes, welche mit dem heiligen Kinde, das von Engeln angebetet wird, im Vordergrunde steht. Zu ihren Füßen krümmen sich überwundene Drachengestalten. Der über seine Feinde siegende Heiland, Er, der Weinstock, begrüßt auf den Armen Seiner Mutter, deren Sinnbild die Rose ist, die zu Ihm nahen, auf daß sie in Gemeinschaft mit den heiligen Engeln Ihm Anbetung bringen. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken," ruft das Portal dem Eintretenden zu. Es ist in mancher Hinsicht eine der Hauptzierden der Kirche.

Treten wir ein, so erfaßt uns jener mächtige Eindruck, welchen der gotische Dom auf den im Portale Stehenden ausübt. Zehn mächtige und doch schlanke (leider freilich angestrichene) Säulen steigen empor und tragen leicht das Gewölbe. An einer derselben sehen wir die edele polychrome Statue der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde, an einer andern ein Freskobild der heiligen Elisabeth, wie sie die Hungrigen speist. Diese Bilder dienen zur Zierde des Gotteshauses und zur Erbauung der Gemeinde, nicht zur Anbetung Heiliger.

Doch unser Blick dringt nicht wie in andern Kirchen vom Eingange durch den ganzen Raum. Wo das Licht, das im Schiff durch die hohen weißen Fenster un-

Abb. 9. Grabfigur des Gründers der Elisabethkirche, des Deutsch-Ordensmeisters Konrad von Thüringen.

gedämpft hereinfällt und uns mit einer seltenen Lichtfülle umgibt, dem heiligen Dunkel des Chores weichen muß, wird unser Auge aufgehalten durch einen die Kirche streng teilenden Lettner, der uns am Eingange nur den hinter ihm liegenden Chor ahnen läßt. Dies überrascht auf den ersten Blick nicht angenehm. Doch treten wir näher, so erkennen wir in diesem Lettner ein Kunstwerk ersten Ranges. In der

Mitte, nicht jäh über dem ersten Altar der Kirche, dem „des heiligen Kreuzes", steigt der Auferstehende mit der Siegesfahne aus dem Grabe, eine stete Osterpredigt. Rechts und links reihen sich in schönster Steinhauerarbeit Statuen von Aposteln und Märtyrern an, wie ein heiliger Chor ihren Herrn umgebend. Diese Gemeinde der Heiligen bildet mit der im Schiffe noch im Fleische anbetenden Gemeinde die eine Kirche. Daneben finden wir musizierende Engel, Tier- und Dämonengestalten in mannigfacher Symbolik, Blätter und Baumwerke, alles in schönster Ausarbeitung und reicher Bemalung. Über der Mitte aber erhebt sich auf mächtigem Spitzbogen das Triumphzeichen der Christen, der Kruzifixus mit den schmerzvollen Gestalten des Johannes und der Maria zur Rechten und Linken. Diese hohe freie Gruppe beherrscht das ganze Schiff der Kirche.

Der Lettner hatte den Zweck, die großen Pilgerversammlungen im Schiffe von der kleinen Gemeinde der Ordensherren im Chore zu trennen.

Unmittelbar hinter dem Lettner befinden sich die ehrwürdigen eichenen Chorstühle der Deutsch-Ordensherren, welche hier in der Kreuzvierung ihre Gottesdienste hielten. Von hier aus schauen wir in den engen, herrlichen Chor. Bunte Fenster aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert zeigen die schönsten Glasmalereien mit all dem Charakteristischen jener Zeit, der Fußboden ist mit eingelegten Kreuzen bedeckt, ein würdiger Celebrantenstuhl und alte Grabdenkmäler stehen an der Seite, in der Mitte aber ganz frei und fast unnahbar erscheinend der Hochaltar. Er ist das Kleinod der Kirche. Nach Zeichnung wie Ausführung gehört dieser überaus reiche, aus Sandstein gearbeitete, polychrome Altar zu den Meisterwerken des gotischen Stiles (Abb. 6). In der kleinen Sakristei, zu der eine Thür vom Chor aus führt, steht der an jenem hohen Feste 1236 geweihte Sarkophag der heiligen Elisabeth, aber ohne ihre irdischen Überreste. Er besteht aus Eichenholz und Kupfer- und Silberplatten, ist ganz vergoldet und außerordentlich überladen mit Figuren und Darstellungen aus dem Leben der Heiligen, sowie reich geschmückt mit Perlen, Edelsteinen und Gemmen. Seine Gestalt ist die eines Rechtecks mit vier Giebeln; die Einzelheiten sind meisterhaft ausgeführt (Abb. 7). Ursprünglich trug dieser Sarkophag 868 Edelsteine und 250 Perlen, ein Zeichen, mit welcher Auszeichnung man die Heilige im Tode ehren wollte. Kriegszeiten und vor allem ein Aufenthalt, den der kostbare Sarg zur französischen Zeit in Kassel nehmen mußte, haben ihm viel von seinem Schmucke geraubt. Heute zeugen nur noch 672 Steine und die traurigen Lücken der andern von seiner ursprünglichen Pracht und der Liebe und Freigebigkeit der damaligen frommen Zeit.

Um der gemachten Erfahrungen willen hat man den Sarkophag jetzt mit einem hohen eisernen Gitter versehen und hält ihn streng verwahrt. Sein eigentlicher Platz wäre an der Grabstätte Elisabeths im nördlichen Kreuzarm, der wir jetzt nahen. Hier, im St. Elisabeth-Chor, steht ihr Mausoleum, das vermutlich schon vor der Erbauung der Kirche an dieser Stelle, wo Elisabeth in der Kapelle des von ihr erbauten Franziskushospitals begraben lag, aufgerichtet worden war. An der Vorderseite des wie ein Altar aussehenden Aufsatzes, über den sich baldachinartig ein hohes, von Pfeilern getragenes Dach ausbreitet, ist ein rührend naives Relief der Auferwerkung Elisabeths. Die Heilige liegt im Grabe, am welchem Krüppel um Heilung flehen oder für die erfahrene Hilfe danken. Christus mit einigen Heiligen und Verwandten der Toten umgibt das Grab und ruft die Entschlafene zum Leben. Außer diesem Mausoleum befinden sich in diesem Teile der Kirche noch drei Altäre, der heiligen Maria, der heiligen Katharina und Elisabeth geweiht, mit Abbildungen und interessantem vergoldetem Schnitzwerk, Szenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, der Familie Joachims und Annas und dem Leben und Sterben der Elisabeth darstellend.

Doch diese Kirche sollte um ihres heiligen Grabes willen nicht nur Ziel und Ausruhen für so viele Pilger aus weiter Ferne werden, sondern auch die Ruhestatt der hessischen Fürsten auf ihrer Lebenswallfahrt. Der südliche Kreuzflügel ist der Fürstenchor, die Grabstätte einer Anzahl hessischer Landgrafen, welche hart bei ihrer heiligen Ahnenfrau ruhen wollten. Hier (Abb. 8) liegen Glieder des hessischen

Fürstenhauses aus vier Jahrhunderten, nicht in gemeinsamer Gruft, sondern in Einzelgräbern, auf deren einigen die Person des Entschlafenen in Lebensgröße in Stein ausgehauen daliegt. Andere haben Grabsteinplatten, die an den Seitenwänden aufgestellt sind. Da ruht der Gründer der Kirche, der Landgraf von Thüringen und Hessen, Konrad, später Hochmeister des deutschen Ordens (Abb. 9). Die ernste und würdige Gestalt dieses Mannes, die wir auf seinem Grabe erblicken, erfüllt uns mit Ehrfurcht. Zu den Füßen des in seiner Ordenstracht mit dem Kreuzmantel Daliegenden sehen wir den Deutsch-Ordens- und den hessischen Schild, in seiner Hand die Geisel seiner Buße. Hier, an dieser Stelle, liegen die Gebeine der heiligen Elisabeth, welche 1854 in diesem Grabe aufgefunden und hier auch wieder beigesetzt worden sind. Gebeine, Sarkophag und Grabstätte befinden sich an drei verschiedenen Stellen der Kirche.

Da liegt ferner Almydis, des Landgrafen Heinrich I Gemahlin mit ihrem Kinde, einst durch Wunderthaten berühmt, deren Gesicht durch die vielen Küsse der Pilger fast weggeküßt ist, ferner Otto der Schütz, der Vielbesungene, Wilhelm II, Philipps des Großmütigen Vater, der auf der Jagd umkam, weshalb unter der auf einer von Arkaden getragenen Platte liegenden Rittergestalt der Landgraf nach dem geschmacklosen Realismus jener Zeit ausgehauen ist, wie er in voller Verwesung von Schlangen, Kröten und Ungeziefer durchkrochen und aufgefressen wird, außer diesen viele andere Fürsten und Fürstinnen.

Zur Abhaltung der Seelenmessen für die hier Entschlafenen dienten die beiden Altäre dieses Raumes, der eine Johannes dem Täufer, der andere St. Martin und St. Georg geweiht. Beide enthalten wieder wertvolle Schnitzereien und Gemälde aus dem Leben Johannis und der beiden anderen Heiligen. Im sogenannten Archiv befindet sich eine Sammlung in Gebrauch gewesener Ritterschilde aus dem Mittelalter, ein Schatz von größter Seltenheit, der deshalb auch nur nach besonders eingeholter Erlaubnis gezeigt wird.

Die Kirche der heiligen Elisabeth ist der köstlichste Schatz Marburgs, die Zierde Hessens, und das Andenken der Heiligen, zu deren Gedenken sie erbaut wurde, steht noch heute in diesem Lande in hohen Ehren.

Hinter der Kirche erheben sich die alten Ordensgebäude (siehe Abb. 4), das Deutsche Haus. Westlich von der Kirche ist die Ketzerbach, eine Straße über jenem Bache, in den Konrad von Marburg, der „Sucher der Ketzer und Vermehrer des Christenglaubens" die Asche der vielen von ihm verbrannten Ketzer streute. Wir gehen von der Kirche aus südlich, vorüber an den beiden neugebauten gotischen Kliniken, über den Bilchenstein, vom Volke zum Pilgrimstein gemacht, längs des botanischen Gartens her, in dessen landwirtschaftliche Schönheit und auf dessen in reichster Gotik aufgeführtes botanisches Museum wir von unserm Wege herab einen Blick werfen können, und wenden uns zu der am Südflügel der Stadt gelegenen Universität (Abb. 10).

Wie wir bereits hörten, hatte Landgraf Philipp der Großmütige 1527 in Marburg die erste protestantische Universität gegründet und zwar mit dem ausgesprochenen Befehle, hier dürfte nichts gelehrt werden, was dem Reiche Gottes hinderlich sei, das Wort Gottes habe vielmehr allen Lehrern als sichere Richtschnur zu dienen. 105 Personen, darunter elf Professoren, bildeten den akademischen Körper. Die Klöster der Dominikaner, Franziskaner und Kugelherren wurden zu Universitätsräumen bestimmt. Der Pennalismus herrschte hier bis in das vorige Jahrhundert in schrecklicher Weise. Die Universität hat immer zu den kleinen in Deutschland gehört. Erst durch die politischen Veränderungen des Jahres 1866, wodurch Marburg aufhörte, Landesuniversität zu sein und eine Bedeutung für die angrenzenden Provinzen gewann, sowie durch vieles, besonders Neubauten, was in den letzten Jahrzehnten für sie geschah, ist die Alma Mater Philippina rasch emporgeblüht und zählt jetzt nahezu 1000 Studenten. Ein Universitätsgebäude war schon lange dringendes Bedürfnis. In den Jahren 1874—78 wurde es von dem genialen Architekten Schäfer erbaut. Auf den Grundmauern des alten Dominikanerklosters erhebt sich dieser großartige monumentale Bau, in frühgotischem Stile, mit all jenem Reichtum und jener Mannigfaltigkeit und Pracht, deren nur dieser Stil fähig ist. Die Marburger

Abb. 10. Die Universität zu Marburg.

Universität ist eins der schönsten Zeugnisse davon, auf welcher Höhe die Baukunst unserer Zeit steht. Neben der bedeutenden Entwickelung, welche die Renaissance in ihr erfahren, hat sie sich der Gotik so bemächtigt und ihren Charakter so in sich aufgenommen, daß sie in Kirchen und namentlich in Profanbauten diesen Baustil selbständig reproduziert, ja geradezu aufs neue erzeugt, wie wir dies hier und an anderen gotischen Bauwerken unserer Tage wahrnehmen.

Das Gebäude steht hoch auf dem letzten steil abfallenden Abhange des Stadthügels und gewährt daher von Süden aus den umfassendsten und großartigsten Anblick. Es lehnt sich an die reformierte Kirche, einst die Dominikanerkirche, und bildet ein Ganzes mit ihr: ein schönes Zeugnis der unzertrennlichen Einheit, in welcher Universität und Kirche, Wissenschaft und Glaube immer stehen sollen und einst gestanden haben. Diese Ideen finden wir noch einmal, an einem der Spitzbogen der inneren Halle in Stein ausgedrückt: die Eule, der Vogel der Gelehrsamkeit, hat neben der Taube, dem Vogel des himmlischen Friedens mit seinem Ölblatte, Platz gefunden.

Die ganze Universität bildet einen großen Komplex von vier Gebäuden. Im Norden steht die frühere Klosterkirche; an sie schließt sich im Osten der die prachtvolle Aula und andere Räume enthaltende Neubau; im Süden steht der hohe vierstöckige Bau mit dem überaus zierlich und kunstvoll aufgebauten Risalit, welches die Vorhalle enthält, an den sich ein westlicher Flügel anschließt. Wir können hier auf die Einzelheiten nicht eingehen. Die Mannigfaltigkeit und in ihr doch die große Harmonie und Einheit des Äußeren wie des Inneren, des traulichen Kreuzganges wie der prachtvollen Vorhalle, alle der Säulen und Gewölbe, der Knäufe und Kapitäle, der Fenster mit ihren Wappen und Sprüchen bis zum einzelnen streng gotischen Stuhle im Senatszimmer: der ganze Bau, zu dem eine hohe Freitreppe führt, seine steile Lage, im Hintergrunde das Schloß auf dem Berge, steht nach innen wie außen vollendet und als mustergültiger Prachtbau da. Es sei hier noch angeführt, daß die Aula an Pracht und künstlerischer Ausstattung dem Wartburgsaale gleichkommt, an Größe ihn aber noch übertrifft.

Nehmen wir zu diesen drei hervorragendsten Gebäuden der Stadt noch das

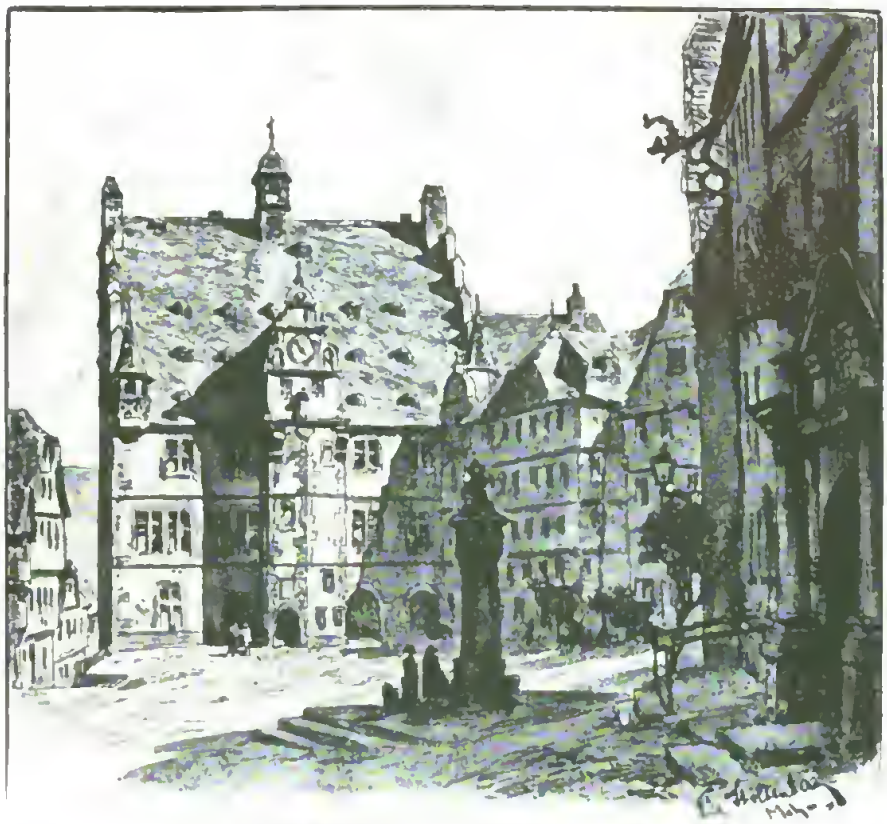


Abb. 11. Der Marktplatz mit dem Rathaus zu Marburg.

altertümliche Rathaus (Abb. 11), vor welchem sich der Marktplatz ausbreitet, und dem gegenüber der Marktbrunnen mit dem St. Georg, dem Drachentöter, dem Wahrzeichen der Stadt, steht, die große lutherische Pfarrkirche, die Kugelkirche und die kleine Kapelle der apostolischen Gemeinde, die vorher erwähnten Institutsgebäude, das kgl. Gymnasium und so manches andere Privathaus, alle gleichen Stiles, so begreifen wir, daß Marburg einen durchweg gotischen Charakter trägt.

Unter den Gelehrten, welche in Marburg gelebt haben und deren Wohnungen teilweise noch vorhanden sind, sind aus früheren Zeiten wohl die berühmtesten Eobanus Hessus, der lateinische Dichter und Professor der Dichtkunst, ein Freund der Reformation (gest. 1540), Denis Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, der von 1687—1707 Professor in Marburg war und auf der Fulda bei Kassel das erste Dampfboot fahren ließ, Jung Stilling (gest. 1817) und Jakob und Wilhelm Grimm (gest. 1863 und 1859). Doch nicht diese Gelehrten, auch nicht Siegfried, der laut Volkssage und Mönchsurkunde bei dem zwei Stunden entfernten Dorfe Caldern auf der Guitahaide den Lindwurm getötet haben soll, haben den Grund gelegt zu Marburgs städtischer Existenz und Berühmtheit, sondern Elisabeth und Luther. Zu diesen beiden gesellt sich aber noch ein dritter Zeuge, wiederum ein ausgeprägter kirchlicher Typus, dessen Leben, wenn auch nicht in der Stadt selbst, so doch in der Umgegend viele Spuren zurückgelassen hat. Wir meinen Bonifazius. In der Umgegend Marburgs findet sich nicht nur ein Elisabethsbrunnen (Schrocker Brunnen), wo die fromme Frau ihr Weißzeug gewaschen und dadurch dem Waldquell eine besonders reinigende Kraft verliehen haben soll, und eine Elfentrappe, ein Stein im Walde, auf den Elisabeth sich vor einem Wolfe rettete — wir finden auch Bonifazius' Andenken im Volke lebendig. Auf dem unweit Marburg schroff aus der fruchtbaren Ebene aufsteigenden Basaltfels Amöneburg, jetzt eine kleine Stadt tragend, predigte Winfried

Digitized by Google

den Chatten zuerſt vom Heile der Welt und baute am Fuße des Berges dem allmächtigen Gott eine Kapelle. Im Burgwalde, nördlich von Marburg, liegt der Chriſtenberg, wo ebenfalls Bonifazius predigte, und die Spur ſeines Schuhes und ſeines Stockes ſehen wir heute noch in einem Steine.

Bonifazius, der hoffte, wo nichts zu hoffen war, Eliſabeth, die in Liebe ihr Leben den Brüdern opferte, und Luther, der Held des Glaubens, ſie lebten in dieſer Gegend, und an ſie vor allem knüpfen ſich die vielen hiſtoriſchen Erinnerungen, welche neben den Naturſchönheiten Marburg ſeinen großen Reiz verleihen. Und den wird es deshalb auch für alle Zeit beibehalten.

Judith.

(Abdruck verboten.)

Zu deinen Füßen ſaß ich ſel'ge Tage
Und lauſchte träumend deiner Stimme Klang,
Wie eine holde, halb vergeſſ'ne Sage
Durchzog mein Herz der ſüße Zauberſang.
Mich überkam kein Zweifel, keine Frage,
Wenn mich dein weicher, weißer Arm umſchlang:
Zur Wahrheit ward der alten Märchen Minne —
Dein Ritter ich, und du die Königinne.

Bald flohen wir auf wildem Berberroſſe
Dahin vor deines Vaters Carol Zorn,
Und ruhten fern vom ſtolzen Kaiſerſchloſſe,
Tief im Ardennerwald, an Emmas Born —
Bald raubt' ich dich aus feiger Sklaven Troſſe,
Die tanzestrunken niederwarf mein Horn:
Du meine Rezia — Hüon zur Seite,
Lichtelfen unſ'rer Hochzeitsfahrt Geleite.

Vor deines Kloſters Mauern ſtand ich wieder,
Zurückgekehrt aus dem gelobten Land —
Bewegt durch deines Toggenburgers Lieder,
Gabſt du mir endlich Herz und Mund und Hand.
Vor meiner Heil'gen ſank ich betend nieder
Zu Holyrood — kein wilder Darnley ſtand
Dort zwiſchen unſ'rer Herzen Mollakkorden,
Marias Sänger meuchlings zu ermorden.

Und dann, wie lange hab' ich dann geſchlafen,
Mein Haupt gelegt in deinen weichen Schoß?
Ich wachte auf, und deine Blicke trafen
Mein zitternd Herze kalt und mitleidslos.
Ein ſchwaches Weib mocht' Holofernes ſtrafen,
Doch gegen dich war edel ſie und groß:
Du nahmſt die Seele mir, die du gegeben —
O, Judith, Judith! Und du läßt mich leben! —

E. v. Lippe.

Ringwerfen auf einem Oceandampfer. Gezeichnet von O. H. Bacher.

Digitized by Google

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Gewiß," versetzte Ernst. „Pessimismus als Lebensanschauung muß entweder stumpfsinnige Thatenlosigkeit sein oder in sich selbst widerspruchsvoll bleiben. Ich glaube, wir überlassen ihn heut der in sich zerfallenen Ironie der unbefriedigten Eitelkeit oder der Erschöpfung eines ausgemergelten Greisentums von zwanzig bis dreißig Jahren — im allgemeinen sind wir Deutsche aus den Zeichen des Weltschmerzes und der Resignation herausgetreten, die großen Kriege haben unsere Muskeln und Nerven hinreichend gestärkt, die gewaltige soziale Frage auf unsere Schultern zu nehmen."

„Das gebe Gott. Aber wie? ist sie nicht vielleicht wie jenes Kalb, das einer, seine Kräfte zu stählen, alle Tage auf die Schultern nahm und das ihm eines Tages doch zu schwer geworden? Meiner Meinung nach gäbe es doch nur ein Mittel, das zu erreichen, was Ihnen vorschwebt, nämlich die Schaffung neuer Güter, neuer Werte. Sie werden nicht der Phantast sein, der an eine Neueinteilung von Grund und Boden denkt, Sie werden wissen, daß seine Belehnung — sozusagen — an eine Minorität auf dem Prinzip der Teilung der Arbeit beruht, einem der hauptsächlichsten Kultur-Entwicklungsprinzipe. Da Sie aber weder mehr Land noch mehr Geld schaffen können — wie wollen Sie die Verhältnisse von Millionen aufbessern?"

„Durch eine staatlich kontrollierte oder organisierte Ausnutzung des ersteren und einen lebhafteren Umsatz des letzteren. Man verdoppelt die Werte nicht bloß durch Addition, sondern auch durch Multiplikation, und der Reichtum eines Landes liegt niemals in der effektiven Präsenz seines baren Geldes, sondern in der Menge seiner Güter. Den Arbeiter besser bezahlen heißt nicht allein, seine Lage verbessern, es heißt zugleich die Kaufkraft des Landes unendlich erhöhen. Handel und Industrie leben nur vom Absatz ihrer Waren und Produkte, die Arbeitslöhne erhöhen, heißt diesem Absatz Millionen neue Wege erschließen."

„Ein Prinzip, das sich in der Theorie sehr gut, sehr frappant ausnimmt, und über dessen Gültigkeit vielleicht doch die Praxis allein entscheiden könnte."

„Gut, lassen wir sie entscheiden."

„Da ist gleich das erste, was die Praxis uns lehrt, daß Verbesserungen seiner materiellen Lage das Arbeitertum jedesmal moralisch heruntergedrückt haben. Nicht ein gesellschaftlicher Aufschwung ist die Folge gewesen, sondern Trägheit und Völlerei der widerlichsten Art."

„Mein Herr Graf, ich kenne einen jungen Maler, einen talentvollen, aber in Dürftigkeit lebenden Menschen, der jedesmal, wenn er ein Bild verkauft oder eine Bestellung erhalten hat, sich vollständig betrinkt, — warum sollten wir von den Arbeitern besseres verlangen? Anhaltender Druck, so-

Digitized by Google

bald er nachläßt, erzeugt ein Bedürfnis nach Genüssen. Lassen wir die Arbeiter an höhere Löhne sich gewöhnen, — auch die Fähigkeit zu einer besseren Lebensführung muß erst gewonnen werden. Was er empfindet, ist das allgemeine Bedürfnis nach Verbesserung seiner Lage, die einzelnen Bedürfnisse müssen erst mit ihm wachsen, er muß erst unterscheiden lernen, was seine Lage dauernd aufbessert. Wenn es der heutige Arbeiter nicht lernt, so wird es der kommende schon verstehen, lassen wir eine neue Generation in die neuen Lebensbedingungen hineinwachsen! Es sind immer die widerwärtigen, aber nicht zu vermeidenden Übergangsstadien, die uns vor durchgreifenden Reformen zurückschrecken lassen. Moses fand vierzig Jahre nicht zu viel, ehe er das ägyptische Sklavenvolk, das er zu emanzipieren sich vorgenommen, in das gelobte Land führte. Solche Zeiten müssen durchgemacht werden. Aber da ist alles gelähmt durch eine übergroße Angst vor jenen Übergangsstadien und den Unregelmäßigkeiten, die sie mit sich bringen, vor den Opfern, die sie verlangen, vor den ungewöhnten Eindrücken, die sie verursachen müssen. Und doch gleicht sich in einem gesunden Organismus alles mit der Zeit aus." Ernst machte eine Pause, während der er, die Hände auf dem Rücken, einige Male auf und ab ging. Dann begann er lebhafter, lauter fortzufahren, indessen ihn Velthaus sinnend betrachtete: „Es liegt ein allgemeiner Kunsttrieb im Menschen, alles zu gestalten, alles Gestaltete in edlere Formen zu bringen, das Widerstrebende zu versöhnen, er wird auch hier helfen. Erinnern Sie sich, wie unerträglich das Auge zuerst die in der Architektur angewandten Eisenkonstruktionen empfand, es war so an die Bedingungen gewöhnt, die den Holz- und Steinbau an die besonderen Gesetze ihrer Statik knüpften, die Bauverständigen wußten selbst so wenig das traditionell Stilgerechte mit der neuen Art des Gefüges zu verbinden, daß etwas Beleidigenderes als dieses kahle Eisengesperre nicht gedacht werden konnte. Heut haben wir uns sehr gut daran gewöhnt, man hat es verstanden, dem neuen Material und den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, und was wir für die Zukunft erwarten dürfen, wenn wir den Eiffelturm-Stil erst überwunden haben, ist eine umso leichter und freier bewegte Kunst. Wir sollten auch in sozialen Dingen bisweilen mehr wagen. Nichts ist mir mehr zuwider als das allzu ängstliche Abwarten, das laissez faire, laissez aller, das Konservieren unhaltbarer Zustände. Das ungehinderte Heranreifen mag in der Natur wunderschön sein — üblen Kulturzuständen gegenüber, bei denen das Reifwerden dann mit Revolutionen zusammenfällt, aber scheint mir ein anderes Verfahren geboten."

So war im Burkertsdorfer Schlosse noch nicht geredet worden. Mit Verwunderung, fast mit Bewunderung sah Graf Velthaus auf seinen jungen Gast, der ihm gegenüber hinter dem Stuhle stand, ihn mit Lebhaftigkeit auf- und abbewegend, indem er sprach, die Wangen leicht gerötet, die Augen blitzend in jugendlichem Feuer.

Ernst fühlte, daß er sich ein wenig erregt hatte, er trat an eines der hohen Bogenfenster, aus denen man in den Garten sah. Noch prangten die alten Rüstern in frischem Grün, freundliche Sonnenstrahlen spielten auf ihrem schwarzgrünen Laubwerk, durchschossen die dunklen Kronen mit leuchtenden Streifen und tanzten über den Rasen. Wo die Bäume auseinander traten, ließen sie den Blick offen nach den Bergen, die im Spätnachmittagglanze, die blauen, von einem warmen Goldton überhaucht waren, ein Landschaftsbild von schlichter, vornehmer Schönheit. Endlich wandte er sich wieder um.

„Sie sind Idealist durch und durch, Herr Bürger," sagte der Graf, „und das ist Ihr Vorrecht, das Vorrecht Ihres Alters und Ihrer geistigen Konstitution. Wollte Gott, unser Volk hätte einen Reichtum von Naturen, wie die Ihre — die Reife würde die Zeit den noch allzu herben Früchten bringen, das Wichtigste ist ihre edle Art. — Welche Schulen haben Sie besucht? es würde mich freuen, wenn Sie mir auch von sich selbst sprechen wollten."

Damit war die Unterhaltung auf Persönliches übergeleitet. Denn natürlich kam Ernst dem Wunsche des alten Herrn nach und erzählte ihm mit demselben Freimute, mit dem er seine Anschauungen entwickelt hatte, von seinen Studien, von den Schwierigkeiten, die er gehabt, sie durchzusetzen, von seinen Eltern, ihrem bescheidenen Lebenszuschnitt, den Freunden und Gönnern, die er gefunden, kurz, was er etwa Wesentliches

der Mitteilung wert fand. Und so groß schien das Interesse des Grafen zu sein, womit er seinem jungen Gaste zuhörte, womit er ihn um Dinge befragte, die einem an einem Fremden gleichgültig zu sein pflegen, daß sich Ernst mit einemmale in einer Situation fühlte, in der unausgesprochen etwas wie Verwunderung, Befangenheit, Zutraulichkeit, Zaudern und unerwartetes Nähertreten die Gemüter verknüpfte zu der Empfindung einer unlöslichen Verbindung. Ja, eine nur zu deutliche Ergriffenheit lag in dem ganzen Wesen Velthausens ausgedrückt, als er die Hand des jüngeren Mannes ergriff und sagte: „Nicht viele dürften Ihre Kraft und Zähigkeit besessen haben der Ungunst der Verhältnisse gegenüber. Sie sind mir noch mehr wert geworden durch sich selbst als durch Ihre Anschauungen."

Ernst sah ihm überrascht in die Augen. Was hatte er eigentlich gesagt, um sich diesem Manne wert zu machen? er wußte es selbst nicht. „Wollen Sie mir gestatten, wiederzukommen, Herr Graf?" fragte er aufstehend. „Ich möchte Gelegenheit finden, Ihre gute Meinung, die Güte, die Sie mir bewiesen, hinterher zu verdienen." Es lag eine ehrliche Beschämung auf seinem Gesicht, die ihm etwas sehr Liebenswürdiges gab.

„Wie? liegt Ihnen an dieser Meinung etwas?"

„Sehr viel."

„Besuchen Sie mich Sonntags. Sie werden in Fräulein von Nottebohm, der Repräsentantin meines Hauses eine angenehme, gebildete Dame kennen lernen. Ich diniere um zwei Uhr."

„Der Herr Graf ist sehr gütig, ich werde kommen," erwiderte Ernst, den leisen Druck empfindend, mit dem seine Finger umschlossen wurden. Dann empfahl er sich.

Indem er den Korridor entlang, die Rampe hinunterging, hatte er das eigentümliche Gefühl von Beklommenheit, das uns überkommt, wenn wir eine Lage nicht klar durchschauen, die uns doch die Empfindung hinterläßt, als wäre sie von Wichtigkeit für unser ganzes Leben gewesen. Er fühlte sich mit einer Hochschätzung behandelt, in der doch zugleich etwas wie Nachsicht lag, einer Wärme, die über das sachliche Interesse hinausging, und die doch nur die Sache, die sie einander annäherte, erklären konnte. Als er zum Schloßhof hinaustrat, sah er draußen die gräfliche Equipage halten, und der Diener, der ihm das Gitterthor geöffnet, bat ihn einzusteigen, der Herr Graf habe befohlen und lasse bitten ꝛc. ꝛc. Fast peinlich berührte ihn diese Aufmerksamkeit. Er schwankte einen Augenblick, dann entschloß er sich dennoch, sie abzulehnen. Er, Ernst Bürger, in einer hochgräflichen Equipage — das war ein Gedanke, an den er sich erst hätte gewöhnen müssen. Er sagte, daß er es vorzöge, zu Fuß zu gehen und dem Herrn Grafen danken ließe. Aber in den Trinkgeldern, die er den Leuten einhändigte, war er dennoch nobler, als sich mit seinen Grundsätzen vertrug.

Wieder umrauschten ihn die alten Wipfel, von den schrägen Strahlen der Abendsonne rötlich durchflutet, dehnte sich das fruchtbare Gefilde, stiegen die grünen Berge auf, rauschte und glänzte um ihn die Welt.

Wie! wenn es ihm vergönnt sein sollte, hier, wo das Herz dieses Mannes schlug, eine Bresche zu legen in das System der Unterdrückung und Auspressung, das diesem Geschlecht so selbstverständlich war wie die täglich auf- und untergehende Sonne? Ein jugendliches Hochgefühl schwellte ihm die Brust. Raschen Schrittes eilte er dem Walde zu, in dessen grünem Schatten er bald verschwand.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Wart ihr drüben in Falkenhain? So macht euch auf die Beine! Der eine Buchhalter von drüben, Donnerwetter, der hat's weg!"

„Ihr Weiber könnt auch mit kommen, hat er gesagt, ihr sollt das auch lernen. Falls ihr nämlich eine Stunde lang 's Maul halten könnt. O, der hat 'ne Art, einem was klar zu machen! Das ist gerade, als ob man zeitlebens die Ohren verstopft gehabt hätte, und dann finge man erst an, zu hören. —"

„Waren Sie mal drüben? Spaß beiseite, der Mensch spricht gut. Alles frei und in einer merkwürdig verständlichen und eindringlichen Art. —"

„Verfluchter Kerl, der Bürger. Habt's a Schneid? O, der hat mehr wie Schneid! Verve, wissen Sie. Wie gesagt: 'n verfluchter Kerl!" —

So mit Grazie in infinitum sprach sich's herum, wie im Kretscham (Wirtshaus) zu Falkenhain die Arbeiter belehrt wurden, bis der Kretscham zu eng geworden war und Direktor Moller eine große Scheune hatte ausräumen lassen, wo sich die Leute jetzt aus allen Fabrikdörfern herzudrängten, um Ernst Bürgers Vorträge zu hören.

Es waren mehr wie Vorträge; oder es war doch mehr daraus *geworden*. Aus sehr leicht faßlichen, logisch klaren Deduktionen wuchs es heran zu Reden, mit denen er seine Zuhörer zu packen wußte. Kein Mensch konnte sagen, er rede den Leuten nach dem Munde, er hetze sie auf — aber er hatte eine Art, sie zu erwärmen, zu begeistern, zu tadeln und wieder zu ermuntern, sie mit der außerordentlichen Klarheit seines Vortrages geistig zu fördern und zugleich von der ethischen Seite zu packen, die unvergleichlich war. Er war der geborene Volkslehrer und Volksredner im besten Sinne des Wortes. Man sprach überall von ihm, man begeisterte sich für ihn, man schwor auf ihn. Die Fabrikanten, die Gutsbesitzer wurden auf ihn aufmerksam, einer oder der andere fand sich wohl als Zuhörer ein und sagte hinterher kopfschüttelnd: „Es ist alles vorwurfsfrei, was er sagt, alles entweder rein sachlich oder zur Ordnung ermahnend." Die Schutzleute verdoppelten ihren Argwohn, manchmal, im Begriffe einzuschreiten, hielten sie wieder inne, gefesselt, überzeugt, beruhigt von den Worten des Sprechenden.

Justus Moller besuchte diese Abende nicht. Das erste Mal war er eine Viertelstunde lang dagewesen — was hatte er dort zu lernen? Des öfteren darum angesprochen, war er dann noch einmal hingegangen und nicht mehr. Er mochte sich's nicht eingestehen, aber einmal ärgerte es ihn, wenn ein anderer als er andauernd im Mittelpunkt des Interesses und der Aufmerksamkeit stand, zweitens lag in der ethischen Färbung sozusagen dieser zu Reden anwachsenden Instruktionen etwas, das sein eigenstes innerstes Wesen traf, das ihm nahe trat mit dem bloßen Pathos der Gesinnung.

Das aber gerade war es, wovon er sich täglich mehr entfernte.

Wäre Justus Moller von Anfang an Kaufmann gewesen, so hätte er vielleicht ein starkes Gefühl bekommen für das, was in diesem Stande für ehrenhaft und schicklich gilt. Er war aber in Verhältnissen aufgewachsen, in denen man mit einem unglaublichen Hochmut auf alles, was Geschäft heißt, herabsieht als auf etwas, womit sich ein „anständiger" Mensch nicht befasse. So stark nun sein Gefühl für das „Anständige", ja Vornehme in ihm war, sein leidenschaftliches Verlangen nach Reichtum und Ansehen hatte längst den toten Punkt, den jenes hochmütige Vorurteil bedeutete, überwunden. Er glaubte, um sein Ziel erreichen zu können, für eine Zeitlang die Rücksichten fahren lassen zu müssen, die zu nehmen er gewöhnt war, da dies einmal in der Richtung seines Talentes lag, das sich bestreben mußte, das Merkantile mit dem Technischen zu vereinigen, um ganz zur Entfaltung zu kommen. Und so war er wie einer, der wohl gezögert hat, einen Weg einzuschlagen, auf dem er nicht mit Lackstiefeln vorwärts kommt, der aber, sobald er den Entschluß gefaßt hat, nicht ohne cynische Rücksichtslosigkeit durch dick und dünn geht, immer hoffend, so umso schneller auf einen angenehmen Parkweg zu gelangen, auf dem es sich dann wieder mit Grazie fortkommen ließe. Was ihm hierbei zu statten kam, war sein übermäßiges Selbstgefühl, das ihm eine Art moralische Ausnahmestellung sicherte. Der Firma, der er Jahr und Tag gedient, Kundschaft und Arbeitskräfte zu entziehen, wäre freilich bei jedem andern höchst schimpflich gewesen, bei *ihm* war es eine Art — erlaubter Notwehr, war es genial, denn er war eben *er*, der große Moller, für den andere Gesetze galten als für andere Menschen. Und dann — damit der Rest von Loyalität in seinem Gewissen auf anständige Weise zum Schweigen gebracht würde — gab es nicht für ihn eine zwingende Veranlassung, um jeden Preis zu erwerben, zusammenzuraffen? Mußte er nicht, um die Hälfte seines Erbteils dem ebenso erbberechtigten Bruder abgeben zu können, diese Hälfte so schnell als möglich herausschlagen? Hatte *er*, der außerdem das große reformatorische Werk unternommen, die Arbeiterfrage praktisch zu lösen, nicht auch das Recht, mit Leuten, die bloß für ihre *eigene* Tasche arbeiten ließen, etwas summarisch zu verfahren? Nichts als edle, gemeinnützige Motive überall! Nun aber auch vorwärts! plus! ultra!

Es war um Mitte Dezember, als Ernst

Studienkopf. Von Fritz von Uhde.

daran ging, den Cyklus von Vorträgen, zu denen er sich den Plan gemacht, abzuschließen. Im vorletzten hatte er über verschiedene Vorschläge gesprochen, die gemacht worden waren, um sowohl die Einnahmen der Arbeiter zu erhöhen, als einen festen Stamm von tüchtigen Kräften einer bestimmten Fabrik zu sichern, besonders über die Möglichkeit einer Einführung von Anteilscheinen, die, jede Woche als ein fünfundzwanzigprozentiger Lohnzuschlag verteilt, die Arbeiter langsam zu kleinen Aktionären machen würden. Im letzten beleuchtete er einige andere Formen von Geschäftsbetrieb, wie sie von vielen als wünschenswert bezeichnet worden waren: den Kollektivismus, das Produktivgenossenschaftswesen und dergleichen, wobei er sich bemühte, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sich Unternehmungen aussetzen würden, die, auf Grundlagen errichtet, denen wenigstens in unserer Zeit jede reale Stütze fehle, nichts als Experimente bleiben würden, deren Mißlingen auch bescheideneren Neuerungen schaden würde. Denn bei allen Reformen sei das Wesentliche, daß sie nicht über das Mögliche, das Aufrechthaltbare hinausgingen, und daß man ihre weitere Entwickelung Zuständen überließe, denen man Dauer und Festigkeit gegeben habe. Von Justus Moller für jene fünfundzwanzigprozentigen Anteil-

Studienkopf. Von Fritz von Uhde.

ſcheine begeiſtert, die in glücklicher Weiſe die Anbahnung eines beſſeren Zuſtandes verhießen, kam er darauf zurück, ſie als die empfehlenswerteſte Möglichkeit zu bezeichnen, eine vorliegende bedeutende Frage löſen zu helfen. Es war nicht zu leugnen, daß dieſer Vortrag in ſeinem Charakter etwas von den früheren abwich; der letzte in der Reihe, war er zugleich der erſte, der für ein beſtimmtes Programm zu ſprechen ſchien. Indem Ernſt nicht ohne Wärme von unumſtößlichen Rechten, von mit allen Kräften anzuſtrebenden Zielen ſprach, ſchien er die Intereſſen der Arbeiter offenkundig zu den ſeinen zu machen, indem er eine ganz beſtimmte Vertrags- oder Betriebsform hervorhob, ihre Begierden auf dieſe ganz beſonders zu lenken. Es gab wenigſtens Leute, die hinterher den Eindruck hatten, als ſei er hier nicht ganz objektiv geblieben.

Er ſchloß mit einem Danke für die Aufmerkſamkeit, die man ihm geſchenkt habe, und mit einer Ermahnung, ſich um keinen Preis zu überſtürzen, ſondern mit maßvoller Beſonnenheit und Zähigkeit ein Ziel zu verfolgen, das ſolange ein gutes ſein würde, als es die geſellſchaftliche Ordnung und Wohlfahrt aller, auch der beſitzenden und geiſtig arbeitenden Klaſſen einſchließen würde.

Die Zuhörer waren bewegt, erregt. Als er von dem primitiven Katheder, das man zurecht gezimmert hatte, herunterſtieg, ſcholl vielhundertſtimmiger Beifall, einer der Männer trat vor und hielt eine kurze Dankrede.

Ernst war sehr glücklich, er hatte das Bewußtsein, einer trefflichen Absicht nicht ungeschickt gedient zu haben.

Um indessen nicht der Gegenstand weiterer Ovationen zu werden, entfernte er sich eilends, was sich umso besser thun ließ, als die auswärtigen Arbeiter sich bald zerstreuten und zwar, weil die Falkschen behufs einer geschäftlichen Mitteilung des Direktors aufgefordert worden waren, zu bleiben.

Einige Zeit später bestieg Justus Moller den Sitz. Er strich sich ein paarmal den Schnurrbart, während er hoch und schlank dort stand, die Augen halb mit den Lidern bedeckt, auf den Lippen ein leichtes nervöses Zucken und wartend, bis die Menge sich beruhigt habe. Dann fing er an mit etwas schneidender Stimme und in der ihm eigentümlichen scharf betonenden Sprechweise:

„Ich habe euch eine Mitteilung zu machen, Leute. Ganz einverstanden mit Herrn Bürger, der euch sehr deutlich und geschickt einen Begriff von dem Wesen der Produktivgenossenschaften gegeben und dargelegt hat, wie aus unseren heutigen Zuständen heraus in die mit diesem Worte bezeichnete, gewiß sehr wünschenswerte Verfassung eine Brücke geschlagen werden kann durch Heranbildung unseres Arbeiterstandes in einen solchen kleiner Aktionäre, bin ich in der Lage, euch mitteilen zu können, daß euch eben jetzt schon die Möglichkeit geboten werden soll, von dieser segensreichen Einrichtung Gebrauch zu machen. Ich scheide am ersten Januar aus meiner Stellung eines technischen Direktors hiesiger Fabriken, um die Leitung der Geschäfte in Reinsselde zu übernehmen, wo an diesem Tage eine neue bedeutende Spinnerei und Weberei eröffnet wird. Es gereicht mir zur Genugthuung, ankündigen zu dürfen, daß diese Fabrik, genau der Darstellung entsprechend, die Herr Bürger hier gegeben hat, ihren Arbeitern einen gegen hiesige Lohnsätze um fünfundzwanzig Prozent erhöhten Lohn zu gewähren beabsichtigt; in der Art zwar, daß dieses Mehr den Arbeitern in der Form von Guthaben an die Firma, das heißt kleinen Aktien, abgegeben wird. Ich will das hiermit zur Kenntnis gebracht haben, da die Zahl der in Reinsselde zu beschäftigenden Arbeiter noch keineswegs vervollständigt ist und etwa einer oder der andere von euch die Absicht gehabt haben könnte, in diesen Tagen sein hiesiges Verhältnis aus irgend welchen Gründen zu lösen, um anderwärts Beschäftigung zu suchen. Ich bin bereit, jedem, der sich für die Sache interessieren sollte, jede gewünschte nähere Auskunft zu geben, bin indes weit entfernt, an eure, mir ja sehr wohl bekannte Anhänglichkeit an meine Person erinnern zu wollen, um euch etwa aus Verhältnissen zu lösen, die euch — trotz mancher unleugbarer Mängel — vertraut geworden sind. Ich will noch hinzusetzen, daß bei Anlage der Fabrik auf Anbringung sämtlicher empfohlener Schutzmaßregeln und auf eine hinreichende Anzahl gutgebauter geräumiger Arbeiterhäuser Rücksicht genommen worden ist; ferner, daß die Fabrik zwar Anerbietungen von mährischen Agenten zur Beschaffung billiger Arbeitskräfte mehrfach erhalten hat, mit denen Verträge abzuschließen in diesen Tagen bevorstehen würde, daß ich es aber für meine Pflicht gehalten habe, dies alles hier zur Kenntnis zu bringen, damit zunächst und vor allen Dingen die Interessen des vaterländischen Arbeitertums berücksichtigt werden könnten." — — —

Nach Verlauf einer Stunde hatte Justus Moller mehr als zweihundert Arbeitskräfte für die Firma „Alexander Weinhold", die vom ersten Januar kommenden Jahres ab „Justus Moller" lauten sollte, geworben; respektive sie mit der Aussicht auf eine fünfundzwanzigprozentige Lohnerhöhung und damit auf die Teilnehmerschaft an einer durch *große* Kapitalien gesicherten Unternehmung beglückt.

2. Kapitel.

Währenddessen war Ernst nach den Falkschen Ställen geeilt, wo ein Pferd stand, das eigentlich Graf Velthaus gehörte, das er aber auf dessen Bitten benützte, damit das Tier nicht „verstände", ein sehr schönes Tier, dem auch bald ein gräflicher Stallbursche mitgegeben war, der es besorgte. Nur mit Widerstreben war Ernst darauf eingegangen, ein Anerbieten anzunehmen, das sich so geschickt in die Bitte um eine Gefälligkeit zu kleiden gewußt hatte; aber es hätte den alten Herrn, der ihn mit Güte überschüttete, beleidigen geheißen, wenn er beharrlich ausgeschlagen, es bei den häufigen Besuchen zu benutzen, die er, von dem Grafen auf das liebenswürdigste herange-

zogen, in Burkertsdorf machte. Einmal in seinem Besitz aber hatte er dem Renner eine Art Zuneigung zugewendet, deren fähig zu sein ihn selbst überraschte.

Justus, als er ihn das erste Mal sah, hoch zu Roß, war erstaunt stehen geblieben: „Mensch, wo hast du das her, diese Haltung, diese Sicherheit?“

„Habe das Reiten auf einer Hausmeierei gelernt, die ich einmal vier Monate lang inne gehabt,“ hatte Ernst lachend gesagt.

„Aber brillant, hätt' ich nicht in dir gesucht, diesen aristokratischen Schmiß, bist doch 'n verdammter Kerl.“ —

Fröhlich, mit den Vorträgen so gut zu Rande gekommen zu sein, schwang er sich jetzt auf seine „Bellona“, eine Fuchsstute von tadellosem Bau, fein in den Gliedern, mit dem vornehmen, etwas koketten Ausdruck, den edle Pferde haben, und setzte sich in Trab.

Es war lauwarm, fast frühlingsmäßig draußen. Die Welt lag in leuchtender Dämmerung, die Wege gelblich, die Wiesen in einem fahlen Grün, schwärzlich die Äcker; aber auf den Gipfeln und Abhängen schmelzender Schnee, von dessen Reflexen die ganze Luft in lichtem Silberschein zitterte; der Himmel blaßgrün und zwischen dem schwarzen Tannengebüsch schimmernd der Mond, eine rotgelbe glühende Scheibe.

Wie liebte er diese Erde! wie vor allem dieses Stück Land, auf Weg und Stegen ihm vertraut! Er liebte es im Frühlingsglanze, wie in des reifenden Sommers Üppigkeit, im Herbst, wenn der Wind über die Stoppeln blies und aus den bunten Wäldern die Jagd erklang, und im glitzernd prunkenden Schneegewand, wenn die fernen Berghöhen, von bläulichem Duft umschleiert, mit den Wolken des Himmels sich vermischten und die Wintermondsstrahlen leuchtend darüber hinglitten. Er liebte es immer von neuem und sah froh alle seine Wandlungen, wie einer die Geliebte seines Herzens in all' den bunten Gewändern und Schleiern immer von neuem reizend und im neuen Reize immer wieder dieselbe findet. Ja er liebte diese Erde wirklich fast mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, er dachte nicht der Wunden, die ihr die Pflugschar riß, nicht der Gier, mit der man ihre Eingeweide zerwühlte, nicht der berechnenden Hast, mit der man ihr schwarzes Tannenhaar zerraufte, er sah nur, wie sie immer schön war und immer gütig, niemals alternd und mit nimmer müden Händen gebend wie der Unsterblichen einer. Und er hatte ein Gefühl, als ob sie ihn wieder liebe, als ob ihn das große Auge des Sees, wenn er dort vorüberritt, lachend und heiter anblicke, als ob die winterlich bereiften Bäume, wenn sie im Sonnenschein in Millionen bunter Farben glühten, umweht von leuchtenden Nebelschleiern, sich für ihn geschmückt hätten, als ob das rauschende Gebüsch, vom Abendwinde durchsäuselt, ihm zuflüsterte, als ob die hohen Berghäupter mit den Sonnenblitzen auf ihren Häuptern ihn schweigend und vertraulich grüßten. —

Höher stieg die Dämmerung, dunkler wurden die Schatten. Aus dem in tiefes Blau sich wandelnden Himmel glühte Stern auf Stern auf, höher stieg der Mond, heller und immer heller erstrahlend. Und wie er stieg, breitete sich sein Glanz wie ein Zaubermantel über die Höhen, umrieselte die Wälder und flutete mählich hinab in die Tiefen, bis alles in rätselhafter Schönheit dalag, schweigend, geheimnisvoll wie die Ahnung eines unendlichen Glückes. Wie sehr liebte er diese Erde!

Endlich, nach einstündigem Ritt, tauchte das Burkertsdorfer Schloß zwischen den dunklen Ästen der Riesenkastanien auf, gleich wie aus leuchtenden Quadern errichtet. Langsam ritt er die Allee hinunter, und immer deutlicher, immer mächtiger gedehnt, wuchs der alte Bau vor ihm auf, grüßten ihn die Erker und Türmchen, die Simse und Wappenbilder und die silberumfluteten Wipfel der Ulmen, die es umbuschten; und gastlich, wie vor einem längst vertrauten Freunde, öffneten sich vor ihm Gatter und Portal. —

Der alte Friedrich beschied ihm, daß der Herr Graf etwas unpäßlich gewesen sei, und daß er momentan Besuch von Herrn Rechtsanwalt Hainau habe, daß aber das gnädige Fräulein oben im Erkerzimmer sei, wenn er sich da hinauf bemühen wolle. Schnell eilte er die hellen, teppichbelegten Stufen hinauf, die Dame des Hauses zu begrüßen; er hatte Fräulein von Nottebohm sehr schätzen gelernt als eine Dame von feiner Bildung, Takt und Herzensgüte und freute sich immer auf die Plauderstündchen mit ihr.

Als er hinaufkam, stand die Thür nach dem bezeichneten Zimmer offen und es schien leer zu sein. Er beschloß, hineinzugehen und zu warten.

Es war ein hohes, tiefes Gemach mit einem einzigen wandbreiten Fenster, das erkerartig ausgebaut war und zu dessem Sitz ein paar Stufen hinaufführten, ein Zimmer, das er sehr liebte wegen der behaglichen und vornehmen Einfachheit, mit der es ausgestattet war. Er trat ein. Es brannte keine Lampe darin, aber der voll hineinfallende Mond erhellte den Raum bis ans andere Ende, mit seinen breiten Lichtmassen ihn durchflutend. Etwas zögernd schritt er näher.

Da erblickte er etwas, das ihn überraschte.

Mit dem Rücken gegen das Zimmer stand eine weibliche Gestalt am Fenster; es war nicht Fräulein von Nottebohm, es war eine andere, jünger vermutlich, kräftiger, von schönerem Ebenmaß der Glieder; stockend stand er und betrachtete die Fremde; es überkam ihn eine Ahnung, wer sie sei, der er doch nicht Glauben schenken konnte. —

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er halblaut.

Da drehte sie sich um und schritt die Stufen herab, während er hastig auf sie zuging. So hatte er sich doch nicht getäuscht! Verwundert standen sie einander gegenüber.

„Ich bin es," sagte sie mit jener Stimme, die Direktor Rüdiger mit einem Morgengeläut im Frühling zu vergleichen pflegte.

Sie sahen sich an und verstummten, sahen sich lange an, lange. Keines bot dem andern eine Hand oder einen Gruß, sie standen und sie schwiegen, nur eine unendliche Traurigkeit in ihren Herzen und in ihren Mienen enthüllte das Geheimnis dieses wunderbar traumhaften Augenblickes, in dem alles um sie her in Nacht und Dämmerung versank und nichts übrig blieb als sie allein, die stille Lichtfülle, die sie umfloß, und das grenzenlose Gefühl, das sie nicht zu nennen wagten und vor dessen Stärke ihre Herzen erzitterten.

„Wie Sie mich überrascht haben," sagte sie endlich, sich besinnend. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, ich klingle dem Diener, daß er eine Lampe bringt."

Er verbeugte sich und sah ihr nach, wie sie über den Teppich hinschritt, auf den das Mondlicht bunte Hieroglyphen malte, während die Goldrahmen der Bilder, die silbernen Kannen und Schalen aus dem Dunkel aufleuchteten.

„Sie wundern sich, mich hier zu finden," sagte sie dann freundlich, auf einem der Polsterstühle Platz nehmend, während er sich ihr gegenübersetzte. „Ich befinde mich für einige Wochen zu Besuch hier. Fräulein von Nottebohm wünschte mich als Gesellschafterin zu engagieren, Justus wollte das aber nicht haben, er meinte, so kurz vor unserer Hochzeit — Sie wissen wohl, sie ist für Anfang April festgesetzt —" da brach sie ab.

Ernst wußte nicht ganz genau, was sie gesagt hatte. „Jawohl, mein gnädiges Fräulein," bemerkte er und seufzte hinterdrein, als hätte er etwas sehr Schmerzliches aus ihrem Munde gehört. Und so war es am Ende auch, indem er sich des Sinnes ihrer Worte bewußt wurde.

Klara spielte an ihrem Verlobungsring und machte eine übermenschliche Anstrengung, sich dessen zu erinnern, was sie hatte sagen wollen. Aber es fiel ihr nicht ein, sie hatte nur ein Gefühl wie ein mit den Wellen Kämpfender, der sich bemüht, so schnell als möglich das andere Ufer zu erreichen, oder wie einer, der eilends zwischen sich und einer Gefahr ein Bollwerk zu errichten sucht. „Justus — haben Sie Justus gesehen?"

„Oh — es geht ihm gut. Sehr. Justus —"

Aber die Anrufung dieses Namens schien nichts mehr zu fruchten. Er stand auf und betrachtete ein Wandgemälde, von dem er absolut nichts sah. Sie aber starrte vor sich nieder, keines sprach mehr, und beide wußten, warum sie nicht sprachen.

Zum Glück erschien bald das Fräulein von Nottebohm, der ein Diener die Lampe vorantrug. Sie begrüßte Ernst herzlich und bat, zu entschuldigen, daß sie ohne Licht geblieben seien und daß er ein wenig auf den Grafen warten müsse.

Man setzte sich um den Tisch und plauderte von allerlei, von dem milden Wetter, von Klaras Besuch, von neuen Büchern, von den vielen Besorgungen, die man zur Weihnachtszeit habe u. s. w., das heißt, Fräulein von Nottebohm und Ernst Bürger plauderten. Klara war sehr still geworden, erst auf eine Frage des Fräuleins beteiligte

Haideblümchen. Nach dem Gemälde von B. Schwenzen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

sie sich an der Unterhaltung und dann mit einer Art krampfhafter Munterkeit; bis sie auch das überwunden hatte und ganz das gefaßte, stolze, tapfere Mädchen war, das ihr Herz zu opfern bereit ist auf dem Altar der Pflicht, ohne mit der Wimper zu zucken. Denn so war sie nun, daß das Bestehende, Gefestete, Loyale eine unbegreifliche Macht über sie hatte.

Endlich erschien auch Graf Velthaus. Er hatte sich einen Aufzug machen lassen nach dem obern Stockwerk, sodaß er seinen Krankenstuhl nicht zu verlassen brauchte, um hinauf zu gelangen.

Gleichzeitig betrat der Rechtsanwalt das Zimmer. Er warf einen langen forschenden Blick auf den jungen Gast und fragte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, ob er nicht einmal das Vergnügen gehabt habe, bei einem Feste im Hause von Gerson Falk mit ihm zusammenzutreffen, was Ernst bestätigen konnte.

Schließlich fand sich auch noch ein Verwandter ein, der im Schlosse wohnte, ein älterer Junggesell, Baron Heimstetten, der Weihnachten in Burkertsdorf zu verleben pflegte. Während des Abendbrotes, das etwas zeitig eingenommen wurde, weil Herr Hainau den Abendzug benutzen wollte, ging es ziemlich munter zu, da Fräulein von Nottebohm es in sehr gewandter Weise verstand, jeden heranzuziehen.

Als man wieder auf das Fest zu sprechen kam, ließ der Graf die Einladung an Ernst ergehen, den Weihnachtsabend bei ihnen zuzubringen, Fräulein Klara würde ebenfalls da sein und er hoffe, auch Direktor Moller würde ihm die Ehre erweisen, denn an diesem Tage müsse man etwas junges Volk um sich haben, dem man einen Christbaum anzünden und ein Pfefferkuchenherz bescheren könne. Ernst warf Klara einen fragenden Blick zu; Herr Hainau, der ihn zögern sah, neigte sich zu ihm und flüsterte: „Sagen Sie zu, Herr Bürger, der Herr Graf meint es *sehr* gut mit Ihnen.“ — Und so sagte er zu, aber der Graf war doch verstimmt oder betrübt, daß er es nicht schneller und freudiger that.

Später schickte es sich noch einmal, daß Ernst, abgesondert von den übrigen, im andern Ende des Zimmers neben Klara zu stehen kam. „Sie bleiben noch lange hier?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie ohne aufzusehen, „ich werde, obgleich ich für längere Zeit zugesagt hatte, vor Weihnachten nach Hause zurückkehren.“

Er sah sie brennenden Auges an und suchte nach einem Worte. „Und ich — werde zu Ostern aus Falkenhain scheiden,“ sagte er dann tonlos.

Sie nickte mit dem Kopfe und warf ihm einen dankbaren Blick zu. Sie hatten sich verstanden — sie würden sich von jetzt ab aus dem Wege gehen.

Langsam näherten sie sich den andern. „Muß es denn so sein?“ fragte er, in tiefstem Schmerze sich zu ihr neigend.

„Ich glaube wohl.“ —

Aber er suchte doch wenigstens den Abend über in ihrer Nähe zu bleiben und war beglückt, wenn sie einmal das Wort an ihn richtete oder ihm einen lächelnden Blick zuwarf, der ihm sagte, daß sie neben dem Weh dieser Stunden auch ihr flüchtiges Glück empfand.

Spät verabschiedete er sich.

Wie froh war er hinübergeritten und wie elend kehrte er zurück. — —

3. Kapitel.

Den nächsten Morgen erfuhr er, was sich inzwischen den Abend vorher in Falkenhain begeben hatte. Kein Mensch wollte es glauben, daß *er* nicht einmal etwas von Mollers Ausscheiden gewußt habe, daß er keine Ahnung gehabt, daß die Reinsfelder Fabrik die Firma Justus Moller tragen solle; daß Gerson Falk und Komp. einige Absatzgebiete verloren hatten, weil der Direktor sie weggekapert, war zwar nicht erwiesen, aber doch sehr wahrscheinlich, man deutete ihm das auch an.

Wer denn eigentlich dieser Weinhold sei, von dem er die Fabrik übernehme? fragte er. Das wußte kein Mensch. Aber jedenfalls einer, der viel Geld haben mußte und einen guten Batzen darauf stehen ließe, vielleicht als stiller Teilnehmer, denn zu einer solchen Anlage gehörten schließlich Hunderttausende und lediglich mit Hypothekengeldern könne man dergleichen doch nicht anfangen. Von der Staatshilfe wußte niemand etwas.

Aufs höchste erregt ging Ernst, den Freund aufzusuchen. Da dieser in den

Kontors nicht anzutreffen war, begab er sich nach seinen Privatzimmern.

Justus zog die Augenbrauen in die Höhe, als er Ernst eintreten sah, machte ein ungeheuer überlegen-ironisches Gesicht, brach in ein helles Gelächter aus und sagte dann fröhlich: „Na — Überraschung — gelt Freund? Hast wohl alles unten erfahren und kommst, mir zu gratulieren? — Herr Gott, stecke doch keine solche Jesaiasmiene auf, als wolltest du ganz Israel strafen."

„Du liebst in der That noch immer die Überraschungen, sehe ich."

„Na, man ist doch kein Waschweib, das den Mund nicht halten könnte. Aber ‚noch immer'? Wieso noch immer?"

„Ich meine — gelegentlich — deiner Verlobung," sagte Ernst errötend.

„Ah so. Ja, es ist wahr." Und er lachte wieder.

„Justus, was ist das nun alles? warum hast du gegen mich mit dieser Sache hinter dem Berge gehalten? Ist es wahr, daß du schon vor einem Vierteljahre gekündigt hast?"

„Na ja, gewiß. Was ist da weiter? — Setz dich mal hin, mein Junge, und laß dir alles erzählen. Sieh mal — ein General, nicht wahr? der eine Schlacht anfangen will, schickt nicht vorher zum Feinde und läßt ihm Stärke der Truppen, Aufstellung ꝛc. gefälligst vorher mitteilen, sondern er schlägt einfach los, er überfällt ihn meinetwegen. Und das hält kein Mensch für anstößig."

„Gewiß. Aber wo ist hier ein Feind? Hast du mich dafür angesehen?"

„Sei doch kein Kindskopf, Severus. Ich meine natürlich dich nicht mit dem Feinde, ich meine ganz im allgemeinen meine geehrte Mitmenschheit, wenigstens jeden, der mit denselben Interessen neben mir steht oder die meinigen aus irgend einer Laune zu durchkreuzen die Neigung hat."

„So so."

„Na also, wenn du willst — in einem gewissen Sinne — dich allerdings auch. Denn, das gib doch ohne weiteres zu: du bei deinem vollständigen Mangel an Sinn für das Praktische würdest mir mit Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten doch nur den Weg verrammelt haben."

Ernst lächelte bitter. Er hatte noch immer seine Jesaiasmiene. Und das ärgerte Justus mehr, als wenn er ihm heftige Vorwürfe gemacht hätte.

„Du mußt nur annehmen, lieber Freund, daß es nicht jeder so gut hat wie du, den das kleine Ämtchen befriedigt, das ihn erhält, und der daneben sozialistischen Träumereien als Zeitvertreib nachhängen kann."

„Justus, das sagst du? sagst du mir?"

„Na *aber* — lieber Freund, ruhig Blut! Bißchen Schwärmer bist du doch. Immer Unerreichbares im Kopfe. Ich aber weiß immer *sehr genau*, was ich will und was sich erreichen läßt. Dazu gehört nun aber ein kühler Kopf und das Abwägen und Benutzen der Verhältnisse, das Lavieren, das Mundhalten und zu rechter Zeit Raschzugreifen."

„Es scheint so," sagte Ernst, der mit großen Schritten auf und abging. — „Gerade heraus gesagt, Justus: meine Vorträge sind dir von Anfang an Mittel zum Zwecke gewesen und zwar zu einem eigensüchtigen Zwecke. Du hast mich diese Leute für dich erziehen lassen, um ihr Mißtrauen gegen deine Anteilscheine zu besiegen —"

„So? das nennst du eigensüchtige Zwecke? Faktisch, denke ich, bin *ich* es doch, der sich mit der Regierung ins Einvernehmen gesetzt hat, der von ihr Subventionen bezieht, um diese Anteilscheine austeilen zu können, ohne welche es allerdings schlechterdings unmöglich wäre, bin *ich* es, der die neuen Schutzmaßregeln drüben eingeführt hat. Warum aber sollte ich diese Vorteile nicht Leuten zuwenden, die ich kenne, an denen ich hänge, die an mir hängen —"

„Das ist alles wunderschön, aber du mußtest dir sagen, daß du die hiesige Fabrik durch diesen Massenaustritt von Arbeitern gleichzeitig mit dem deinen gefährdest, und wenn das nicht, daß es mindestens illoyal war, so zu verfahren. Ich bin überzeugt, daß man auch sonst so urteilen wird."

„Und ich sage dir, daß mich das den Teufel etwas angeht. Ein Geschäftsmann ist kein Schulmeister, kein Rousseau — kein mit grauen Theorien arbeitender Schwärmer! Und was soll das heißen: ich habe dich diese Leute für mich erziehen lassen? laisser ja, aber nicht faire. Ich denke, die Vorträge waren deine eigenste Erfindung. Wenn die Leute schließlich für mich optiert haben, so war das übrigens ihr Vorteil so

gut wie meiner, und was Falks betrifft, so vertragen die Juden schon den kleinen Puff. Die fallen nicht um davon! — Schließlich ist sich jeder selbst der Nächste. Begreife doch das eine, daß es in der Geschäftspraxis nicht zugeht wie an einem Theeabende mit geistreichen Damen — wo man vom Stuhle aufsteht, um ihn irgend einer Holden anzubieten, und jede Lippe von versälschtem Honig träuft. Aber in diesen Zirkeln, glaub ich, setzt man die Moral fest, nach der die Damen dann zu billigen Kleidern kommen sollen, die auf unsern Webstühlen angefertigt werden! Narrheit! — Verzeih, ich habe mich hinreißen lassen, ich weiß es ja am besten, wie du es meinst. Wirklich, Severus, verzeih mir. Wenn du wüßtest, was ich in den letzten Wochen gearbeitet habe, was mir durch den Kopf gegangen ist — wir bleiben Freunde, nicht wahr? Es ist wahr, ich habe einen übertriebenen Glauben an mich und mein Glück, aber es ist mir zu Mute, als ginge mein guter Stern von mir, wenn mich die verließen, die mir teuer sind."

War das eine Phrase? in diesem Augenblicke gewiß nicht.

Ernst sah ihm nachdenklich in die Augen. Welche sonderbare Macht besaß eigentlich dieser Mensch, Handlungen zu begehen, die man nicht billigte, Dinge zu sagen, die bestimmt schienen, einen zu kränken, und einen doch an sich zu fesseln? Es mußte dieselbe sein, die es Klara unmöglich machte, sich von ihm loszusagen, obschon sie ihn nicht mehr liebte. Er empfand diese Macht, aber er wußte nicht, worin sie bestand. In Wahrheit war es eine Art Mitleid, eine Art Angst, eine Scheu vor dem Zusammentreffen von soviel Verstand und Begabung mit soviel Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit; eine Ahnung auch des starken Empfindens, das diesen Mann erschüttern konnte und das ihn sicher in diesem Moment erschütterte.

„Du kommst mit herüber, Ernst, nicht wahr?" bat Moller.

„Es thut mir leid — aber ich bleibe auf meinem Posten."

Justus kramte unter seinen Briefschaften herum. „Sei mir nicht böse, aber — du bist hier allerdings etwas Opferlamm. Wirklich, es thut mir leid, es ist mir sehr unangenehm, doch bitte, lies das." Er übergab ihm ein offenes an ihn — Justus — gerichtetes Schreiben des jüngeren Falk, das den Auftrag enthielt, dem Korrespondenten Herrn Ernst Bürger wegen seiner Teilnahme an der gegen ihn gerichteten Intrigue zu kündigen.

Ernst biß sich auf die Lippen und drehte sich um.

„Ernst, alter Junge, sei doch nicht komisch," sagte Moller in einem Tone, in dem zugleich etwas von Gemütsbewegung und von Überlegenheit lag. „Der Jude läßt dich laufen — eh bien — ich denke, du hältst zu mir!"

Ernst hatte in diesem Augenblicke ein häßliches Mißtrauen, er glaubte sich auch hier belogen, verraten, hin und her geschoben. Ach — und diesem Menschen sollte er Klara lassen! Für einen Moment überkam ihn etwas wie der Wunsch, auf Justus zuzustürzen, mit ihm zu ringen, bis einer von ihnen auf dem Platze blieb — aber ach! — wir sind keine impulsiven Naturmenschen, wir sind so gesetzt, so manierlich, so zahm, und man ringt auch nicht zwischen roten Plüschsesseln und Nußbaumetagèren; wir sind nichts, nichts in dieser Welt der Übereinkünfte, der erstarrten Sitten, der Lumpenbiedermänner-Gesetztheit!

„Ernst." Und das klang so herzlich, beinah traurig. „Sei doch nicht närrisch, sieh mich doch an, Ernst." Und er hielt ihm die Hand hin. „Wahrhaftig, mich jetzt sitzen lassen, wo ich dich so nötig hätte — bis Ostern wenigstens —"

Zögernd, mit zusammengebissenen Lippen legte Ernst die seine hinein. Was sollte er thun, armer stellungsloser Commis, wie er war? und was konnte er thun, ihm gegenüber, an dem er bei alledem hing? Beurteilte er ihn nicht vielleicht wirklich zu hart? vielleicht aus unbesiegter Eifersucht, aus blassem, schmählichem Neid? Konnte denn der überhaupt ein schlechter Mensch sein, für den ein Mädchen wie Klara den unbedenklich opferte, dem sich ihr Herz zuwandte?

Schlechter Mensch! Das ist die Narrheit — wo fangen die schlechten Menschen an? wer ist es niemals?

„Gut denn — bis Ostern," sagte er.

„Nicht doch, du bleibst für immer," bat Justus jetzt.

„Ich kann nicht."

„Warum?"

„Je nun — weil — weil ich nicht in dieser Gegend zu versitzen gedenke!“

„Nun, wie du willst.“

Ernst ging. In seiner Seele lag ein schneidender, herber Schmerz. Aber Justus war es in diesem Augenblicke auch nicht eben behaglich zu Mute.

4. Kapitel.

Frau Bürger lebte bereits seit Ende März in einem lausitzischen Städtchen, wo sie mit einer gleichfalls verwitweten Schwester eine kleine Wohnung teilte.

Ernst hatte es nie ganz verschmerzen können, daß die Mutter ihm eine so kühle Teilnahme, eine so wenig zärtliche Gesinnung bewies, doch konnte er sich den Vorwurf nicht machen, unkindlich an ihr gehandelt zu haben, er hing sogar mit großer Liebe an ihr, so sehr er sie an Geist und Bildung überragen mochte. Ihre Briefe waren wohl freundlich und teilnehmend, aber er entbehrte in ihnen schmerzlich jenes tiefe innige Gefühl, das Mütter ihren einzigen Söhnen auch dann zu bewahren pflegen, wenn sie aus ihrer Sphäre hinausgewachsen sind; er entbehrte ihre starke und warme Anerkennung seines Strebens, denn wenn er auch kein Mensch von hochgradiger Eitelkeit war, ohne einiges Lob, einige Freude über das Gelingen unserer Unternehmungen von Seiten derer, die uns teuer sind, wünscht keiner unter uns zu bleiben.

Bis vor einigen Monaten hatte Frau Bürger wenigstens die Geldbeträge, die Ernst ihr regelmäßig sandte, angenommen, eines Tages aber hatte sie auch diese zurückgewiesen und ihm mitgeteilt, daß sie durch einen Zufall in den Besitz eines kleinen Kapitals geraten sei, der ihr Alter sorgenfrei mache. Das war ein recht sonderbarer Brief der guten Frau gewesen, der diese Nachricht enthielt. Ernst hatte ihn mehrmals gelesen, ohne recht klug daraus werden zu können, von einer gewissen Feierlichkeit, einer mehr hochachtungsvollen als freudigen Genugthuung über seine Zukunft, die gewiß eine sehr glückliche sein werde, und über das Geringe, das sie selbst für ihn habe thun dürfen. Ein Brief, der ihn in Erstaunen gesetzt, verletzt und schließlich zum erstenmal auch in seine Seele jenen kühlen Strom geleitet hatte, den wir bisweilen mit schmerzlichem Gefühl in unser wärmstes Empfinden sich ergießen fühlen. Er hatte lange auf diesen Brief geschwiegen und dann kürzer und kühler geantwortet, als er es gewohnt war.

Aber zu stark war in Ernst das Gefühl des Mitleides und der Nachsicht mit allen durch die Ungunst der Verhältnisse zugleich in eine Enge kleinlicher Auffassungen und Empfindungen Gebannten. Dazu ist die Weihnachtszeit so sehr die der Annäherung und Versöhnung vor allem innerhalb der Familie, daß auch Ernst es in diesen Tagen von neuem versuchte, sich der Mutter nahe zu bringen. Er hätte sie am liebsten persönlich aufgesucht; da ihm seine Thätigkeit in Falkenhain aber nicht erlaubte, eine Reise zu unternehmen, begnügte er sich, ihr einen langen, herzlichen Brief zu schreiben, von seiner Beschäftigung, seinen Beziehungen zu sprechen, ohne daß doch diese Mitteilungen etwa renommistisch herauskamen, etwas anzudeuten von dem Unglück, das seine Herzensangelegenheiten zu verfolgen scheine, und schließlich eine Menge hübscher nützlicher Dinge für sie einzukaufen, von denen er erwarten konnte, daß sie ihr lieb und angenehm sein würden. Er selbst war gewohnt, warme Strümpfe, die sie strickte, und einen Wachsstock von ihr zu Weihnachten zu erhalten — wie sehr war er betrübt, daß diese Sendung dieses Jahr ausblieb. Während er nach Burkertsdorf hinüberfuhr — denn Graf Belthaus hatte, da es plötzlich sehr kalt geworden war, seinen Schlitten geschickt, was den Herren vom Geschäft zu den mißgünstigsten Glossen Veranlassung gab — tröstete er sich mit dem Gedanken, daß das Paket zu spät aufgegeben worden sein möchte und ihn noch nach dem Fest erreichen werde.

Vor diesem Abend in Burkertsdorf fürchtete er sich ein wenig, so gern er sonst hinüberfuhr. Einmal fühlte er sich gerade an diesem Tage sehr niedergeschlagen, indem er seines letzten Besuches im Schlosse lebhafter als je gedachte, zweitens fürchtete er, der Graf könne ihn in einer Weise beschenken, die zwar seiner Freigebigkeit und seiner freundlichen Gesinnung entspräche, Ernst aber doch peinlich berührt haben würde — denn eine gute Portion Plebejerstolz besaß er nun doch einmal.

Da war er denn sehr froh, daß der Graf, höchst taktvoll, ihn mit ein paar hüb-

schen Kleinigkeiten bedachte, die einen immerhin bescheidenen Wert repräsentierten; indes das Fräulein von Nottebohm ihm eine Stickerei bescherte, die sie abwechselnd mit Klara angefertigt haben mochte, wenigstens erinnerte sich Ernst sehr deutlich, sie bei seiner letzten Anwesenheit in den Händen des Mädchens gesehen zu haben. Er war so glücklich darüber, daß sein Dank an das Fräulein beinahe überschwenglich ausfiel und sie ungemein erfreut war, zu erfahren, daß sie mit ihrer bunten Schlummerrolle seinen Geschmack so glücklich getroffen hatte und einem augenscheinlichen Bedürfnis ahnend entgegengekommen war.

Es war in Burkertsdorf üblich, die Kinder der Dominialarbeiter zu Weihnachten zu beschenken; diesem Akt mußte Ernst natürlich beiwohnen, und hier war er nun Zeuge einer wirklich patriarchalischen Scene, geeignet, seine etwas leidenschaftlich erbitterte Abneigung gegen alles, was an Wohlthaten erinnern konnte, zu zerstreuen, eine Scene von höchstem malerischem Reiz und liebenswürdigster gemütlicher Stimmung. Hinter dem Stuhle des Grafen stehend, sah er zuerst lächelnd ihrer Abwickelung zu, endlich jedoch konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, sich unter die kleine Gesellschaft zu mischen und seine Scherze mit ihr zu machen; aber er mußte es sich auch gefallen lassen, daß die Kinder und ihre Mütter, als es an den Abschied kam, auch dem „gnädigen jungen Herrn" dankten und daß ihm dabei einige Handküsse appliziert wurden. Er faßte das mit gutem Humor auf. —

In seinem Verkehr mit dem Grafen war die Erörterung sachlicher Interessen bisher das vorwaltende Moment, doch Persönliches nicht ausgeschlossen gewesen. Wenigstens hatte Ernst, dazu aufgefordert, des öfteren aus seiner Kinderzeit, von seinen kleinen Leiden und Freuden, den Eigenheiten der Eltern oder wichtiges aus seinem Schulleben erzählt. Dagegen hatte er es nicht gewagt, nach den Familienbeziehungen des Grafen zu forschen, ihm überlassend, wie weit er ihn hier seines Vertrauens würde würdigen, wie weit er schmerzlichen Erinnerungen einen Ausdruck würde geben wollen. Während sie heute sich allein gegenüber befanden — Baron Heimstetten war gegangen, das Brauen des Punsches zu überwachen, während das gnädige Fräulein das Abräumen der Tafeln leitete — ergab es sich aber fast von selbst, daß der alte Herr, nachdem Ernst eine Beschreibung der bescheidenen Weihnachtsfeiern bei den Eltern gegeben hatte — früherer Tage gedachte und von seiner Gemahlin, seinen Kindern manchen unvergeßlichen liebenswürdigen Zug erzählte, welchem allen sein junger Gast mit immerhin mehr höflichem als innerem Interesse zuhörte, bis der lebhaftere Ton, in den der Graf verfiel, auch ihn fortriß, und die Erzählung ihn mit den teuren Toten seines väterlichen Freundes in herzlicher Teilnahme verknüpfte.

„Einen wie kläglichen Ersatz," sagte er zuletzt beschämt, „habe ich Ihnen nun zu bieten, Herr Graf, wenn Sie an diese beglückten Weihnachtsabende zurückdenken. Ich wünschte, ich wäre wenigstens ein etwas heiterer Bursche."

„Ich wünsche Sie gar nicht anders," sagte Velthaus, „und ich rechne es Ihnen vielmehr sehr hoch an, daß Sie meine etwas langweilige Gesellschaft zu teilen sich herbeilassen. Übrigens gibt es sehr, sehr heitere Burschе in meiner Verwandtschaft, es kostete mich ein Wort und ich hätte den ganzen Troß der jüngeren Heimstetten, Ladendorf, Götzing und so weiter hier — aber dieses Wort würde mich dafür eine ungeheure Überwindung kosten, und so spreche ich es denn nicht aus."

Ernst errötete ein wenig, schwieg verlegen und sagte dann mit einigem Zögern: „Ich habe Ihnen noch nicht mitgeteilt, Herr Graf, daß ich zu Neujahr Falkenhain verlasse. Infolge eines Mißverständnisses oder eines, wenn auch nicht gerade ehrenrührigen, so doch peinlichen Verdachtes haben mir Falk und Komp. gekündigt, ich habe nun zwar als Termin Ostern eine andere ähnliche Stellung hier in der Nähe, in Reinsfelde —"

„Ah, die neue Fabrik, von der ich schon gehört habe!"

„Wo ich indes nicht länger als ein Vierteljahr bleiben will. Was ich dann anfangen werde, weiß ich noch nicht — aber diese Gegend werde ich wohl verlassen müssen, so schwer es mir fallen dürfte."

Velthaus sah ihn auf diese Mitteilung hin sehr erfreut an und sagte mit einer lächelnden Bitte in den Augen: „Das trifft sich glücklich! Kommen Sie zu mir, mein

lieber junger Freund, kommen Sie, und wenn es auf ein halbes Jahr wäre. Treten Sie als Volontär hier ein! Ich halte es für Ihre Studien geradezu für notwendig, daß Sie wenigstens einen kurzen landwirtschaftlichen Kursus durchmachen, und — nun Sie wissen, wie ich mich freuen würde, aber das will ich ja nicht in Anschlag bringen — nur um Ihrer selbst willen — thun Sie es, willigen Sie ein."

Was hätte Ernst überraschender kommen können als dieser Vorschlag.

„Aus rein sachlichen Gründen sagen Sie zu!" drängte Velthaus.

„Und wenn ich nun ja sagte, wenn ich diesen so überaus großmütigen Vorschlag annähme," erwiderte Ernst, sich vornüberbeugend und mit jenem Blick in den Augen, den Melitta Falk unbequem genannt hatte und der dem Grafen gar nicht unbequem war, „dürfte ich denn nicht immerhin —?"

„Nun?"

„Dürfte ich denn nicht immerhin gemütliche Rücksichten mitsprechen lassen?"

„Ob Sie es dürfen? wenn Sie es nur können," lautete die leise Antwort. „Daß ich auch ein wenig um Ihr Herz gerungen habe — wie könnte ich es leugnen — und wenn Sie ein Stückchen davon — soviel wie euch jungem Volk, das ja wohl immer verliebt ist, davon übrig bleibt — für mich haben — so — wie? ja?"

Ernst konnte sich nicht enthalten, die Hand des alten Herrn, der ihm eine so unbegreifliche Zuneigung entgegenbrachte, einen Augenblick an seine Lippen zu drücken. Dann stand er auf und trat ans Fenster, dasselbe, an dem er letzthin Klara gefunden, und durch das hohe Gemach ging ein langes Schweigen; ein Schweigen, das das Geheimnis dieser Rührung, dieser Zärtlichkeit umschloß, die ein junges und ein altes Leben mit so seltsamer Macht verband, und in dem zugleich die ganze Qual einer heißen, heißerwiderten und dennoch so unseligen Liebe lag.

Und wieder brach der Mond herein, später als neulich und nur zur Hälfte erglänzend; aber in seinem Lichte schien ungewohnte Blendung zu liegen, oder warum deckte Ernst seine Augen zu? und warum nahm er eine feuchte Hand von seinem Gesicht?

Es war gut, daß Fräulein von Nottebohm und Herr von Heimstetten in diesem Augenblicke eintraten.

„Herr Bürger, sind Sie so schwärmerisch veranlagt oder treiben Sie tellurische Studien?" fragte der Baron.

Ernst lachte und sprang die Stufen vom Fensterſitz herunter. „Ni l'un ni l'autre, Herr Baron, ich sah nur, wie drüben die Frau Inspektorin den Christbaum auslöschte."

Indessen kam der Diener mit dem dampfenden Punsch. „Kommen Sie, Bester, ich habe ihn selbst gebraut," sagte der Baron, „und ich verstehe das aus dem ff." Und damit hatte er recht.

Ernst stellte sich Fräulein von Nottebohm als zukünftigen Hausgenossen vor. Die Herrschaften gratulierten ihm und schüttelten ihm die Hände, aber sie schienen sich gar nicht besonders zu wundern.

Graf Velthaus war jetzt sehr heiter, und so verlief der Rest dieses Abends in herzlicher Fröhlichkeit.

5. Kapitel.

Über der schnee- und eisbedeckten Landschaft lag die helle Sonne des zweiten Januar 18** und überglänzte eine kleine Hochebene, deren verhältnismäßig flache Linien sich über die nahen Thäler erhoben, während die Hügelreihen des Gebirges nur in der Ferne sichtbar waren; eine für ein Bergland auffallend kahle und wechselarme Gegend.

Inmitten dieser weiten, weißen, hellbeglänzten Fläche lag hart am Bahndamm eine stattliche Ansiedelung, eine Viertelmeile von dem Dörfchen Reinsfelde entfernt, aber noch zu ihm gerechnet, die Weberei und Spinnerei von Justus Moller — wie sie von diesem Tage an hieß; ein Komplex von trefflichen Rohbauten, alle solide errichtet, frisch glänzend, nicht aus schlechten scheckigen Ziegeln, sondern aus gutem gleichmäßigem Material hergestellt, die Fugen überall mit rotem Mörtel verstrichen, an dem Wohnhause die Simse mit buntglasierten Blendsteinen verziert, der große Schornstein aber mit einer hübschen Krönung, zwischen deren kleinem Zinnenwerk eine mächtige schwarze Rauchwolke aufstieg, paffend, ungeduldig, renommistisch, übereifrig, als könne sie es nicht erwarten, die weiße Landschaft einzuräuchern.

Wenn man hereintrat: im Innern alles hohe lichte Räume, trefflich ventiliert, alles sauber und blitzblank, die großen hanfenen Treibriemen von einem zarten silberigen Blond, die kupfernen Röhren hellrot mit glänzenden vernickelten Ventilen; die Treppen licht und breit, ohne gefährliche Drehungen, hohe Korridore, auf- und zuschlagende Thüren, die Fenster sauber, ohne Spinnweben, unzerbrochen. Und die Maschinen, ein Staat! alles die besten neuesten Konstruktionen, alles Wunderwerke der Technik! eine Freude sie zu sehen, wie sie mit Hebeln, Haken und Schiebern ineinander griffen, alles lebendig durch den lebendigen Atem, der sie beseelte.

Aber erst im Hauptmaschinenraum der große Dampfmotor! ein riesiger oscillierender Horizontal-Cylinder, der keuchend und doch wie spielend leicht hin und her fuhr, alles mit sich fortreißend durch die Gewalt seines Kolbens; wie ein vergnügtes Spiel sah es aus, wie in der hellen Januarsonne die beiden Kugeln des Regulators auf und ab hüpften, als sei das Ganze dazu da, sie in Bewegung zu setzen. Und dann die Schutzvorrichtungen für die Arbeiter: große aufgespannte Drahtnetze, Blechwände, Schnuren und Leitern und was dergleichen mehr war. Alles in schönster Ordnung. Nur eines war nicht zu mildern gewesen: das Geräusch, jenes tiefe Urr, Urr in den unteren Räumen, das, je höher man aufstieg, höher und schriller wurde, bis ein feines, scharfes, bohrendes Zischen daraus geworden war. Aber das klang beinah lustig hier.

Und dann die Gesichter der Leute. Auch auf ihnen lag etwas von hellem Sonnenschein, von den leuchtenden Reflexen des Schnees, von Feststimmung und Neujahrserwartungen. Es war aber auch am Ende ein anderes Ding, in diesem großen Putzkästchen von Fabrik zu stehen und dazu das Bewußtsein zu haben, nach und nach Mitbesitzer all dieser wunderschönen Dinge zu werden, dieser Riesenbottiche, Schwungräder, Zupfwerke, Webstühle u. s. w.! Und es war kein Schwindel. Sie hatten sie alle gesehen, die hübschen blaßgelben Scheine, die ihnen als Lohnzuschlag jede Woche würden eingehändigt werden, und hatten es sehr gut verstanden, wie daraus Aktien anwachsen würden, die ihnen einen Teil des Reinertrages abwerfen sollten. Es war so neu, so spaßhaft und so erfreulich. Dann würde es nicht mehr heißen die Fabrik, sondern unsere Fabrik. O, das machte sich! Abends wenn sie mit Frau und Kindern in den hübschen neuen Arbeitshäusern in ihren hellen Stuben saßen, in denen es überall kräftig nach Kalk und frischem Holz roch, rechneten sie aus, wie lange es dauern würde, bis sie so und so viel, und wie lange bis sie so und so viel Dividenden haben würden, und was dann dafür angeschafft werden sollte, ein braunüberzogenes Sofa oder eine hübsche Lampe und einige neue Kochtöpfe oder frisches Bettzeug, jeder nach seinen Wünschen und Bedürfnissen.

Der Landrat und sein Neffe, der Herr Landratsadjunkt, sowie Herr von Dalldorf waren zur Eröffnung gekommen; in Justus Mollers Begleitung stiegen sie auf und ab, steckten ihre Nasen in alle die Dinge, die sie nicht verstanden, drückten dem „Regierungsmignon“ die Hand und redeten ungemein viel erbauliche Sachen. Die Buchhalter hatten ihre Weihnachtskravatten um und machten feierlich neugierige Gesichter, und es war gut, daß sie auch ihre Weihnachts-Unterjacken und -Wollsocken trugen, denn — um es zu gestehen — in den Comptoirs war's erbärmlich kalt, man sah den Atem und rieb sich die Finger. Zum Glück gab es für die Herren noch nicht viel zu thun.

Justus hatte erwartet, daß Alexander Weinhold, der bis dahin als der Erbauer und Besitzer der Fabrik figuriert hatte, zur feierlichen Übergabe erscheinen werde. Aber Ehren-Alexander dachte nicht daran, im Winter eine Reise ins Gebirge anzutreten, um zum Ruhme anderer Feierlichkeiten abhalten zu helfen. Eigentlich hatte Moller bis zum letzten Augenblicke gehofft, dieser ausgezeichnete Biedermann würde überhaupt in die Firma eintreten, „Moller und Weinhold“ — es hätte sich sehr hübsch gemacht, aber davon mochte der Schlauberger nichts wissen. Sein Ehrgeiz verstiege sich nicht so hoch, Fabrikbesitzer zu sein, hatte er seinem Klienten in schöner Bescheidenheit erklärt, er begnüge sich damit, bei seinen kleinen genealogischen Enqueten (wie er es nannte) einen gewissen Scharfsinn zu entwickeln und sich den Ruf eines zuverlässigen und umsichtigen Agenten zu verschaffen. In Wahrheit — was ging ihn diese Fabrik

Sommer. Nach einer Tuschzeichnung von Alb. Richter.

an? er pfiff darauf. Er hatte einige „sauer verdiente Groschen hineingeschmissen," wie er sagte, er hatte die Kapitalien besorgt, mit denen die Anlage bis zur Höhe der Feuertaxe belastet war, er hatte die famose Wolle beschafft, die durch Havarie besser geworden sein sollte, er hatte seinen Namen obendrein bis zum ersten Januar dazu hergegeben, den Bau zu bemänteln, da Herr Moller die Kaprice hatte, die Welt mit seinen Unternehmungen überraschen zu wollen — sich auch noch mit ihm associieren, mit seinem Gelde für die Machinationen des Herrn zu haften — warum denn nicht gar!

Justus Moller aber glaubte trotzdem noch immer, daß der Mann, der ihm die Lorenzische Erbschaft zugeschoben, der ihm aus den Bauplätzen ein so fabelhaftes Geld herausgeschlagen und „das verkrachte Ding" für einen so billigen Preis verschafft hatte, wie ein Schutzengel über seinem eigenen Genius walte, daß Alexander Weinhold ihn liebte, für ihn durchs Feuer ginge und daß er eine Art Fortunasäckel besäße, den er munter unten an den Zipfeln hielt, um unentwegt Gelder herauszuschütteln, mit denen er, Justus, nach Herzenslust wirtschaften könne. Diese Überzeugung aber und die andere, daß schlimmstenfalls die Regierung, wo sie fünfzigtausend Thaler hineingesteckt hatte, mit Vergnügen noch einiges hinzulegen würde, gab ihm etwas ungemein Fröhliches, Zuversichtliches, Leutseliges. Wenn die Commis, die in ihren Comptoirs sich blaß und blau froren, ihn mit den Herren von der Regierung über den Hof gehen sahen, wurde ihnen warm zu Mute bei dem erhebenden Gedanken, einen so famosen, schneidigen, liebenswürdigen, vornehmen Chef zu haben.

Nun, welcher Chef hätte auch seinen kleinen Beamtenstab mit einem so opulenten Frühstück bewirtet, wie Justus für gut befand. Es gab kalten Hasenbraten, Pastetchen, Lachsschinken u. dergl.

Die Landrätlichen samt Herrn von Dalldorf und Ernst Bürger wurden natürlich besonders gespeist. Es gab ein allerliebstes kleines Dejeuner. Herr von Schlobitzky toastete dabei auf die junge Musteranstalt und ihren jungen Besitzer und Justus Moller auf die Regierung und auf das Interesse und die Fürsorge, die sie allezeit für den Gewerbsfleiß, neuerdings aber in ganz besonders erfreulicher und dankenswerter Weise an den Tag gelegt habe.

Nach dem Essen wurde der Rundgang fortgesetzt. Er galt jetzt den Nebenräumen, nachdem die eigentliche Fabrik in Augenschein genommen worden war. Justus zeigte ihnen sein Privatquartier, sieben Zimmer — von denen aber nur erst die drei eingerichtet waren, die er als Junggeselle brauchte — alles mit reicher Stuckverzierung, Porzellanöfen, kostbaren Tapeten stilvoll und sehr gefällig hergerichtet, und führte sie dann in die Ställe und Remisen. Hielt auch die Eisenbahn dicht vor der Fabrik, ohne allen Wagenverkehr ging es natürlich nicht, er hatte zwei starke Arbeitspferde und einige Fracht- und Lastwagen, und zu seinem Privatgebrauch einen wunderhübschen Landauer mit zwei eleganten Füchsen, „fabelhaft billig aus einem Nachlaß gekauft" (gekauft hieß hier soviel als schuldig geblieben). Die Velthausensche Bellona, die bei den Mollerschen Pferden untergebracht war, erhöhte nicht wenig den Eindruck des Soliden und Vornehmen, den sich alles zu machen bemühte. Dieses Pferd schien übrigens das Erstaunen der drei adeligen Herren nicht besonders zu erregen. Während Ernst stehen blieb, es klopfte und streichelte; machte der Landrat im Flüstertone eine Bemerkung, die die Natur des Verhältnisses des jungen Geschäftskorrespondenten zu dem Besitzer von Burkertsdorf in einer Weise beleuchtete, die der Wahrheit zwar nicht ganz, aber immerhin erheblich nahe kam. Der Landrat war nämlich geneigt, Ernst für einen natürlichen Sohn des Grafen zu halten, dem er zweifelsohne eine „anmutige kleine Rente" hinterlassen werde, eine Vermutung, die Justus romanhaft-abgeschmackt fand. Darnach wurden die Speicher besichtigt, wo die ungewaschenen Wollen, die rohen Baumwollen und Jutefasern lagerten, und endlich in den großen Kesselraum hinabgestiegen. Hier war bei der Anlage nicht alles so glatt gegangen, wie Justus gemeint hatte. Die famose Vorrichtung zur besseren Ausnutzung oder Zurückbehaltung und Regulierung der erzeugten Wärme, ein großer Mantel von doppeltem Wellenblech, mit Erde ausgefüllt und innerlich mit einem komplizierten Röhrenwerk durchsetzt, hatte sich als unbrauchbar und unzulänglich erwiesen und war durch einen anderen aus Cha-

mottezieglen gemauerten ersetzt worden. Darüber war nun freilich eine Menge Geld verloren gegangen, aber um so größer würde nun auch die Kohlenersparnis sein. Moller demonstrierte den Herren die Vorrichtung mit überzeugender Deutlichkeit und in bester Laune. „Solche kleine faux pas können einem eben passieren, aber sie bezahlen sich reichlich durch die gemachte Erfahrung," meinte er. Die Hauptsache sei, daß er trefflich geschulte, ihm persönlich ergebene Arbeiter und massenhafte Bestellungen habe.

Und die hatte er in der That. Die Lieferungen für die fiskalischen Institute waren zwar zu recht niedrigen Preissätzen abgeschlossen, aber da der Staat ohnehin hundertfünfzigtausend Mark zugesteuert hatte, konnte Justus nicht verlangen, daß er noch hohe Warenpreise zahle; dafür mußte es die Masse bringen. Überhaupt — das war nun nicht anders — in den ersten Monaten konnte von großen Verdiensten noch nicht die Rede sein, einen Teil der Falkschen Kunden hatte er nur gewonnen durch Preisunterbietungen, da würde also nicht viel abfallen, aber das machte sich alles mit der Zeit. Er für seine Person, rechnete er, brauche ja nicht viel, er war doch eigentlich ein äußerst anspruchsloser Mensch. Er mußte sogar darüber lachen, wenn er bedachte, daß er eine etwas billigere Cigarre bestellt hatte, und gerade an Schmorbraten und Backpflaumen brauchte er nicht zu denken, Gott sei Dank. Er war kein Lecker, aber er kannte sehr wohl den Wert eines reichlichen und erlesenen Tisches für einen Organismus, der sich ein Übermaß von Sorgen und Arbeit zuerteilt hat, und freilich, d a m i t mußte er rechnen. Diese ganze letzte Zeit — wieviel Aufregungen, wieviel schwierige Berechnungen, Ärgernisse, Schreibereien während der Nacht, Herumhetzereien am Tage und dazu beständig die Notwendigkeit rascher Entschlüsse! Ein anderer hätte es nicht ausgehalten. Er selbst nicht ohne eine vortreffliche Küche und diesen brennenden Ehrgeiz, diesen beinah abergläubischen Glauben an sein Glück. —

„Hat Fräulein Walter denn die Fabrik schon besichtigt?" fragte Ernst, nachdem der kleine Eröffnungszauber vorüber war, und während sie an einer der Zupfmaschinen stehen blieben, die für Justus einen Gegenstand der Zärtlichkeit bildeten, wie man aus dem Lächeln und der Erregung schließen mußte, mit denen er diese Krallenhebel und ihre Harpyenbewegungen betrachtete.

„Ah gewiß, noch vor Weihnachten. Du weißt, sie hatte die Kaprice, noch vor dem Fest aus Burkertsdorf auszureißen — obgleich sie in so liebenswürdiger Weise für längere Zeit eingeladen war — bloß um Tante Julchen ihre gestickten Pantoffeln persönlich übergeben zu können — nun die Mädchen haben bekanntlich ihre „Sentiments," da ist nicht viel zu machen. Holte sie und die Nottebohm also mal ab. Na hat sie alles sehr interessiert, ihnen sehr gut gefallen!"

„Läßt sich denken," bemerkte Ernst und beugte sich hinab über den Bottich, wo die übelriechenden, feuchten Wollfasern aufgehäuft lagen, gerade als ob es dort etwas sehr Interessantes zu betrachten gäbe. Indes Justus' Blicke hinaufwanderten nach den großen Treibriemen, deren sausende Bewegung er anscheinend mit geschärften Sinnen betrachtete, während er dieses Besuches gedachte; wie, empfunden und doch nicht eingestanden, eine öde Leere zwischen ihnen gegähnt hatte, wie er eine Zärtlichkeit gezeigt, die nicht einem tiefen Gefühl entsprang, sondern ein krampfhafter Versuch gewesen war, dieses Gefühl zurückzuzwingen; wie sie sich dann angesehen, errötend über die eigene Lüge, voller Scham über eine Liebe, die nur noch die Leiche einer Liebe war. Und dann dieser Weihnachtsabend bei der Tante mit seiner forcierten Gemütlichkeit, seiner mit Punsch und Wachslichtern erzeugten Feststimmung, in der es ihm zuletzt wirklich gelungen, sich wieder zu Bräutigamsempfindungen zu erhitzen — ach!

Und dabei trafen sich dann die Blicke der beiden; doch keiner verstand den andern. Justus lächelte etwas nervös, schob dabei seinen Arm in den des Freundes und so verließen sie den Musterarbeitsraum.

6. Kapitel.

Wenn Empfindungen, die ihrem Charakter nach einander sehr nahe stehen, sich in ihrer Ausbreitung oder Entwickelung eher hinderlich als förderlich sind, pflegt bei solchen von verschiedener Natur mehr eine impulsive Wechselwirkung stattzufinden.

„Und spüren soll der Feinde Tod,
Daß ich dich lassen mußt, Maria,"

singt Robert Burns.

So zitterte alles, was Ernst an verborgenem Weh, an unbefriedigter Sehnsucht, an leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seinem Herzen trug, hinüber in die große Sache, der zu dienen er sich geschworen, und gab ihm eine Kraft, einen Schwung, deren sie doch bisher noch entbehrt hatte. Denn das ist in starken Naturen das Wunderbare, daß der Schmerz, der den Schwachen verweichlicht, wie ein treibendes Ferment in ihnen gärt, schlummernde Keime weckt und die befruchteten zur Blüte bringt. —

Von den Arbeitern des Gaues gedrängt, seine Vorträge wieder aufzunehmen, hatte sich Ernst dazu entschlossen und von Justus, dem alles daran lag, den Freund zu versöhnen, die Erlaubnis dazu und den Raum angewiesen erhalten. Aber wie viel leidenschaftlicher, wie viel rückhaltloser sprach er jetzt, wie viel stärker zeigte er seine Parteinahme für das Schicksal des vierten Standes, wie nannte er sich gern und freudig immer wieder einen der Ihren, einen aus ihrer Mitte Hervorgegangenen. Wie wußte er zu erschüttern, wie hinzureißen, wo er früher nur Eindruck gemacht und Bewunderung erregt hatte. Wenn er seine Zuhörer dabei zu Fleiß und Zuverlässigkeit, zu häuslicher Ordnung und zu Patriotismus ermahnte, bewies er neben reiner Gesinnung zugleich den Instinkt der Klugheit, der die Geister, die er rief, zu bändigen sucht. Wenn dennoch, bei alledem, in seinen Reden jetzt häufig etwas lag, das die Gemüter entflammte, in ihnen gärend fortwirkte, so ahnte er es doch selbst nicht. Das Volk lernt langsam; vielleicht, daß Ernst auf Grund seiner früheren Vorträge eine Reife, eine Kraft ihm zu folgen, voraussetzte, die seine Zuhörer nicht hatten, oder daß er sich zu dieser Voraussetzung durch Unterredungen verleiten ließ, die er mit hervorragend Begabten unter ihnen gehabt, daß er aber gerade dadurch in den Fehler verfiel, den zu bekämpfen überhaupt die Anregung zu seinen Ansprachen gegeben hatte; die Macht seines Wortes riß die Arbeiter fort und verleitete sie zu glauben, Dinge verstanden zu haben, die sie so schnell ihrem schwerfälligen Begriffsvermögen zu assimilieren nicht fähig sein konnten. Aber vielleicht auch, daß bei dem außerordentlichen Einflusse, den er auf seine Zuhörer gewann, solche Bedenklichkeiten mit der Zeit sehr wohl ausgeglichen werden konnten.

Zu gleicher Zeit arbeitete er fleißig seine Schrift aus, in der er die Früchte seiner theoretischen und praktischen Studien niederlegte und seinen sowohl patriotischen als menschenfreundlichen Gesinnungen einen beredten Ausdruck verlieh. Manches besprach er vorher mit dem Grafen, dem er jetzt regelmäßig einen Abend in der Woche widmete, und seiner Besonnenheit und Erfahrung verdankte er des öfteren Anregung oder auch Mäßigung. Doch trug er meistens über den älteren Mann den Sieg davon, denn unwiderstehlich war der Eindruck, den er auf ihn zu machen pflegte, und der seinen Grund nicht nur in der logischen Schärfe seiner Deduktionen und dem jugendlichen Feuer seiner Natur hatte, sondern wohl am meisten in dem Gemisch vollendeter Selbstlosigkeit und stärksten, originalsten Selbstseins.

„Ich weiß nicht, welche Laune des Schicksals Sie einmal dazu veranlassen konnte, sich zum Lehrer zu bestimmen," sagte der Graf gelegentlich, „aber das will ich gern glauben, daß die Jungens nicht schlecht gefahren wären. Wenn Sie mich Alten so umzukrempeln verstehen, was hätten Sie dann mit der Jugend gemacht!"

„Mit mensa mensae hat man noch keinen Schuljungen begeistert," antwortete Ernst lachend, „und selbst die Finessen der französischen Syntax oder das Verhältnis des Angelsächsischen zum Altfriesischen sind, glaub ich, mehr geeignet die Gemüter abzukühlen als anzufeuern. Es kommt alles auf den Stoff an."

„Seien Sie nicht zu bescheiden, lieber Ernst, Sie wissen recht gut, daß Sie Beredsamkeit besitzen.

‚Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.'

Sie sehen, ich habe auch ein wenig Faust im Kopfe."

Schon schien es, als ob beide Kreise, die agrarischen und industriellen, durch bürgerliche Elemente verstärkt, die ihre Anschauungsweise „ganz und voll", wie der schöne Ausdruck sagt, zu den ihren gemacht hatten, sich aneinanderschließen wollten. Es ging wenigstens stark das Gerücht im

Lande, daß sich ein Ring von Kohlenbaronen, Gewerbetreibenden und Landbesitzern zu bilden begönne, der den Zweck haben sollte, mit drakonischen Maßregeln die Mittel unwirksam zu machen, die das Arbeitertum ergriff, um seine bedrängte Lage aufzubessern. Ernst stand nicht an, seinem Zorne darüber in seinem Verkehr mit den Arbeitern Luft zu machen und von der Notwendigkeit energischer Gegenmaßregeln zu sprechen.

Was Wunder, wenn im Laufe der Zeit diese Leute sich immer enger an ihn anschlossen, wenn sie ihn schließlich vergötterten, wenn sie die höchsten Hoffnungen auf ihn setzten. Denn, daß er nicht nur leere Worte redete, daß er, wo ihm Gelegenheit wurde, wirklich reformierte, wußte man sehr wohl. Alle Welt erfuhr, welchen Umschwung unter seinem Einflusse die Verhältnisse in Burkertsdorf nahmen; wie dort aller Zähigkeit des Verwalters zum Trotz an Stelle zahlreicher Wohlthätigkeitseinrichtungen, zum Teil auch neben sie, solche getreten waren, die sie überflüssig machten, denn es war Ernsts stets wiederholte Mahnung, daß man die Menschen durch Wohlthaten erniedrige, und daß man sie so stellen müsse, daß sie so wenig als möglich auf solche angewiesen seien. Obschon er es in Abrede stellte, galt er auch für den Urheber jener Anteilscheine, die Moller ausgab, und auf die man schwor, weil *er*, Ernst Bürger, sie empfohlen hatte.

Sein Name war in aller Munde. Man kam zu ihm, ihn um Rat zu fragen, Streitigkeiten von ihm schlichten, auch nur sich Mut zusprechen zu lassen. Er liebte dieses Volk, und es liebte ihn, in dem es den Sprößling aus seiner Mitte sah.

Es gab Augenblicke, wo er trotz einer hoffnungslosen und nicht zu überwindenden Liebe unaussprechlich glücklich war.

Aber warum sollte es heißen: *trotz* ihr? Mit ihr und oft genug auch durch sie. Denn wenn es Zeiten gab, wo er gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen gegen seine heißesten Empfindungen ankämpfte, so gab es doch auch andere, wo das Bewußtsein, das liebenswerteste Geschöpf kennen und lieben gelernt zu haben, von ihm wiedergeliebt worden zu sein — und sei es nur für eine flüchtige Stunde — ihn mit einem Übermaß von Glück überschütten konnte.

7. Kapitel.

Es war um Mitte Februar.

In Falkenhain feierte die Fabrik. Der neue Direktor hatte sich als unfähig erwiesen, einer so großen Anlage vorzustehen, die schnell angeworbenen mährischen Arbeiter leisteten erheblich weniger als die plötzlich ausgetretenen, einige Kunden waren abgefallen, einige, die von irgend welchen auswärtigen politischen Maßregeln Wind bekommen, hatten ihre Aufträge zurückgezogen — Gerson Falk und Komp. waren nicht etwa insolvent geworden, aber sie mußten eine Stockung eintreten lassen.

Nun — der Nachteil des einen ist der Vorteil des andern. Wie hätte Fabrikbesitzer Moller anders als mit einem wenn auch noch so flüchtigen Lächeln der Genugthuung von der Thatsache dieser Stockung Kenntnis nehmen sollen? Sie konnten mal drüben sehn, was sie an ihm verloren hatten!

Indessen qualmte und sauste es in Reinsfelde mächtig. Zwar ging es nicht immer so glatt, als es den Anschein hatte — Weinhold zeigte sich unzuverlässig mit einer neuen Geldsendung (denn zur Begleichung einiger Rechnungen mußte abermals eine Hypothek aufgenommen werden, diesmal schon über die Feuertaxe hinaus, was ja aber bei einem so trefflich eingerichteten Unternehmen nichts zu sagen hatte), dennoch aber ging es. Die Regierung bezahlte die gelieferten Waren zwar nicht per Kasse, aber dafür war sie am Ende die sicherste aller Abnehmerinnen, und übrigens liefen mehrere neue große Bestellungen ein; ein bedeutender Nutzen aber schien dem jungen Geschäft aus der von Weinhold besorgten billigen Wolle zu erwachsen, sie hatte in der Verarbeitung dieselbe Qualität wie andere beste Wollen erwiesen und versprach einen sehr guten Gewinn abzuwerfen.

Schade für Weinhold und die Langsamkeit des Fiskus! Was Justus Moller bedrückte, war eine ganz andere Sache.

Herr und Frau von Dalldorf hatten noch immer nicht schlüssig werden können über die Wahl eines neuen Aufenthaltsortes. Heut entschlossen, nach Berlin zu ziehen, bereuten sie diese Absicht schon am nächsten Tage, erwogen sie schon wieder die Idee, zu Ostern ein neues Gut zu kaufen und den Winter vollends in Rudersdorf zuzubringen. Vermutlich, daß Alberta von Dall-

dorf, die sich im Winter auf dem Lande entsetzlich langweilte, ihren Gatten längst zu einem Entschlusse gedrängt hätte, wenn sie nicht in Rücksicht auf Erna selbst beständig gezögert und alle bestimmten Abmachungen hinausgeschoben hätte. Solange die Dame ihre Tochter für ein gefühlsarmes, leidenschaftsloses Mädchen gehalten, hatte sie nur den Wunsch gehabt, sie möglichst bald, möglichst glänzend zu verheiraten. Seit sie erfahren, daß in ihr eine unauslöschliche, heiße Neigung brannte, konnte sie sich doch nicht entschließen, sie von einem Orte zu entfernen, der immerhin die einzige Möglichkeit zu einer Erfüllung ihrer Wünsche bot. Sie liebte, läßt sich behaupten, diese Tochter, seit diese Tochter liebte. Sie selbst hatte eine Ehe aus Utilitätsrücksichten geschlossen und wußte, was das bei einem heißen Temperamente zu besagen hatte. Sie gab die Hoffnung nicht auf, Erna noch glücklich zu sehen.

Mit der Verve einer Seele, die immer in Bewegung bleiben muß, warf sie sich auf diesen lebendigen Roman neben ihr. Denn die „Schriftstellerei" war ihr trotz der neunzehn Entwürfe längst langweilig geworden, sie wollte selbst eingreifen, wollte am Leben, das sich um sie herum abspielte, teil haben, wollte herrschen, die Fäden in ihrer Hand bewegen.

Hätte das Schicksal ihr die Rolle einer Herzogin von Longueville oder Marquise von Chevreuil angewiesen — vermutlich, daß sie sehr an ihrem Platze gewesen wäre; auf ein Landgut verbannt, dessen Verwaltung noch dazu jetzt auf einen Schwiegersohn übergegangen war, an der Seite eines kränklichen und melancholischen Gatten — wie hätte sie nicht jede Gelegenheit ergreifen sollen, ihren unruhigen Geist zu beschäftigen.

Sie sah Justus Moller häufig in ihr Haus kommen, häufiger als da Klara noch dort lebte, sie sah an ihm jenen bekannten Ausdruck von Verlegenheit, der bei ihm um so sprechender war, als er im allgemeinen keine Neigung zu Befangenheit zeigte, sah ihn, stets auf das angelegentlichste mit Erna beschäftigt, dennoch ungleich in seinem Wesen; einmal munter, witzig, voller Neckereien, dann wieder still, mit dem Ausdruck eines inneren Kampfes auf dem einer klugen Beobachterin so leicht die Regungen seiner Seele verratenden Gesicht, ein anderes Mal höflich gemessen mit einer affektierten Kälte, die zu seinem sonstigen Betragen im stärksten Widerspruch stand; und sie durfte den Gedanken fassen, daß er mit der Absicht umgehe, sein Leben dem Wechsel seiner Gefühle entsprechend umzugestalten. Sie sah Erna ohnmächtig gegen diese erste Leidenschaft ihres Lebens ankämpfen — und sie beschloß, den beiden zu helfen.

Die schöne Phrase, daß man sich nicht mit dem Glücke seiner Untergebenen bezahlt machen solle, hatte ihren Sinn verloren, seit Klara Walter ihr Haus verlassen. Ganz wie Justus Moller sah Alberta das Leben nicht nur als einen Kampfplatz an, in dem jeder seine Kräfte aufs beste entfalten mußte, um Sieger zu bleiben, sondern auch als einen Handel, in dem jede Benutzung günstiger Konjunkturen, jede Preisunterbietung, jede Finte erlaubt sei.

Erna war nicht kokett, aber ihre Mutter war es für sie. Sie beschäftigte sich mit Ernas Toiletten und Frisuren, kümmerte sich um ihre Parfüms und Handarbeiten — Handarbeiten als ein Mittel zur Geltendmachung hübscher Hände aufgefaßt — sie beleuchtete die überheizten und stark durchdufteten Zimmer mit bunten Lampen, die ihnen etwas Anheimelndes gaben, sie richtete gemütliche Plauderecken ein, sie sorgte für die Gerichte, die Justus gern aß, für die Weine, die er bevorzugte, sie stellte die Tassen oder Gläser auf, die ihm besonders gefallen hatten, sie brachte die Gespräche auf Dinge, die ihn interessierten. Sie sorgte sogar für die Musikstücke, die — selbst auf Ohren, die „amusos" sind — ihres Eindruckes nicht verfehlen: wie denn Herr von Dalldorf und Erna Wagner, Brahms, Chopin und Strauß'sche Walzer üben mußten, von denen Alberta immer wußte, welche Kompositionen in den betreffenden Momenten die angebrachtesten seien. Und sie unterdrückte sogar ihre Malereien, um, sich selbst alles Glanzes beraubend, auf Erna das volle Licht der Situation fallen zu lassen, ein Verfahren, bei dem sie sich beispiellos heroisch vorkam. Es gab dabei Augenblicke, wo sie sich einreden konnte, sich selbst ein wenig für diesen famosen Moller erwärmt zu haben; aber das war nur die Gewohnheit.

Vielleicht ist noch niemals ein Weib um der Tugenden willen, die sie besaß, geliebt worden. Wenn sie welche hatte, so mag

ihre Schätzung die Liebe genährt haben, wie auch eine parallele Richtung des Wesens, gemeiniglich Sympathie genannt, sie zu verstärken pflegt — denn allerdings ist das stärkste der Gefühle wie ein Strom, der, ein ganzes Gebiet beherrschend, alle Gewässer, die ihm nahe kommen, in sich aufnimmt, mit sich fortreißt — aber die Tugend allein ohne Geist, ohne Anmut oder Schönheit ist reizlos. Was Liebe erregt, sind immer nur Äußerlichkeiten, ist jenes Zusammenströmen von Farbe, Kontur, Ton der Stimme, Lässigkeit oder Lebendigkeit der Bewegung, der feuchte Schimmer der Augen, die Jugendfrische des Leibes; allenfalls Witz, glänzende Einfälle, Unternehmungsgeist oder jenes schüchterne Anlehnungsbedürfnis, das den Beschützer sucht, den es späterhin zu beherrschen trachtet — alles ein leichtflüssiges, glücklich abgestimmtes Durcheinander, individualisiert und bewegt durch eine Seele, deren Geheimnisse wir nicht kennen und die zu erforschen es uns reizt.

Selbst in der Zeit, da Justus und Klara einander heftig und reflektionslos liebten oder zu lieben glaubten, hatte sie nie für ihn jenen undefinierbaren Reiz gehabt, mit dem ihn ein Mädchen wie Erna berührte. In ihrer Nähe erst überkam ihn jene heiße Schwüle und Schwere, die zugleich niederdrückt und aufregt, jene Melancholie, die einen Teil der geistigen Fähigkeiten aufzuheben scheint, weil sie die ganze Intensität des Denkens und Empfindens damit beschäftigt, den Zauber des andern voll zu empfinden und sich doch nicht ganz bewältigen zu lassen, die Situation zugleich auszukosten und zu ertragen. Neben ihr lernte er alle Stadien der Liebe kennen: Verzagtheit, heiteres Behagen, tiefsten Schmerz und heftigstes Begehren.

Und so auch liebte sie ihn. Sie hatte eine Art, mit einem halben Blicke, einem halben Lächeln, einem flüchtigen Erröten alles zu gestehen, was ihr Mund verschwieg, die von rührender Anmut gewesen wäre, wenn der Ausdruck von Leidenschaftlichkeit darin nicht der stärkere gewesen wäre. Man konnte sagen, daß sich Justus besser zu beherrschen verstand. Was er auch empfand, er wußte immer ihrem Verkehr den Anstrich leichter Grazie und heiterer Kameradschaftlichkeit zu geben, aber freilich geschah es auch ihm, daß er plötzlich abbrach, mit einem leichten Zittern der Lippe neben ihr stand und in seine Blicke legte, was er nicht sagen durfte.

Wieviel Herzen hätte er beglückt, befriedigt, wenn er sich hätte entschließen können, sein Verhältnis mit Klara zu lösen. Aber er fand diesen Entschluß nicht, so wenig wie sie; niemals überwand die wachsende Kälte ihrer Beziehungen jenen Rest von Anhänglichkeit für einander, niemals neu einströmende Empfindungen das, was sie Treue und er die Verpflichtung eines „anständigen Kerls“ nannte. So wenig schwierig Justus darin gewesen war, eine Geschäftspraxis einzuschlagen, die wenigstens Gerson Falk und Ernst Bürger nicht gerechtfertigt fanden, so unmöglich erschien es ihm, in irgend einer andern Sache die Grundsätze zu verlassen, in denen er sich zu bewegen gelernt hatte.

Er wagte nicht, davon abzugehen, auch seit Klara während ihres Besuches in der Fabrik und am Weihnachtsabend bei Tante Julchen still, zurückhaltend und niedergeschlagen gewesen war, und sie beide das Gewaltsame, Gemachte der Situation empfunden hatten; nicht, obgleich er bei seinem nächsten Besuche in Rudersdorf, dem ersten, den er als Fabrikbesitzer machte, mit einer Freude, einer Herzlichkeit, einer Teilnahme für sein Unternehmen, einer Bewunderung seiner Talente und einem Glauben an sein Glück aufgenommen worden war, die noch mehr als Parfüm und Lieblingsgerichte ihn umschmeicheln mußten.

Bei alledem war Alberta von Dalldorfs Geduld nicht unerschöpflich. Dieses sich beständig steigernde Hangen und Bangen dauerte nun bereits seit Monaten. Sie hatte Justus, den Schwierigkeiten der Umstände Rechnung tragend, lange genug Zeit gelassen; sie sann auf Mittel, die Sache ins Reine zu bringen, und, klug wie sie war, glaubte sie dieses Mittel gefunden zu haben.

Es war an eben jenem Februartage, an dem die Falksche Fabrik ins Stocken geraten, daß Moller zum Thee nach Rudersdorf gefahren war.

Er hatte mit Erna Schach gespielt, er hatte sich einige neue Journale mit ihr angesehen, hatte sich vom Hausherrn ein Chopinsches Impromptü und eine Henselsche Bearbeitung der Euryanthe vorspielen lassen, hatte dann mit ihm politisiert und mit

Alberta von Wien und dem Semmering gesprochen, als der Diener die Abendpost brachte. Erna hatte einen Freundinnenbrief bekommen, den sie sehr gleichgültig überflog, Frau von Dalldorf die Geschäftsanzeigen eines Kunsthändlers, denen sie eine scheinbare Aufmerksamkeit widmete, der Hausherr und Justus vertieften sich in die Zeitungen. Währenddessen bemerkte Alberta, daß ihr Gast plötzlich erbleichte und unruhig wurde, bis er aufstand und ans Fenster trat. Sie nahm das Blatt, das er soeben hingelegt hatte, und konnte im ersten Augenblicke nicht erraten, was dort so Erschütterndes gestanden haben könne. Es war die hintere Seite eines Abendblattes und enthielt meteorologische und merkantile Mitteilungen. Halt, das mußten die letzteren sein! Und die Reihen überfliegend, fand sie eine Notiz, die ein bedeutendes Sinken der Preise für Jute und Hanfgarne und die Errichtung eines Eingangszolles für fertige Textilprodukte nach Rumänien brachte, woran die Bemerkung geknüpft war, daß dieses Zusammentreffen in den Kreisen mancher Beteiligten eine Panik hervorzurufen im stande sein dürfte. Sie lächelte. Wie merkwürdig, diese Notiz kam ihren eigensten Plänen entgegen. Eine kleine Panik hatte bei diesem „Regierungsmignon" (denn Alberta war in alle Einzelheiten des Unternehmens eingeweiht, d. h. in alle günstigen Einzelheiten) nichts Ernstliches zu sagen, aber — es machte ihn geschmeidig.

Kurz entschlossen stand sie auf, ging hinaus und sagte bald darauf, die Thür wieder öffnend: „Lieber Direktor — Pardon — Herr Moller, wollen Sie für einen Augenblick die Güte haben?"

Mit einem etwas abwesenden Blicke sah er nach ihr hin und sagte dann: „Ah so, zu Befehl, meine gnädige Frau." Dann gingen sie hinein.

Alberta von Dalldorf begann aber nicht (was er auch nicht erwartet hatte, denn er erwartete überhaupt gar nichts Bestimmtes): „Sie haben schlechte Nachrichten bekommen, mein Freund," sondern sie sagte vielmehr, ganz so, wie sie vor Jahr und Tag zu Baron Trell gesagt hatte: „Ich muß einmal offen mit Ihnen sprechen. Sie kommen zu häufig herüber, liebster Moller."

Und ganz ebenso oder ähnlich antwortete Justus Moller: „Ich inkommodiere die Herrschaften?"

„Das nicht," sagte die gewandte Alberta, „aber Sie stehen im Begriffe, sich zu verheiraten — glauben Sie denn, daß es mir entgangen ist, daß Sie —"

Justus zog sich am Schnurrbart, seufzte und sagte nichts.

„Daß Sie die blinde Begeisterung, mit der man einen solchen Schritt thun muß, nicht besitzen? Wäre es nur das, was ginge es mich an? aber — sei es denn gerade herausgesagt — Sie sind jetzt öfter hier zu finden, als da Fräulein Walter noch hier war. Sie sprechen nicht nur nicht mit Wärme von ihr, Sie vermeiden es, sie zu erwähnen, Sie — — kurz und gut: ich habe Sie immer als guten Freund aufgenommen und aufgefaßt — darf ich Sie um eine unumwundene Erklärung bitten, ob Sie mehr sind, mehr sein wollen?"

Justus biß die Lippen auseinander und sah nach dem Fenster. Zum erstenmale in seinem Leben schien er um eine Antwort verlegen.

„Verzeihen Sie, wenn ich ganz offen rede," fuhr Alberta fort. „Sie wissen, ich liebe es, die Sachen zu behandeln, wie sie liegen, und einmal muß das Versteckspiel ja doch aufhören. Wie ich höre, wollen Sie im April Hochzeit halten — schön — gehen Sie hin und bestellen Sie Ihr Aufgebot, aber dann beunruhigen Sie auch nicht eine Stunde länger mein Kind. Denn meine Tochter liebt Sie, liebt Sie leidenschaftlich, wie ich jetzt weiß, und ich frage Sie: können Sie sich sagen, daß Sie frei sind von dem Vorwurfe, dieses Gefühl hervorgerufen zu haben? können Sie sagen, daß das Vorhandensein dieses Gefühles für Sie bedeutungslos ist? Wenn das letztere niemals der Fall war, womit können Sie die Häufigkeit Ihrer Besuche erklären? Was soll ich denken? Verzeihen Sie, Herr Moller, aber Sie sehen mich wie auf glühende Kohlen gestellt. Und nun — seien Sie aufrichtig."

(Fortsetzung folgt.)

Minnelied Ottos IV mit dem Pfeile,

Transskription

inter, dine trüben stunde
und din kelte manigvalt,
oh ich das erwenden kunde,
daz siu wurden bas gestalt
Das liesse ich dar die lange naht,
und durh die vil minneklichen
din mir froeiden vil hat braht.

2. Ich sach die vil minnekliche:
vor mir stan in richer wat.
zehant do wart ich froeiden riche;
davon min müt vil hohe stat.
mich gruoste ir minneklicher munt;
der duhte mich in soiher röte,
sam ein fuerig flame enzunt.

3. Hey, Herre Got, durh dine güte.
ruoche der minnekliche pflegen.
Mit steten trüwen si behüte,
nnd sende ir dinen süssen segen.
daz hat si verschuldet gar.
wol gegen al der werlte gemeine
ey Herre got nu nim ir war.

4. Uns kumt aber ein liehter meie,
der machet manig herze fruot.
er bringet bluomen mangerleye.
wer gesach ie süsser blnot.
vogelin döne sind manigvalt.
wol geloubet stet der walt.
des wirt vil trurig herze balt.

5. Ich wil nah ir hulde ringen.
alle mine lebenden tage.
sol mir niht an ir gelingen.
seht so stirbe ich sender klage.
sie entröste mich zestunt,
ir durliubtig roter munt
hat mich uf den tot verwunt.

Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen

von Ernst Behrend.

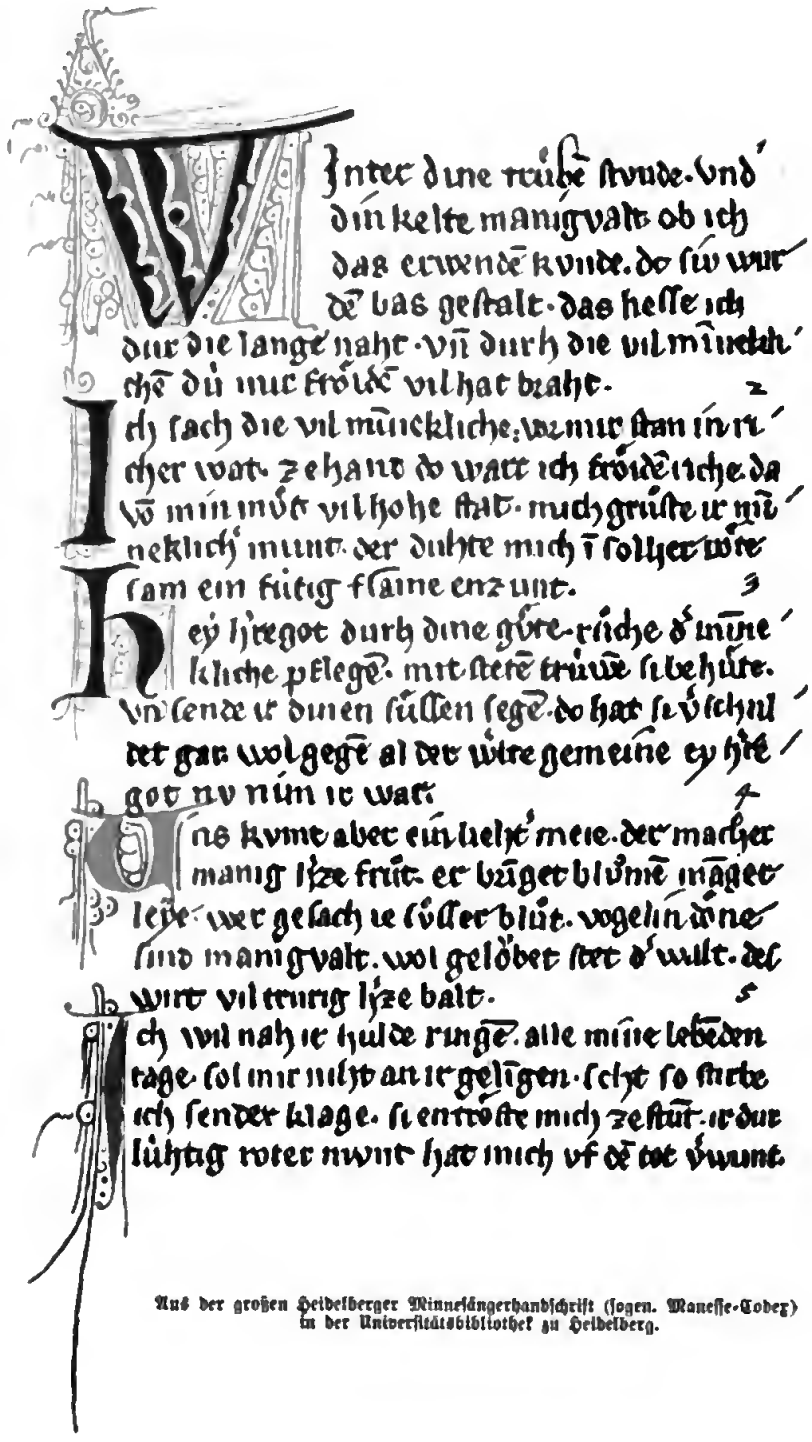
Winter, reich an trüben Stunden
Und an rauhen Gaben reich,
Ließ' ein Zauber sich erkunden,
Der dich schüfe warm und weich,
Nähm' er dir die lange Nacht,
Da ich denken mag der Liebsten —
Nimmer braucht' ich seine Macht.

2) Dessen denk' ich, wie die Traute
Vor mich hintrat, schön geschmückt.
Wie ich sie mit Lust erschaute
Und mein Herz ward hochentzückt.
Lieblich grüßte mich ihr Mund,
Der mir rot wie Glut des Feuers
Schien in jener sel'gen Stund.

3) Herr, mein Gott, in deiner Güte
Hege du das teure Weib,
Und in Treuen sie behüte
Daß dein Segen bei ihr bleib'.
Sieh, die Süße hat's fürwahr
Um die ganze Welt verdienet,
Sei ihr gnädig immerdar!

4) Ach, bald wird im nahen Lenze
Neu erquickt so manches Herz;
Blumen bringt er, frische Kränze.
Muntre Lieder allerwärts.
Aber traurig wird mein Sinn,
Nach dem Winter, nach dem Winter
Sehnt allein mein Herz sich hin.

5) Huld der Holden zu erwerben
Ist mein stetes hohes Ziel.
Klaglos will ich dennoch sterben,
Wenn's dem Schicksal nicht gefiel.
Helle Flamme, roter Mund,
Hast mich auf den Tod verwundet.
Mache du mich nun gesund.



Winter dine trůbē stvnde. vnd
din kelte manigvalt ob ich
das erwendē kvnde. do siv wur
dē bas gestalt. das hesse ich
dur die langē naht. vñ durh die vil mīnekli
chē dů mir frōidē vil hat braht. 2

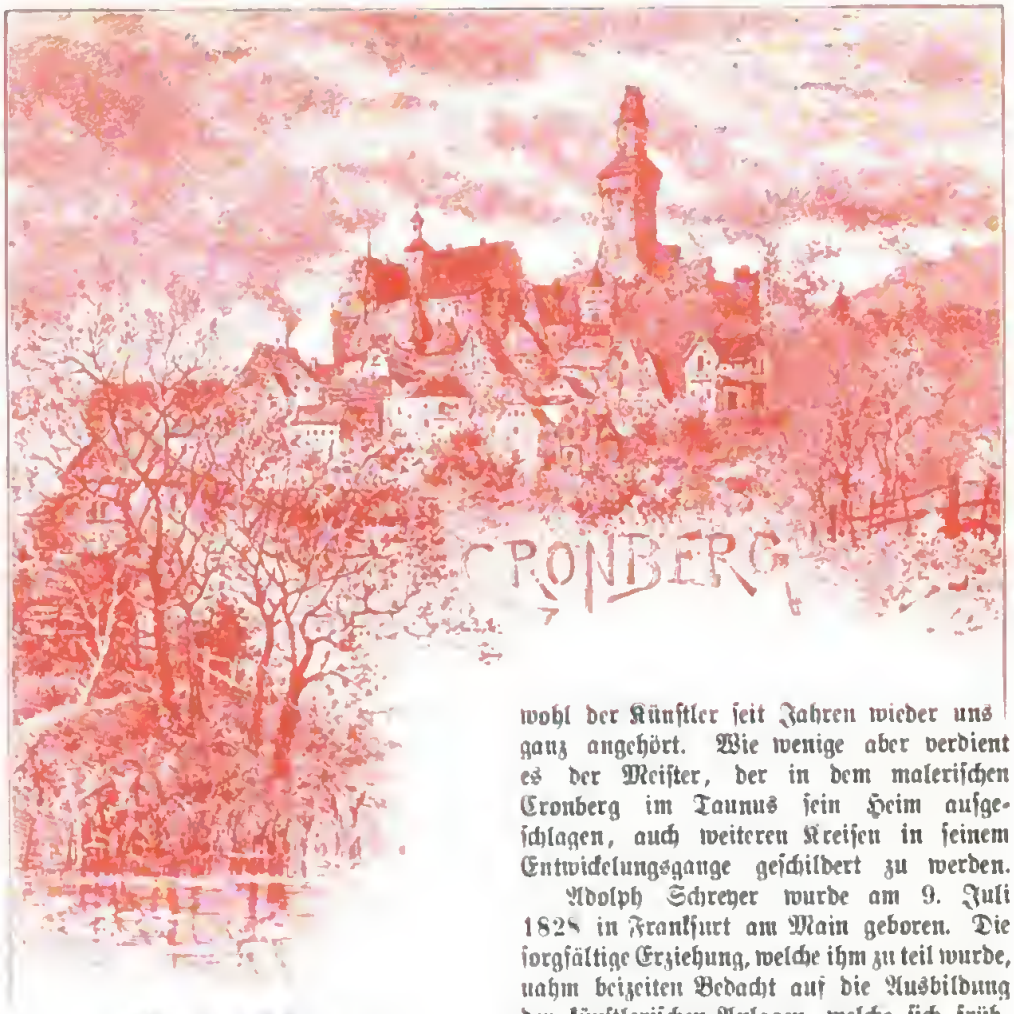
Ich sach die vil mīnekliche: vor mir stan in ri
cher wat. ze hand do watt ich frōidē riche. da
vō min mvt vil hohe stat. mich grůste ir mī
neklich munt. der duhte mich ī solher rōte
sam ein fůtig flāme enzunt. 3

Hey hrēgot durh dine gvte. rūche d' mīne
kliche pflegē. mit stetē trůwē si behůte.
vñ sende ir dinen sůssen segē. do hat si v'schul
det gar. wol gegē al der wirte gemeine ey hrē
got nv nim ir wat. 4

Vns kvmt aber ein lieht' meie. der macher
manig hize frůt. er brīget blůmē māget
leye. wer gesach ie sůsser blůt. vogelin dōne
sind manigvalt. wol gelōbet stet d' walt. des
wirt vil trurig hize balt. 5

Ich wil nah ir hulde ringē. alle mine lebēden
tage. sol mir niht an ir gelīgen. scht so stirbe
ich sender klage. si entrōste mich ze stūt. ir dur
lůhtig roter mvnt hat mich vf dē tot v'wunt.

Aus der großen Heidelberger Minnesängerhandschrift (sogen. Manesse-Codex) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.



Adolph Schreyer.

Von Dr. Richard Graul-Wien.

Mit 2 Einschaltbildern.

(Abdruck verboten.)

Der Frankfurter Maler, dem diese Zeilen gewidmet sind, wurde einst, da der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit in Frankreich lag, von französischen Kunstrichtern der sechziger Jahre als ein Künstler hochgepriesen, den sie gern für ihre Nation in Anspruch genommen hätten. Die Lebhaftigkeit seiner realistischen Auffassung, die geistvolle Virtuosität seines temperamentvollen Vortrags machten Schreyer den Franzosen überaus sympathisch. Kannte und schätzte man auch in Deutschland seit geraumer Zeit seine Bilder, welche zahlreiche Vervielfältigungen in alle Welt verbreitet haben, so blieb er doch, merkwürdigerweise, den neuesten Geschichten moderner deutscher Kunst fremd, obwohl der Künstler seit Jahren wieder uns ganz angehört. Wie wenige aber verdient es der Meister, der in dem malerischen Cronberg im Taunus sein Heim aufgeschlagen, auch weiteren Kreisen in seinem Entwickelungsgange geschildert zu werden.

Adolph Schreyer wurde am 9. Juli 1828 in Frankfurt am Main geboren. Die sorgfältige Erziehung, welche ihm zu teil wurde, nahm beizeiten Bedacht auf die Ausbildung der künstlerischen Anlagen, welche sich frühzeitig bei ihm zeigten: im Städelschen Institute, der bekannten Frankfurter Kunstschule, wurde Schreyer mit den Elementen seiner Kunst vertraut gemacht. Zeitig entwickelte sich in dem Knaben der Hang zur Beobachtung und regte sich der Drang, lebhaft aufgegriffene Eindrücke mit dem Stifte festzuhalten. Nichts aber in seiner Umgebung interessierte ihn mehr als das Pferd; an Reiterbildern, kühnen Reiterstückchen entzündete sich die Phantasie. Eine helle Freude hatte der junge Pferdefreund, wenn in einem Pfennig-Magazin, einem jener illustrierten Familienjournale, wie sie damals nach englischem Vorbild in Deutschland aufkamen, Abbildungen von Roß und Reiter erschienen. Er verschlang sie förmlich mit den Augen, so nahm ihn die Darstellung gefangen, und als Probe frühgeübter malerischer Gedächtniskunst verdient

an die Erzählung des Künstlers erinnert zu werden, wie der Knabe einst aus dem Gedächtnis ein Pferd, das er tags zuvor im Bilde betrachtet hatte, mit vollkommener Treue, zur Verwunderung des Vaters, nachzeichnete. Und es ist in der That erstaunlich, wie es Schreyer gelang sein Gedächtnis zu üben, so daß er sich in der Folge ohne Behelf eines Modells auf die Lebhaftigkeit und Treue der erworbenen Eindrücke und charakteristischen Formzeichen verlassen durfte. Noch ein Beispiel dieser merkwürdigen Kraft des Erinnerns, die das Ergebnis einer unermüdlichen Naturbeobachtung und zeichnerischen Selbstzucht war, mag dem Künstler nacherzählt werden.

Auf den Wunsch seines Gönners, des Prinzen Emerich von Thurn und Taxis, mit dem er an den Bewegungen des österreichischen Okkupationsheeres in den Donaufürstentümern Mitte der fünfziger Jahre teilnahm, malte er 1857, lange nachdem er das Ulanenregiment „Erzherzog Karl Ludwig" verlassen hatte, ein Défilé dieser Truppe vor ihrem Obersten. Es ist der künstlerisch undankbare Vorwurf einer militärischen Parade und das Bild eben nur dadurch interessant, daß es dem Künstler dabei gelang, allein aus dem Gedächtnisse nicht nur die Bildnisse der Hauptfiguranten bei diesem Massenschauspiel zu treffen, sondern auch, zur höchsten Befriedigung der Sportsmen, selbst die Pferde der Offiziere zu porträtieren.

Während seiner Lehrzeit in Frankfurt am Main hat Schreyer keinen Einfluß der in den vierziger Jahren dort gang und gäben Malerei erfahren. Der vorzeitige Tod des Vaters stellte ihn bald auf eigene Füße. Früh lernte er auch seiner Eigenheit vertrauen, und diese wies ihn, einzig und allein auf rückhaltloses, ehrliches Naturstudium. Daß er damit auf dem rechten Wege war — die kärglichen Ermunterungen seiner Lehrer sagten es ihm nicht — ward ihm zur Gewißheit, als er die damals weitverbreiteten Zeichnungen auf Stein französischer Künstler wie Raffet, Vernet, Charlet zu Gesicht bekam — Lithographieen, welche nicht nur von dem Soldatenleben und den Kriegen der Napoleonischen Zeit, sondern auch vom gegenwärtigen Leben, von den algerischen Kämpfen der Franzosen erzählen. Was diese, die umgebende Wirklichkeit ungetrübt darstellenden Soldatenmaler mit wahrhafter Ergriffenheit für ihren Gegenstand, temperamentvoll und mit flotter Hand vortrugen — das war etwas, wofür der junge Frankfurter Künstler schwärmen konnte, etwas, das ihn innerlich festigte in seinem eigenen noch unklaren Wollen. Denn in der drang-

Studie.

vollen Zeit seiner Jugend trieb es ihn zu energischer, lebenswarmer Schilderung dessen, was seine Phantasie ihn geschäftig an Vorwürfen gestalten ließ. Wenn er auch in damaliger Zeit auf Bestellung Bildnisse von Menschen und Tieren — Pferden zumal — malen mußte, so plante er doch Außerordentliches. Wie einst der Franzose Théodore Géricault seinen Offizier der chasseurs à cheval auf wildaufbäumendem Hengste schuf, so wollte Schreyer den kühnen Springer Harras, von dem die Mär erzählt, mit naturwahrem Ungestüm, leidenschaftlich Roß und Reiter malen, als wollte er das ganze drängende Begehren seiner Gestaltungskraft rücksichtslos, gewaltsam ausdrücken. Aber aus diesem heroischen Bild wurde so wenig, wie aus vielen anderen Entwürfen lebendigen Soldatentreibens, die ihn beschäftigten.

Zu einer Zeit, da die jungen Akademiker unschlüssig, mattherzig schwankten zwischen klassischer Zucht und romantischer Neigung, wurde Schreyer mit seinen realistischen Ideen schief angesehen. So mancher Jüngling mit der Sammtjacke und mit weitkrämpigem Hut über dem lang herabgleitenden Haar, den die akademischen Erfolge stolz gemacht hatten, verlachte damals den kühnen Waghals, der unbotmäßig auf eigne Faust an der Natur in der Alltäglichkeit ihres Seins sich zum Künstler bilden wollte und nichts wissen mochte von der Weisheit klüglich erprobter Lehre. Die Besuche, welche Schreyer den Akademieen zu Düsseldorf und München — in den Jahren 1847 und 1848 — abstattete, waren denn auch nichts anderes, als kurze Anstandsvisiten, wie man sie, guter Sitte zu lieb, bei Leuten macht, denen man sich innerlich fremd fühlt. Aus dem unmittelbaren Leben schöpfende Soldatenmalerei und, man denke, gewöhnliche Pferdemalerei — wie hätte das auch Anno 1848 in das Programm einer deutschen Akademie gepaßt!

Aber Schreyer ließ sich nicht irre machen. Er blieb bei seinem Vorsatz, Pferde- und Soldatenmaler zu werden, trieb eifrig in den deutschen Gestüten seine Studien und fuhr fort in Frankfurt, wo damals preußisches, bayrisches und österreichisches Militär garnisonierte, das bunte Treiben der Truppen zu beobachten. Die aufständische Bewegung am Ende der Vierziger Jahre gab ihm genug bildliche Anregung. Mit einer Schilderung bayrischer Vorposten zu Pferd begann er; eine Darstellung des Gefechtes bei Waghäusel (20. März 1849) und ein Angriff preußischer Husaren bei Kuppenheim, waren die ersten Bilder, welche den Namen des Künstlers in weiteren Kreisen bekannt machten. Aber trotz des Lobes, das ihm diese Malereien in seiner Vaterstadt eintrugen, sah Schreyer doch, daß er nicht am rechten Platze sei. Eine vortreffliche Gelegenheit, sich weiter auszubilden bot sich denn auch bald dem in Offizierkreisen gern gesehenen jungen Maler. Österreichische Offiziere der Frankfurter Garnison rieten ihm, teilzunehmen an den Zügen der während des Krimkrieges in den Donaufürstentümern aufgestellten österreichischen Okkupationsarmee. In Arad erreichte Schreyer die Brigade Gablenz und lernte bald den damaligen Obersten, Fürsten Emerich von Thurn und Taxis, kennen, mit dem er vier Jahre die Stra-

Studie.

Der brennende Pferdeſtall.

pazen des unblutigen Feldzuges teilte. Das Verhältnis zu dem Fürsten, der an dem ritterlichen Maler seine Freude hatte, — Schreyer war ein wohlgeübter Reiter — gestaltete sich zu einer aufrichtigen Freundschaft. Als Zeitgenosse des Fürsten durfte er sich überall frei bewegen und fand für seine künstlerische Ausbildung alle wünschenswerte Gelegenheit. So lernte Schreyer Halbasien auf das gründlichste kennen, wurde vertraut mit allen Besonderheiten von Land und Leuten. Ungarn, Galizien, Rumänien — besonders die Walachei — dann, auf Ausflügen, auch die Türkei und Südrußland durchstreifte er und die frühgeübte Gedächtniskraft hat die damals in abwechslungsreicher Fülle empfangenen Eindrücke merkwürdig treu bewahrt. Den vierjährigen Aufenthalt unterbrachen einige Reisen: 1855 sah er die Pariser Ausstellung und traf auf der Rückreise in Düsseldorf mit einem Jugendfreund, dem Frankfurter Maler Teutwart Schmitson — einem self made Künstler wie er — zusammen. Schmitson verfolgte ähnliche Ziele, wie sie Schreyer vorschwebten. Auch er strebte nach lebensvollem Realismus der künstlerischen Darstellung. Aber ein phantastisch-romantisches Wesen hatte den originellen Menschen in seiner Gewalt und trübte seinen Blick für die schlichte Wahrheit wirklichen Geschehens. Seine ganze Erziehung hatte seinem Talent die Neigung zu einer etwas künstlichen Originalität verliehen. Seine Werke leiden denn auch nicht selten an Übertreibung phantastischer oder romantischer Art. Was Schreyer zu dem ungewöhnlichen Menschen hinzog, war der wahlverwandte Zug inbrünstiger Naturliebe, der Blick für eine erdenfrische, kräftige Natürlichkeit, Eigenschaften, die in den Tiermalereien Schmitsons nicht weniger zu Tage treten als jene dilettantischen Mängel, die seine eigentümliche Erziehung nicht hatte heben können.

Araber, einen Paß überschreitend. Studie.

Als Schreyer damals zum ersten Male nach Paris ging, berührte er auch Wien. Und da passierte ihm mit zwei walachischen Schilderungen, die er ausgestellt hatte, ein Geschichtchen, das uns der Künstler so hübsch erzählt hat, daß wir es an dieser Stelle nicht missen möchten.

Schreyer wohnte damals in der Jägerzeile, nahe dem Prater. Da stellt sich eines schönen Tages ein Herr bei ihm ein mit der Erklärung, er sei beauftragt, die zwei walachischen Bilder zu kaufen. Es waren eine vielspännige Caruza mit dem Fürsten Taxis und Schreyer als Insassen und, als Gegenstück, dieselben in einem walachischen Schlitten. — Um sie in das beste Licht zu rücken, solle Schreyer, sagte der Herr, ihm folgen, vielleicht würde es den Künstler auch interessieren zu erfahren, wer der Käufer seines Bildes sei. „Ein kräftiger Träger" — so erzählt Schreyer — „band denn mit Tüchern und Stricken die beiden Bilder zusammen und nahm sie mit herkulischer Kraft auf die Achseln. So gingen wir,

und alles war gut. Als wir jedoch auf die Ferdinandsbrücke kamen, da faßte uns ein Windstoß, die Bilder auf den Achseln des Trägers wurden zum Segel, und er war nicht im stande, sich mit seiner Bürde gegen den Wind zu stemmen. Vehement wurde er auf die Seite getrieben, und alles war in Frage gestellt. Der Herr und ich waren nicht im stande, den Träger in die Balance zu bringen, und hätten nicht die lieben Wiener hilfreiche Hand geleistet — unfehlbar wären die Bilder über Bord gegangen. Aber hundert Hände langten alle nach dem Segel: die Bilder waren gerettet." In dem Käufer aber lernte der Künstler die Erzherzogin Sophie kennen, welche die Bilder dem Kaiser Franz Josef schenkte.

Ende 1857 verließ Schreyer das österreichische Heerlager und ließ sich einige Zeit in Frankfurt nieder, wo er 1858 heiratete. Da entstanden eine Anzahl militärischer Schilderungen, Prinz Taxis Verwundung im Gefecht bei Temesvar (am 9. August 1849), ein feuriges Reiterbild, dann die Schlacht bei Komorn, die Verwundung des Prinzen Karl von Mecklenburg bei Kuppenheim, und eine Reihe Schilderungen aus der Walachei.

Im Jahre 1862 zog Schreyer nach Paris, dem vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit und der Wiege seines Weltrufes. In den Grundzügen hatte der Künstler seine Eigenart ausgebildet, als er an der Seine anlangte. Die Kunst, die er in Paris damals in Übung sah, war ihm etwas, dem er sich verwandt fühlte. Was die großen französischen Meister ihm zeigten, konnte Schreyer nur im Beharren auf seiner eigenen Anschauung bestärken, und wenn er damals gleich vielen französischen Malern nach Nordafrika, dem gelobten Lande der Orientmaler, pilgerte, so folgte er mehr dem Triebe seiner eigenen Natur, als dem Beispiel des Delacroix, Decamps, Marilhat, Fromentin und Bida, die ihm vorangegangen waren. Schnell eroberte sich Schreyer in der Pariser Künstlerwelt einen ehrenvollen Posten. Seine Bilder trugen ihm im Salon die höchsten Ehrenzeichen ein. Die Kosackenpferde im Schnee von 1864, der Angriff französischer Artillerie bei Traktir in der Krim (1865), das berühmte Bild l'abandonné sind ebensoviele Triumphe seiner Kunst. Eine große Wirkung machte namentlich das zuletzt erwähnte Bild. Der Vorwurf ist höchst einfach. Ein Schimmel steht neben einem Packwagen; den Fuhrmann hat ein Schuß niedergestreckt, und auch das zweite Pferd des Gespannes liegt tot zu Boden. Der Schimmel hat von dem Wagen losgerissen, was er konnte, nur die Kette, welche ihn an die Deichsel fesselt, konnte er nicht sprengen. Nun steht er verlassen in

Eine Granate. Studie.

Digitized by Google

der Einſamkeit einer öden, traurigen Landſchaft, auf die lichte Schneeflocken niederſinken, die bald alles mit einem weißen Bahrtuch bedecken werden!

Der reiche Bilderſchmuck, der dieſen Aufſatz ziert, gibt eine gute Vorſtellung von der Thätigkeit unſeres Künſtlers. Araberbilder wechſeln mit Schilderungen aus der Walachei und den anderen Gebieten, welche der Künſtler durchreiſt hat. Ihre Zahl iſt ungemein groß, und die meiſten hat der Künſtler in Paris geſchaffen. Denn bis vor wenigen Jahren hatte der Künſtler in Paris ſein Hauptatelier; nur ſommerüber pflegte er in Cronberg im Taunus ſich aufzuhalten. Bald nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege hatte ſich Schreyer in dem herrlich gelegenen Gebirgsort angeſiedelt, und erſt, ſeit dem deutſchen Künſtler in den letzten Jahren der Pariſer Aufenthalt verleidet worden iſt, gehört er wieder der Frankfurter Künſtlerkolonie im Taunus an. In ſeiner geſchmackvollen Villa, nächſt dem Beſitze der Kaiſerinwitwe Friedrich, iſt Schreyer mit unge-

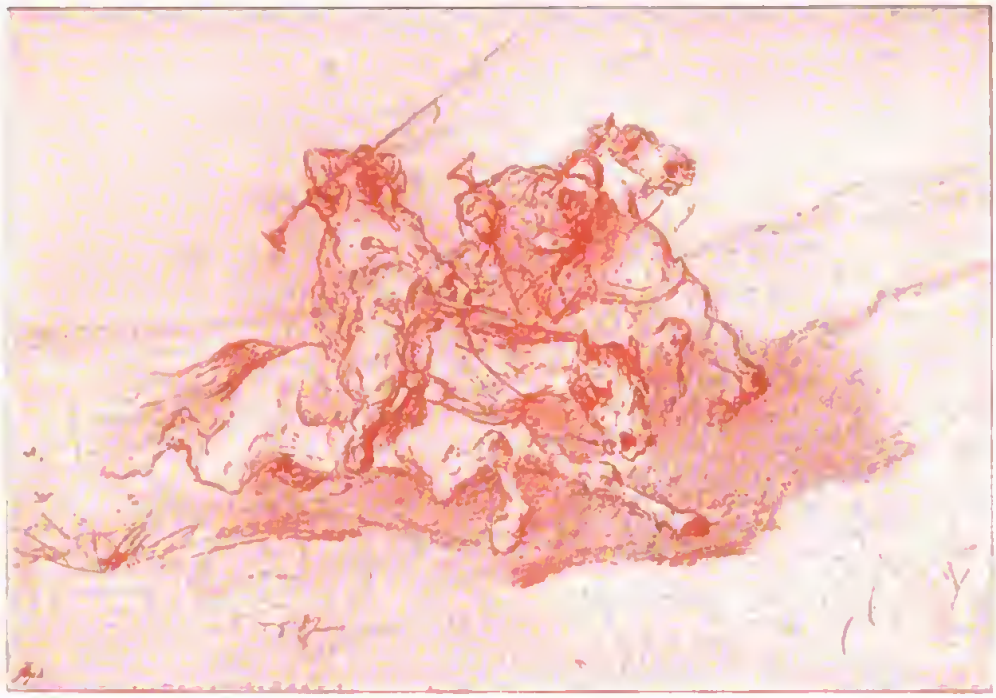
Junger vornehmer Araber auf Beutezug. Nach einem Gemälde.

Auszug des Schilds. Nach

Nach dem Gemälde von Ad. Scheeyer.

schwächter Kraft thätig, und seine Malereien sind heute wie vor dreißig Jahren das Entzücken der Kunstfreunde.

Im Vergleich zu vielen Künstlern, deren Anfänge zusammenfielen mit dem Beginne der künstlerischen Thätigkeit Schreyers und deren jetzige Malereien nur geringem Interesse begegnen, zeichnet auch die jüngsten Werke Schreyers eine ungemeine Frische und lebendige Wirkung aus. Dank der Vortrefflichkeit eines frühgeübten Naturstudiums wohnt seinen walachischen Bildern besonders eine Frische und Wahrheit der Empfindung



Arabischer Kundschafter. Studie.

inne, welche ihnen auch in unseren Tagen, die den wahren Naturalismus zum ersten Mal vermeinen geboren zu haben, nachempfunden wird. Das will nicht wenig sagen! Es beweist, daß der Künstler die Fallen des Konventionalismus, welche die Zeit stellt, mehr zu meiden wußte, als manche seiner Genossen. Es will aber damit nicht gesagt sein, daß Schreyer ein Vorläufer oder Geistesverwandter des modernen Naturalismus sei. Von der Kunstauffassung des gegenwärtigen Naturalisten trennt unseren Künstler eine weite Kluft. Die Sorgfalt des Naturstudiums, die Liebe für die Wirklichkeit der Erscheinung hat ihn dem Hange zum Fabulieren nicht entwöhnen können. Er geht nicht auf in der Sachlichkeit der Naturwiedergabe, er will erzählen, malt nicht nur Reiter, er erzählt in lebhafter Darstellung Reiterstückchen. In seinen arabischen Bildern tritt dieses Fabulieren besonders deutlich zu Tage. Den Araber in der großartigen Freiheit der Wüstennatur hat Schreyer in den mannigfaltigsten Momenten dargestellt. Er erzählt gern von den Scharmützeln, welche die stolzen Wüstensöhne, die algerischen Scheikhs, den französischen Posten liefern und immer ist er bemüht, den Vorgang zu einem spannenden Ereignis voll ungestümer Lebendigkeit, voll aufwallender Leidenschaftlichkeit zuzuspitzen, daß es unsere Empfindung packt und unsere Phantasie entflammt. Ein Bild dieser Art führt den Titel „der Schrecken." Endlos dehnt sich die Wüste, nur ein bleicher, fahler Lichtstreif sendet vom äußersten Rande des Horizonts einen matten Schein. Ein Araber durchreitet diese Öde. Da plötzlich gewahrt er im Dämmerschein eine unheimliche Gruppe: über dem verwesenden Körper des Herrn liegt ein Pferd dahingestreckt. Wie sein Roß Witterung bekommt, wirft es sich entsetzt mit ungestümem Sprunge zur Seite, bäumt sich hochauf, sträubt die

Walachischer Schlitten von Wölfen verfolgt. Studie.

Ein Walache.

Mähne, bläht weit die Nüstern auf und peitscht die Luft mit den Vorderfüßen! Hielte der Reiter es nicht zurück: wie ein Pfeil würde das geängstete Tier fortjagen in rasender Hast! Und man fühlt, wie es leidenschaftlich aufkocht in der Brust des Reiters, man ahnt die Rachegedanken, die ihn bei dem furchtbaren Anblick durchzucken. Mit unvergleichlicher Bravour hat der Künstler diese Szene erfaßt; die Verwirrung des Augenblicks, die wilde Bestürzung spricht sich aus in der malerischen Behandlung: Farben und Formen haben gewissermaßen Teil an der ungestümen Bewegung, sie verzichten auf klare Bestimmtheit, um den Eindruck des unmittelbar empfundenen nur umso energischer, umso anschaulicher wiederzugeben: das Bild packt, es sprüht Leben.

Deutlich in diesen charaktervollen Araberbildern tritt das Streben des Künstlers nach malerischem Wohllaut der Komposition, der Staffierung hervor. Klar abgerundet erscheint in ihnen die Hauptgruppe, und mit feinem Urteil weiß der Künstler die Gründe, welche dem Bilde Tiefe geben, zu entwickeln, sodaß alles Nebensächliche in wohlthuender Perspektive verteilt erscheint. Der Reichtum an lebhaften Lokalfarben, welche an der Tracht der Orientalen unter dem Brande südlicher Sonne entfaltet ist, reizt und verleitet zu einem lebhaften Kolorismus; Schreyer weiß in vielen seiner Bilder die satten

Walachiſcher Poſtſchlitten. Studie.

Tönungen zu einer bouquetartigen Wirkung in harmoniſch geſchloſſener Ordnung darzubieten. Er unterſcheidet ſich in dieſer koloriſtiſchen Ausdrucksform, deren, das Auge ſtets in gefälliger Zuſammenfügung treffende Elemente der Wirkung eines muſikaliſchen Akkords vergleichbar ſind, ſehr weſentlich von der Mehrzahl zeitgenöſſiſcher Orientmaler. Während ein Künſtler wie Deeamps von dem wilden Kontraſt des Lichtes und Schattens, einer ſchier gewaltſam geſteigerten Farbenpracht ergriffen wurde, und Marilhat nach einer großen Harmonie, einem Ausgleich der Tönungen ſuchte, macht Schreyer die Figuren zum klar charakteriſierten Träger einfacher Seelenſtimmungen, nach deren Grundton er auch die Landſchaft ſtimmt und harmoniſch tönt. Doch arbeitet er das Figürliche mit dem Landſchaftlichen nie ſo in einander, daß ſie in einander aufgingen: das Schauſpiel, zu deſſen Anblick er uns aufruft, die Geſchichte, die er uns erzählt aus dem Leben der Kinder der Wüſte, ſind ihm zu wichtig, der Menſchen Thun und Treiben an ſich zu intereſſant, als daß er die Figuren zur Staffage herabdrückte. Er hebt die Szenen mit einer gewiſſen Pikanterie hervor, hat ſeine Freude an farbiger Heiterkeit und Lebhaftigkeit, die in ſein berechneten Pointen gleichſam die Maſſen belebten.

Fein berechnet, ſage ich, wie wohl gewiß in dem maleriſchen Vorgehen Schreyers, ſo ungezwungen ſeine Bilder auch zu entſtehen ſcheinen, etwas berechnete Virtuoſität ihr Weſen hat. Aber die geiſtreiche Manier ſeines Vortrags iſt ſo innig aus der ſchöpferiſchen Phantaſie geboren, wirkt ſo ungeſucht, trägt ſich ſo ſelbſtlos vor, daß ſie durchaus wie geworden, nicht wie gemacht

Ein Walache.

Walachisches Bauernhaus. Nach einem Gemälde.

erſcheint. Auch den Laien wird es intereſſieren, wie unſer Künſtler bei ſeiner Arbeit zu Werke zu gehen pflegt. Schreyer arbeitet nicht nach einer wohlüberlegten Skizze, er folgt dem Rufe ſeiner Phantaſie beim Aufbau eines Bildes und ſein Gedächtnis iſt ſo mitteilſam in der Vorſtellung ſcharferfaßter Bilder und die Hand ſo ſchnellfügig geſchickt im Ausdruck der inneren Bilder, daß mit den erſten Pinſelzügen die ganze Kompoſition in ihrer Tonwirkung erfaßt erſcheint. Die Verfeinerung der Zeichnung geſchieht dann ſpäter, wenn die Maſſenverteilung und der Farbenkomplex in ſeiner großen Geſamtwirkung den Künſtler befriedigte. Auf dieſer, ich möchte ſagen elementaren Abwägung der Hauptbildwerte — Kompoſition und Kolorit — den Grundlagen ſeiner Kunſt, beruht die große harmoniſche Wirkung der Schreyerſchen Bilder, ſie iſt der erſte, durchſchlagende Moment, dem ſich die Zeichnung, vielmehr die formale Beſtimmung der Figuren, verfeinernd, ſchmückend, in vollkommen freier Weiſe anſchließt. Auf dieſe Weiſe verfehlt der Künſtler nicht die gewollte Wirkung; ſein Bild wächſt wirklich von innen heraus und iſt ein Abbild innerlich lebendiger Vorſtellung. Wer ſo vorgeht, hat die Kunſt nicht nur in der Hand; mit jedem Werke ſpricht er wahrhaft Empfundenes aus: Perſönliches ſteckt in allem, was die Hand verdolmetſcht.

Während in den arabiſchen Bildern Schreyers der geſchmackvolle Kolorismus in charakteriſtiſch aufgefaßten und flott erzählten Szenen in lebendiger Weiſe ſich ausſpricht, lernen wir den Künſtler in ſeinen ruſſiſchen und walachiſchen Motiven von einer anderen Seite ſchätzen. In dieſen Bildern, in welchen der Künſtler uns vertraut macht mit der an koloriſtiſchen Feinheiten reichen Natur der Walachei und Rußlands, geht die Abſicht des Künſtlers weit mehr aus auf die Malerei von Naturſtimmungen, als in den orientaliſchen Motiven. Vorzüglich weiß er die Naturmächte jener Länder, das Brüten der Hitze auf den weiten Pußten, das Walten der Winde, welche den Staub aufwirbeln, die Winterlandſchaft in der Mannigfaltig-

Pferdeeintreiben der Walachen. Studie.

keit ihrer Erſcheinungen zu charakteriſieren. Geben dieſe Motive auch minder Anlaß zur Entfaltung farbigen Reichtums, ſo ſteckt doch in ihnen eine Fülle koloriſtiſcher Schönheit, die um ſo feiner iſt, als ſie weder Grellheit noch Härte der Kontraſte kennt. Der Held dieſer Bühne iſt wie in der Wüſte der Liebling Schreyers, das Pferd, freilich iſt es hier weit weniger der treue Freund und Kampfgenoſſe des Menſchen, als ſein Diener, wie es im raſenden Laufe die Caruza zieht, bei Sturm und Wetter den Schlitten ſchleift und unermüdlich Laſten ſchleppt. Die Reproduktionen von Bildern und Skizzen, welche dieſen Zeilen beigegeben ſind, verdeutlichen beſſer die Kunſt Schreyers als dürre, beſchreibende Worte es vermöchten.

An dem Weinberg des Papstes Julius.

Von C. von Hellen.

(Abdruck verboten.)

O des Kirchenfürsten Purpur
Einst die Marmorstufen streifte,
Und der Blick durch Säulenhallen
Über Wundergärten schweifte,
Hebt sich grau bemooste Mauer
Und zerbrochner Wappen Reste
Hängen, wo durch kühnen Bogen
Zog der bunte Schwarm der Gäste.
An der Wand noch rinnt der Brunnen
Aus des Marmorlöwen Rachen,
Und zur Seite zwei Delphine
Schon viel hundert Jahre wachen.
Wo einst Wein und Lorbeer wuchsen
An der Mauer um die Gärten,
Wehn im Wind Holunderzweige,
Schlüpfen durch das Gras Lazerten.
Aber droben hängt ein Erker
Am Palast, wie Schwalben bauen.
Manchmal zeigt sich eine Rose
Hier, gar lieblich anzuschauen.
Dunkle Locken, dunkle Augen,
Purpursamt auf Wang und Lippen;
Bunte Schmetterlinge gaukeln,
Möchten von dem Kelche nippen.
Wenn der Westwind kühl sich hebet
Und die Schatten wachsen länger,
Klingen leise flehend Lieder
Und Marietta kennt den Sänger.
Drunten lehnt er an der Mauer,
Alle Abend kehrt er wieder,
Und sie neigt das dunkle Köpfchen,
Und sie lächelt zu ihm nieder. —
Um die Säulen, um den Erker
Kleine Liebesgötter necken,
Tummeln spielend, haschend, kosend
Um des grauen Steinwerks Ecken —
Ist's nicht, als ob ihrer einer
Lachend an die Mauer schriebe:
„Wandeln müssen sich die Zeiten,
Ewig jung bleibt doch die Liebe!“ —

Maskeraden in der Tierwelt.

Von William Marshall-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Daß die Tiere farbige und zwar sehr verschiedenfarbige Kleider tragen, erscheint dem Menschen ganz selbstverständlich, weil er von Jugend auf es kaum anders gesehen hat. Im Grunde genommen ist indessen die Buntheit und die mannigfache Zeichnung der uns umgebenden Geschöpfe, Tiere sowohl wie Pflanzen, eine sehr wunderbare Sache und eine ganze Reihe von Faktoren wirken zusammen, sie zu stande zu bringen.

Einmal kann die Farbe organischer Substanzen, also auch von Pflanzen und Tieren, bezüglich von Teilen von ihnen, einfach auf chemische Verbindungen zurückzuführen sein, aus welchen sie bestehen, wie das Rot des Blutes oder das Grün der Galle bei Wirbeltieren, ohne daß diese Farben wahrscheinlich als solche für den Lebensprozeß des Organismus irgend eine besondere Bedeutung haben, — sie könnten, wenn ihre chemische Zusammensetzung es sonst erlaubte, ebenso gut blau oder gelb sein.

Eine andere Art Färbung entsteht auf rein physikalischem Wege, besonders durch direkten Einfluß des Sonnenlichts. So gut bunte Papiere oder schlecht gefärbte Stoffe vor der Macht des Lichtes verbleichen oder verschießen und so gut das bekanntlich auch mit tot in Sammlungen aufbewahrten Schmetterlingen und Vögeln geschieht, so geschieht es auch bei lebenden Tieren, besonders bei Vögeln, und namentlich bei solchen, die in heißen Ländern nicht den dichten Wald, sondern freie Flächen bewohnen: ihr Rock verschießt in den Strahlen der Sonne, stößt sich ab und wird schäbig durch den täglichen Gebrauch und büßt auch dadurch an seiner ursprünglich eleganten Färbung und an dem prächtigen Glanze der Neuheit ein.

In diesen Fällen wirkt das Sonnenlicht gewissermaßen negativ, zerstörend, es kann aber auch Positives direkt leisten und nicht bloß Farben vernichten, sondern auch neue schaffen. Lassen wir ein Stück nicht holzfreien weißen Papiers, oft nur eine kurze Zeit, im heißen Sonnenschein liegen, so wird dasselbe sich bräunen: es sind Veränderungen in der Lage seiner Moleküle durch Einwirkung des Lichtes vor sich gegangen, welche in der braunen Färbung für uns Menschen ihren optischen Ausdruck finden. In gewissem Sinne ähnliches geschieht auch mit lebenden Wesen. Der die lichtlosen Karstgrotten Krains, des Friauls, Istriens und Dalmatiens bewohnende Olm, jene seltsame Salamanderform, ist in seinen heimischen Gewässern farblos weiß, höchstens durch die durchschimmernde Färbung seines Blutes, durch welches seine zarthäutigen Kiemen immer rot erscheinen, schwach rosenfarben. Wird dies Tier in der Gefangenschaft gehalten, wenn auch im Schatten, der sich doch immer noch ungemein von absoluter Finsternis unterscheidet, so fängt es an dunkler zu werden und zwar von Jahr zu Jahr mehr; bis es fast aschgrau wird. Regen, Wind und vorzüglich die Sommersonne bräunen und röten die weiße Hautfarbe des Kaukasiers; wer kennt sie nicht, die charakteristische Gesichtsfarbe unsrer Seeleute, Jäger, Schäfer und Landwirte, — kupferrot, auch ohne Zuthun von Alkohol, und an der Stirn scharf abgesetzt, gegen eine weiße Zone, die dem bis dahin reichenden deckenden Schutz des Hut- oder Mützenrandes entspricht! Wer kennt sie nicht, die leidigen Sommersprossen, den blonden und rötlichblonden Töchtern germanischen Stammes so verhaßt:

Schade! so ein leuchtend Schätzchen,
Im Mai getupft wie eure Pantherkätzchen!

In diesen Fällen bildet sich unter Einfluß des Sonnenlichts Farbstoff, Pigment, in der Lederhaut, zuerst in ihren tieferen Schichten, steigt aber nach und nach in obere. Möglich, daß bei dieser Pigmentbildung schon ein physiologischer Moment mit im Spiele ist, daß den betreffenden gebräunten oder mit Sommersprossen behafteten von Haus aus hell- und zarthäutigen Individuen aus der Gegenwart der dunkeln Färbung irgend ein Vorteil erwächst, so daß es einmal wieder schnöder Undank gegen die gute Mutter Natur ist, wenn man sich entrüstet über das beschwert, was sie vorsorglich und klug ihren Kindern zuerteilte.

Dies leitet uns auf weitere Bedeutungen der Farbe der Organismen und zwar in unserm Falle der Tiere hinüber.

Geschöpfe, welche dem Licht entzogen im Dunkeln hausen, sind farblos oder zeigen bloß die einfache Färbung, welche die ihre Haut bildende oder überziehende Substanz selbständig besitzt. Alle tiefe Höhlen bewohnende Tiere, und es sind ihrer eine große Menge, neben dem erwähnten Olm auch noch Fische, Krebse, Spinnen, Insekten, Schnecken, Würmer ꝛc., ferner die im Innern von Pflanzenteilen lebenden Larven von Schmetterlingen und Käfern, die Binnenschmarotzer der Tiere und Menschen sind weiß, höchstens gelblich bis braun nach der Dicke des sie deckenden hornigen Chitinpanzers. Alle diese Wesen sind normaler Weise dem Licht entzogen, dieses vermag weder direkt noch indirekt auf sie einzuwirken, — bei mangelndem Lichte brauchen sie keine Farben, so wenig wie sie Augen brauchen, sie sind nicht nur farblos, sie sind auch blind.

Alle im Licht lebenden Tiere, auch die Nachttiere, haben eine, wenn auch meist einfach und düstere, so doch immerhin farbige Außenseite, und wenn es auch freilebende weiße Tiere gibt, so weißt in diesem Falle die Farblosigkeit oder richtiger die Gegenwart aller gleichmäßig zurückgeworfenen Strahlen des Spektrums auf besondere Gründe, welche ganz andere sind als jene die Farblosigkeit der Höhlentiere bedingende.

Die Vorteile, welche den Tieren aus ihren Farben erwachsen, sind im wesentlichen von dreierlei Art: Wärme, Schmuck, namentlich des männlichen Geschlechts, und zwar in erster Linie der Schmetterlinge und Vögel, und Sicherheit vor den Blicken anderer Mitgeschöpfe.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß dunkel, besonders schwarz gefärbte Gegenstände mehr von den dem Lichte zugesellten Wärmestrahlen absorbieren als helle oder gar weiße, aber allerdings auch wieder mehr Wärme abgeben als diese. Dadurch können in warmen Medien lebende dunkle und besonders schwarze Tiere besser die Wärme ausnutzen als sehr helle oder weiße, diese hingegen werden in kalten Medien, in Eis, Schnee, auch in arktischen und antarktischen Gewässern eine gleichmäßigere Temperatur bewahren können. Auf hohen kühlen Gebirgen und im Norden herrschen dunkle bis schwarze Insekten, im ausgebildeten Zustand sommerliche Tiere, vor, und Formen, welche im Tiefland hell sind, bilden, wie viele Schmetterlinge, auf Alpen oder in polnahen Ländern dunkle Lokalrassen mit s. g. alpinem und borealem Melanismus. Für sehr viele, namentlich wechselwarme, oder s. g. kaltblütige Tiere wäre daher schwarz die beste Farbe, sie würden dadurch in hervorragender Weise geschickt sein, Wärmestrahlen, welche ihnen so wohl thun, zu absorbieren. Indessen wir sehen häufig, daß die verschiedenen Vorteile, welche einem Tiere aus seiner Farbe erwachsen, und welche sich, wie gesagt, auf Wärme, Schmuck und persönliche Sicherheit beziehen, in merkwürdiger Weise miteinander in Konflikt kommen, so daß nur selten einmal einer von diesen drei Faktoren einen unumschränkten Erfolg erzielt. Eidechsen sind äußerst wärmeliebende „heliophile" Geschöpfe, aber sie sind nur in wenigen Fällen und unter besonderen Umständen schwarz. Ihre persönliche Sicherheit verbietet in der Regel die auffallende schwarze Farbe, welche bald die Augen ihrer Feinde auf sie lenken würde. Die schützende Färbung, welche wir gleich näher würdigen werden, ist wichtiger als die Wärme absorbierende und diese kann im Kampfe mit jener nicht aufkommen: In der Regel nicht, aber unter Umständen doch, — wenn nämlich die zwingende Notwendigkeit des Schutzes vor Nachstellungen in Wegfall kommt!

Im Süden Europas und nach Norden vorgedrungen bis ins obere Rheinthal findet sich die Mauereidechse, ein in zahlreichen Farbenvarietäten vorkommendes, meist grau und bräunlich, wie der Erdboden oder grün, wie niedere Pflanzen und daher dem Aufenthaltsorte entsprechend schützend gefärbtes zierliches Tier. Nun kommt unser Reptil auch auf einigen der kleinen Inseln, oft nur Felsriffe oder Scoglien, des Mittelmeeres vor und kann sich hier, wo keine Feinde gegenwärtig sind, den Luxus des gemütlich-warmen schwarzen Rocks auf Kosten des schützenden Kleides gestatten und bildet entsprechende Varietäten: so bewohnt die Mauereidechse (Lacerta muralis) als Varietät archipelagica die Cykladen, als filfolensis die kleine Insel Filfola bei Malta, als faraglionensis die Faraglioniklippen bei Capri und als Lilfordi das Inselchen Ayre bei Minorca; alle diese Varietäten sind durch schwarze Farbe der dem Lichte zuge-

Walachische Poststation. 9

Digitized by Google

h dem Gemälde von Ad. Schreyer.

kehrten Körperteile ausgezeichnet. Da sitzen die prächtigen Tierchen im glühenden Sonnenbrand auf den heißen Gesteinsplatten, sich mit ausgespannten Rippen so breit wie möglich machend und fangen mittelst ihrer so ausgezeichnet absorbierenden Oberseite mit Behagen die Geschosse aus Phöbus Köcher auf! —

Daß manche hochnordische Tiere zeitlebens weiß sind, andere und alpine es im Winter werden, beruht auf der weiter oben angeführten Thatsache, daß weiße Gegenstände weniger Wärme gegen ein kälteres Medium abgeben als dunkle. Die betreffenden Tiere sind alle gleichwarme, oder sog. warmblütige Geschöpfe, Säugetiere und Vögel, welche sich zwar unter Umständen auch gern den wärmenden Sonnenstrahlen aussetzen, dies aber viel weniger als wechselwarme zu thun brauchen, da sie durch die Art ihres Stoffwechsels die Wärmequelle in sich selber tragen. Es ist aber von Wichtigkeit, die Eigenwärme für sich selbst auch möglichst auszunutzen, möglichst wenig nach außen abzugeben und dazu hilft, nächst dichterem Winterpelz und Wintergefieder, aus den entwickelten Gründen auch die weiße Farbe. Freilich wirkt in diesen Fällen noch ein anderer Umstand mit: das schneefarbene Kleid gewährt Schutz vor den Blicken nachstellender Feinde (beim Schneehasen, Schneehuhn) oder zu belauernder Beutetiere (beim Eisbär, Polarfuchs, Schneeeule ꝛc.), ein Nutzen der Farbe, welcher sich in der Tierwelt überaus häufig findet. Es ist eine allgemein bekannte Erscheinung, daß den Boden bewohnende Tiere (wie Lerchen, Ammern, Rebhühner, Wachteln ꝛc.) schwer an ihrem natürlichen Aufenthaltsorte zu entdecken sind, so sehr gleichen sie demselben in ihrer Färbung. Von den am Tage Pflanzenblätter fressenden Raupen sind mindestens 90 Prozent grün, wie ihre Nahrung, auf der sie schwelgen. Grün sind auch viele andere auf Bäumen lebende Geschöpfe, namentlich Insekten, Falter, Käfer, Heuschrecken, Wanzen, grün sind nicht wenig Laubfrösche, welche sich von jenen nähren, grün zahlreiche Baumschlangen, die wiederum diese und kleine Vögel, ihre Beutetiere, im schützenden laubfarbenen Kleid beschleichen. Auch zahlreiche gefiederte Bewohner der immergrünen Tropenwälder erscheinen dem Aufenthaltsorte entsprechend gefärbt. Der sprichwörtlich bunte Papagei, der losgelöst von seiner heimatlichen Baumwelt lebend im Käfig oder als ausgestopfte Leiche im Museum so überaus auffällig sich präsentiert, ist in dem grünen Blättermeer zwischen den purpurnen, blauen und gelben Blüten der Schmarotzergewächse fast nur wahrnehmbar, wenn er sich bewegt. Unsere Nachtfalter, Spinnen, Eulen, Spanner und Kleinschmetterlinge, welche über Tag den Baumstämmen angeschmiegt schlummern, gleichen aufs Haar kleinen Rasen oder Büschelchen von Flechten. Von den bei uns zu Lande im Herbst nächtlich fliegenden, am Tage ruhenden Schmetterlingen haben mehr als 80 Prozent die gelben und braunen Tinten der abgestorbenen Blätter.

Man hat diese Erscheinungen, von denen sich noch unendlich viele und teilweise sehr wunderbare Fälle anführen ließen, mit Recht auf die natürliche Zuchtwahl zurückgeführt und sie unter dem Namen der „sympathischen Farbenwahl" oder der „gleichfarbigen (besser doch wohl gleichfärbenden) Zuchtwahl" zusammengefaßt, eine Bezeichnung, welche mir zu wenig umfassend erscheint und für welche ich den Namen „nachahmende Zuchtwahl" in Vorschlag bringen möchte. Denn nicht allein in der Färbung kopieren Tiere unbewußt andere Naturobjekte, um so geschützt zu sein, sondern zugleich auch in der Gestalt. Wenn eine braune, mit allerlei kleinen Höckerchen versehene, auf ihren Bauchfüßen an Baumzweigen festgeklammert ruhende Spannerraupe sich in einem Winkel von 45° bewegungslos in die Luft streckt, so gleicht sie nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch ihre ganze Form täuschend einem kleinen Ästchen. Die Stab- oder Gespenstheuschrecken, seltsame Bewohner fast ausschließlich tropischer und subtropischer Gewächse, ahmen nicht bloß in der Färbung, sondern ebenso gut in ihrem wunderlich schlanken, wie Rohr gegliederten Körper, mit den dünnen langen, in der Ruhe unsymmetrisch angeordneten Beinen dürre Halme und Stengel auf eine unglaublich bis ins Detail genaue Weise nach. Unsere Fig. 1 zeigt uns (bei d, d, d) drei ruhende Individuen einer der am weitesten nordwärts, bis in die nordöstlichen vereinigten Staaten vorkommenden amerikanischen Art. Das vordere Fußpaar ist zusammengelegt und vor den Kopf weit ausgestreckt, die übrigen Beine

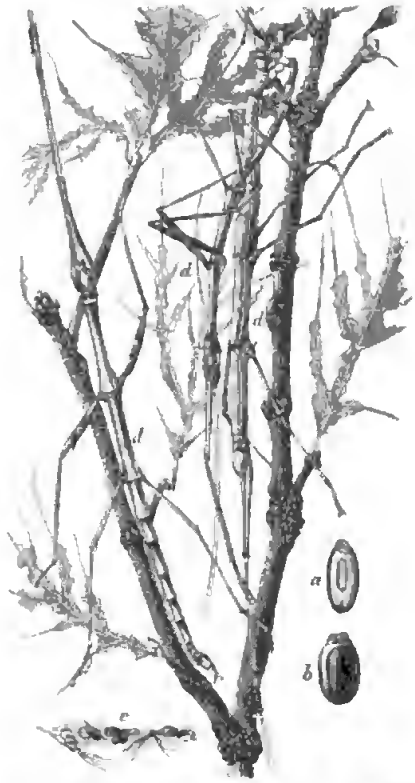


Fig. 1. Diapheroma femorata, eine nordamerikanische Stabheuschrecke, kopiert zerfressene Blätter und Pflanzenstengel. a, b Eier, c auskriechende Junge, d, d, d vollkommene Insekten auf zernagten Pflanzenteilen. $^{2}/_{3}$ nat. Gr. (nach Riley).

stehen unregelmäßig krakelig durcheinander, was eine für ruhende Insekten höchst ungewöhnliche Sache ist, aber jedenfalls zum Verbergen der Tiere wesentlich beiträgt, denn wären diese langen Gliedmaßen symmetrisch angeordnet, so würde diese Symmetrie den Eindruck, als ob die Beine dürre Pflanzenteile wären, wesentlich abschwächen. Nimmt man hierzu noch die ganze gestreckte Gestalt des wie aus Stengelgliedern zusammengesetzten braungrauen Körpers, die Gewohnheit der Tiere, sich in den Wachstumsrichtungen der bewohnten Pflanzenteile zu setzen, so kommt ein Fall nachahmender Zuchtwahl zu stande, wie er treffender kaum gedacht werden kann.

Aber nicht bloß leblose Gegenstände oder Teile von Pflanzen kopieren Tiere in Form und Farbe, nein, die nachahmende Zuchtwahl geht noch weiter, Tiere werden andern Tieren höchst ähnlich, sie legen anderer Leute Kleider an und treiben Maskerade. „Mimicry" nennt die Wissenschaft nach des berühmten Entomologen Bates Vorgang mit einem englischen Worte diese wunderbare Erscheinung. So werden Tiere zu Mimen, zu Schauspielern und spielen, ausstaffiert mit fremder Garderobe, Rollen auf der Bühne des Daseins, die mit ihrem wahren Wesen nichts zu thun haben. Nicht immer ist die Nachbildung gleich gut gelungen, es gibt auch hier verschiedene Grade, Übergänge vom weniger Guten bis zum Vortrefflichsten. Dann gleicht ein Tier nicht nur in Größe, Gestalt und Farbe einem andern, sondern auch in seinen Stellungen, seinen Bewegungen, seinem Anfenthaltsort.

Wenn wir die Ursachen dieses höchst seltsamen Prozesses erörtern wollen, so müssen wir uns fragen: wenn zwei ganz verschiedenartige Geschöpfe einander bis zum Verwechseln ähnlich sehn, welches von ihnen beiden ist das Original, welches die Kopie, und welchen Vorteil hat die letztere von seiner Maskerade?

Die Originale, nach denen die Kopien sich richten, sind immer solche Tiere, welche aus irgend einem Grunde: Wehrhaftigkeit, unüberwindlich feste Hautbedeckung, Gift, übeln Geschmack, vor feindlichen Nachstellungen bewahrt sind. Derartige Geschöpfe brauchen keine schützenden Farben, um verfolgenden Blicken zu entgehn, höchstens, wie die Kreuzotter, um die Beute unbemerkt zu beschleichen, sie können also in den meisten Fällen ein auffälliges buntes Kleid mit ebensowenig Schaden tragen wie irgend ein anderes, ja oft oder meist sogar mit größerem Vorteil.

Wieso? höre ich meine Leser fragen, woher dieser offene Widerspruch? — Kein Widerspruch, oder doch nur ein scheinbarer.

Denken wir uns zwei Raupenarten, die eine für Vögel genießbar, die andere nicht, aber beide von gleicher grüner Farbe und an dem nämlichen Aufenthaltsorte vorkommend. Wenn beide Tiere auch schützend gefärbt sind, so geht gleichwohl ein bedeutender Prozentsatz von ihnen, ausgekundschaftet von den zahlreichen, scharfäugigen, alles durchstöbernden, insektenfressenden Vögeln zu Grunde, genießbare sowohl wie ungenießbare. Die letzteren werden zwar vom Vogel, sobald er sie kostet, mit Ekel und Verachtung beiseite geworfen, aber ihren todbringenden Biß haben sie doch weg, und sie hatten von der Eigenschaft übel zu schmecken gar keinen Vorteil, gar keinen

Digitized by Google

Schutz. Unter der Hauptmasse der grünen ungenießbaren Raupen treten nun Farbenvarietäten auf, wie sie bei Raupen sehr häufig vorkommen, vielleicht solche mit gelben Längs- oder Querstreifen, rötlichen Punkten u. s. w. Auch diese werden zunächst von Vögeln angepickt und schlecht schmeckend befunden worden sein. Vögel aber können, dafür liegen unzählige Beweise vor und wer zu beobachten versteht, kann sich leicht davon überzeugen, ebenso wohl scharf unterscheiden, wie sich gewisser sie interessierender Dinge — und was wäre das mehr als ihr Fressen! — genau erinnern. Wenn ein betreffendes Vogelindividuum öfters abweichend und besonders gezeichnete Raupen als unschmackhaft befunden haben wird, so wird es sich in Zukunft seine Beute genauer ansehn und es werden sich äußere Eigenschaften, welche die ihm ekelhaften Raupen vor einfach-schützend gefärbten voraus haben, seinem Gedächtnis einprägen, es wird die so ausgestatteten Tiere immer mehr, je länger es mit ihnen vertraut ist, in Ruhe lassen und bei diesen wird zu immer größerer Sicherheit das Kleid immer bunter werden, bis jene grellen Farben und Farbenzusammensetzungen auftreten, welche man als Ekel-, Schreck- oder Warnfärbung bezeichnet, und wie sie unter andern der Raupe des Wolfsmilchschwärmers, der Königskerzeneule u. a. m. eigentümlich ist. Sie kommt überhaupt den meisten sehr verteidigungstüchtigen, giftigen oder ungenießbaren Tieren zu und sie wirkt oft in eigener Art auf die Bewegungsweise der Tiere zurück. Wer sich schon von außen sofort als ungenießbar verrät, braucht keine raschen Bewegungen zu seiner Rettung zu machen: viele bunte Wanzen, die auffälligen, im Frühjahr auf Wegen und Stegen äußerst gemächlich umherkriechenden Ölmütter oder Maiwürmer (Meloë), die lebhaft bunten, im Sommer die Scabiosen unsrer Waldwiesen oft in dichten Trupps besetzt haltenden, äußerst langsam fliegenden Widderchen, Blutströpfchen oder Fähnchen (Zygaena), die beschaulichen juchtenroten und glänzendschwarzen großen nackten Wegschnecken (Arion), unser orange und schwarz gescheckter gravitätisch-bedächtiger Feuersalamander sind bekannte Beispiele und bilden zusammen eine Schar, welche sich eines friedlichen Daseins erfreut.

Freilich, nicht immer sind derartige Geschöpfe langsam, das hängt ganz von ihrer übrigen Lebensweise ab, und bei vielen läßt sich Langsamkeit mit dieser nicht vereinigen, wie z. B. bei unseren, in ihrer Art furchtbaren, provozierend gelb und schwarz gezeichneten Hornissen und Wespen, bei den räuberischen siegellackroten, schwarzgefleckten Siebenpunktchen, Muttergotteskühchen (Coccinella) oder wie sie sonst noch heißen mögen u. s. w.

Der Nutzen, welcher einem harmlosen Tiere daraus erwächst, daß es einem andern ungenießbaren oder gefährlichen möglichst gleicht, liegt auf der Hand. Es entzieht sich unter falschem Kleide den Nachstellungen von Mitgeschöpfen, welche gefährliche Feinde werden könnten, aber von der Maske getäuscht, das Schaf für den Wolf nehmen.

Eine Bedingung ist, wenn die Maskerade den entsprechenden Erfolg haben soll, daß beide, Kopie und Original, an den Orten, nicht bloß in gleichen Ländern, und zur gleichen Jahreszeit auftreten. Es hat sich außerdem herausgestellt, daß in der Regel die nachgeahmten Tiere häufig und weit verbreitet, die nachahmenden indessen meist seltener und in ihrem Vorkommen lokalisiert sind.

Es fehlt auch in unserm Vaterlande nicht an Fällen von Mimicry und namentlich sind es verschiedene Wespenformen und andere wehrhafte Hymenopteren, welche von Fliegen, Bockkäfern und Schmetterlingen kopiert werden. Schon Vater Linné belegte die ihm bekannten Schmetterlinge aus der Familie der Glasflügler (Sesiidae) und zwei der einheimischen Langzung-Schwärmer (Macroglossa) mit entsprechenden Namen, in dem er an irgend einem lateinischen Hymenopterennamen „formis“ (d. h. „gestaltet wie“) anhing, so z. B. fuciformis, hummelförmig, apiformis bienenförmig (obwohl der Schmetterling durchaus nicht wie eine Biene, sondern genau wie eine Hornisse aussieht!) u. s. w. Der große schwedische Systematiker liebte es überhaupt, gelegentlich verwandte Tiere, namentlich Schmetterlinge mit Artennamen zu nennen, die auf die gleichen Silben ausgingen. So ließ er alle Spannerarten, deren Männchen gekrümmte Fühlhörner hatten, auf aria, die mit einfachen platten auf ana, sämtliche Federmotten oder Geistchen auf dactyla, alle echten Motten oder Schaben auf ella, alle Zünsler auf alis und die Wickler samt

und sonders auf ana endigen. Für seine Nachfolger wurde diese Gepflogenheit des Meisters Gesetz und die Nachbeterei hat bisweilen ergötzliche Konsequenzen gehabt. Es ist ein wissenschaftlicher Gebrauch, neue Tiersorten bisweilen nach ihrem Entdecker oder nach Männern, welche sich um die betreffende Gruppe oder sonst um die Zoologie oder auch um den Beschreiber verdient gemacht haben, zu benennen, wie z. B. den furchtbaren Riesenhai des Mittelmeeres nach dem provencalischen Naturforscher Rondelet, einem Zeitgenossen Karls des fünften, Carcharodon Rondeleti; ein fossiles Nashorn heißt, nicht eben geschmackvoll, Rhinoceros Schleiermacheri, nach einem früheren Direktor des Naturalienkabinets in Darmstadt u. s. w. Es wurden nun auch verschiedene Schmetterlingsnamen derartig schablonisiert: so heißt ein dem Weinstock schädlicher Wickler Pilleriana, ein anderer für dasselbe Gewächs noch gefährlicherer Roserana, eine sehr schöne Schabe mit langen Fühlern heißt Degeerella, nach einem berühmten schwedischen Entomologen u. s. w. Diese Namen gehn noch an, die Endungen ergeben wenigstens keinen Blödsinn, wenn die Worte auch gerade nicht klassisch lateinisch gebildet sind. Aber unter den vielen Berufenen und noch mehr Unberufenen, welche neue Tierarten beschrieben haben, gab es nicht wenige, die keine Ahnung von der lateinischen Sprache hatten, aber doch nach Linnéscher Schablone lustig drauf los benamsten: Sesia Zetterstediformis ist ein erfreuliches Produkt dieser Methode! Entweder muß der Schmetterling sehr gewaltige Dimensionen haben oder Zetterstedt, der bekannte Erforscher der lappländischen Tier- und Pflanzenwelt, von außerordentlicher Zierlichkeit gewesen sein! Doch dies nur beiläufig.

Unsere Figuren 2 und 2a sowie 3 und 3a bringen uns ein paar ganz ausgezeichnete Fälle von Mimicry zur Anschauung.

Die feuchten, heißen Wälder Südamerikas, besonders des Amazonenthales, sind außerordentlich reich an Arten (284) und Individuen einer Tagfalterfamilie (Heliconidae, Figur 2 und 2a), welche in der alten Welt keine Vertreter hat. Alle diese Schmetterlinge sind lebhaft bunt gefärbt: blau, braun, schwarz mit weiß, gelb, orange u. s. w., so daß sie höchst auffallend erscheinen. Ihr Flug ist äußerst langsam, ihr Körperbau sehr zart und doch fliegen sie in Schwärmen an Stellen, die von insektenfressenden Vögeln wimmeln; aber trotz dieser führen sie eine behagliche gesicherte Existenz. Kein Vogel vergreift sich an ihnen, es sei denn einmal ein unerfahrener junger, der es aber gewiß nicht zum zweitenmale thut, keine der zahlreichen Libellen, auf der ganzen Erde kühne Insektenräuber, stürzt sich auf sie und, wenn sie ruhend sitzen, ignoriert sie die hungrigste Eidechse und die gierigste Raubfliege, selbst die eingefangenen und getöteten sind auf dem Spannbrette den Angriffen von allem gefräßigen Ungeziefer, das in der Tropenwelt der Schrecken des sammelnden Naturforschers ist, vollständig sicher. Wie geht das zu? — Nun, unsere Heliconier haben alle einen eigentümlichen, stechenden Geruch und wenn sie gefangen sind und rauh behandelt werden, so stülpen sie, wie das viele Insekten thun, am Hinterende ihres Leibes zwei Drüsentäschchen hervor, wobei der eigene Geruch noch intensiver wird. Unbedingt werden diese Falter schlecht schmecken und durch ihre Ekelfarben insektenfressenden Tieren diese Eigenschaft schon von fern verraten.

Gerade diese Schmetterlinge werden nun von andern zu ganz verschiedenen Familien gehörigen mit Vorliebe kopiert, so von Arten aus zwei Gattungen der Papilioniden (zu denen unsere Weißlinge, Apollos, Schwalbenschwänze u. s. w. gehören), aus je eine der Gattungen der Nymphaliden (in den Tropen ungeheuer reich an Arten, bei uns durch Perlmutterfalter, Sommerkanten, Eisvögel vertreten) der Ericyniden (im tropischen Südamerika enorm stark entwickelt, in Europa nur in einer einzigen Art vergegenwärtigt) und den Castniiden, sowie von Arten aus vier Gattungen der Bombyciden. Die Thatsache, daß Angehörige dieser beiden Schmetterlingsfamilien die Heliconier kopieren, ist von besonderem Interesse, denn sie sind, wenn sie auch am Tage fliegen, doch keine eigentlichen Tagfalter, sondern Nachtschmetterlinge, Spinner. Die Castniiden sind unserm Weidenbohrer verwandte, sehr lebhaft bunte Tiere, welche als Raupen in Orchideenknollen Südamerikas und Neuhollands hausen. Die Bombyciden sind kosmopolitisch verbreitet und gehören zu ihnen der Seidenspinner, die Nachtpfauen-

augen, Ringel- und Fichtenspinner, die Nonne und viele andere.

In den Tropen der alten Welt werden diese Heliconier durch eine andere, gleichfalls ungenießbare Arten enthaltende Schmetterlingsfamilie, die der Danaiden, welche nur im südlichsten Europa einen einzigen Repräsentanten hat, vertreten. Die Heliconier sowohl wie die Danaiden haben ihre besonderen Familiencharaktere, in denen sich alle Arten gleichen, aber die Kopien gleichen durchaus nicht ihren nächsten Verwandten.

Unsere Figur 2 stellt einen übelschmeckenden Heliconier (Methona Psidii) von Cayenne und dem Amazonenthal und Figur 2a einen ihn kopierenden harmlosen Weißling (Leptalis Orise) von denselben Lokalitäten dar, dessen nächste Verwandten genau unsern einheimischen gemeinen Arten, namentlich

Wie ganz täuschend Mimicry unter Umständen wirken kann, davon nur noch ein Beispiel: Westwood, einer der hervorragendsten Insektenkenner, hatte eine Grille (Condylodera tricondyloides) in seiner Sammlung neben einen Sandkäfer (Tricondyla) gesteckt und merkte lange Zeit seinen Irrtum nicht. Beide Insekten bewohnen die Philippinen und unter der Masse von Exemplaren der schlechtriechenden und gewiß übelschmeckenden Käfer, welche sich an Baumstämmen herumtreiben, findet man selten einzelne Exemplare der kopierenden Grille.

Figur 3 und 3a führt uns einen andern Fall von Mimicry vor Augen, der in manchen Punkten noch interessanter ist, als wie der von den beiden brasilianischen Schmetterlinge beschriebene. Ich erwähnte

Fig. 2. Fig. 2a.

Fig. 2. Methona Psidii, eine häufige übelriechende Heliconine, wird von Fig. 2a Leptalis Orise, einer weit selteneren Pierine, kopiert. Beide Schmetterlinge von Cupari am Amazonenstrom. $^2/_3$ nat. Gr. (nach Bates).

dem Männchen des kleinen Kohlweißlings (Pieris rapae) gleichen, d. h. wie dieses bei gleichem Flügelschnitt auf der Oberseite ganz weiß mit schwarzer Vorderflügelspitze sind. Der Heliconier und seine Kopie sind schwarz mit großen durchscheinenden gelben Flecken auf den sehr schmalen Flügeln, weißen Punkten am Hinterleib und gelben Fühlerspitzen. Bates, einer der ausgezeichnetsten und erfahrensten Entomologen, der treffliche Erforscher der Insektenfauna der Ufer des Amazonenstroms, sagt von solchen Faltern: „Ich war nie im stande die Leptaliden (die kopierenden Weißlinge) von den Arten, welche sie nachahmen, zu unterscheiden, — obwohl sie ihrer Organisation und ihrer Verwandlung nach zu ganz andern Familien gehören, — wenn ich sie nicht nach der Gefangennahme genau untersuchte."

schon, daß Bockkäfer gern Wespen kopieren und dies scheint fast überall zu geschehen. Bei uns ähneln die gelb und schwarz quergebänderten Blumenböcke (Clytus) und andere Arten (z. B. aus den zu einer ganz andern Familie gehörigen Gattungen Pachyta, Strangalia, Stenura etc.) in der Ruhe sehr gemeinen Wespen und ein andrer ziemlich seltner Bockkäfer (Molorchus major) erinnert lebhaft, besonders im Flug, an gewisse Sandwespen (Sphegiden). Wie bei diesen ist der Körper sehr lang und schlank, der Anfang des Hinterleibes, da wo er an das Bruststück anstößt, wie bei den meisten Wespen aber in einer für einen Käfer höchst ungewöhnlichen Weise bedeutend eingeschnürt, die Flügeldecken sind stark verkürzt, stärker noch wie bei einem Raubkäfer oder bei einem Ohrwurm. Während bei diesen Insekten die Hinterflügel oder eigentlichen

Flügel in der Ruhe mehrfach zusammengeklappt unter die Flügeldecken versteckt getragen werden, ist das beim Molorchus nicht der Fall, sie liegen hier vielmehr, wenn das Tier sitzt, frei auf dem Hinterleib, so daß auch in dieser Stellung der hauptsächlich rostbraun gefärbte Käfer einer großen Sandwespe nicht wenig ähnlich ist. Einen analogen aber noch weit frappanteren Fall von Mimicry zeigen uns nun die Figuren 3, eine Wespe (Mygnimia aviculus) und 3a einen Bockkäfer (Coloborhombus fasciatipennis), beide im nördlichen Borneo einheimisch. Die Tiere sind im Flug gar nicht und, wenn sie auf der Erde sitzen, aus einer Entfernung von sechs Schritt nur sehr schwer zu unterscheiden. Pryer, ein englischer Entomolog, dem wir die Kenntnis dieser Thatsachen verdanken, vermag nicht anzugeben, welches von diesen beiden Tieren das häufigere ist, denn es gelang ihm bei ihrer großen Hurtigkeit bloß je ein Exemplar von beiden Formen zu erbeuten. Die Wespe und der Käfer sind gleich groß und ganz gleich gefärbt, am Leibe tiefschwarz mit rauchschwarzen, vor der Spitze weißgebänderten Flügeln. Die Wespe, ein furchtbares Insekt, das gewiß kein Geschöpf zum zweitenmale in seinem Leben zu attackieren wagen wird, fliegt auf Wegen und freien Plätzen im Walde und setzt sich nach Art ihrer Verwandten gern und häufig auf die Erde. Bei ihr sind es die Vorderflügel, welche weiß gebändert erscheinen. Ganz ähnlich lebt der Bockkäfer, und diese Lebensweise ist von der sonst seiner Sippe üblichen, die Holz und Blumen besucht und nur in einzelnen flügellosen Steppenformen den Boden bewohnt, sehr abweichend. Bei ihm sind die Flügeldecken, welche den Vorderflügeln der Wespe entsprechen, stark wie bei unserm Molorchus verkürzt, aber die breiten Hinterflügel, welche in Ruhe gleichfalls nicht eingeklappt getragen werden, sondern wie die Flügel der Wespe den Hinterleib bedecken, sind gezeichnet wie deren Vorderflügel. Die Bockkäfer sind alle sehr harmlose Geschöpfe und nicht im stande sich gegen Feinde, besonders insektenfressende Vögel, deren es auch in Borneo sehr viele gibt, erfolgreich zu verteidigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der in Rede stehende Käfer durch seine frappante Ähnlichkeit mit der gefährlichen Wespe ausgezeichnet geschützt ist.

Auf einen Punkt sei, was Mimicry betrifft, noch aufmerksam gemacht. Es gibt nämlich auch eine scheinbare Mimicry. Es können sich Tiere auch aus andern Gründen außerordentlich ähnlich sehn: so gibt es Vögel, welche ganz verschiedene Länder, ja Erdteile bewohnen und in der Natur niemals zusammen angetroffen werden, welche sich in hohem Grade gleichen. Der englische Tiergeograph A. Murray hat auf dem Titelbild seines Werkes über die Verbreitung der Säugetiere eine echte, australische Maus vom gewöhnlichen Ansehen der Mäuse und ein kleines demselben Lande entstammendes Beuteltier abgebildet, die von überraschendster Ähnlichkeit sind. Kolibris und manche Schmetterlinge, am Tage die Blumen wie jene besuchende Schwärmer, sind im Flug bisweilen auch für den Kenner äußerst schwer zu unterscheiden (vgl. Figur 4). Unsere Haselnatter

Fig. 3. Fig. 3a.

Fig. 3. Mygnimia aviculus, eine Wespe wird von 3a Coloborhombus fasciatipennis, einem harmlosen Bockkäfer, kopiert. Beide Insekten sind von Borneo. $^2/_3$ nat. Gr. (nach Pryer).

wird häufig mit der Kreuzotter verwechselt und das harmlose Tier muß seine Ähnlichkeit mit der gefährlichen Giftschlange oft genug mit dem Leben bezahlen. Und doch sind alle diese Fälle oft sehr weitgehenden Ähnlichsehens keineswegs auf „Mimicry“ zurückzuführen, sie sind vielmehr das Resultat gleicher oder ähnlicher Anpassung an ähnliche Lebensbedingungen. Die Ähnlichkeit eines Fisches mit einem Waltiere oder mit einem der vorweltlichen Fischechsen (Ichthyosauren) ist, abgesehn von der Größe, eine sehr bedeutende, aber sie ist lediglich die Folge gleicher Lebensweise.

Fig. 4. Links ein Abendfalter (Macroglossa Titan), rechts ein Kolibri. Beide einander durch gleiche Lebensweise ähnlich. Aus Nordbrasilien. (Nach Bates.)

Wir wollen einmal die Gründe für das übereinstimmende Äußere des Kolibris und des Schmetterlings und der Haselnatter und der Kreuzotter näher erörtern. Der Kolibri und der Schwärmer haben, wenigstens wenn sie fliegen und nur dann macht sich ihre große Ähnlichkeit geltend, kaum feindliche Nachstellungen zu gewärtigen, — ihre Bewegungen sind so ungeheuer schnell, daß selbst ein Blitzzug dagegen träge dahinschleicht. Welches Geschöpf, abgesehen etwa von dem mit Wasser geladenen Schießwaffen und mit Netzen ausgestatteten Menschen, wäre im stande ihnen etwas anzuhaben? Zu was braucht eins von ihnen des Schutzes halber das andere zu kopieren! Außerdem sind beide gleich harmlos, gleich unbewehrt, gleich ungefährlich.

Anders scheint die Sache zwischen Haselnatter und Kreuzotter zu liegen. Letztere ist bekanntlich eine sehr gefährliche giftige Schlange und eine harmlose, ungiftige könnte unter Umständen wohl Vorteil davon haben ihr zu gleichen und unter ihrem angenommenen Kleide andere Geschöpfe, immer abgesehen vom Menschen, der mit Recht lieber einmal ein unschädliches Tier töten als ein schädliches entrinnen lassen wird, zu täuschen. Es kommen in der That derartige Fälle von Mimicry bei Schlangen vor und zwar im tropischen Amerika, wo das meist schwarz und siegellackrot quergeringelte Kleid der sehr langsamen giftigen Prunk- oder Korallenottern (Elaps), welche der Prinz Maximilian von Wied allerdings für ungefährlich hält, von ganz harmlosen (aus den Gattungen Pliocerus und Homalocranium) und sg. verdächtigen, aber gewiß auch nicht giftigen Arten (der Gattung Oxyrhopus) nachgeahmt werden. Unter diesen Umständen finden wir indessen alle Bedingungen, unter denen wahre Mimicry auftritt, erfüllt: die Originale und Kopieen leben auf demselben Terrain, erstere sind nicht bloß giftig, sondern auch äußerst bunt gefärbt, langsam in ihren Bewegungen und häufig, während die Kopieen viel seltener sind. Ganz anders liegt die Sache zwischen Kreuzotter und Haselnatter. Erstere ist zwar auch ein ziemlich träges Tier, aber nichts weniger als bunt und auffallend, sondern in hohem Grade schützend gefärbt, wie der braungraue Boden, auf welchem sie lebt, dabei ist sie in Deutschland überhaupt nicht häufiger als die Haselnatter, scheint sich aber in engern Verbreitungskreisen mit dieser meist auszuschließen. Das alles deutet darauf hin, daß hier also keine Mimicry vorliegt, sondern beide Tiere haben unabhängig voneinander Schutzfärbung erworben, und da die Farbe des Untergrundes, auf dem sie, wenn auch nur selten zusammen, hausen, eine in der Regel gleiche sein wird, so muß auch die Schutzfärbung beider einen hohen Grad von Ähnlichkeit erlangen.

Eins sei zum Schlusse nochmals betont. Alle jene wundervollen Fälle nachahmender Zuchtwahl vollziehen sich selbstverständlich *ganz ohne Zuthun* der Tiere, und wenn wir von dem einen oder dem andern sagen, es *kopiere* dieses oder jenes Geschöpf oder diesen oder jenen Gegenstand, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß unter dem Ausdruck ein aktives Vorgehen zu verstehen sei. Eine andere Frage bedarf noch der Erörterung: sind sich die Tiere ihrer schützenden Färbung unter Umständen bewußt?

Das scheint allerdings so: schützend gefärbte Vögel, Drosseln und Rotkehlchen im dürren Laub, Ammern, Lerchen oder Rebhühner auf dem Acker lassen den Menschen viel näher herankommen, bevor sie sich aus dem Staube machen, als die vorsichtigen auffallenden Krähen, Elstern, Pirole ꝛc. Wir sagen von den ersteren, sie seien zutrauliche, von den letzteren, sie seien scheue Vögel. Aber ich glaube, die Ursache jener Zutraulichkeit einer- und dieser Scheu andrerseits liegt in der Färbung des Kleides. Die einen haben, unbewußt, die Erfahrung gemacht, daß sie leicht übersehen werden, und verlassen sich darauf, ohne darüber zu reflektieren, daß die Ursache in der Farbe ihres Gefieders liegt, die andern aber haben böse Erfahrungen gemacht, und richten sich danach. Ich habe gewisse Eulenschmetterlinge (Mönchseulchen, Cucullia) niemals sicherer gefunden als an verwittertem weichen Holz, an Planken, Zäunen und besonders Telegraphenstangen und sie besitzen jenes eigentümliche Bleigrau in der Farbe, das auch dem verwitternden weichen Holze eigen ist. Man mache selbst einmal folgenden Versuch: man jage einmal Stubenfliegen in einem Zimmer, wo an den Wänden Kupferstiche oder etwa an Haken und Pflöcken dunkle Kleidungsstücke hängen und man wird eine wunderliche Erfahrung machen. Nicht lange nämlich wird es anstehen und man erhält den Eindruck, als ob der Fliegen viel weniger im Lokale geworden seien. Man beruhigt sich bei dieser angenehmen Wahrnehmung, liegt seiner Beschäftigung, dem Essen und Trinken oder etwa auch dem Mittagsschläfchen, weiter ob. Aber nicht lange dauert es, — da sind die lästigen Fliegen schon wieder da! Die Erscheinung reizt zum Nachdenken und zum Beobachten; wir beginnen unsre Jagd aufs neue und siehe! die Fliegen ziehen sich auf die schwarzen Kleidungsstücke und auf den dunkeln bedruckten Mittelraum der Kupferstiche und Lithographieen zurück.

Geschieht dies in bewußter Absicht oder ist es Zufall? Es ist schwer darüber zu entscheiden. Es macht allerdings sehr den Eindruck, als ob das erstere der Fall sei, aber prüfen wir einmal die Sache ganz objektiv und vorurteilslos.

Nehmen wir an, in einem mäßig großen Zimmer, in welchem unter andern Bilder und dunkle Kleidungsstücke sich befänden, wären fünfzig Fliegen. Es wäre nun nirgends eine Stelle, welche diese Tiere besonders anlockt, kein Teller mit Eßwaren, keine Dose mit Zucker, kein von der Sonne beschienenes Eckchen. Die Fliegen werden sich im Raume ziemlich gleichmäßig verteilen, manche werden am Fenster herumkriechen, andere an der hellen Tapete sitzen, einige auch auf den dunkeln Gegenständen. Jetzt eröffnen wir mit einer wirklichen oder improvisierten Fliegenklatsche die Jagd. Die auf den dunklen Kleidern befindlichen entziehen sich, fast unsichtbar, unsrer Aufmerksamkeit, wir verfolgen die deutlich sichtbaren und alarmieren die kleine Gesellschaft, welche beunruhigt neue Sitze sucht. Viele werden andere Fleckchen der weißen Tapete u. s. w. einnehmen, andere sich aber auch zufällig auf die Objekte setzen, von denen sich ihre Körperfarbe nicht abhebt und sind so für unsere Verfolgungen eliminiert, sie haben Ruhe und bleiben sitzen. Dieser Vorgang wird sich wiederholt abspielen, bis die große Mehrzahl der ungebetenen Gäste, soweit sie nicht totgeschlagen wurden, sich auf die Kleidungsstücke und Bilder, wo sie Frieden finden, zurückgezogen haben, — ohne bewußte Absicht ihrer- und unserseits, wir übten auch, ohne daran zu denken oder es zu wollen, einen Akt der Zuchtwahl aus und diejenigen überlebten, welche die passendsten Ruheplätzchen durch Zufall fanden. —

Die Färbung der Tiere ist eins der interessantesten Kapitel in der ganzen Zoologie und das Schöne ist, ein jeder kann in diesem Kapitel lesen und ihm unter Umständen ein paar Zeilen hinzufügen. Zu derartigen Beobachtungen gehören gar keine Vorkenntnisse, nichts als ein wenig Geduld, ein offenes Auge und ein warmes Herz für

die Natur. Wie viele Menſchen könnten ſich ihre Spaziergänge köſtlich verſchönern, wenn ſie nicht gedankenlos an ſo vielen, wenn auch kleinen Wundern vorübergingen. Kleine Wunder! — Aber was iſt klein und was iſt groß in der Schöpfung?

Ich habe gefunden, daß die meiſten Menſchen, oft ohne es zu wiſſen, ein häufig ſehr bedeutendes Intereſſe für die Erſcheinungen der Organismenwelt haben, — es kommt darauf an, daß es angeregt wird. Sollte mir dies durch den vorliegenden anſpruchsloſen Aufſatz mit Rückſicht auf die Färbung der Tiere ein klein wenig gelungen ſein, ſo würde es mich von ganzem Herzen freuen.

Friſch gewagt. Nach einer Zeichnung von C. Fröſchl.

Hans von Bintler. Hermann von Gilm.

Tiroler Lyrik.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei" — —

Wer kennt, wer liebt es nicht, dieses schmerzliche Allerseelenlied, das mit seiner fast mystischen Schönheit so recht das verkörpert, was sich schwer in Worten darthun läßt, — die wahre, die zarteste Lyrik.

Wie bei so mancher lyrischen Perle, hat auch bei dieser erst der Komponist die Rolle des Tauchers gespielt, der das Kleinod der Vergessenheit entriß. Der Name Hermann von Gilms war außerhalb Tirols lange Zeit vergessen. Nun aber regt sich seit Jahren das Interesse für diesen großartigen Lyriker wieder von allen Seiten; manches Auge ist in hellem Entzücken auf den glücklich gehobenen Schatz, den Schönheitsreichtum seiner Dichtungen, gerichtet, deren Wesen zart ist wie das der Bergblumen der Tiroler Alpenhöhn, süß und feurig wie der Most aus den sonnigen Rebengärten, hell und kräftig wie der Knall der Stutzen vom Iselberg.

Und bei der Betrachtung von Gilms bezaubernder Dichterpersönlichkeit fällt dann der Blick unwillkürlich mit auf die andern; eine ganze Gruppe ragt auf; ein Gebiet zirkelt sich ab im Reiche der Poesie.

„Tirol, so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern. Nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen."

so murrte Gilm noch im Jahre 1841. Aber durch ihn selber ist das kranke Lied, das er an einer andern Stelle so prachtvoll plastisch mit den kranken Trauben eines schlechten Weinjahres vergleicht, genesen. Wie ein Trupp kräftiger Alpenblumen steht die kleine Schar tiroler Dichter um ihren Gilm geschart in der Litteraturgeschichte.

Die letzten Jahre haben eine ganze Reihe interessanter Veröffentlichungen vom Gebiet der tiroler Lyrik gebracht. Mit Dank und Genugthuung muß man die idealen Bestrebungen des A. G. Liebeskindschen Verlages in Leipzig, dem die meisten derselben entstammen, anerkennen. Den im Jahre 1889 erschienenen „Ausgewählten Dichtungen" von Hermann von Gilm, herausgegeben von Arnold von der Passer, und der gleichfalls von letzterem verfaßten trefflichen und liebevollen Biographie des herrlichen Gilm folgte ein Band „Gedichte" von Hans von Bintler, „Gedichte" von Anton von Schullern, eine Sammlung „Neue Marksteine" von Adolf Pichler und „Gedichte" von Angelika von Hörmann, der anmutig begabten Gattin des durch seine trefflichen Prosaschilderungen Tirols bekannten Innsbrucker Gelehrten Ludwig von Hörmann.

Neben diesen Einzelerscheinungen darf ein verdienstvolles Sammelwerk, die Frucht intimer Sachkenntnis und emsigen Fleißes, die Anthologie „Liederfrühling aus Tirol" von Rudolf Heinrich Greinz (Verlag von H. Haessel in Leipzig) nicht übersehen werden. Greinz gibt ein Gesamtbild der tiroler Poesie dieses Jahrhunderts von M. Beyrer und Johann Senn, dem Verfasser des zum Nationallied erhobenen „Roten tiroler Adlers" („Adler, tiroler Adler! Warum bist du so rot?") bis zu Hans von Bintler. An die dreißig Dichter

führt er uns vor; aber auch er zeigt uns die andern, wie die Sterne und Sternchen um die Sonne her, den Stolz Tirols: Hermann von Gilm.

Seit dem Tode Gilms sind beinahe dreißig Jahre verflossen; die meisten und die großartigsten seiner Dichtungen gehören den dreißiger und vierziger Jahren an und sind liebgewordene Flammen der Sehnsucht, der Empörung über die geistige Dunkelheit, den Zwang der jesuitischen Erziehungsweise, die ganze nachtschwarze Beschränktheit der vormärzlichen, alttiralischen Zeit, die Fesseln, in denen schon der unglückliche Johann Senn sich verblutet, und die dem armen Gilm leider auch tief genug ins eigene Fleisch schnitten.

Erstaunlich ist es, wie diese Zeitgedichte nach so langer Zeit und nachdem die Stimmungen jener Tage unserm Verständnis so ferngerückt sind, doch keinen Hauch von ihrer Wirkung eingebüßt haben. Sie tragen das Gepräge des ewig und allgemein Gültigen, das sie, wie A. v. d. Passer treffend sagt, „in fernsten Zeiten noch so frisch erscheinen lassen wird, wie jene ägyptischen Wandmalereien, die nach Jahrtausenden allen Zauber ihrer Farben unversehrt erhalten haben." Wohl sind es „Zeitgedichte," aber verständlich für alle Zeit! Und auch für alle Lande — obgleich Gilm den ganzen malerischen Bilderreichtum seiner Sprache der Natur, dem intimsten Leben Tirols entlehnt.

Gilms scharfe und beherzte Streitpoesie, die in seinen berühmten, einst von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gehenden Jesuitenliedern den höchsten Ausdruck fand, fuhr wie der erste pfeifende Märzwind in die herrschende Nacht. Es ist bezeichnend, daß diese Jesuitenlieder in dem Gedichtband fehlen, weil die in Innsbruck lebende Witwe Gilms noch heute den Mut nicht fand, dem Gegenwirken der ultramontanen Partei in dieser Beziehung zu trotzen; zum Glück hat der Biograph sie in seinen Band hinübergerettet, so daß man sich der Verse freuen kann:

„Und Jesu trug ein farbig Kleid,
Und seine Brust war bloß
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß

Und Jesu trug ein wallend Haar
Und seine Wang' war rot
Und Jesus offnes Auge war
So frei wie sein Gebot " — — —

Gilm war der Märtyrer seiner heiligen Sache. An seiner juristischen Carriere, an allen seinen Lebenshoffnungen mußte er büßen, was sein Freimut gewagt hatte. Umsonst hoffte er von Jahr zu Jahr auf Beförderung und auf die Mittel zur Gründung eines eignen Heims. Er blieb der ewige Praktikant. Durch seine reichen Gaben, seine vornehme Abkunft, seine gewinnende Persönlichkeit war er, wohin er auch kam, der Mittelpunkt der besten Gesellschaft. Seine Mittellosigkeit fiel dadurch nur um so schwerer ins Gewicht. Die Liedesträume seiner Jugend bleiben ohne Erfüllung; — nur Lieder voll von Sehnsucht und Schönheit sind ihre Frucht.

Den schönsten Liedercyklus in Gilms Gedichten, „Sommerfrischlieder aus Natters," verdanken wir seiner Neigung zu der reizenden Josefine Kogler. Von seinem Innsbruck aus wandert der Dichter täglich hinauf in das idyllische Bergdörfchen, wo seine und der Geliebten Angehörige Sommerfrische halten. Die Lieder aus dieser Zeit enthalten die lebendigste und reizvollste Schilderung jungen Liebesglücks, die sich nur denken läßt. Überaus zart und liebenswürdig berührt es, daß der Dichter nicht sein eigenes glutvolles Empfinden, sondern die zaghaften und naiven Gefühle des geliebten Mädchens darin zum Ausdruck bringt, gleichsam das Echo seiner Leidenschaft reden läßt.

Wie echt mädchenhaft klingen die Verse:

„Wenn ich nur ein Knabe wäre!
Dort mit jenem wilden Pferde
Möcht ich jagen um die Erde!
Und in seine leidne Mähne
Möcht ich schütten meine Thräne!
Wenn ich nur ein Knabe wäre!

Wenn ich nur ein Knabe wäre!
Über breite Ströme schwimmen,
Auf die höchsten Berge klimmen
Möcht ich und mein Leben wagen,
Eine Gemse zu erjagen!
Wenn ich nur ein Knabe wäre!

Wenn ich nur ein Knabe wäre!
Mit des Adlers kühnen Schwingen
Möcht ich nach dem Lichte ringen
Und ins weiche Herz der Frauen
Meines Liedes Tempel bauen!
Wenn ich nur ein Knabe wäre!"

Und ferner:

„Wenns regnet und ich sitz im Haus,
Verlassen und gefangen,
Send ich der Liebe Boten aus,
Das Sehnen und das Bangen.

Sie schiffen durch den Himmelsplan,
Den Teuren zu erspähen,
Sie brechen durch die Wälder Bahn
Und steigen auf die Höhen.

Sie schwimmen durch den grünen Fluß,
Sie klettern auf die Mauer
Und legen dort mit Gruß und Kuß
Sich müde auf die Lauer."

Welche holde Schwärmerei liegt in den folgenden Versen:

„Wie die Blumen alle winken
Und mit jungfräulichem Beben
Hoch die bunten Becher heben:
Willst du trinken?

Und der Kirschbaum, schwer beladen,
Grüßt mich mit des Knechts Geberde,
Als wär ich der Herr der Erde
Voller Gnaden

Dort, von Buchen halb verborgen,
Er schon wieder, er schon wieder
Mit den Augen voller Liedere!
Welch ein Morgen!"

Diese so glück- und jubelvolle junge Liebe zerfloß in nichts. Gilm hat nach manchen Liebestraum geträumt, dem keine Erfüllung beschert war. Wir sehen ihn von Innsbruck nach Schwaz, von Schwaz nach Brunneck, von Brunneck nach Ravereda versetzt, — immer noch in leidenschaftlichem Kampf gegen die unseligen Verhältnisse seiner Zeit und infolgedessen immer noch in untergeordneten schlechtbesoldeten Stellungen, die jede Lebensfreiheit hemmten.

In Schwaz spielt sich die aufregendste Episode seines Herzenslebens ab. Theodolinde, die bildschöne Nichte des Kreishauptmanns von Gasteiger, in dessen vornehmem geselligem Hause

Gilm ein und aus geht, setzt sein Empfinden in leidenschaftliche Flammen. Je mehr Ränke die hochangesehenen Verwandten des Mädchens spinnen, um das Paar zu trennen, je mehr Theodolinde erkaltet, um so tiefer verstrickt sich Gilm in seine hoffnungslose Leidenschaft, von der er wohl überhaupt niemals ganz genesen ist.

Welch ein Unterschied zwischen den freundlichen, sonnigen Sommerfrischliedern und dem todestraurigen, thränentrunkenen Liedercyklus „Sieben Monate," zu dem Theodolinde den Dichter begeistert hat.

Das erste dieser Lieder schließt mit der Strophe:

„Der Abend naht. Und ich mit meinem Leide
So ganz allein! Im Grab wär Fried und Ruh.
Ich und mein Leid, wir schlummerten dann beide
Und hielten uns die müden Augen zu.
O, wenn es wieder Frühling wird, wenn wieder
Der erste Mai durch diese Fluren geht,
Was kümmern dich noch meine toten Lieder:
Wenn nur dein Garten in der Blüte steht!"

Wehmutsvoll, wie fernes Sterbegeläute, geht durch diese Gesänge die Erinnerung an die frühverstorbene junge Mutter des Dichters. In dem Gedicht „Juni" spricht Gilm die Geliebte an:

„Komm einen Augenblick mit mir! Doch leise
Tritt auf! Siehst du das Sterbebett und bleich
Die junge Mutter traut, nach Engelweise
Noch lächelnd und die schwarze Locke weich
Und voll die dünne Wange überschattend,
Und einen Knaben küßt sie lang und warm,
Als gäb sie ihm die Seele, und ermattend
Fällt sie dem Gatten in den Arm.

Dies Auge, nun gebrochen und verdunkelt,
Hat einstens, wie in lauer Sommernacht
Der Sirius, der brennende, gefunkelt;
Die Lippe, schmal und weiß, hat einst gelacht,
Geschwellt vom Kuß der Liebe, wie die Kirsche,
Wenn sie im Sonnenstrahle reift, und die Gestalt
War federkräftig einmal gleich dem Hirsche
Im schattenreichen Buchenwald.

Dies Weib war meine Mutter, und der Knabe
Den sie geküßt, bin ich, als in dem Born
Des süßen Auges schwamm die Wundergabe
Der Poesie, die Rose mit dem Dorn —
Mit schnellen Händen langt ich nach dem Erde.
Was blüht und glänzt und flimmert, freut das Kind
Ich wußte nicht, wie schmerzensvoll und herbe
Die Tage eines Dichters sind."

— — — — — — — — — — — —

Ergreifend schließt das Gedicht „September":

„Ich war bei dir auf jenem steilen Pfade
Zum Wallfahrtsdorf; mein Arm hat dich geführt.
Sie sagen, oben sei ein Bild der Gnade,
Das Wunder wirkt, vom Menschenschmerz gerührt.
Ich kniete neben dir im Kirchenstuhle,
Zum Gnadenbilde sah ich andachtsvoll
Und betete, daß es die Leidensschule
Der Liebe mir verkürzen soll" — —

— — — — — — — — — — — —

Da quillt jedes Wort, gleich rotem Blut, aus wundem Herzen. Man hört die fiebernden Pulse des Dichters pochen, man sieht ihn ringen mit seinem edlen Schmerz, der auch nach der Trennung von Theodolinde, die die ultramontanen Verwandten zu stande brachten, nicht versiegen will und in den „Liedern eines Verschollenen," die in den „Ausgewählten Dichtungen" eine hervorragende Stelle einnehmen, gramvoll weiterschäumt.

Wie der letzte und höchste Schrei der Qual klingt das Gedicht:

„Gebt sie zum Weibe mir! Gebt nur so vieles,
Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
Daß freundlich ich vom Fenster des Asyles
Ein Rebenblatt erblick und eine Ähre!

Gebt sie zum Weibe mir! Was ihr verschuldet,
Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben;
Thut was ihr wollt, so lang's der Frühling duldet
Und diese Beete unbeweglich bleiben.

Gebt sie zum Weibe mir und ungehindert
Könnt ihr die Nacht in alle Thäler tragen —
Der Gott, der jedes Volkes Schmerzen lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Gebt sie zum Weibe mir! Vermachen fernen
Und bessern Zeiten will ich dann mein Hassen.
Von meinem Weibe will ich beten lernen
Und meinen Knaben von euch taufen lassen."

Nach und nach verharscht die Wunde. Gilms Blick richtet sich mehr und mehr ins Weite. Das beweisen uns die Zeitsonette aus dem Pusterthal, wohin der Dichter zum Glück bald nach der Trennung von Theodolinde versetzt wurde.

„Tirol, reib die den Schlaf aus deinen Augen!"

und

„Still ist das Land wie ein Granitgestade,
Eh sich die Wogen fangen an zu heben!"

singt er, ahnungsvoll das kommende Gewitter vorausschauend.

An einer andern Stelle heißt es:

„Der Dichter muß voran! Wie einst die Wolke
Vor Israel, muß er vor seinem Volke,
Der wüsten Zeiten kundger Lotse, wandeln!"

Seine politische Bitterkeit, die in der Erinnerung an die Vertreibung der protestantischen Zillerthaler (1731) gipfelte, flammt in den „Landtagssonetten," deren Spitze gegen die Bevorzugung der Jesuiten gerichtet ist, vor allem aber in den „Jesuitenliedern" wieder hell empor. Dann schlägt die Liebe in den holden „Sophienliedern" noch einmal schüchtern ihre schönen Augen auf. Der Dichter sehnte sich wohl nach einem Trost für sein krankes Herz. Die Freundschaft, die ihn mit den tüchtigsten jungtirolischen Gesinnungsgenossen — außerdem auch mit dem tirolfreundlichen Ludwig Steub — verband, füllte seine sehnsüchtige Seele nicht aus. In Sophie Petter, der jugendlichen Liebhaberin der von Gilm geleiteten Brunnecker Dilettantenbühne, tritt wohl die liebenswürdigste Frauengestalt in sein Leben. Wieder blühen duftige Liebeslieder auf, wenn auch bleichere, herbstlich zarte. Das schöne Gedicht „Allerseelen" ist darunter, aber es ist bestimmt mehr in Rückerinnerung an Theodolinde, als an Sophie gedichtet. Die Hände Gilms, die so gerne nach einem Glück greifen wollten, waren noch immer gebunden; auch das Verhältnis zu Sophie löste sich. Gilm wird nach Roveredo an die italienische Grenze versetzt; auch diese Episode ist durch einen reichprangenden Liederstrauß bezeichnet, aus dem ich folgende charakteristische Blüte löse:

„Hoch bei Speik und Bergkamille,
Augentrost und Edelraute,
Schlagen ich und eine Grille
Unverwehrt der Freiheit Laute.

Niedre Alpenhütten rauchen,
Im Gehölze lauscht der Jäger,
Unsre kleinen Lieder brauchen
Weder Drucker, noch Verleger.

Schwalben tragen unsre Briefe,
Unser Herzleid schleppt die Biene,

Unſren Zorn wälzt in die Tiefe
Mit den Tannen die Lawine."

Im Jahre 1847 wird Gilm nach Wien verſetzt, das ihn entzückt und bezaubert. Seine Verhältniſſe beſſern ſich nun, aber er hat die Heimat nur kurze Zeit wiedergeſehen, und ſeine Muſe überſiedelte von den Ufern der rauſchenden Bergwäſſer nicht mit auf das glatte Pflaſter der heiteren Kaiſerſtadt. Die Revolution, an der er ſich mit glühendem Eifer beteiligt, reißt ihn vollends ins laute Leben. Der Dichter hat ſein Herrlichſtes hergegeben; aus der edlen Saat, aus der ihm bisher ſo viel Feindſchaft und Entbehrung erwachſen, wächſt ihm nun Liebe und Ruhm entgegen. Mit ſeiner Verſetzung nach Linz kammt für ihn eine Zeit freundlichen Behagens. Auch das ſo lang erſehnte Glück der Ehe wird ihm noch zu teil; im Jahre 1861 — 49 Jahre alt — reicht er Fräulein Marie Dürnberger die Hand zum ſpäten Bunde. Nun wäre alles gut. — Aber auf dem abendlichen Glück liegen ſchon die langen Schatten der kommenden Nacht. Gilm kränkelt; in ſeiner wunden Bruſt breitet die Sehnſucht nach der alten Heimat Innsbruck unruhig ihre Schwingen aus; nur in Tiral glaubte er zu geſunden. In ſeine Bemühungen, Geld zur Heimreiſe aufzubringen, greift der Tod. Am 31. Mai 1864 iſt Tirols Dichterkönig verſchieden.

Die Behauptung ſeines „Freundes" Adalf Pichler, er habe vor dem Tade ſeine Jeſuitenlieder widerrufen, wird von Arnold von der Paſſer, dem intimen Kenner ſeines Lebens, ebenſa wie van Heinrich von Greinz, feurig widerlegt.

Um das Bild ſeines poetiſchen Schaffens zu verwallſtändigen, darf Gilms epiſche Paeſie nicht unerwähnt bleiben, namentlich die köſtliche Ballade „Jakab Stainer" mit der einzigſchönen Perſonifizierung der Haſelfichte, die der Geigenbauer niederſtreckt.

— — — „Sie bückt ſich hin und wieder
Wie Gemſen auf der Wacht,
Daß ihr das knappe Mieder
Aus weißem Allas kracht.

Der Meiſter klimmt geſchwinde
Die ſteile Wand empor,
Und an des Baumes Rinde
Legt horchend er ſein Ohr.

Dann ſchlägt er mit dem Hammer
Voll Furcht und Haffnung an,
Als hätt' er's an der Kammer
Von ſeinem Lieb gethan.

Er legt mit manchem Streiche
Den Baum ins weiche Moos,
Und ſchält der ſchönen Leiche
Den weißen Körper bloß." — — —

Mit der größten Sargfalt wird die Geige aus dem Halze des gefällten Baumes gebaut,aber ihr Ton, ihr vorwurfsvalles Klagen, bringt den Meiſter um den Verſtand. Er muß geigen, geigen

„bis ſeine Füße wanken
Und er mit ſtarrer Hand
Im letzten Lichtgedanken
Die Geig' wirft an die Wand.

Die Sann' gehl auf in reiner
Und ſtrahlenvoller Pracht,
Jedoch der arme Stainer
Liegt in des Wahnſinns Nacht."

„Der Verſchollene," „Der alte Schütz am Pragſerſee" ſeien jedem poetiſchen Feinſchmecker empfohlen. Die Pracht, die Helligkeit und Anſchaulichkeit dieſer Naturſchilderungen iſt erſtaunlich und wird von keinem unſerer jungen „Freilichtdichter" erreicht.

— — — — — — — — — — — —

Als Zeitgenaſſe, wenn auch als jüngerer, des armen, herrlichen Gilm ſei zunächſt Adolf Pichler mit ſeinen jüngſt erwähnten „Neuen Marksteinen" erwähnt. Adalf Pichler (Profeſſor der Gealagie an der Innsbrucker Univerſität) hat früher manches von warmem Naturſinn durchdrungene Gedicht gemacht. Aber er iſt der einzige, dem vielleicht mancher das ſorgſam geſchmückte Prachtgewand der Liebeskindſchen Buchausſtattung nicht recht gönnt. Van einer Verwandtſchaft Pichlers und Gilms iſt nicht entfernt die Rede; Gilms Dichtungen ſind wolkenhohe Bergrieſen gegen dieſe nüchternen und harten „Markſteine." Was Pichler in ſeinen reimloſen und gezwungenen Blankverſen breit erzählt, läßt einen kalt. Die den Dichtungen gar zu häufig eingeſtreuten Ausfälle gegen die Leſer: (— Ihr ſeid zu ausgepicht, um zu erröten —), dann wieder das ganz deplacierte Selbſtlab: (— Nie war ich glatt; — frivol auch nie ſelbſt für den höchſten Preis; ihr wißt ja, daß ich euren Beifall meine —) verderben dem Wohlwallendſten den Geſchmack. Eine recht inhaltloſe Ballade, „Der Träumer," ſchließt Pichler mit der Strophe:

„Drum, liebe Jünger, e träumt nicht ſa viel,
Und wenn ihr träumt, ſa vergeßt,
Sonſt gebt ihr zu Balladen mir Stoff, —
Das wär ein trauriger Reſt!" — — —

Man kann dem hier ausnahmsweiſe beſcheidenen Dichter leider nur Recht geben.

— — — — — — — — — — — —

Weit über dem in ſeiner Heimat und auch ſonſt weit über Gebühr geſchätzten Adolf Pichler ſteht der feine, liebenswürdige Anton von Schullern, deſſen Gedichtausgabe nach ſeinem Tade von ſeinen Freunden beſargt worden iſt. Wir können ihnen für dieſe That der Pietät herzlich dankbar ſein, denn für die Vergeſſenheit wären die bergfriſchen Lieder zu ſchön und zu gut geweſen. Schullern beſaß nicht die geniale Verskunſt des von ihm warm verehrten Hermann van Gilm, dem er ein rührendinniges Grablied ſang; aber ſein beſcheidenes ſinniges Talent beſitzt einen veilchenhaft eigenen Reiz. Ganz einzig gelingt ihm der ſtillfreundliche, behagliche Tau der Idylle; die Schilderung häuslichen Glücks, die in einer lieblichen Dichtung: „Rotkehlchens Neujahrsbetrachtung," voll zur Geltung kammt, iſt ſein Lieblingsthema.

Zur Charakteriſierung ſeiner gemütvallen Art und Weiſe möge folgendes kurze Gedicht dienen:

„An Hedwig

Oft will es ſcheinen ſicherlich,
Ich haſſe ſie, ſie haſſet mich,
Ziehn wir im Schwarm zum Feld hinaus;
Bleibt ſie zurück, ich geh voraus
Verdrießlich ſtreif ich durch das Korn,
Da ſchlüpft ſie ſtill durch Buſch und Dorn,
Doch ſind uns ſern die andern Leute
Und bring ich ſtumm ihr meine Beute
An ſchlichtem Wieſenblumenflor,
Zieht ſchneu ſie, mir ſie zu beſcheren,
Ein Sträußchen ſüßer Waldesbeeren
Errötend unter'm Schürzchen vor.

Und drückt sie stumm in meine Hände, —
Und Graß und Kummer hat ein Ende."

— — — — — — — — — — — —

Das weitaus bedeutendste Talent unter Gilms Nachfolgern ist ganz unzweifelhaft Hans von Vintler — auch er schon ein Verstorbener —, ein viel zu früh Verstorbener! In seinen Versen wird wieder der echt tirolische, zwingende Naturlaut, die intimste Eigenart des Landes lebendig. Die wilden Wasser des Inn, der Etsch und der Passer rauschen durch seine Lieder, und die Kirchenglocken der sonnigen Heiligenfeste tönen darein.

„Wo ich auch wandre, wo ich auch hause,
Geliebter Heimatgau, denk ich dein!
Im Traum oft hör ich das Lenzgebrause
Der Etsch und der Passer,
Und rings von den Hügeln duftet der Wein!"

Vintlers Liebeslieder reichen in ihrer Schlichtheit und Tiefe ganz an das Tiroler Volkslied hinan, wie es, wehmütig und jubelnd, Tag aus, Tag ein von Matte zu Matte schallt. Das Schönste in der ganzen Sammlung ist ein derartiges Gedicht: „Die Trauernde." Ich citiere es nicht in der nachträglich geänderten Fassung der Liebeskindschen Ausgabe, sondern in der mir zuerst liebgewordenen, noch schlichteren und unzweifelhaft ursprünglichen, die es in der trefflichen Anthologie von Heinrich von Greinz aufweist:

„Sag, Mutter, singen die Vöglein nicht mehr,
Oder hör ich's nicht?
O, sag mir, sind die Blumen erloschen
Oder mein Augenlicht?
Ich weiß nicht, duftet kein Röschen mehr
Hier am Hage, keins,
Oder ist mir der Sinn verdorben?
Ich weiß es nicht, — ach, ich weiß nur eins,
Mein Liebster ist gestorben

Sag, Mutter mein, lieb ich dich noch wie einst,
Und du, bist du mir noch gut?
Sage mir, hab ich die Tag' her geschafft
Oder hab ich geruht?
Od ich wohl bete um's ewige Heil,
Um seines, deines und meins?
Oder ob ich's gar vergessen habe?
Ich weiß es nicht, — ach, ich weiß nur eins,
Mein Liebster liegt im Grabe!"

Ein Gegenstück zu diesem echten Volkslied ist das Gedicht: „Auf liebgewohntem Irrweg."

„Es ist umsonst, ich kann es nicht fassen!
Da steh ich schon wieder in dieser Gassen
Und bring eine Rase mit!" — — — — —

Taubenfütternd hat der Liebende hier, wie oft, sein nun gestorbenes Lieb am offenen Fenster gesehen.

„Dann warf ich durch den Krümchenregen
Zum Gruß eine Blume der Liebsten entgegen
Sie fing sie lächelnd auf.
Und steckte sie mit erglühender Wange
Ans Mieder, in die Gürtelspange
Oder zum silbernen Degen
In ihres Goldhaars Knauf." — — —

Viel ähnlich schöne Gedichte wären zu nennen. Ich erwähne: „Traurige Fahrt," „Die Schwester der Braut," „Rosenmutterl" u. s. w.

Der Schwerpunkt der ganzen Sammlung liegt in dem von packender Lebenswahrheit durchpulsten erzählenden Gedicht „Der Engel."

Der Tannenbäuerin ist ihr dreijähriges „Franzl," ihr einziges, lange mit Sehnsucht erhofftes Kind, gestorben. Die Lies und die Nann, die Patinnen des kleinen Toten, kommen der Landessitte gemäß „Weihbrunn geben" an das Totenbettchen. Die Lies hat das Ziel ihrer heißesten Sehnsucht erreicht, daß sie nun ein Taufkind im Himmel als Fürsprach weiß. Einen ganzen Schwarm Patenkinder hat sie, aber keins „wollte dran."

„Nun hab ich doch endlich 's Franzele dort,
Und ich hoff, es red't mir ein gutes Wort." —

Wie ein Jesulein liegt das Franzl auf seinem letzten Lager,

„Die Händchen, die ein Päterlein halten,
Ruhen über der Brust gefalten,
Und das Linnen, das das Bahrbett deckt,
Ist rund herum mit Rosen besteckt,
Mit Zitterbüschlein und andrem Gleiß,
Die der Tanner im Scheibenschießen gewonnen.
Am Fußend hängt das Weihwasserkrüpfchen,
Drin lehnt als Wedel ein Buchsbaumreis,
Und genüber, hinter dem blonden Köpfchen,
Steht bleich und verhärmt ein schlankes Weib,
Das stiert auf den kleinen toten Leib." — —

Der Bäuerin kann die Vorstellung, ja nun einen Engel im Himmel als Fürsprach zu haben, keinen Trost geben.

„Wer wird's denn da droben herzen und warten?
Es wollte nie kein andres als mich!"

Ihr Ein und Alles war das Kind.

„Das hätt ich der Gebl nicht zugetraut,
Also gottlos zu trutzen und flennen!"

tadeln die heimwandernden Taufpatinnen. Kopfschüttelnd gehen sie auseinander.

„Ja morgen! Um sieben wirds begraben
Dann ists verräumt und hat sein Frieden.
Drauf werden wir, weiß wohl, ein Engelamt haben,
Und nachher ist Trunk beim Unterwirt nieden!"

— — — — — — — — — — — —

Bei einer Übersicht der neueren tiroler Lyrik darf die verdienstvolle Angelika von Hörmann nicht vergessen werden, wie sie ja auch Liebeskind in seiner Kollektion nicht vergessen hat. Frau von Hörmann hat manche schöne Blüte in den Alpenblumenkranz tirolischer Poesie geflochten. Ihr Prolog zur Eröffnung der Brennerbahn ist weithin bekannt geworden. Auch ihr Epos „Oskar von Wolkenstein" hat viele Freunde. Die vorliegende Sammlung „Neue Gedichte" ist ganz erfüllt von edler liebenswürdiger Gesinnung, von zarten und guten Gedanken. Die Prägung ist schlicht. Nicht glühende Alpenrosen, sondern Bergklee und niederer Enzian sind hier zum Strauß vereint. Wer sollte sich an demselben nicht erfreun? — Poesie blüht und duftet auch von niederen Matten! Mag sie weiter blühn im Land Tirol!

Digitized by Google

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Eugen von Blaas iſt halb ein Öſterreicher, halb ein Italiener. Geboren iſt er zu Albano bei Rom, der maleriſchen Bergſtadt, deren nicht geringſter Ruhm in der Schönheit ihrer Mädchen beruht, welche in ihrem geſteiften, ſchnurenreichen Mieder, dem viereckigen Schleiertuch auf dem blauſchwarzen Haar, der roten Korallenſchnur um den klaſſiſch vollen Nacken den Künſtlern immer wieder helle Begeiſterung ablocken, und künſtleriſch gebildet iſt er in Venedig, wo ſein Vater öſterreichiſcher Akademieprofeſſor war. Und wenn er dann auch in Wien heimiſch wurde, in der dritten, durch die Schönheit ihrer Frauen berühmten Stadt, wenn er ſpäter in die Ferne ſchweifte, ſo kehrte er doch an die Lagunen zurück, wo er nicht lange zu ſuchen braucht, um jener natürlichen unbefangenen Anmut maleriſch zu huldigen, die ihn ſo freundlich auf ſeinem Lebenswege begleitete.

Blaas gehört dort dem Malerkreiſe an, an deſſen Spitze Paſſini ſteht, der ja auch dem Namen und dem Wohnort nach Italiener, ſonſt aber Öſterreicher bis in die Wurzel hinein iſt. Und er iſt in dieſem Kreiſe einer, der am meiſten aus der örtlichen Umgebung hinaus ſich weit und breit Anerkennung zu verſchaffen wußte. In der Londoner Akademie, in den Pariſer Salons, in den deutſchen Ausſtellungen begegnet man ſeinen liebenswürdigen Frauengeſtalten, jenen Venetianerinnen von anmutiger Bewegung, von einer freien Grazie, welche ſelbſt dem ungeſchulten Blicke beim erſten Beſuche der Piazetta auffällt: Und ſo iſt unſere Marianna mit ihrem ſinnlich vollen Geſichtchen, dem kußgerechten Mund, dem fragenden und doch unſchuldigen Blick, den vollen und doch mädchenhaften Formen!

Man vergleiche die neckiſche Italienerin mit dem Studienkopfe von Leonhard Hellmuth. Das feine zarte Geſchöpfchen unter ſeinem vorſichtig geknoteten Buſentuch, mit der altväteriſchen Haube ſchaut ſo träumeriſch in die Welt, fragt auch mit den Augen, aber nicht nach kecker Luſt, ſondern mit tiefem innerem Triebe nach den Pflichten, welche des deutſchen Weibes Glück ſind. Und einſt wird die Schwermut von den blauen Augen weichen, der geſchloſſene Mund wird ſich zu perlendem Lachen öffnen und es wird ſich offenbaren, daß hinter dieſer Schwermut eine ſtarke Luſt zum Leben und zum Lieben, das heißt zum Leben im Geliebten, verborgen lag. —

Ein Griff in unſere Skizzenmappe ſoll unſeren Leſern wieder Einblick in die Werkſtätten der Kunſt ſchaffen. Wieder ſoll ein „Alter“ einem „Jungen“ gegenüber geſtellt werden: Der unlängſt verſtorbene Düſſeldorfer Friedrich Hiddemann dem jetzt ſo viel genannten Münchener Fritz von Uhde.

Hiddemann iſt als Schilderer des Volkslebens berühmt. Seine Illuſtrationen zu Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“ ſind unvergeſſen. Hier ſind es nicht Mecklenburger, die er ſchildert, ſondern ſchwäbiſche Bauern mit ihren langen Röcken, ihren Dreimaſtern, ihren alten auf Weſte und Rock genähten Groſchen. Und der Künſtler, der einſt als Sohn eines armen Muſikers mühſam ſich in der Welt einen Platz ſchuf, ſieht im ſchon etwas weitſichtig gewordenen Dorfſchulzen, der, auf ſeinen Stock geſtützt, im Geſangbuche lieſt, einen König des Ortes. Wenn er gleich für die niederen Charaktere im Volk, wie die zweite Studie beweiſen ſoll, einen ſcharfen Blick hat, ſo freut er ſich doch die erfreulichen Seiten am Menſchentum hervorzukehren, mit ſanfter Hand den Dargeſtellten zum Beſſeren zu wenden.

Fritz von Uhde war Rittmeiſter in einem ſächſiſchen Reiterregiment, ein Kamerad von Herrn von Egidy. Man mag beiden in ihrem Thun und Denken zuſtimmen oder nicht, es bleibt doch zu beachten, daß unter den wahrlich nicht für Reformatoren geltenden Kavallerieleutnants und zwar unter den flotteſten, zwei ſolche Charaktere ſich befanden, zwei Männer von ſolcher Entſchiedenheit und unantaſtbarer Selbſtloſigkeit des Wollens. Uhde, der von den Höhen der Geſellſchaft zur Kunſt kam, hat jenes Bedürfnis nicht, die Welt im Lichte der Verklärung zu ſehen. Er will ihre Tiefen, ihren Ernſt erforſchen, er ſucht nach unverſchönter Wahrheit. Wie er ſucht, und wie er in den Geiſt des einzelnen Menſchen einzudringen weiß — das ſollen unſere beiden Studienköpfe lehren. Es ſind Ergebniſſe eines vorzugsweiſe maleriſchen Erfaſſens der Natur im Gegenſatz zu dem zeichneriſchen, welches Hiddemann leitete. —

Zu den Menſchenbildern, das des Hundes. Es gehört echte Kennerſchaft dazu, einen ſolchen Yorkſhire-Terrier, wie ihn uns E. Lambert darſtellt, ſchön zu finden. Da läuft er durch die Straßen von Edinburg: an Bau ein Dachshund, an Behang ein Pudel, an Bildung des Kopfes ein Pinſch, in langſamem ſchaukelndem Trott, ſo daß die Haare am Boden durch den Schmutz ziehen. Jeder Unbefangene hält ihn für ein ganz abſcheuliches Vieh. Aber er mag nur auf das Schloß in Edinburg hinaufgehen und die Hochländer Soldaten mit ihren Hunden ſpielen ſehen, er mag nur auf die Grabſteine des Hundekirchhofs in einer verſteckten Feſtungsbaſtion ſehen, um zu erkennen, daß jene ihren Terrier lieben und ſchätzen:

In memory of	Zum Andenken an
— Charlie —	Karlchen
— a —	der
— Company's —	Kompanie
Pet Dog.	geliebten Hund.
Died 3. 7. 88.	Starb 3. 7. 88.

Er hatte 1884 bei El Teb und Tamanieb gegen Osman Digma mitgefochten, war in Afghaniſtan geweſen und hatte ſeinen Durſt im Indus geſtillt, der betrauerte Charlie!

W. H. Low iſt ein junger Maler aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er malte

seinen „Narciß“ und schrieb dazu in „Scribners Magazine,“ einer geschätzten amerikanischen Monatsschrift, einen Aufsatz, in welchem er das Recht des Malers, nackte Gestalten darzustellen, vor der Prüderie seiner Landsleute mit guten Gründen verteidigte. Der beste unter diesen Gründen ist freilich sein Bild, diese feine Studie nach dem Körper eines Jünglings, den das volle Licht des hellen Tages umspielt und den des Weihers klare Fluten wiederspiegeln. Sie wirkt überzeugend, diese gemalte Logik!

Zwei Fahrten auf dem Schiff, dargestellt eine wieder von einem jungen Amerikaner, die andere von einem Deutschen. Es scheint die verkehrte Welt: das grundschlaffe Stillleben auf dem in rasender Eile das Weltmeer durchfurchenden Schnelldampfer und die heftigste Bewegung, Wellenandrang, Möwenschrei, drahende Gefahr auf dem sonst so stillen Chiemsee.

O. H. Bacher ist gewiß schon öfter „herüber“ und „hinüber“ gefahren. Er kennt das Treiben auf dem Schiff, wenn ringsum die unendliche See sich breitet, den Blick in die Ferne lockend, die doch dem Auge nur die endlos sich hebenden und senkenden Wellenhäupter bietet. Und so beginnt man dann Gesellschaftsspiele, in der Absicht an der langsam dahinziehenden Zeit einen Mord auszuüben — wenigsten die Glücklichen, welche die Leiden der See nicht trafen aber die sie überwanden. Bis endlich ein Punkt, eine schwarze Linie am Horizont das Spiel unterbricht: Ein Dampfer!

Bei Professar Karl Raupp sieht man die Küste deutlich: Sie ist wenige Stunden van dem Kahn entfernt, auf welchem die junge kräftige Frau mit ihrer Mutter Schilf als Streu fürs Vieh einhalen gefahren war. Die Kinder hatte man am heißen Tage mitgenommen. Nun war plötzlich das Gewitter, das schon lang über dem Kampen und Hochfellm stand, hereingebrochen, wühlte die graublaue Flut auf, der Sturm jagte Spritzwellen vor sich her. Schwankend treibt das Schiff der Heimat zu. Der Sahn und die Großmutter vertrauen dem kräftig geführten Ruder, die Kleinen schlafen aber jubeln. Nur die Steuermännin sorgt im Bewußtsein, daß auf ihrer Kraft und Geschicklichkeit die Sicherheit all der Lieben beruhe.

Und endlich in dreifach veränderter Gestalt einen Blick in den Frieden der Natur. „Heideblümchen“ von B. Schwenzen, eine kleine niedlich gekleidete Menschenblüte in der Weite des Heidelandes, allein, traurig var sich hinschauend, dach wieder nicht allein, weil van den anderen Heideblumen, ihren Freundinnen, rings umstanden.

Dann „Sommer“ van dem unermüdlichen und immer wieder neuen Dresdner Illustratar Albert Richter: Eine Aquarellstudie von einigen Bäumen und dahinter die Natur selbst, Bild und Wirklichkeit im Bilde vereint! Mutter Häsin mit ihren Kleinen läßt sichs wohl sein im hohen Gras!

Endlich „Frisch gewagt“ von C. Fröschl in Düsseldarf, ein Blick in einen vornehmen Garten, auf reicher Leute Kind. Aber dach auch ein Blick in harmlose Freuden und auf rüstiges Erproben der sich regenden Kraft. Ebby.

Silhanelle van Johanna Beckmann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte varbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodar Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck van Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Druck von E. S.A

Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung zu Chicago.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 11, Juli 1893.

Amerika-Heft.

Chicago und die Weltausstellung.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Chicago, am 18. Mai 1893.

Die Amerikaner haben der Welt so lange und so laut verkündet, sie seien der europäischen Kultur um fünfzig Jahre voraus, daß wir in Deutschland, die wir von Natur vertrauensselig sind und uns von Fremden leicht imponieren lassen, es ihnen beinahe geglaubt hätten. Das war nicht recht von ihnen wie von uns, aber die Amerikaner sind um dieses Fehlers willen entschuldbarer als wir; denn daß sie selbst an sich glaubten, bewiesen sie, indem sie die Kulturländer Europas zu einem internationalen friedlichen Wettkampf nach Chicago luden. Wir können nur unsere Unkenntnis amerikanischer Verhältnisse zu unserer Entschuldigung anführen; aber diese Bekenntnis wäre leicht zu vermeiden gewesen, wenn unsere Bildungsreisen uns nicht immer auf dieselben ausgetretenen Pfade führten, die schon Tausende vor uns gewandelt sind. Es ist leicht möglich, daß die Weltausstellung in Chicago das Resultat hat, uns die Kultur der Vereinigten Staaten in Zukunft ebensoweit unterschätzen zu lassen, wie wir sie bisher überschätzt haben. Denn sicher steht in keinem Lande der Welt der flüchtig Reisende vor größeren Widersprüchen als hier, und nirgend werden die Eindrücke des einen Tages so häufig von denen des nächstfolgenden aufgehoben. Staunen und Enttäuschung, Bewunderung und Entrüstung wechseln beständig, und zu einem klaren und sicheren Urteil über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft der Vereinigten Staaten kann gewiß nur jemand gelangen, der sich Jahre im Lande aufgehalten und sich trotzdem nicht amerikanisiert hat. Die Verwunderung darüber, daß man von allen Städten der Union gerade Chicago zum Schauplatz der ersten Weltausstellung auf amerikanischem Boden gewählt hat, ist ziemlich der einzige stetige Eindruck, den ich hier gehabt habe, und der sich bei längerem Aufenthalt nicht abgeschwächt, sondern verstärkt hat. Denn so flüchtig auch mein erster Aufenthalt in New York gewesen ist, glaube ich doch sagen zu können, daß jedem Europäer der Gedanke einer Rivalität zwischen New York und Chicago gar nicht auftauchen konnte. Trotzdem hat Chicago in dem ziemlich heftigen Kampf um die Weltausstellung über New York den Sieg davongetragen: nicht etwa nur, weil Chicago im Mittelpunkt des Landes gelegen ist, sondern mehr noch aus politischen Parteigründen.

Dieser politische Meisterstreich wird keinesfalls dazu beitragen, das Ansehen der Vereinigten Staaten im Auslande zu erhöhen, und möglicherweise ist das Weltausstellungsgeschenk selbst für die Stadt Chicago ein Danaergeschenk gewesen. Denn wenn man dem Auslande beweisen wollte, daß die Vereinigten Staaten noch lange kein Staat sind, konnte man nichts Besseres thun, als die Vertreter der Kulturwelt nach Chicago

zu locken, und wenn man den Ruhm Chicagos, die am schnellsten emporgeblühte Weltstadt zu sein, absichtlich auf das rechte Maß zurückführen wollte, mußte man die Stadt im Lichte einer Weltausstellung zeigen.

Vielleicht erinnern sich auch die Leser, vor Jahren in deutschen Zeitungen als einen Beweis von der Pracht und dem Reichtum Chicagos die Nachricht gefunden zu haben, es habe sich ein Barbiersalon aufgethan, der mit Silberdollars gepflastert sei. Dieser Salon befindet sich im Palmer-Hause, in dem Hotel, in dem ich wohne, und er ist wie das Hotel selbst eine Sehenswürdigkeit; denn man sieht darin vom frühen Morgen bis zum späten Abend mehr als fünfzig Barbiere in unausgesetzter Thätigkeit. Das ist ein höchst imponierender Großbetrieb, aber das Pflaster aus Silberdollars ist eine fürchterliche Übertreibung. Der Raum ist nämlich nicht mit Silberdollars ausgelegt, sondern mit Marmorplatten von der Größe eines Quadratmeters, und wo vier solcher weißer Marmorplatten zusammenstoßen, ist wieder ein kleines schwarzes Marmorquadrat eingefügt, in dessen Mitte ein Silberdollar befestigt ist. Ich habe diese Dollars nicht gezählt, aber ich glaube bestimmt versichern zu können, daß der Protzenscherz nicht mehr als einige Hundert gekostet hat. Dieses Pflaster sollte Chicago in sein Stadtwappen aufnehmen, wenn Stadtwappen in den Vereinigten Staaten nicht gegen das Freiheitsgefühl des Landes verstießen, denn die Geschichte des mit Silberdollars gepflasterten Barbierladens ist charakteristisch für Chicago.

Den Ruhm, die umfangreichste Stadt der Welt zu sein, kann ich Chicago allerdings nicht nehmen, denn wenn ich nicht den größeren Teil meines Lebens außerhalb Chicagos zugebracht hätte, würde ich gleich den meisten Einwohnern der Stadt glauben, Chicago habe gar keine Grenzen. Die Stadt bedeckt einen größeren Flächenraum als manches deutsche Fürstentum, sie umschließt den Calumetsee, der ungefähr die Größe des Bodensees hat, — aber sie hat nur in ihrem Geschäftscentrum eine entfernte Ähnlichkeit mit einer europäischen Stadt. Was außerhalb dieses Centrums liegt, trägt nicht einmal einen dörflichen Charakter, sondern ist die Wildnis der Prairie, von Grundstücksspekulanten in Straßenquadrate geteilt und dünn mit menschlichen Wohnstätten vom prunkvollen Palast bis zum unscheinbarsten Holzhaus besät. Selbstverständlich überwiegen die unscheinbarsten Holzhäuser, die man auch im Centrum der Stadt noch findet, in denselben Gegenden, in denen die berühmten zwanzigstöckigen Geschäftshäuser gen Himmel reichen. Auf nichts ist der Chicagoer so stolz wie auf die Ausdehnung seiner Stadt und auf diese zwanzigstöckigen Häuser, trotzdem man für beides keine andere Erklärung finden kann als den ungezügeltsten Eigennutz und den absoluten Mangel jeder das Gemeinwohl schützenden Autorität. Denn niemand wird glauben, daß es dem Chicagoer, der tagsüber im Centrum zu thun hat, Vergnügen mache, Stunden weit vom Centrum entfernt in der Prairie zu wohnen, unter Verhältnissen, die sich nach keiner Richtung mit denen vergleichen lassen, die das schnelle Anwachsen der Vororte europäischer Großstädte veranlaßt haben, denn diese Vororte hatten bereits städtischen Charakter, als die Bewohner der Großstädte sich veranlaßt fühlten, ihren Wohnsitz aus der Stadt dahin zu verlegen. Wenn aber die zwanzigstöckigen Häuser, welche spekulative Großkapitalisten im Centrum errichten ließen, um ihren Grund und Boden nach Möglichkeit auszunützen, nicht mehr wie heute die Ausnahme, sondern die Regel bildeten, so müßte dieses licht- und luftleere Centrum einer Hölle gleichen.

Die denkbar unbehaglichste Stadt ist Chicago schon heute, wie es zweifellos die häßlichste Stadt der Welt ist. Das einzig Schöne, was Chicago haben könnte, der Blick auf den Michigan-See, der nur einem Blick auf das Meer zu vergleichen ist, wird ihm durch die Bahnlinien entzogen, die am Ufer des Sees entlang laufen, Eisenbahnlinien mit Zweiminutenverkehr, der diesen Teil der Stadt natürlich in ständigen Kohlenrauch hüllt. An normalen Tagen, die für Chicago schlechtes Wetter mit feuchten Niederschlägen bedeuten, lagert der Rauch so dicht über der City, daß es nicht möglich ist, dreihundert Schritt weit zu sehen. Das Centrum der Stadt ist lediglich Geschäftsstadt und infolgedessen von einem ungeheuren Verkehr erfüllt. Möglich auch, daß dieser Verkehr, im Verhältnis zu andern Großstädten gemessen, größer erscheint, als er in Wirklichkeit ist, weil er regelloser und wilder ist als in civilisierteren Städten. Das Haupt-

Situationsplan der Weltausstellung. Im Vordergrunde der Michigansee.

1) Endpunkt der Eisenbahn. 2) Verwaltungsgebäude. 3) Maschinenhalle. 4) Ackerbau-Ausstellung. 5) Industriegebäude. 6) Regierungsgebäude der Ver. St. 7) Fischerei-Ausstellung 8) Kunstausstellung. 9) Illinois-Staatsgebäude. 10) Frauenpalast. 11) Dörfer aller Völker. 12) Gartenbau-Ausstellung. 13) Elektrizität- und Bergwerk-Ausstellung. 14) Verkehrsgebäude.

Verwaltungsgebäude. Architekt: Richard M. Hunt.

verkehrsmittel für den inneren Stadtverkehr bildet die Cable-Car, und das ewig in Bewegung befindliche endlose Seil derselben giebt den Grundton des Straßenlärms ab. Die Straßen sind breit, schneiden sich in regelrechten Quadraten, und viele sind geradezu endlos. Man würde sie schon um ihrer Länge willen bewundern müssen, wenn die städtische Bebauung derselben nicht sehr bald aufhörte, und große, unbebaute Flächen nicht Aussichten auf Hinterfronten gewährten, die einer Minenstadt gleichen, oder auf Prairieflächen mit friedlich weidenden Rindern und Pferden. Zudem sind die meisten Straßen nur im Centrum der Stadt gepflastert, und der Zustand dieses Pflasters legt häufig die Frage nahe, ob sie gänzlich ungepflastert nicht doch noch einen besseren Eindruck machen würden. Eine Straßenreinigung kennt Chicago nicht. Apfelsinen-, Bananenschalen und Zeitungen sind die Hauptbestandteile des Unrats in den besseren Gegenden,

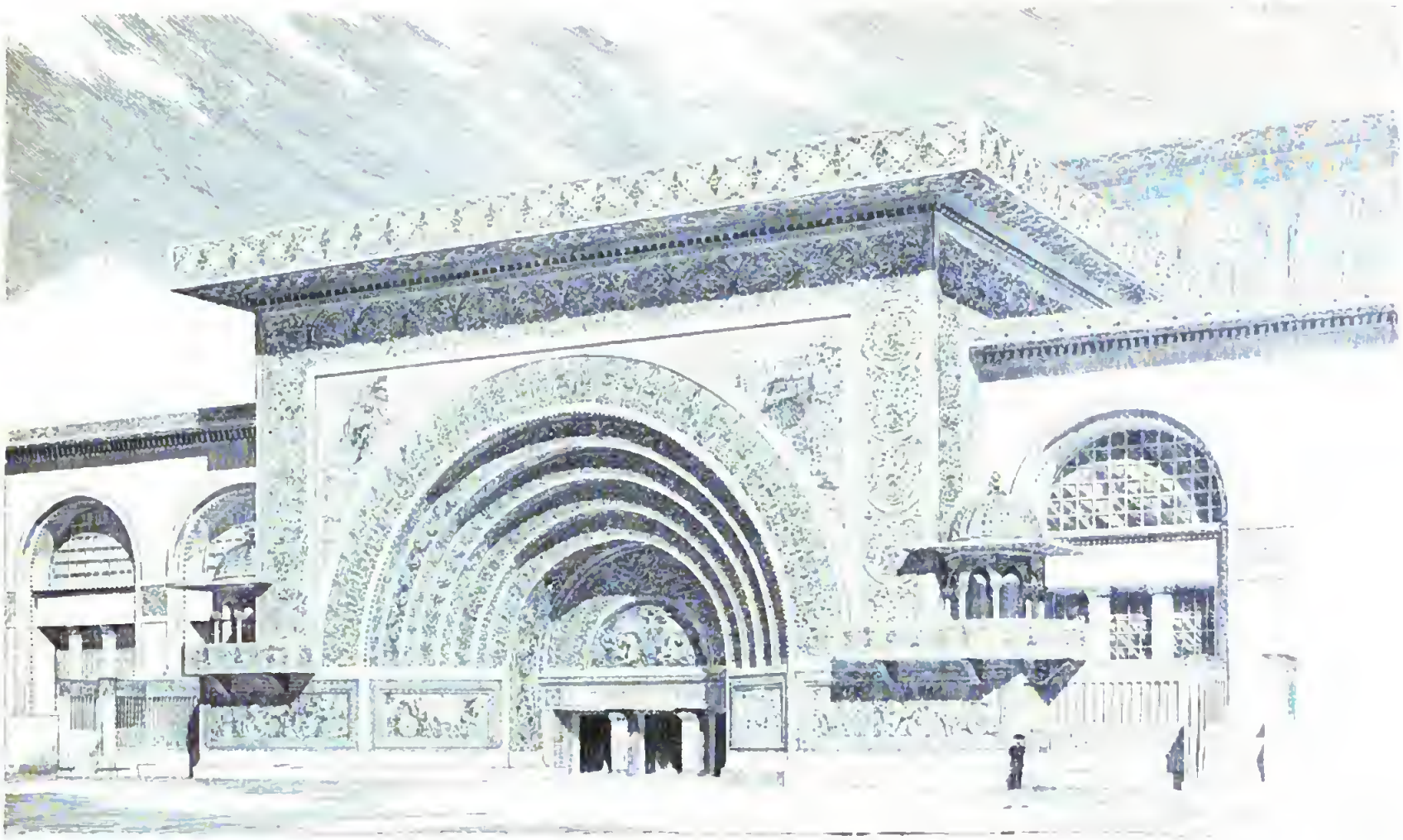
Digitized by Google

in den weniger bevorzugten setzt sich der Straßenkot aus noch ganz anderen Ingredienzien zusammen. Es ist daher zweifellos ein Glück für Chicago, daß der Winter bis in den Juni hinein zu dauern pflegt, und daß der heiße Sommer nur kurze zehn Wochen währt. Der Chicago-River, ein Fluß, der an seiner Mündung ungefähr die Breite der Spree an der Berliner Kurfürstenbrücke erreicht und das Centrum von Chicago schneidet, bildet schon im Mai große stehende Fettaugen auf seiner Oberfläche und ruft durch seinen Geruch die lebhaftesten Erinnerungen an den Grünen Graben und die Panke wach, die vor Jahren, ehe sie übermauert, respektive gründlich gereinigt wurden, Berlins verrufenste Gewässer waren. Trotzdem versichern die Chicagoer Zeitungen fast täglich, daß Chicago die gesundeste Stadt der Welt sei und suchen das sogar mit allen Künsten der Statistik zu beweisen. Das scheint mir nicht sehr wahrscheinlich, wenn ich auch denen widersprechen möchte, die auch das Trinkwasser der Stadt für einen Seuchenträger erklären. Das Trinkwasser wird nämlich durch große, im Michigan-See errichtete Pumpstationen in die Stadt geleitet, die so weit vom Ufer entfernt gelegen sind, daß die Befürchtung, der allen Unrat der Stadt mit sich führende Chicago-River könne das Wasser des Sees bis dort hinaus vergiften, wohl zu weit geht.

Die Behauptung der hiesigen Zeitungen, Chicago sei auch die sicherste Stadt der Welt, läßt sich mit Zahlen widerlegen. So lange ich hier bin, ungefähr drei Wochen, sind durchschnittlich täglich drei Menschen von Eisenbahnen, Cable-Cars und Pferdebahnen überfahren worden, täglich zwei im Durchschnitt wurden ermordet, ebensoviele

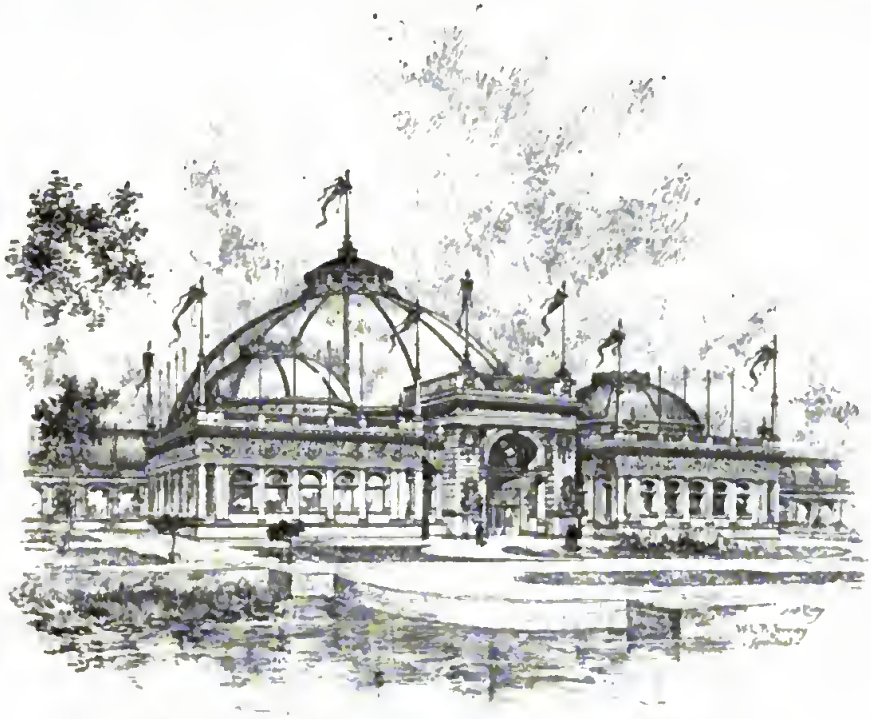
Haupteingang der Ackerbau-Ausstellung. Architekten: Mckim, Mead und White.

Fälle von Straßenraub habe ich täglich verzeichnen können, und viermal während dieser drei Wochen fuhr ein Droschkenkutscher einen Fahrgast in eine „Alley," ließ sich von ihm Uhr und Portemonnaie geben und fuhr dann weiter, ohne ihm im übrigen etwas zu leide zu thun. Eine „Alley" ist nämlich eine, für Chicago charakteristische Straße von 5—7 Fuß Breite, welche die meisten Häuserblocks des Centrums durchschneidet und abends und nachts unerleuchtet bleibt, so daß jeder Verbrecher selbst innerhalb der belebtesten und besten Stadtgegenden um einen Schauplatz für seine Thaten nicht



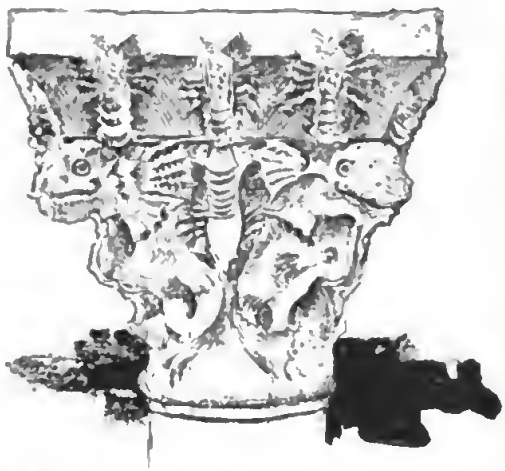
Das Goldene Thorweg des Verkehrsgebäudes. Architekten: Adler und Sullivan.

verlegen zu sein braucht. Man muß wohl annehmen, daß diese täglichen Durchschnittsziffern während dreier Wochen, wenn sie keinerlei besondere Erregung in einer Stadt hervorrufen, sich auch für den Jahresdurchschnitt, an den die Bevölkerung gewöhnt ist, zu Grunde legen lassen. Da diese Ziffern nur aus den durch die Zeitungen bekannt gewordenen Fällen zusammengestellt sind, kann man außerdem mit Sicherheit annehmen, daß sie in Wirklichkeit übertroffen wurden. Nun mögen jährlich tausend totgefahrene oder verstümmelte, siebenhundert totgeschlagene oder schwerverwundete, ebensoviel auf offener Straße beraubte Menschen und fünfzig von Droschkenkutschern, die man sonst als vertrauenswürdige Personen anzusehen pflegt, durch Nötigung ihrer Wertsachen verlustig gegangene Menschen in einer amerikanischen Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern nicht viel bedeuten; möglich, daß es in mancher anderen Stadt Amerikas verhältnismäßig noch schlimmer aussieht als in Chicago. Aber die amerikanischen Blätter haben die Gewohnheit, amerikanische Verhältnisse niemals an amerikanischen, sondern immer an europäischen zu messen, und Chicago selbst, das viermalhunderttausend Deutsche unter seinen Bewohnern zählt, mißt sich am liebsten an Berlin, dessen Entwickelung unter allen Großstädten Europas in den letzten vierzig Jahren ja auch am chicagoähnlichsten ist, — glücklicherweise nur, was die Zunahme der Bevölkerung anbetrifft. Ich möchte einigen Amerikanern, die mir hier Freunde geworden sind, und vielen Freunden von Velhagen und Klasings Monatsheften, die ich in den Vereinigten Staaten vorgefunden habe, nicht wehe thun; aber ich glaube doch sagen zu müssen, daß solche Ziffern einen Vergleich mit irgend einer Stadt Deutschlands vollkommen ausschließen, und daß Berlin, wenn es den zehnten Teil dieser Unglücksfälle und Verbrechen jährlich aufzuweisen hätte, sich mit Recht in höchstem Maße über die Unsicherheit in der Stadt entrüsten würde.



Hauptkuppel und Eintrittsthor der Gartenbau-Ausstellung.
Architekten: W. L. B. Jenney und W. B. Mundie.

Die Verwaltung der Stadt wird selbst von Amerikanern nicht gelobt. Die bestreiten auch keineswegs, daß sie sich in den Händen von Leuten befindet, die nur das eine Interesse haben, sich während ihrer Amtszeit selbst zu bereichern. Aber mit der Ruhmredigkeit, die dem Amerikaner eigen



Ein Kapitäl in der Fischerei-Ausstellung.
Von Joseph Richter.

ist, pflegt er hinzuzufügen: „Wir sind so reich, daß uns das nichts ausmacht.“ Mir scheint die Ausstellung im Jackson-Park der beste Beweis zu sein, daß dieser Reichtum doch nicht unerschöpflich ist. Denn nach gut europäischen Begriffen war die Ausstellungs-Aktiengesellschaft bereits bankerott, ehe die Ausstellung eröffnet wurde, und wenn ein vollständiger Zusammenbruch derselben vermieden werden sollte, so wird das nur auf Grund der hier herrschenden unsicheren Rechtsbegriffe möglich sein. Thatsache ist, daß die Ausstellungskommission drei Wochen nach Eröffnung der Ausstellung nicht im stande gewesen ist, ihre Angestellten zu bezahlen, und daß sie kurz vor der Eröffnung die Arbeiten hätte einstellen müssen, wenn es ihr nicht gelungen wäre, die interessirten Eisenbahngesellschaften noch einmal zur Herausgabe einer Million Dollars zu bewegen. In dieser verzweifelten Situation hat sie sich zu einem Rechtsbruch entschlossen, dessen Möglichkeit niemand in Deutschland verstehen wird, während er in Chicago als etwas ganz Selbstverständliches behandelt und von vielen Seiten lebhaft verteidigt wird. Sie hat nämlich beschlossen, die Ausstellung am Sonntag zu öffnen, trotzdem sie von der Regierung der Vereinigten Staaten einen Zuschuß von zwei Millionen fünfmalhunderttausend Dollars unter der Bedingung angenommen hatte, sie am Sonntag geschlossen zu halten. Um diesen Beschluß, der einem Diebstahl von zwei Millionen fünfmalhunderttausend Dollars gleichkommt, nicht gar zu ungeheuerlich erscheinen zu lassen, erklärt die Ausstellungskommission allerdings gleichzeitig, sie sei bereit, die empfangene Summe zurückzuerstatten, sobald sie ihren anderen Geldgebern gerecht geworden sei. Da an einen Überschuß der Ausstellung hier niemand mehr glaubt, so hat diese Erklärung indessen auch weiter nichts zu bedeuten. Sie ist nur ein Zugeständnis an das größeste aller amerikanischen Laster, an die Heuchelei, die jeden Rechtsbruch und jede Gesetzesumgehung möglich macht. Ich würde die Thatsache vielleicht gar nicht erwähnt haben, wenn sie für hiesige Verhältnisse nicht charakteristisch wäre: Eine lokale Geschäftsgesellschaft — denn die ganze Ausstellung ist weiter nichts wie eine Geschäftsspekulation — führt die Regierung der Vereinigten Staaten an der Nase herum, und die Regierung der großen Republik hat kein Mittel in der Hand, das zu verhindern. Eine Art von Gerechtigkeit liegt allerdings darin, daß in diesem Lande, in dem jedermann rechtlos ist, auch die Staatsregierung ihr offenbares Recht nicht geltend machen kann.

Amerikaner und Freunde Amerikas pflegen jeden, der an dem unerschöpflichen Reichtum Chicagos zweifelt, immer wieder auf die zehn Millionen Dollars hinzuweisen, welche die Stadt für die Ausstellung aufgebracht hat. „Das sind nach unserm Gelde vierzig Millionen Mark,“ heißt es dann, „welche deutsche Stadt könnte dasselbe leisten!“ Dieselben Leute haben einem fünf Minuten früher vorgerechnet, daß der Dollar in den Vereinigten Staaten nicht mehr wert ist als eine Mark in Deutschland, was allerdings, die Rohnahrungsmittel ausgenommen, ungefähr den wirklichen Verhältnissen entspricht. Mir scheint, wenn man einmal zu der Überzeugung gelangt ist, daß der Dollar in Amerika gleich einer Mark in Deutschland ist, hat man nicht mehr das Recht, die Dollars in Mark umzurechnen, wenn man mit großen Summen imponieren will. Aber zugegeben, daß für Weltausstellungszwecke mehr Geld in Chicago ausgegeben worden ist als irgendwo bei gleicher Gelegenheit; die Hauptsache bleibt doch, wie weit man in Chicago mit der ungeheuren Summe gekommen ist.

Will man sich von den Amerikanern imponieren lassen, so muß man an einem

Gesamtansicht der Fischerei-Ausstellung. Architekt: Henry Ives Cobb.

sonnenhellen Tage mit einem der zahlreichen kolossalen Dampfer nach dem Jackson-Park fahren. Man vermeidet damit gleichzeitig eine Eisenbahnfahrt, die man in Deutschland dem civilisierten Menschen nicht zumuten dürfte, oder die Fahrt mit der Cable-Car, die dem Fahrenden tiefere Einblicke in das werdende Chicago gestattet. Nähert man sich dem Jackson-Park von der Seeseite, so ist der Anblick der Ausstellungsstadt ein überwältigender; man glaubt eine Stadt von Marmorpalästen zu sehen, die sich in sanftem Bogen an den See lehnt, eine Feststadt mit hundert Kuppeln und Türmen, mit Säulengängen und Statuen, wie Venedig aus dem Wasser emporwachsend, denn breite Wasserstraßen, die sich zu Seen erweitern, durchziehen das ganze Ausstellungsterrain.

Um dem Leser ein einigermaßen anschauliches Bild von der Ausstellung geben zu können, die in ihrem räumlichen Umfange die letzte Pariser Weltausstellung sechsmal übertrifft, muß ich dieses Bild in einzelne Teile zerlegen. Den imposantesten Teil bildet unzweifelhaft die Quaistraße, die sich am Ufer des Michigansees von Norden nach Süden hinzieht, eine breite Promenade, die einen freilich durch weit hinausgebaute Molen begrenzten Ausblick auf das Meer hat. Den Mittelpunkt der Gebäude, welche ihre Front dem See zuwenden, nimmt die Industriehalle ein, ein Kolossalbau, in dessen Hofraum man bequem das ganze Berliner Schloß hineinsetzen könnte. Die Front dieser Halle, um die sich rings ein breiter bedeckter Säulengang zieht, ist sehr schön. Links von der Industriehalle erhebt sich das Verwaltungsgebäude der Vereinigten Staaten, von einer hohen Kuppel gekrönt, weiterhin das, auf unsrem Hauptbilde nicht mehr sichtbare Deutsche Haus, das neben den Büreaus der Regierungskommissare in einem großen Saal auch die Ausstellung der deutschen Buchhändler birgt. Rechts von der Industriehalle überschreitet man die Hafeneinfahrt und findet hier eine Nachbildung des aus der Kolumbusgeschichte bekannten Klosters La Rabida, in dem Kolumbusreliquien und auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas bezügliche Dinge Aufstellung gefunden haben, sowie das imponierende Gebäude der Kruppschen Fabriken, das indessen im Innern noch nicht fertig gestellt ist. Ist diese Quaistraße sicher einzig in ihrer Art, so muß man doch zugestehen, daß das Wirkungsvollste an ihr, das Meer, an dem sie sich hinzieht, die Ausstellungsarchitekten nicht schufen, sondern bereits vorfanden. Die eigentliche Perle aber der Ausstellung, der Hafen, ist eine Schöpfung, die lediglich dem Genie dieser Architekten entsprungen ist. Was sie dort vorfanden, mag ein Sumpfwasser gewesen sein, das durch die offene Verbindung mit dem Michigansee vor dem Stagnieren bewahrt wurde. Heute zeigt sich dieses Sumpfwasser umgewandelt in ein großes, rechteckiges Hafenbassin, dessen Längsseiten im Norden von der Seitenfront des Industriepalastes und der Elektrizitätshalle, im Süden von der Hauptfront der Ackerbau- und der Maschinenhalle eingefaßt werden. Die beiden Schmalseiten sind ausgerundet, und, wie aus dem Hafen von New York die Riesenstatue der Freiheit sich erhebt, so hat in der nach dem Michigansee zu gelegenen Ausbuchtung dieses Hafenbassins eine weibliche Riesenfigur in antiker Gewandung, die Jakobinermütze auf dem Haupt, ihren Platz gefunden, eine Verkörperung der Vereinigten Staaten-Republik. Die nach dem Ausstellungsinnern zu gelegene Schmalseite des Hafenbassins findet ihren Abschluß in einer Riesenfontäne, die aus einem Gewirr von Rachen, Pferde- und Menschenleibern und allerhand Seetieren Hunderte von Wasserstrahlen sprüht, und hinter der der einzige große freie Platz der Ausstellung liegt, auf dem Präsident Cleveland die Eröffnung derselben verkündete. Unser Hauptbild gibt, was die Architektur anbelangt, eine gute Vorstellung von diesem Teil der Ausstellung, der gleichsam das Centrum der ganzen Riesenanlage bildet. Nur muß man sich das Hafenbassin selbst von Booten aller Art, von venetianischen Gondeln und vor allem von Tausenden von Möven belebt denken, die hier zahm wie die Tauben in Venedig sind. Ein schmaler Kanal verbindet den Hafen und das große, die Blumeninsel umschließende Bassin miteinander, um das herum die übrigen großen Gebäude der Ausstellung gruppiert sind. Daß diese Bauten nicht wirklich aus Marmor sind, wird gewiß niemand der Ausstellungskommission zum Vorwurf machen. Wohl aber erscheint es mir als ein Beweis der schlechten Wirtschaft derselben, daß diese Gebäude alle verfügbaren Mittel verschlungen haben, trotzdem sie nur als eine Augen-

täuschung der Ausstellungsbesucher aufgeführt wurden, ohne alle Rücksicht auf die Aussteller selbst. Man frägt sich unwillkürlich, welchen Zweck diese hundert Kuppeln und Türme haben, wenn das Geld nicht einmal ausreichte, um die Dächer so solide zu bauen, daß sie den Regen nicht durchlassen, die Wände so massiv, daß man ein Bild daran aufhängen kann, wenn die Ausstellungskommission so bankerott ist, daß sie den Mietern der Midway-Plaisance nicht einmal elektrisches Licht liefern kann, trotzdem sie die Kosten dafür schon vor Wochen eingezogen hat, und wenn sie von den Maschinenausstellern hohe Beträge für die Lieferung von Dampfkraft einfordern muß, trotzdem sie die zum Betrieb der Maschinen nötige Kraft umsonst zu liefern versprochen hatte. Man fragt sich vor allen Dingen, wozu diese riesigen Gebäude aufgeführt wurden, wenn man einzelne derselben durchwandert und in ihnen auf eine Ausstellung trifft, die auch den bescheidensten Ansprüchen an eine Weltausstellung nicht genügen kann.

Innenansicht des Kunstausstellungs-Domes.
Architekt: Charles B. Atwood.

Da ist zum Beispiel die Hortikulturhalle, von einer Riesenkuppel gekrönt, welche die Erwartung rege macht, darin eine Sammlung der herrlichsten Palmen zu finden. Ja, was von hochstämmigen Gewächsen darin ist, das bedurfte wahrhaftig keines Glasdaches von besonderer Höhe. Ein Riesenpappfelsen, der über einer langweiligen Stalaktitengrotte aufgebaut ist, nimmt den ganzen Kuppelraum ein, und darauf wächst eine sehr magere Pflanzendekoration, — die Sache erinnert nicht im entferntesten an den Frankfurter Palmengarten oder an die Charlottenburger Flora. Und nun wandere man durch die Obsthalle und bestaune fünfhundert Schritt lang Tellerchen an Tellerchen, weitläufig gestellt, auf deren jedem drei Äpfelchen liegen, ab und zu dazwischen ein großes Einmacheglas mit konservierten Früchten. Das hätte sich auf dem zehnten Teil des Raumes hundertmal wirksamer arrangieren lassen. Oder man gehe nach dem Fischereigebäude, das mit seinen beiden Pavillons und seinen vielen, in originellen Fischkapitälen auslaufenden Säulen zu den eigenartigsten Gebäuden der Ausstellung gehört, da findet man ganze Warenlager von Konservenbüchsen, die für Restaurateure von Interesse sein mögen; von Interesse für das Publikum ist nur der eine Pavillon, der in einer großen Aquariumrotunde eine, wie ich glaube, nicht sehr vollständige Übersicht

der amerikanischen Süßwasserfische gibt; eine ganze Anzahl derjenigen, die ich auf den Speisekarten gefunden habe, habe ich wenigstens vergebens darin gesucht. Oder man gehe in den amerikanischen Teil der Industriehalle, da kann man hundertundzwanzig Blecheimer von derselben Form bewundern oder ebensoviel ganz gleichmäßig gearbeitete Mistgabeln, die zu einem schönen Wandgemälde vereinigt sind, oder ein halbes hundert Kochöfen derselben Konstruktion, von derselben Firma ausgestellt, oder einige hundert ganz gleichartige Uhrwerke, — alles in Massen ausgelegt, darauf berechnet, dem urteilslosen Publikum durch die Masse zu imponieren. Oder man gehe in das Riesengebäude des Staates Illinois, wenn man an irgend eine heimische landwirtschaftliche Ausstellung von bescheidenem Umfange erinnert sein will. Will man aber am deutlichsten erfahren, was die Amerikaner unter einer Weltausstellung verstehen, dann durchwandere man die Gebäude der anderen Einzelstaaten. Darin findet man statt der erwarteten Weltausstellungsgegenstände je nach Vermögen mehr oder weniger reich ausgestattete Salons, deren Wände mit dilettantischen Gemälden „prominenter" — das ist ein amerikanisches Wort und bedeutet hervorragend — Bürgerinnen behängt sind, mit Kaminfeuern und Schaukelstühlen davor, in denen amerikanische Ladys Romane lesen. Im Gebäude des Staates Virginia findet man außerdem noch die „old liberty bell" ausgestellt, die nach den Zeitungen unter großem Gepränge und ebenso großer Begeisterung des ganzen Landes hierhergeschafft worden sein soll. Ich habe eine große Ehrfurcht vor historischen Reliquien, und nichts liegt mir ferner, als die bescheidene Glocke bespötteln zu wollen, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten eingeläutet hat, trotzdem ich mich lieber für einen König totschlagen lassen, als in einer Republik leben möchte. Aber wenn die Verehrung für dies alte Nationalheiligtum wirklich so groß ist, dann hätte man es etwas würdiger aufbahren sollen, als es hier geschehen ist, umgeben von Blumentöpfen zu 25 Cents, deren jeder der Verehrung eines der vielen Staaten im Staat der Vereinigten Staaten Ausdruck gibt.

Die Leser der Monatshefte kennen meine Art und werden mich nicht dahin mißverstehen, als wollte ich dem amerikanischen Teil der Ausstellung jedes Interesse absprechen. Ich will nur das Mißverhältnis hervorheben zwischen den Mitteln, die auf die Gebäude verwandt sind, und dem, was Amerika in diesen Palästen ausgestellt hat. Die Ausstellungskommission hat eben nach Barnumschem Muster gearbeitet, dessen „Schau" noch immer das Land durchzieht, und den ich in New York von 24 leeren Wagen Reklame schlagen sah, die mit je sechs wundervollen Percherons bespannt, vom Bock gefahren, die Straßen der Stadt unsicher machten. Der Rahmen der Weltausstellung in Chicago ist der größeste, in dem jemals sich eine Weltausstellung abgespielt hat, aber er steht auch in dem größesten Mißverhältnis zu dem Bilde, das er umfaßt. In dem Regierungsgebäude der Vereinigten Staaten findet sich ein höchst interessantes Postmuseum und in wunderschön ausgestopften Exemplaren eine Sammlung der Fauna des Landes — auch ein Stück eines jener kalifornischen Riesenbäume, die wie alle Baumvegetation aus dem Lande zu verschwinden drohen, ist dort ausgestellt. Die Ausstellung der Textilindustrie ist höchst achtbar, wenn sie auch ein polizeiwidrig geschmackloses Kaschet hat. In Versilberung und Vergoldung zeigen sich die Amerikaner uns weit überlegen, und im Transportation-Building sieht man neben allen möglichen Beförderungsmitteln wahre Wunder praktischen und auch eleganten Wagenbaus. Deutsche Kenner der Maschinen- und Elektrizitätstechnik haben mich versichert, daß auf diesen Gebieten von den Amerikanern viel zu lernen sei, und Amerikaner behaupten, daß die besten Maschinen auf der Ausstellung gar nicht zu finden seien, weil ihre Erbauer der Patentsicherheit nicht trauen. Ein Wunder von einer nicht ausgestellten Maschine habe ich neulich in der That in einer hiesigen Fabrik gesehen, eine Setzmaschine, die vor meinen Augen in sechs Minuten fünfzig Zeilen Petit setzt, selbstthätig schadhafte Typen aussondert und den Satz wieder ablegt. Dabei fanden sich in diesen fünfzig Zeilen nur vier Druckfehler. Da ich aber gleichzeitig hörte, daß diese Maschine jährlich fünftausend Dollars Miete kosten soll — verkauft wird sie vorläufig nicht — so ist meinem beschränkten Geschäftsverstande der Gewinn derselben einst-

weilen ziemlich problematisch erschienen. Was ich sonst von Maschinen in hiesigen Fabriken gesehen habe, hat mir nur den Eindruck gemacht, als würde hier eine rigoros durchgeführte Fabrikordnung von sehr segensreichen Folgen sein, denn die Fabriksäle sind häufig von einer scheußlichen Beschaffenheit, und wer kein Aal ist, kann leicht in die Räder kommen, wenn er sich zwischen zwei Maschinen durchwindet. Aber ich gestehe gern, daß ich von Maschinen nichts verstehe, und kann daher auch nur sagen, daß mir die Ausstellungen von Siemens & Halske, von Hartmann & Braun in Frankfurt a. M., von Krupp, Stumm und an-

Regierungsgebäude der Vereinigten Staaten.
Architekt: W. J. Edbrooke.

deren den Amerikanern weit überlegen scheinen.

Daß die deutsche Ausstellung in ihrer Gesamtheit die aller anderen Länder weit übertrifft, wird selbst von Amerikanern anerkannt. Sie in ihren Einzelheiten zu würdigen, muß den Fach- und Tagesblättern überlassen bleiben. Aber ich möchte wohl, ich könnte jeden Leser der Monatshefte vor die deutsche Ausstellung in der Industriehalle führen, vor dieses wunderbar harmonische und imponierende Ganze, das ein Dekorativkünstler ersten Ranges geschaffen, und in dem auch ein Krittler nicht ein einziges Stück finden dürfte, das nicht weltausstellungswürdig ist. Nach dem großen Mittelgange der Halle durch ein wundervolles schmiedeeisernes Gitter mit drei Thoren, von denen das mittelste elf Meter hoch ist, abgeschlossen, haben in einem Vorhof, dessen Schmuck der Berliner Porzellanmanufaktur entstammt, neben köstlichen Edelsteinarbeiten eine Anzahl von goldenen und silbernen Ehrengeschenken Aufstellung gefunden, die einen königlichen Schatz repräsentieren. In den einzelnen Kojen finden wir die Prachtstücke der Münchener Möbelindustrie, Berliner Lederarbeiten, Augsburger Broncen, sächsischer Textilindustrie, kurz jeden Industriezweig bis zum Spielzeug herab, — nur scheut man sich eine Skala anzulegen, denn selbst das Spielzeug ist hier ein Kunstwerk. Alle diese Schätze des Gewerbfleißes aber werden überragt von der Germania des neuen Reichstagsgebäudes, die von ihrem Ausflug nach Chicago zweifellos eine köstliche Patina mitbringen wird. Denn Chicagos Klima, dem man sonst nicht viel Gutes nachsagen kann, ist für Broncen ein unvergleichlicher Patinaerzeuger. Vielleicht schafft diese erhaben und stolz auf ein Reich des Schönen und Großen herabschauende Germania auch den Deutschamerikanern ein besseres Verständnis für die Größe des Landes, dem sie entstammen, und nötigt ihnen Ehrfurcht ab vor der kaiserlichen Centralgewalt, der wir unsere Größe auch

in Werken des Friedens danken. Dann werden zweifellos jene einer jugendlichen Freiheitsflegelei entstammenden Ungezogenheiten seltener werden, in denen der Amerikaner auszudrücken liebt, daß er sich als einer der sechzig Millionen „Souveräne“ seines Landes jedem „Unterthan“ der alten Welt überlegen fühlt.

Von anderen Nationen der alten Welt hat Österreich in erster Linie Glas-, Schmuck- und Schuhwaren ausgestellt, die ersteren von unvergleichlicher Schönheit. Auch ein vollständiger Rokokosalon der Fürstin Pauline Metternich ist ausgestellt, der weniger behaglich erscheint, als ich mir den Salon einer so geistvollen und lebensfreudigen Dame vorgestellt habe. Frankreich zeichnet sich in Pariser Bronzen aus, unter den ausgestellten Porzellanen haben mir die Erzeugnisse einer Fabrik in Limoges, die sehr anmutige Rokokoformen ohne alles oder nur mit ganz schüchternem Golddekor bevorzugt, am besten gefallen; die französischen Möbel erschienen mir anspruchsvoll und unbequem. England hat schöne Fayencen, Teppiche und deutschem Geschmack anmaßend prunkvoll erscheinende Messingbettstellen; Belgien wundervolle Spitzen und schöne Jagdgewehre; Holland eine herrliche Sammlung von modernem Delfter Porzellan; die Schweiz Uhren und Holzschnitzereien — von den letzteren nicht das Hervorragendste, was die Schweiz darin zu leisten vermag — ausgestellt. Rußland und China warten noch immer auf die Post zur See, die ihre Kisten bringen soll. Unerwähnt aber möchte ich nicht Japan lassen, das in Porzellan, Bronze und Cloisonné einen wieder Japan lieben lehrt, wenn man es sich in den europäischen Japanmagazinen satt gesehen hat. Da sind vor allem ein paar Vasen in Cloisonné, von denen ich mir wenigstens eine gekauft haben würde, wenn ich die dafür geforderten fünfzigtausend Dollars zufällig bei mir gehabt hätte.

Radau!

Von

Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Ein feines Lied wird jetzt gemacht,
Drum spitzt die Ohren, gebet acht,
Und habt Ihr's Euch gemerkt genau,
Stimmt herzhaft ein: Radau!

Fritz Sick.

(Fliegende Blätter.)

Die „Fliegenden Blätter,“ die stets eine feine Empfindung für die Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse des deutschen Volkes gezeigt haben, sind schon vor Jahren mit einem Radauliede hervorgetreten, von dessen fünfzehn Strophen die obenstehende die erste und zugleich die zahmste ist. Denn das Lied ist von einer, seinem Stoffe entsprechenden, fröhlichen Urkraft und nicht für die Kinderstube geeignet, obwohl man sagen muß, daß an diesem gesegneten Orte die ersten Vorstudien für das, was man Radau nennt, gemacht werden, und man dort in kinderreichen Häusern mit schwacher Regierung schon recht respektablen Leistungen begegnen kann.

Am meisten, scheint es mir, ist das Bedürfnis zum Radaumachen in den großen Städten und ganz besonders in Berlin bei gewissen Menschenklassen vorhanden, und zwar tritt es nicht so sehr in der Stadt selbst auf, sondern es regt sich in seiner ganzen Stärke erst bei Landpartieen oder bei Ausflügen in den Wald. Es ist, als könnten diese Leute den städtischen Lärm der verkehrsreichen Straßen, der Werkstätten und Bahnhöfe auch in der freien Natur nicht entbehren und da der Wald ihn nicht hervorbringt, so erzeugen sie ihn künstlich durch sogenannte Radauinstrumente. Ich will die Industrie, die sich mit Hervorbringung solcher Instrumente befaßt, nicht ganz verdammen, denn mancher brave Mann ißt sein Brod davon, aber ich glaube doch, daß sie eine Erfindung des Teufels ist. Nicht des alten Lucifers halber, der sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgibt, sondern jener seiner Subalternbeamten, denen

die Bestrafung sündhafter Musikanten anvertraut worden ist, die selbstverständlich an ihren empfindlichsten Teilen, den Ohren, gepeinigt werden. Es gibt Kaufläden in Berlin, wo man diese Marterinstrumente in großer Auswahl und in allen möglichen Formen vorrätig finden kann, und es werden im Sommer gute Geschäfte damit gemacht. Sie werden aus Pappe und Blech in Form von Bombardons, Tuben, Flöten, Gießkannen, Tabakspfeifen und Tuthörnern hergestellt, und allen ist gemeinsam, daß sich mit möglichst geringer Anstrengung ein möglichst fürchterlicher Ton auf ihnen hervorbringen läßt. Sie bergen in ihrer unscheinbaren Hülle das Gebrüll des Löwen, das Trompeten des Elefanten, den Schwanengesang des Schweines, das Kreischen der Lokomotive, das Heulen verliebter Kater und das Geheul hungriger Wölfe und Hyänen. Wie oft sieht man im Sommer sogenannte Kremser hinausfahren ins Grüne, deren Insassen reichlich mit solchen furchtbaren Instrumenten bewehrt sind, wie oft hört man nicht ihre herzzerreißende Musik durch die Stille des Waldes oder über den flimmernden See hinschallen. Ich muß gestehen, für mich hat dies thörichte Verfahren etwas Rätselhaftes. Die Katzenmusik der Studenten als ein Zeichen negativer Hochachtung kann ich verstehen, der ohrenbetäubende Lärm des Haberfeldtreibens als eine Mahnung zur Besserung ist mir begreiflich, aber warum man der unschuldigen Natur eine Katzenmusik bringt, das gibt zu denken. Noch dazu bei uns in Norddeutschland, wo sie doch nicht durch abscheuliche Töne, wie in den Tropen vielleicht, dazu herausfordert. Denn das bißchen Krächzen der Krähen, das Kläffen der Dohlen und der häßliche Schrei des Hähers spielt doch am Ende keine Rolle; im allgemeinen sind die Stimmen der Natur lieblich wie im Gesang der Vögel, dem Gesäusel der Blätter, dem zarten Gesang der Tannennadeln, oder erhaben, wie im Brausen des Sturmwindes und im Rollen des Donners.

Ich kann mir nur denken, daß es Leute gibt, die in dieser hastigen, zerrissenen Welt so unganz geworden sind, daß sie die erhabene, in sich selbst versunkene Einheit der Natur als einen stillen Vorwurf empfinden, den sie durch möglichstes Getöse zu übertäuben suchen. Sie sind nicht mehr die Kinder, sondern die verlorenen Söhne der Natur und fühlen sich nicht wohl bei dem stillen Blick der gemeinsamen Mutter. Und darum macht es ihnen ein wüstes Vergnügen, das heilige Schweigen des Waldes mit gräulichem Getöse zu durchbrechen und die zarten Stimmen der Natur mit abscheulichem Lärm zu übertönen. Sie machen Radau!

„Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Bis alles sich im Wirbel dreht,
Bis alles auf dem Kopfe steht,
Die ganze Welt in Fransen geht,
So lange wird gekräht!"

Gewissermaßen ein veredeltes Bedürfnis zum Radaumachen hat in Berlin zur Bildung verschiedener Trommlervereine geführt. Diese bestehen aus einer Anzahl von meist halbwüchsigen Burschen in Turnkleidung, und ihr einziger Zweck besteht darin, möglichst viel und oft zu trommeln und zu pfeifen. Sie durchziehen des Sonntags in Trupps von wenigen bis zu zwanzig Mann und mehr die Wälder der Umgegend und trommeln unausgesetzt fürs Vaterland. Wenn sich dann an besonders beliebten Stellen des Grunewaldes zu dem Kreischen der spielenden Gesellschaften und dem Tuten der Radaubrüder noch der „Trommeln und Pfeifen kriegerischer Klang" mischt, dann entsteht ein Salat von Tönen, der nichts zu wünschen übrig läßt, ein Ohrenschmaus, zu dem eine gute Verdauung gehört.

Das Komischste, was mir aber an solchen geräuschvollen Vereinigungen jemals begegnet ist, habe ich im vorigen Jahre in dem nahe an Charlottenburg gelegenen Teile der Jungfernheide mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt, nämlich den „Bombardon-Verein," wie ich diese Gesellschaft getauft habe. Sie bestand aus vier halbwüchsigen Bengels, deren einer ein mächtiges Bombardon, der andere eine Posaune, und der dritte ein Waldhorn führte. Der vierte hatte kein Instrument und mußte sich mit einer Stellung gemischt aus Musikfreund und Notenpult begnügen. Sie hatten nämlich nur ein Notenbuch, und dies hielt er seinen Genossen vor, wenn der Drang nach Musik in ihnen erwachte.

Ach, leider schlummerte dieser immer nur kurze Zeit, während sie einige Schritte weiter durch den Wald wanderten, um wieder einen anderen schattigen Ort zum

Zeugen ihrer Orgien zu machen. Sie bliesen mit einer so furchtbaren Inbrunst und einer so tiefen Andacht falsch, daß es erhaben zu sehen und zu hören war. Da sie sich bei ihrem Spiel weniger auf ihre Kunst als auf den lieben Gott verließen, und dieser ihnen offenbar gar nicht zu Hilfe kam, so war das Resultat unbeschreiblich. Insonderheit das Bombardon, das durch des Basses Grundgewalt doch die ganze Geschichte zusammenhalten sollte, machte die unvermutetsten Sprünge, gleich einem Pferde, das, anstatt auf dem Wege zu bleiben, mit seinem Reiter fortwährend über die Seitengräben setzt. Da nun auch der Posaunist seine Züge entweder zu lang oder zu kurz einrichtete, und das Horn seine eigenen verbotenen Wege wandelte, so ergab das eine Zusammenwirkung, die wahrscheinlich nicht beabsichtigt, dafür aber desto origineller war. Zu Anfang konnte man immer noch erkennen, wo sie hinaus wollten und welchem Stücke sie zu Leibe gingen, doch da im Verlauf der Sache ein jeder an seinem eigenen Takte festhielt, so waren sie bald weit auseinander, wie drei verirrte Hammel, die im Walde schmerzlich blöken. An dieses Schicksal schon gewöhnt und durch manche Erfahrung belehrt, daß sie sich nun doch nicht wiederfinden würden, hörten sie dann auf und fingen unverdrossen wieder von vorne an.

Ich habe den Bombardon-Verein an verschiedenen Sonntagen des vorigen Jahres beobachtet, und obwohl dann der ganze Wald im Umkreis einer halben Stunde durch diese grausigen Töne akustisch verseucht war, so konnte ich diesen jungen Menschen doch nicht zürnen. Der dämonische Reiz, den jede ehrliche Tollheit auf mich ausübt, zwang mich jedesmal, den Tönen nachzugehen und die vier Musenjünger aufzusuchen. Die respektvolle Aufmerksamkeit, mit der ich aus einiger Entfernung ihren Vorträgen folgte, schien ihren Beifall zu finden und feuerte sie zu immer höheren Leistungen an. Sie kamen allerdings dadurch nur noch schneller auseinander. Wie erfüllt von der Wichtigkeit seines Postens und wie stolz auf die Leistungen seiner Freunde war der Musikfreund, der als Notenpult diente! Was hätten sie ohne ihn auch wohl anfangen wollen? Wie bliesen die anderen drei die hageren Backen auf bei ihren schwierigen Instrumenten, die alle viel Puste erfordern. Die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, und die Gesichter sahen ganz knollig aus. Ich dachte mir, für die Ausbildung ihrer Lungenflügel dürften diese Übungen nur heilsam sein, und ich konnte ihnen nicht zürnen, weil ich sah, daß sie glücklich waren.

Ich dachte mir, diese Sonntagnachmittagstunden seien vielleicht die Licht- und Glanzpunkte ihres Lebens. An den Wochentagen hockten sie vielleicht in dumpfen Werkstätten an sonnenlosen Höfen, aber am Schluß der Woche stand es, wie wenn man am Ende eines düsteren und feuchten Kellerganges leuchtendes Grün und nickende Blumen sieht, dort war der Sonntag, wo man hinauszog in den Wald und unter grünen Bäumen die edle Kunst der Musik pflegte. Und wenn sie dies auch in scheußlicher Weise betrieben, so darf man sich doch nicht wundern, daß sie daran Vergnügen hatten. Denn die allgütige Gerechtigkeit hat es also eingerichtet, daß sie dem ohnmächtigen Dilettanten als Ersatz das uneingeschränkte Vergnügen an der Ausübung seiner vermeintlichen Kunst beschert, während diese dem Meister, der sich nie genug thut, nur ewige Arbeit und rastloses Ringen bedeutet. Und also ist es gut.

Ich dachte mir, wenn einer dieser jungen Menschen am Abend nach vollbrachter Arbeit dem andern auf der Straße begegnet, dann reden sie vom letzten Sonntag, wo sie mit dem „Hohenfriedberger“ so fein abgeschnitten haben nach ihrer Meinung, und wie „buse“ es geklungen hat: „das Meer erglänzte weit hinaus.“ Und sie trennen sich mit dem Ausspruch: „Na, also uff nächsten Sonntag — da woll'n mir aber mal feste wieder Musike machen!“

In diesem Jahre bin ich noch nicht wieder in jenem Walde gewesen und weiß daher nicht, ob der Bombardon-Verein dort noch sein Wesen treibt. Aber am nächsten Sonntag will ich mich aufmachen und mich nach ihm umsehen. Sollte ich ihn nicht wiederfinden, würde es mir leid thun!

Orientalin. Gemalt von Tito Conti.
(Verlag von Gustav Schauer in Berlin.)

Digitized by Google

Der Freiherr von Tollenstein.

Von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

(Abdruck verboten.)

Im Speisesaal des Diplomatenklubs einer süddeutschen Residenz war das Diner zu Ende gegangen, die breite, mit Aufsätzen und Blumen geschmückte Tafel war geräuschlos abgeräumt worden, und ein Hausmeister, auf den Sohlen seiner Lackschuhe zum großen Mittelfenster gleitend, zog den schweren Plüschvorhang ein wenig zur Seite, so daß die abendliche Sonnenflut des frühlingskündenden Märztages über das eichene Getäfel, die Ledertapete des tiefen Gemaches Streifen werfen durfte, hier eine Kante vergoldend, dort im Knaufe einer Kristallflasche Glanzfäden spinnend, oder, zurückgeworfen, eine finstre Ecke mit schachbrettförmigen bunten Lichtfeldern füllend. Im Hintergrunde einiger Gemächer schimmerte durch Cigarrettendunst grünlich mattes Lampenlicht, und eine schleppende Stimme erhob sich zuweilen, den Betrag einer soeben gebildeten Bank ausrufend. Im Speisezimmer, an einem Tischchen in der Nähe des Fensters, saß als verspäteter Gast der Legationsrat Baron Rottberg. Seine Erscheinung war eine korrekte, angenehme; noch erschien sein Haar voll, sein Bart glänzend, kaum hätten die genauesten Späherblicke einzelne stahlgraue Fäden an den Schläfen, einzelne tiefere Falten an den Augenwinkeln entdecken können. Er war ein Bevorzugter des Lebens; kühl, klug, reich, erfreute er sich der Anwartschaft auf einen hohen diplomatischen Posten, welcher ihm binnen kurzem zu Teil werden sollte. Er befand sich bei Hofe sowie in auserlesenen Gesellschaftskreisen vortrefflich angeschrieben, war ein Gegenstand der Aufmerksamkeit aller heiratsfähigen Damen der drei ersten Rangklassen und galt im ganzen für das Urbild eines beneidenswerten, mit seinen Losen wohlzufriedenen Mannes. Vom Anbeginne seiner Laufbahn dem auswärtigen Amte beigesellt, war er des geräuschlosen Lebens der gemütlichen Residenz gewöhnt geworden und hatte sich auf den weichen Flügeln desselben so langsam bis an die Schwelle des vierzigsten Jahres tragen lassen. Seiner Behaglichkeit drohten jedoch seit einiger Zeit Stunden finstern Mißbehagens, Anwandlungen unerklärlicher Unruhe, die ihm zu denken gaben. Wie der Baron jetzt im Sessel zurückgelehnt saß, vor sich die unberührten Bestandteile eines ausgesuchten Nachtisches, sah er weder froh noch freundlich aus. Der warme Frühlingstag, welcher nach kurzem Tauwetter dem Winter ein so entschiedenes Ende bereitet, daß an die Möglichkeit der Rückkehr desselben niemand denken mochte, indem die Leute meinten, das erste Grün schimmern sehen, sowie das Jubilieren noch nicht vorhandener Vogelstimmen hören zu müssen, hatte es dem Freiherrn angethan, ihn aus der gewohnten Stimmung hinausversetzt und seine empfindlichen Städternerven in unbehagliche Schwingungen gebracht. Er legte die schwere Regalia, welche er soeben angezündet, auf den Rand seiner Tasse und schob diese nebst dem silbernen Kännchen weit von sich. Das Blut schoß ihm zu Haupte, ihn befiel eine dumpfe Beklemmung; als dies lästige Gefühl gewichen, fühlte er sich erschöpft, verstimmt, überreizt. Einige jugendliche Attachés mit Augenglas und kahlem Scheitel kamen in den Saal, wechselten einige müde Worte und warfen sich dann brütend in die breiten Sessel des Nebenzimmers. Ein Gardeulan kam sporenschlurrend, eine Sportzeitung haltend, vorüber, erzählte in der Offiziersprache, daß Blunzelwitz kolossalen Kauf gethan, in Budapest die Niniche vom Prätendent aus der Belle de nuit geklaimt, gähnte alsdann mehrmals und trug schließlich seine gelangweilte Persönlichkeit in das Spielzimmer zurück. Als er gegangen war, überkam den Legationsrat von neuem jenes unbeschreibliche lähmende Mißbehagen. Bin ich denn krank, dachte Rottberg bei sich, indem er gewaltsam sich aufrichtete, oder ist es nur die Langeweile, die mich umkrallt hält, die nackte, trostlose, öde Langeweile? Ich fange an zu verkommen in dieser Umgebung, zu verdummen bei diesen ewigen Diners und

Whistpartieen. Ich komme mir leer vor, wie eine ausgenommene Strohpuppe; es ist kein Leben, das ich führe, es ist ein saftloses Vegetieren. Das muß ein Ende nehmen. Ich glaube, es ist hohe Zeit für mich, mit dieser Lebensweise zu brechen; ich werde alt. Und da wäre es vielleicht am besten — wenn ich heiraten würde. Vieles versäumt, vieles verträumt ... wird es noch Zeit sein?

Er zuckte fröstelnd zusammen, es war ihm, als schritte, wie man im Volksmunde sagt, ein Spielmann über sein Grab. Er füllte aus der bauchigen Flasche, die vor ihm stand, ein Kelchgläschen mit Chartreuse und leerte es hastig. Die Flüssigkeit durchströmte ihn heiß, wie mit neuer gewaltsamer Lebenskraft. Die Fenster auf! winkte er einem vorbeigleitenden Diener.

Heiraten —

Hatte er jemals geliebt? Nein. Den ihn umwerbenden Müttern, den jungen, lächelnden, augenwerfenden Damen stand für seine scharfen Blicke in allzudeutlicher Weise die Kampfesfalte um die passende Versorgung zwischen den Augenbrauen geschrieben. Gab es denn unter den vielen blühenden Mädchengestalten, die er im Laufe der Jahre über dem weltbedeutenden Parkette der Hofbälle hatte kommen und schwinden sehen, nicht eine, welche er sich mit freudiger Regung, mit Stolz an seine Seite gewünscht hätte, gab es denn keine Erinnerung, bei welcher sein kühles, weltmännisches Herz hätte liebend verweilen und höher schlagen mögen? Nein, aus dem Bereiche der Hofbälle und sonstiger Feste, aus jenem gesamten unwahren, auf Schein und Unnatur beruhenden Trugleben, das mit dem Begriffe Gesellschaft verknüpft ist, hatte er sich keine irgendwie reine, starke Erinnerung retten können. Aber dennoch, dennoch begann jetzt eine solche in ihm aufzuleben, freilich stieg diese nicht mit blendenden Schultern aus dem glanzgebadeten Dunstkreise der Residenzbälle empor, sondern weit eher löste sie sich najadenhaft vom Dämmergrün eines ausgedehnten Waldes, in dessen Tiefe, und nur auf sehr schlechten Wegen erreichbar, das erheblich baufällige Schloß des alten Vetters Irmeldingen sich einstmals zu erheben pflegte. Es stand sonder Zweifel noch jetzt, so gut oder so schlecht es dies früher zu thun vermocht hatte, und Rottbergs Lippen teilte ein Lächeln, als er eines vor Jahren abgestatteten Besuches bei dem absonderlichen unpraktischen Vetter Hinterwäldler und dessen rühriger, lebensfrohen Gemahlin gedachte, sowie der gesamten altväterischen Weise, in welcher jene Menschen inmitten uralter launenhafter Dienstboten, unter einem Dache, das an mehr als einer Stelle den Regen durchließ, ihr Dasein abspannen. Er erinnerte sich unklar einiger Begebenheiten, die ihn, den scharfsichtigen Lebemann, damals erheiternd angemutet hatten wie gelungene Scenen eines Lustspiels, der Verlegenheit, mit welcher die Hausfrau so manches Mangelnde oder Ungehörige auf häuslichem Gebiete verbergen gewollt, welches nur allzuunverholen die Kritik des verwöhnten Gastes herausforderte.

Über jener nicht mehr deutlichen Vorstellung von altväterischen Menschen, die sich in halbleeren Zimmern zwischen verschlissenen Rokokomöbeln bewegten, zog nunmehr, immer deutlicher werdend, immer größere Gewalt gewinnend, das Bild der einzigen Tochter jenes höchst ungleichen Ehepaares auf, die liebreizende Erscheinung eines sehr jungen Mädchens mit lichtdurchschossenen Augen und fliegendem Blondhaar, das ein mattfarbiges Band lose durchschlang. Es waren eigenartige und ungewohnt freundliche Gedanken, denen Rottberg sich hinzugeben begann. Entsann er sich recht, so hieß sie Gabriele und wurde damals Gabi genannt. Wie hübsch mußte sie inzwischen geworden sein, vornehm, schlank, eine unberührte Waldblume. Die wenigstens war, und das aus guten Gründen, nie zu Hofe geführt, nie zur Jagd auf den Mann abgerichtet worden. Wirklich, wenn er sich überhaupt zum Heiraten entschlösse, so müßte Gabriele die Rechte sein, eine passendere Partie dürfte er vermutlich niemals und nirgends finden. Der Vetter galt freilich für arg verschuldet, aber gleichviel; die Familie, mit jener Rottbergs entfernt verwandt, war trotzdem eine vortreffliche. Und das Alter? Rottberg fand nach einigem Rechnen, daß Gabriele etwa neunzehn Jahre alt, demnach fast um das Doppelte jünger sein müsse, als er selbst es war. Gleichviel, darin lag kein allzugewaltiger Abstand, und möchte Gabriele diesen wirklich in Betracht ziehen, so würde sie ohne Zweifel einsehen, daß Rottberg ihr für den kleinen

Rechnungsfehler der Vorsehung genügend Ersatz schaffen könne durch Reichtum und glänzende Stellung. Ja, die Sache sah sich von allen Seiten aus leicht und glücklich an. Rottberg schalt sich, daß er nicht früher daran gedacht, die Hand nach einem Kleinod auszustrecken, dessen Vorhandensein kein Glücksjäger ahnte, und das von der grünen Waldeinsamkeit umgittert aufwuchs, gleichsam als sei es nur für ihn, grade für ihn gehütet worden.

Draußen lag auf den grauen Wegen der Anlagen, auf den laublosen Platanen ein zarter, schmelzdurchhauchter Schimmer, es war sicherlich Frühling geworden. Schon strömten die Spaziergänger zahlreich dem Stadtgarten zu, Kinder boten kleine Sträuße von Krokus und Anemonen feil; die Abendsonne glühte in den Mansardenfenstern ferner Häuser und warf in unerschöpfter Prachtliebe auf alles Glänzende ihre feinen Strahlenpfeile, blitzend, spielend, Glanz lockend, Glanz weckend, flimmernd herabschießend bis in die Kinnketten, bis in die silberplattierten Geschirrteile der edlen Pferde, welche am Portale vor Rottbergs Wagen hielten, reglos, nur zuweilen die Ohren spitzend oder die feinen hochaufgesetzten Köpfe ungeduldig emporschnellend. Weithin über den nassen Ackerschollen der großen Tiefebene, ganz am Horizonte, bauten sich in der seltsam klaren Abendluft, nur scharfen Augen sichtbar, dunstblaue Kuppen auf mit weißen, schroff eingerissenen Schneelichtern darüber, — das Hochgebirge. Rottberg sah es und faßte raschen Entschluß. Dort lag Tollenstein, sein Gut, das er jahrelang nicht besucht hatte, dort mußten jetzt die Sturzbäche niedergehen zwischen brausenden Tannen, mußten im bittern Morgenwinde auf den Kuppen die Birkhähne schleifen und rodeln. Dort lag auch Irmeldingen. Rottberg ließ sich ein Schreibzeug reichen, bat seinen Chef, das etwas beschleunigte Verfahren thunlichst entschuldigend, um Urlaub, hieß seine Koffer für den Nachtzug in Bereitschaft setzen und ward — was die gesamte Residenz für undenkbar gehalten hätte — im Diplomatenklub fürder nicht mehr gesehn. — — — — — — — — — — — — — — —

Als Rottberg nach mehrstündiger Nachtfahrt den Zug verließ, war die bestellte Extrapost auf der Station noch nicht eingetroffen. Er freute sich dessen, gab seinem Diener Anweisung bezüglich des Gepäckes und schritt im ersten Morgendämmern einen Waldweg hinan, der nach zweistündiger Wanderung in der Nähe des Tollensteiner Forsthauses ausmünden sollte. Bald lagen die Häuser des schlafenden Fleckens tief unter ihm. Allmählich wurde der Weg schlechter, und führte, von holprigen, unterspülten Wurzeln durchquert, kaum noch erkennbar, durch den Hochwald hin. Der Freiherr schritt unbeirrt in selbstgewählter Richtung weiter. Er war mit der Gegend genugsam vertraut, um zu wissen, daß er irgendwo einen Lichtweg finden oder an einen ihm bekannteren Teil des Waldes gelangen mußte. Die einsame Wanderung that ihm wohl. Die feuchte Waldluft, vom herben Geruche der Tannennadeln gewürzt, drang ihm frisch durch Haupt und Glieder. Die Müdigkeit und Abspannung seiner Städternerven wich einem jugendlichen, wohligen Kraftgefühle. Für nichts hätte er diesen Spaziergang über Geröll und modernde Tannenzweige mit der Ruhe in seinem breiten Himmelbette der Residenz vertauschen mögen. Er schwang kraftvoll den mitgebrachten Bergstock und strebte weiter. Der Tag konnte nicht fern sein und der Kamm des Bergrückens nicht mehr weit. Zwischen den riesigen Stämmen, in Mulden und Senkungen des Bodens, leuchteten weißliche Schneefelder, die der Tauwind noch nicht verzehrt hatte. Jetzt erwachten Stimmen. Zuerst der helle Sang einer Drossel, dann strich über das Steingeröll der Waldblöße jäh und unvermutet der zischende Kampfruf eines Birkhahns. Von den Höhen brach Wind herein und wirrte die nassen Kronen der Tannen. Der Wald lichtete sich, und im Osten wuchs der glänzende, hellblasse Apriltag empor. Natur, wie bist du herrlich, dachte Rottberg, tief atmend, und wie thöricht ist der Mann, der spät erst, am Lebensmittage, den Weg zu dir zurückzufinden trachtet.

Er schritt weiter; vor ihm lag ein lichter Hochwald, durch dessen Stammgewirr er die Strahlenpfeile der aufgehenden Sonne brechen sah. Wieder schlugen Stimmen an sein Ohr. Diesmal jedoch waren es Laute aus Menschenmund. An einer Waldblöße stand Schlagholz zur Abfuhr geschichtet. Auf einem Eichenkloben saß ein Bursche in Lederjoppe und Jagdhut, den Stutzen über dem Rücken. Er kaute an einem langen Grashalm und

seine Hand, die er weit ausgestreckt auf das Schichtholz gelegt hatte, öffnete und schloß sich wie unter dem Eindrucke versteckter Erregung. Vor ihm stand ein Mädchen in bäuerlicher Kleidung. Sie trug ein Seidentuch um Brust und Nacken, welches seltsam von der sonst einfachen Gewandung abstach. Sie schien mit einer Bitte in den Burschen zu dringen, denn sie rang die Hände mit kräftiger Gebärde, während er selber unmutig und halb verlegen zur Erde starrte. Endlich sprang er auf, so rasch und unwirsch, daß etliche Scheite, die er mit sich gerissen, in's Kollern gerieten. „Jetzt laß mich aus, Modei," rief er wild, „ich kann und mag nicht, das ist mein Wort, mein letztes, von dem ich nicht abgehe. Und du, schämen sollteſt du dich, daß du mir nachziehst und mich zum Gespött machst vor den Leuten drunten!" Sie rief ein wildes Wort und wollte sich ihm um den Hals werfen, er aber hatte abwehrend den Arm vorgestreckt und sie an die Schulter getroffen, so daß sie den Halt verlor, stolperte und auf das Scheitholz fiel, wo sie sitzen blieb, die Hände vor's Gesicht geschlagen. Der Bursche hatte, unbekümmert darum, sich auf dem Absatze umgekehrt und war zwischen den Stämmen verschwunden. Liebesidyll unter Naturkindern, sagte Rottberg spöttisch vor sich hin; irre ich indessen nicht, so bin ich auf Tollensteiner Revier und habe ein Recht, das hübsche Kind zu befragen, was für ein Leids ihr der Lümmel gethan hat. Nach einigen Schrttten stand er vor der Weinenden und bot ihr „Grüß Gott." Sie schreckte empor und wollte sich zur Flucht kehren, allein Rottbergs Wesen und seine freundlichen Worte, in welchen freilich eine leise, spöttische Färbung verriet, wie sehr ihn die Verlegenheit des Mädchens belustige, flößten ihr bald Vertrauen ein. Da der fremde Herr nun einmal gesehen habe, wie sie vor dem Anderl geweint, wie es der Unhold mit ihr getrieben, so möge er es ihrethalben wissen, daß sie den wüsten Menschen lieb habe. Er sei aber ein fürchtig stolzer, obwohl sein Stolz Bettelstolz sei, und er als blutarmer Waldläufer seinem Herrgott doch danken müsse, wenn der reiche Wiesthalbauer ihn zum Schwiegersohn nehmen wolle. Und sie selbst brauche doch auch nicht just in der Ecke zu stehen beim Kirchweih. Eine so viel wüste sei sie denn doch nicht. Dabei blickte sie jetzt den Freiherrn forschend, halb lächelnd an, als wünsche sie eine Bestätigung ihres Urteils zu hören, mit welcher denn Rottberg auch keineswegs zurückhielt. Das Mädchen erschien ihm für eine Bäuerin ungewöhnlich anziehend, sie hatte eine nicht allzuderbe Gestalt, ein regelmäßiges Gesicht mit schwarzen, südlichen Augen, deren Ausdruck nur zuweilen durch ein seltsames, wirres Aufflackern vorübergehend gestört wurde. Er sprach ihr Trost zu, meinte, daß der Forstgehilfe, der ein so sauberes Mädel nicht wolle, ein gewaltig verwöhnter Schlingel sei, dem sein Herr, der Baron, einmal gehörig den Kopf zurechtsetzen müßte. Des Mädchens Gesicht, welches heller geworden war, verzog sich wieder zum Weinen. „Wenn das mein Trost wäre," sprach sie, „dann müßt ich halt warten, bis Lichtmeß auf Ostern fiele. Unser Baron fragt nicht nach seinen Bergen; der fahrt in der Residenz auf Gummirädeln und kümmert sich nicht um uns. Und ist doch so schön, die Tollensteiner Riß, so gar viel schön!"

Rottberg lachte, allein die Wahrheit, die er eben zu kosten bekommen, schmerzte gründlich. Dafür schwur er im stillen, in die Vorsehung eingreifen und den Herzenswunsch des Mädchens erfüllen zu wollen, falls dies irgend möglich sei. Und er besaß einen festen Willen. Für jetzt ließ er sich den Namen seiner Klientin wiederholen. . . die Wiesthalbauermodei — verabschiedete sich mit dem Bedeuten, daß er ihr wahrscheinlich bald Nachricht vom Anderl senden werde, und schritt lächelnd durch den Hochwald weiter. Der Zwischenfall hatte ihn erheitert, und er sah überhaupt auf dieser Wanderung Gegenwart, Welt und Zukunft in Morgenbeleuchtung an. Allmählich jedoch begann die Beschwerde des Weges sich geltend zu machen und ihm Sehnsucht nach einer gebahnteren Straße zu erwecken. Der Wald senkte sich allmählich abwärts. Zwischen den Tannen und Lärchen begannen weiße Buchenstämme zu leuchten. Ein schmaler Pfad, von welkem Rasen besäumt, durchquerte die Lehne. Der Freiherr nahm ihn auf. Nachdem er etliche Zeit gegangen, vernahm er Schritte, die sich näherten. Vom Schatten verdeckt, den schlanke Haselstauden warfen, sah er einen Menschen nahen, in welchem er sogleich den Gehilfen erkannte,

den er vor einer Stunde im Gespräch mit Modei belauscht hatte. Der Bursche ging gesenkten Hauptes, offenbar in Gedanken vertieft. Den Hut hatte er zum Nacken geschoben, und ein Büschel rötlicher Haare drängte sich unter der Krempe hervorquellend über die finstere Stirne. Daß er ein Rottbergischer Waldhüter sei, ließ sich nunmehr genau an der schmalen, in Metall gepreßten Krone erkennen, die er am Hute trug. Als der Bursche bis auf ein paar Mannslängen herangekommen war, schreckte er auf und ließ die Hand jäh an den Stutzen fliegen.

„Zu spät, mein Bursch," lachte der Freiherr. „Wäre ich ein Wilderer, du hättest gelegen, eh' dein Schießeisen von der Achsel gekommen wäre. Ja, es ist im ganzen leichter, mit Dirndeln im Walde wüst zu thun, als Wilderer zu fangen, was?"

Des Burschen Gesicht verfärbte sich jäh. Dann nahm es den Ausdruck lohenden Grimmes an. „Was habt Ihr, wenn man fragen darf, im Walde zu schaffen?" entgegnete er heftig. „Was thut Ihr abseits der Straße hier auf dem Pirschpfade. Etwa spionieren? Habts etwa noch Gesellschaft bei Euch, und wer seid Ihr?"

„Sachte, mein Bursch," sprach Rottberg kühl, „das Fragen ist meine Sache. Möchtst gern wissen, wer ich bin? Wenn du deinen Schutzherrn noch nicht gesehen hast, reiß die Augen auf und schau mich an. Ich bin's. Und nun zeig mir den Weg zur Riesbachmatte, denn von dort finde ich mich allein nach dem Forsthause."

Der Gehilfe hatte den Hut vom Kopfe gerissen und sich aufgerichtet. Der Freiherr musterte ihn inzwischen mit wenig beifälligem Ausdrucke. Das Gesicht des Burschen war unschön, gewöhnlich, sein Haar in's Rötliche spielend. Nur der stahlgraue Blick schien auf Verwegenheit und Intelligenz zu deuten, aber dieser Blick war kein guter, trotz der angenommenen Demut, die sich zur Zeit in ihm ausprägte. Er machte auf den Baron einen schlechten, fast unheimlichen Eindruck. So winkte er dem Burschen voranzugehen und folgte nach, ohne seinen Führer eines Wortes zu würdigen. Gerne hätte er ihn hinsichtlich der Wiesthalbauernmodei befragt und womöglich sogleich seinem Willen in Sachen einer festen Gestaltung dieses Verhältnisses Ausdruck gegeben, allein der Mensch war ihm entschieden widerwärtig. Und um solch eines Gesellen willen weint sich das hübsche Mädchen die Augen aus, dachte er im Weitergehen. Nun, der Wille dieser Dorffee soll geschehen, wenn ich auch bezweifeln möchte, daß er ihr zum Himmelreich ausschlagen werde.

An der Riesbachmatte angelangt, verabschiedete sich der Freiherr durch eine gebieterische Bewegung von seinem Führer und erreichte bald das Forsthaus. Ein schöner Teckel lag vor der Thüre und fiel den Eintretenden mit wütendem Gekläff an. Der Förster erschien im Schlafrocke, eine Pfeife rauchend am Fenster, ließ jedoch vor Überraschung das lange Rohr sinken, als er den Baron erkannte. „Freiherrliche Gnaden hier, und dabei noch zu Fuße," sprach er mit höchstem Erstaunen, die Thür des Kassenzimmers öffnend und sich seines morgendlichen Anzuges halber entschuldigend. Der Baron beruhigte ihn und erzählte mit Behagen, daß er von der Station aus den Waldweg genommen habe, dann erbat er sich ein Frühmahl und that sich gütlich an dem harten Rauchfleisch nebst Enziangeist, welcher bitter und brennend zugleich trotz aller Selbstbeherrschung ihm ein Schütteln abnötigte. „Freiherrliche Gnaden belieben vielleicht meine Pflanzregister und Auktionsverzeichnisse einzusehen?" frug der Förster im Pflichteifer eines gewissenhaften und lobgewärtigen Beamten. Der Baron willigte ein; da er sich bewußt war, Vieles versäumt zu haben, war es ihm wünschenswert, an Ort und Stelle einen Einblick in den Stand der Wälder zu erlangen. Die Beschöftigung interessierte ihn. Es ergab sich, daß die Auktionen ergiebig gewesen waren und daß in der Forstkasse eine bedeutende Summe lagerte. Nach einigen Stunden brach der Freiherr die Revision ab und hielt nicht mit seinem Lobe zurück.

„Sind Freiherrliche Gnaden wegen der Hahnbalze gekommen," wagte der Förster zu fragen, „oder wollen der Herr Baron überhaupt eine Zeit bei uns bleiben? Das wäre ein großer Segen für die Herrschaft," fügte er hinzu, „denn die Leute klagen oft, daß sie den gnädigen Herrn so selten sehen."

Der Freiherr empfand wieder den leisen Vorwurf und antwortete nicht gleich. „Wie steht es mit Ihrem Forstpersonal?" frug er ablenkend. „Haben Sie unter Ihren Wald-

läufern einen gewissen Anderl? Wohl ein brauchbarer Mensch, nicht?"

Der Förster bejahte, über die Personalkenntnis des Barons erstaunt. Der Anderl sei unbedingt zu loben; ein pflichttreuer, nüchterner Mensch, besonders ausgezeichneter Schütze, er wisse mit der Kugel ein Licht auf sechzig Ellen auszuputzen. Doch habe er auch seine Fehler; namentlich sei er schier allzuscharf gegen Wilderer und gar nachsichtslos gegen Holzfrevler. Daher sei er in der Umgegend gut gehaßt. Ferner sei er seit einiger Zeit ein wenig laß und traumhaft geworden, dahinter stecke ein Weibergeschäft.

„Weiß es," unterbrach der Baron, „ein Verhältnis mit der Wiesthalbauermodei. Ist eine reiche Bauerntochter, nicht?"

Dem Förster entfiel diesmal von neuem die Cigarre, welche der Freiherr ihm aus seiner Tasche gereicht hatte; diese fabelhafte Kenntnis des Barons erstaunte ihn derart, daß er seine Verwirrung nicht zu verbergen vermochte. „Herr Baron werden also ebenfalls wissen," fuhr er zu Rottbergs großer innerlicher Belustigung fort, „daß die Modei an dem Burschen sozusagen einen Narren gefressen hat und ihm auf Schritt und Tritt nachsteht. Nun sollte man meinen, daß solch ein Bursche mit beiden Händen möcht zugreifen, namentlich, da das Mädel, Herr Baron wissen es vielleicht auch — bildsauber ist, und der Wieslochbauer alt, so daß der Schlucker Aussicht hätt', in ein paar Jahren sich als Hofbauer ins Fette zu setzen. Weit gefehlt, wie der Herr Baron wissen werden. Der Bursch mag von Heirat partout nichts hören. Sagt, er wolle im Walde bleiben. Mit der Modei gar solle man ihn nur auslassen. Die ginge ihm gegen die Haut, nun vollends, nachdem sie so gehabig auf ihn sei. Dabei bleibt der Dalk und könnte sich doch gottestausendmal freuen, wenn ihn überhaupt ein Mädel will. Denn er ist ein Findelkind und von der Gemeinde um Barmherzigkeits willen aufgezogen. Hüterbub ist er gewesen, und das Brot war stets rarer bei ihm, als die Schläg es sein thaten. Daher mag's kommen, daß ihm nirgends wohler ist als im Wald, und daß er schier Furcht hat vor dem Wohlleben als Bauer, denn ein Hühnerhund, der nichts bekommen hat als Schwarzbrot, läuft weg und thut kein Bratel nehmen, wenn man ihm nämlich eins gibt, wie der Herr Baron wissen werden. Nun halte ich submissest dafür, daß auch der Bub es just treibt, wie ein recht hart gehaltener Köter, und hat der einmal seinen Willen, werden weder Prügel noch Gutthaten viel dabei ausrichten."

Rottberg hatte sich inzwischen im Stuhl zurückgelehnt und spielte mit den Hirschhorngriffen, welche die Armlehne des Sessels verzierten. „Mein lieber Herr Förster," erwiderte er endlich, „was Sie sagen, ist alles ganz richtig und gut. Ich habe aber bisher" — und hier lehnte er den Kopf zurück und schloß um ein weniges die Augenlider — „allzuwenig Zeit gehabt, mich um die inneren Verhältnisse Tollensteins, sowie um das Wohlergehen meiner eigenen Leute zu bekümmern. Dies soll, hoffe ich, von jetzt ab anders werden. Und um gleich damit zu beginnen, kann es mir nicht gleichgültig sein, daß einer meiner Beamten ein anständiges Mädel einerseits in den Mund der Leute bringt, und daß andererseits er aus purer Dummheit das Glück mit Füßen von sich stößt. Man muß hier ein wenig eingreifen, und es ist daher mein Wunsch, Herr Förster, daß Sie den Anderl zu bewegen suchen, je eher desto lieber die Wiesthalbauerntochter heimzuführen, wenn ihm, unter uns gesagt, der alte Wiesbauer nicht mit dem Zaunstecken heimleuchtet."

„Das nun nicht," sprach der Förster nachdenklich; „denn die Tochter haltet den alten Mann am Schürzenbandel. Nur eben beim Anderl wirds hapern, nur beim Anderl. Aber halt, Herr Baron," fuhr er fort, indem er einem plötzlichen Einfalle Raum gab. „Den Zipfel wüßt ich doch wohl, an dem man ihn packen möcht, den Buben, daß er sich nicht losdrehen könnt, trotz allem Gesperr. Verhaßt ist er bei den Bauern, wie der Herr Baron wissen, weil er gar so scharf paßt auf die Holzfrevler. Könnt also nirgends einstehen als Knecht, nähm ihn Keiner, und wenn er ihn umsonst thät kriegen. Sprechen aber der Herr Baron: Ich brauch' dich nicht mehr, so muß der Anderl außer Lands, und das wäre sein Tod, weil er am Walde gar so viel hangt, und er auch hter im Forsthause sein Bissel Heim gefunden hat. Daher meine ich, daß man dem Dalk auf dtese Weise zum Glück verhelfen könnt. Möcht gleich mit ihm reden, Freiherrliche Gnaden, es ist elf Uhr, und um die Zeit muß er hier sein zum

Streckenrapport. Thäten nicht der Herr Baron derweilen ein wenig ausrasten im Wohnzimmer? Ich bin geschickter, wenn's gütlicher Zwiesprach gilt, mit meinen Leuten unter vier Augen zu reden."

Der Baron lächelte und folgte der Weisung. Bald darauf erbebte das Haus von der fürchterlichen Donnerstimme des Försters, mit welcher dieser die gütliche Fürsprache abhielt. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien er ziemlich rot und erhitzt im Wohnzimmer.

„Abgemacht ist die Sache, gnädiger Herr," sprach er vergnügt, „und der Bursche hat Raison angenommen. Würd aber, schätz ich, just so gut die alte Wiesthalbäuerin genommen haben, um nur nicht fort zu müssen aus dem Wald. Na, jetzt haben der Herr Baron nächstens einen verheirateten Mann mehr und dem Bursch ist zum Glück geholfen. Ein hartes Stück Arbeit wars aber allerwege."

„Ist der Bursch noch da?" frug der Freiherr zufrieden lächelnd. Als der Förster es bejahte, ging er hinüber nach dem Kassenzimmer. Da stand noch der Anderl; den Hut hatte er zwischen den Händen zerrungen wie einen Haderlumpen, die Unterlippe hielt er zwischen den Zähnen geklemmt.

„Na, Anderl, das ist gescheit, daß du dich besonnen hast," sprach der Freiherr freundlich. „Doch sag' mir nun, warum du dich so lange gesperrt hast gegen dein Glück, und noch dazu gegen ein Glück, das so bildsauber ausschaut?"

Der Bursche richtete den Kopf auf und sah erst den Freiherrn, dann den Förster mit dem Zuge gebrochenen, ohnmächtigen Trotzes an.

„Weil ich hätte ledig bleiben wollen," sprach er finster, „denn der Wald ist meine einzige Liebe, und bei den Menschen finde ich eh kein Glück."

„Ja, mein Bub," lachte der Freiherr. „Glücklich sein darf nicht ein Jeder auf dieser Welt, und mit der Liebe ist's gar meist gefehlt. Ist nur eine rechte Liebe, und die wächst im Himmel droben. Mußt nachschauen, daß du sie findest." Er hatte sich erhoben, öffnete die Thür des Kassenschrankes und nahm einen Tausender heraus. „So, da hast du ein Geld," sagte er, „damit du nicht arm bei der Modei vorzusprechen brauchst."

Der Bursche zögerte.

„Die Hand küßt dem Schutzherrn," schrie ihn der Förster an.

„Schon gut," wehrte der Baron, „du kannst gehen." Dann wandte er sich wieder dem Förster zu. „Nichts Neues in der Gegend," frug er, „keine Streitigkeiten, keine Gebietsveränderung unter Nachbarn?"

„Auf Irmeldingen ist's rückwärts gegangen mit der Herrschaft," sagte der Förster. „Der alte Herr soll das Gut nicht länger halten können. Es heißt, die Gläubiger wollen den alten Herrn zwingen, den ganzen herrlichen Wald auf dem Stamm zu verkaufen. Es ist ein Jammer, und er kann mir wirklich leid thun."

„Wer?" fragte der Baron leichthin.

„Der schöne Wald, gnädiger Herr."

„Ja, ja," meinte der Baron. „Übrigens kommt dort mein Wagen," fuhr er fort, „wollen Sie gütigst sagen, daß man das Gepäck nicht ablade. Ich fahre weiter nach Irmeldingen." —

Nach langer Fahrt durch knospenden Eschenwald, über dem die bräunlichblaue Beleuchtung eines ersten Frühlingstages lag, sah Rottberg den zwiebelförmigen Schloßturm Irmeldingens auftauchen. Der Turm war mit den Jahren schief und unbewohnbar geworden. Auch über die Wohngebäude schien die Zeit nicht gerade verjüngend hinweggegangen zu sein. Als der Wagen vorgefahren, regte sich nichts zur Begrüßung. Ein Ziehen des verrosteten Glockenzuges erwies sich als fruchtlos, das Peitschenknallen des Kutschers vermochte ebensowenig ein lebendes Wesen herbeizurufen. Nur ein einsamer Hahn stolzierte über den welken Rasenplatz, und ein magerer, schwarzer Kater, der im Sande gelegen hatte, kam näher und rieb sich schnurrend, mit hochgehobenem Schweife an den Treppenstufen. Rottberg verließ den Wagen, um selber Umschau zu halten; da ihm aus einem schuppenartigen Gebäude abseits der Einfahrt Hammerschläge zu dringen schienen, begab er sich dorthin. Als er die Lattenthür öffnete, trat ihm der Besitzer Ermeldingens in Person entgegen. Der alte Herr trug einen Arbeitsanzug und einen grünen Augenschirm, den er jetzt in die Stirne schob, um den Eintretenden besser mustern zu können.

„Kommen Sie wegen der Erfindung?" frug er mißtrauischen Blickes, dennoch fast bittenden, einschmeichelnden Tones.

Der Schlaf der Blumen.
Plaſtiſche Gruppe in der Gartenbau-Ausſtellung zu Chicago. Von Loredo Taft.

„Wegen welcher Erfindung?“ frug jener erstaunt und ihm lachend die Rechte bietend. „Erkennen Sie Ihren alten Freund und Vetter nicht wieder?“

In das Gesicht des alten Herrn kam eine leise schmerzliche Enttäuschung, dann gewannen seine seinen Züge den Ausdruck milder Freundlichkeit wieder. Er stammelte Einiges von großer, lieber Überraschung und versuchte inzwischen verlegen, sich der großen Schürze zu entledigen. Als ihm dies gelungen, verschloß er die Lattenthür mit Sorgfalt und leitete seinen Gast zum Wohngebäude.

„Entschuldigen Sie den schlechten Empfang, lieber Vetter,“ bat er mit seiner freundlichen, etwas müden Stimme. „Meine Leute haben Ihr Kommen überhört. Wir besitzen alte, treue, aber ein wenig harthörige Diener, ich will sie jedoch gleich zusammenrufen.“ Bei diesen Worten ergriff er einen seitwärts der Thür hängenden Drahtzug und setzte, anhaltend an demselben reißend, eine große Hausglocke in Bewegung. Dieser Glocke, welche verrostet oder geplatzt war, entrangen sich Töne, denen keine Taubheit Widerstand entgegenzusetzen vermocht hätte. Aus der Thür schoben sich so eilig als sie es konnten, drei altertümliche Gestalten und stellten sich zitterig, wackelnd, aber gewohnheitssicher in Reih und Glied auf, ein jeglicher seine Verbeugungen machend. „Unser Gesinde“ — erklärte der alte Herr mit winkender Handbewegung.

Des Barons Blicke hingen mit voller Erwartung an der Thür. Mit innerlichem Herzklopfen schritt er an der seltsamen Leibgarde, welche Spalier bildete, vorüber und betrat das Haus. Der alte Herr erteilte inzwischen seine Befehle.

„Er, Nepomuk, trägt den Koffer des Herrn Barons, der Gärtner hilft ihm, und sie, Dorette, geht wieder in ihre Küche. Den Koffer des gnädigen Herrn tragt in's ... ja wohin? Wo ist meine Frau, Dorette?“

„Ich danke, gnädiger Herr, es geht heute besser,“ erwiderte die Alte knixend.

„Wo meine Frau ist, frage ich,“ wiederholte Herr von Irmeldingen so laut er konnte, indem er mit der hohlen Hand ein Sprachrohr bildete.

„Hier bin ich, lieber Mann,“ rief eine wohltönende Frauenstimme dazwischen.

„Grüß Sie Gott, Vetter Rottberg!“

Als er sich umwandte, reichte ihm soeben Frau von Irmeldingen die rundlichen, mit schwarzem Halbhandschuh bekleideten Finger zum Kusse. Sie war eine noch jugendliche, lebhafte Dame, welche Spuren großer einstiger Schönheit trug. In ihrer Jugend war sie als Hofdame bei jetzt verstorbenen Prinzessinnen eine Zierde der Residenz gewesen, bis die unüberlegte Liebesheirat mit ihrem schon damals unbemittelten Gatten sie ihrer glänzenden Stellung entrissen hatte. Aus jener in höchsten und allerhöchsten Kreisen verlebten Zeit war ihr ein Abglanz höfischer Förmlichkeit geblieben, ein Gepräge von Grandezza, das zuweilen sich seltsam abhob von ihrer jetzigen, des alten Glanzes beraubten Umgebung. Auch der Empfangssaal derer von Irmeldingen verdiente nicht, glänzend genannt zu werden, und in dem großen, öden Raume erschienen die sechs steifen, ungleich gepolsterten Stühle, welche so ziemlich das einzige Mobiliar ausmachten, gleichsam zu verschwinden. Während des Austausches der ersten Begrüßungen ließ Rottberg unwillkürlich seine Blicke nach der Thüre wandern; er hoffte, daß diese sich aufthun und der längst erwarteten Mädchenerscheinung in hellem Kleide Raum geben würde. Das helle Kleid jedoch wollte nicht aufleuchten, dagegen sah Rottberg bei einer Kopfbewegung plötzlich in der entlegensten Ecke des Gemaches neben Hundeleinen und verrostetem Jagdgerät den Mantel eines Infanterieoffiziers hängen. Ein Gefühl lähmender Enttäuschung legte sich auf seine junge Freude. Er war nicht der einzige Gast, dem erhofften, ungestörten Beisammensein würde ein Dritter beiwohnen, bestenfalls ein gleichgültiger Dritter, vielleicht aber auch ... er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Du bist lächerlich überreizt, sprach er zu sich selber.

„Wie geht es Ihrer Fräulein Tochter?“ frug er, eine Äußerung der redseligen Baronin hastig, fast ungeschickt durchschneidend, „sie muß groß geworden sein, und schon als Kind versprach sie, dermaleinst ihrer gefeierten Mutter zu gleichen.“

Die Baronin lächelte geschmeichelt.

„Gabriele wird sich freuen, Sie zu sehen und wäre gewiß hier, wenn Sie Ihr Kommen gehört hätte. Sie ist im Garten mit Vetter Norbert.“

„Und wer ist Vetter Norbert, wenn

man fragen darf? Ist er Besucher wie ich oder hat er das Glück, ein ständiger Gast auf Irmeldingen zu sein?"

Die Baronin verneinte hastig. „Norbert," erklärte sie, „ist ein entfernter Verwandter, stammt aus der Seitenlinie der Irmeldingens und erhielt seine Erziehung im Pagenkorps. Seitdem steht er als Offizier in unserer Grenzfestung und kam vor etwa vierzehn Tagen hieher, um Vermessungsarbeiten und Bodenstudien vorzunehmen. Wie es scheint, sollen in hiesiger Gegend große Manöver abgehalten werden, und hätten wir bei der Gelegenheit zahlreiche Einquartierung aufzunehmen."

„Da sei Gott vor," meinte der alte Herr aufrichtig bekümmert; „denn so viele Menschen und Pferde tagelang zu verpflegen, wäre für uns eine Unmöglichkeit."

Frau von Irmeldingen fiel ihm mit einer ablenkenden Äußerung rasch ins Wort.

Rottberg vermochte seine Ungeduld nicht länger zu verbergen. „Wenn Sie erlauben," sprach er, „so suche ich Fräulein Gabriele auf, um ihr meine Huldigung darzubringen: der Weg zum Garten ist mir von früheren Jahren her noch wohl bekannt."

„So entschuldigen Sie mich," entgegnete die Frau Baronin. „Ihre Ankunft war eine unerwartete Freude, und ich möchte Anordnungen treffen für das bestmögliche Unterkommen eines so lieben Gastes."

Rottberg bat, sie möge um seinetwillen keine Umstände machen, er fühle sich hier so wohl und glücklich wie ein Kind des Hauses. Dabei küßte er abermals ehrerbietig die ihm entgegengereichte Hand der ehemaligen Hofdame und begab sich mit mühsam verhehlter Ungeduld auf den Weg. Ein langer, mit Buchsbaum eingefaßter Gang führte in die Tiefe des Gartens, welch letzterer, ursprünglich nach großem Plane angelegt, allmählich den Nützlichkeitsprinzipien unterlegen war, wovon zahlreiche Gemüsebeete, eine wildernde Rankenwirrnis von Himbeersträuchern, die sich wuchernd ausbreiteten, Zeugnis ablegten. Über dem kahlen Rankengewirr hoben sich weit abseits schwarze, dem Schnitt entwachsene Taxushecken. Sie faßten kurze, verworrene Gänge ein, welche, als Überreste eines ehemaligen Labyrinthes, Zeugniß ablegten von vergessener Gartenkunst und verschollenem Frohsinn der Altvordern. Vor dem Eingange stand, aus bröckelndem Sandstein geformt, ein grinsender Pan; hinter dem Irrgarten führte der Weg in weicher Biegung durch Buschwerk, welches aus den Wurzelstöcken gefällter Waldbäume emporschoß. Durch die schwachen Stämmchen leuchteten bunt die Aufschläge der bescheidenen Infanterieuniform, dann sah Rottberg von weitem Gabriele und Norbert. Sie gingen langsam nebeneinander, versunken in tiefes Gespräch, ihre Gestalten zeichneten sich scharf ab vom fliederfarbenen Frühlingshimmel. Rottbergs Herz begann heftig zu schlagen. Seine Schritte knirschten in der Nachmittagsstille hörbar über den Kies; die Wandelnden kehrten sich betroffen um. Über Gabrielens Gesicht zog sich eine leise Röte als Rottberg seinen Namen nannte, doch ihr tiefes, klares Auge senkte sich nicht vor dem seinen während sie ihm die Hand bot, und kein Schatten der Verlegenheit überflog ihre schönen, offenen Züge. Rottbergs Stimme dagegen bebte, und er sprach, in ihr Anschauen versunken, die wenigen einleitenden Begrüßungsworte so feierlich und ernst, als redete er zu einer Königin. Er erlangte sein Gleichgewicht erst wieder, als Gabriele ihm ihren Begleiter vorstellte. Die beiden Männer empfanden jäh das unwiderstehliche Gefühl der Gegnerschaft, und es fiel die Bewegung, mit welcher Rottberg dem jungen Offizier die Hand reichte, mehr als kühl aus. Da die Höflichkeit erforderte, daß der Platz an Gabrielens Seite dem Letztgekommenen verblieb, so empfahl sich der Offizier, sein Fortgehen mit dringender Arbeit entschuldigend.

Gabriele hatte den Weg nach dem Schlosse eingeschlagen, und Rottberg folgte ihr. Was er sprach, wußte er nicht, auch ihre Stimme drang zu ihm fremd und silbertönend, wie aus weiter Ferne. Er empfand nur, daß er sich unendlich glücklich fühle, und daß der Weg kein Ende hätte nehmen mögen. Gabriele trug ein Gewand von feiner grauer Wolle, das der Aprilwind, der in Stößen durch die laublosen Zweige brach, am Saume zerrte, zurückwarf und ihre zarten Knöchel, ihre schmalen, gegen den Wind tapfer ankämpfenden Füßchen preis gab, das ganze Gewebe fester und dichter um die schlanke, schmiegsame Gestalt wehend. Er bemerkte, daß am Rande der zerwühlten, unbebauten Beete blaue Krokusblumen sich aus der nassen Erde zu drängen begannen, und es schien

ihm, als habe ihr Schritt eine frühlingsweckende blaue Wunderspur hervorgerufen.

Bald lag das Schloß vor den Wandelnden. Gabriele hatte den geradesten Weg gewählt, der zur Terrasse zurückführte. Dort stand Frau von Irmeldingen, welche im Bewußtsein zu erfüllender Hausfrauenpflichten ein Gespräch über gemeinsame Bekannte bei Hofe eröffnete, in dessen Verlauf Gabriele lautlos verschwand. Es wurde gemeldet, daß des Barons Zimmer bereit sei, worauf Rottberg sich beurlaubte, seinem Führer folgte und dann in einem hohen Gemache auf und ab zu schreiten begann, welches sorgsam gehegte, hundertfach ausgebesserte Möbel sämtlicher Stilperioden der letzten Jahrhunderte enthielt. Von seinem Fenster aus bemerkte er, wie der alte Gärtner mit trippelnden Schritten dem einsamen Hahn nachstellte, welcher in banger Vorahnung seines Schicksals gackernd und mit den Flügeln schlagend über Beete und Rasenrabatten zu entkommen strebte. Endlich fiel ein Flintenschuß, und der Gärtner kehrte gebückten Ganges zurück, seine Beute, deren Federzier melancholisch herabhing, am Halse tragend. Kein lebendes Wesen ward fernerhin sichtbar. Aus dem Schuppen tönte noch immer emsig, unablässig ein geheimnisvolles Klopfen, und über Schloß und Garten lag die schlafende Stille, die silbermatte Beleuchtung des nassen, milden Apriltages. —

Auch der Abend flog an Rottberg vorüber wie ein Traum, obwohl man stundenlang am runden Tische beisammen gesessen hatte, zusammengerückt unter dem Schimmer der einzigen Lampe, während der Rest des weiten Gemaches in Finsternis ertrank. Norbert verhielt sich schweigsam; er hätte für abwesend gelten können, wenn nicht zuweilen aus dem Halbdunkel des Hintergrundes das Leuchten seiner Uniformknöpfe und Epauletten hervorgestochen wäre. Der alte Herr von Irmeldingen war nach der zweiten Tasse Thee sanft im Sessel eingenickt, und die Kosten der Unterhaltung wurden fast ausschließlich von seiner Gemahlin getragen, welche an ihren residenzkundigen Gast zahlreiche auf ihre Hofdamenzeit bezügliche Fragen zu stellen hatte, deren Beantwortung sie, ganz aufgehend in der Erinnerung an alte glänzende Tage, meistens kaum abwartete.

Rottberg war dankbar, daß ihre Redseligkeit ihn der Konversationspflicht enthob und ihm gestattete, sich voll dem Eindrucke hinzugeben, welchen Gabrielens Wesen auf ihn ausstrahlte. Im Innern eines jeden Mannes lebt die Ergänzung seiner eigenen Daseinsform als Ideal und schwebt ihm zu sinnlicher Form verdichtet mit größerer oder geringerer Klarheit greifbar vor. Er begriff nun, weshalb Gabriele schon damals als ein halbes Kind einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, warum die Erinnerung an das halbentwickelte, junge Mädchen in ihm lebend geblieben war, trotz aller späteren glänzenden Offenbarung von Frauenschönheit. Schon damals trug das aufblühende Kind in sich einen noch unerfüllten tiefen Reiz beschlossen, jetzt brach ihm aus Gabriele der volle Schönheitszauber entgegen, nach welchem lange Lebensjahre hindurch sein Wesen gedürstet, seine Seele sich unbewußt gesehnt hatte. Da waren die Züge, welche damals unter kindlicher Gesichtsrundung geschlummert hatten, unverhohlen hervorgetreten in ihrer ganzen vornehmen, eigenartigen Lieblichkeit; gefestigt erschien der lichtrote feingezeichnete Mund, dessen stolzer, leicht herber Zug, ein Erbteil alten reichsgräflichen Blutes, gemildert wurde durch den Ausdruck großer grauschwarzer Augen von unerschöpflicher Strahlenfülle. Um die niedrige Stirn schmiegten sich weiche Massen aschblonden Haares. Jetzt versank das feine Oval ihres Köpfchens in der Dunkelheit des großen Gemaches, nur die Finger bewegten sich im Lichtkreise der Lampe, emsig an einem Tuche von schlichtem Gewebe sich mühend. Dieses Bild vom milden Schimmer der Arbeitslampe überflossen, dem Heiligenschein stillen, häuslichen Glückes, nahm Rottberg mit sich in seinen kurzen, bewegten Schlummer.

Am andern Morgen fiel ein feiner Regen nieder, dennoch bot sich dem Freiherrn ein sehr erfreulicher Anblick, indem er in aller Frühe Hufschläge vernahm, und alsdann sah, wie Norbert, von einem Soldaten gefolgt, zum Thore hinausritt. Daß dies keine Ausreise für immer sei, wußte Rottberg, darum konnte er sich nicht enthalten zu wünschen, daß freundliche Genien den Fortschreitenden möglichst lange seiner topographischen Thätigkeit erhalten möchten. Er hatte die Stunde für eine besonders zeitige angesehen, dennoch fand er die Familie bereits im Frühstückszimmer vereinigt. Ga-

briele bereitete den Thee, rückte ein Drahtkörbchen mit kräftigen Schnitten Hausbrates zurecht, und war versargend um den alten Herrn bemüht; sie selbst begnügte sich mit einer Tasse frischer Milch. Wie sie jetzt den Kopf mit den schweren blonden Haarflechten zurückwarf, um zu trinken, bot sie das Bild gesundester Frische und Jugendschönheit. Ein winziges, kleines Tröpflein war ihr im feingesarmten Mundwinkel perlend stehen geblieben; während sie jetzt die Anwesenden versargte, hier eine Tasse reichend, dort etwas Fehlendes ergänzend, trat eine jede ihrer Bewegungen plastisch in biegsamer Kraft und Anmut hervar. Rottbergs Blicke mußten, in Bewunderung versenkt, auffällig auf ihr geruht haben, denn Frau van Irmeldingen lächelte wahlgefällig und sprach dann mit einem kleinen Seufzer:

„Ja, lieber Vetter, allezeit ist Gabriele tapfer, thätig und guter Dinge. Sie ist eben unser Sannenstrahl, der Einsamkeit und manches andere Schwere ertragen hilft."

Der alte Herr legte sein Brot aus der Hand und nickte zustimmend. „Das fall wahr bleiben," sprach er eifrig. „Gabi ist unser gutes, liebes Kind, und ich weiß nicht, wie wir ahne sie alles Schwere überwunden hätten, das schan über uns hereingebrochen ist. Wahrlich, sie hätte ein besseres Los verdient, als das Elternhaus ihr zu bieten vermag."

Eine leise Röte flammte über Gabrielens Züge. „Sprich nicht sa, lieber Vater," bat sie, indem sie sich rasch niederbeugte, um ihn zu küssen.

„Ich weiß, ich weiß, du bist mein immer mutiger, immer zufriedener Kamerad," sprach der Alte liebkasend und fuhr dann zu dem Gaste gewendet fort:

„Sie müssen nicht glauben, lieber Vetter, daß Gabi wie ein gewöhnliches Fräulein nur dem Haushalte und der Küche vorsteht; sie ist auch mein Berater, mein Schreiber, mein Rechnungsführer in einer Persan. Freilich," setzte er mit einer schmerzlichen Kapfbewegung hinzu, „kann der beste Verwalter nichts ausrichten, wenn . . ."

„Du neigst immer zum Schwarzsehen," fiel seine Frau ihm lebhaft ins Wart. „Ich finde, das Gabi gar manches zu stande gebracht und viel Erfreuliches erreicht hat."

Der alte Herr fuhr fart, bekümmert mit dem Kapfe zu nicken. „Ach," murmelte er trübe, „Hinhalten, Beschönigen, immer wieder Hinhalten — sa geht's nun schan seit Jahren. Aber Geduld," sprach er plötzlich, indem seine Augen seltsam ekstatisch zu leuchten begannen, „nur ein wenig Geduld nach, dann ist mein Werk gelungen, und wir werden uns aufheben und fartfliegen über die ganze Irmeldinger Herrlichkeit. Nur ein Weilchen noch Vertrauen in den alten Papa, und der ganze trastlose Kram van geflickter Herrlichkeit. . ."

„Lieber Mann, besinne dich doch," rief die Gnädige heftig erschrocken. Gabriele aber war aufgesprungen und umfaßte mit beiden Armen den Kopf des Vaters.

„Beruhige dich, lieber Papa," sprach sie zärtlich, „wir haben valles Vertrauen zu dir." Des alten Herrn Gestalt war wieder zusammengesunken. Er blickte schüchtern zu seiner Frau hinüber und stammelte einige unverständliche, verlegene Warte.

„Ich glaube, es wird Zeit sein, daß ich zu der Werkstatt gehe," murmelte er dann, sich hinter seinem Stuhle der Thür zuwendend.

„Sprach er van einer Erfindung?" frug Rottberg flüsternd, erstaunt.

Gabriele stand anf und verließ das Zimmer.

Frau von Irmeldingen zag ein Taschentuch hervar und betupfte damit ihre Augen. „Sie werden längst bemerkt haben, lieber Vetter, daß hier im Hause so manches anders ist, als es sein sollte. Wir haben in der letzten Zeit wirklich viel Schweres erlebt; Prazesse wurden verloren, Forderungen, die wir zu stellen hatten, verjährten, Mißernten traten ein. Sa geht es ja freilich vielen im Reiche, und die Standeswürde haben wir trotz allem noch immer hachzuhalten gewußt. Das Schlimmste dabei aber ist, daß all die Verlegenheiten, welche wir erdulden mußten — es ist schrecklich, dies zu sagen — meinem armen, guten Manne ein wenig den Verstand getrübt haben. Entmutigt, kann und mag er sich nicht mehr um sein Gut bekümmern, dagegen verbringt er seine Tage in einem abgelegenen Schuppen und arbeitet dart — es ist zum Lachen und bleibt dach bittrer Ernst — an der Erfindung einer . . . einer Flugmaschine. Er bildet sich ein, daß diese Erfindung uns zu Wahlstand und Reichtum verhelfen werde, schreibt heimlich an Ingenieure, fardert sie zur Besichtigung seines

Werkes auf und beginnt somit uns alle zum Gespött zu machen. Dabei bricht uns das Herz, wenn wir sehen, wie felsenfest mein guter Mann an den Erfolg seines Werkes glaubt, wie schmerzlich es ihn trifft, wenn man diesen Erfolg in Zweifel zu ziehen und über seine Zukunftsträume zu lächeln wagt. Ich selber vermag nicht, mich um die Verwaltung des Gutes zu kümmern, ich verstehe nun einmal nichts vom Rechenwesen, bin auch, wie Sie wissen, für eine andere Existenz erzogen, als ich sie jetzt meiner armen Tochter zu bieten vermag. Würden Sie aber glauben, daß Gabriele es ist, deren Hände allein die ganze Irmeldinger Herrschaft noch zusammenhalten? Freilich ist auch das arme Kind, wie ich fürchte, auf die Dauer nicht im stande, den vielen Schwierigkeiten zu begegnen, welche Sorglosigkeit und Gutmütigkeit meines armen Mannes seit Jahren vorbereitet haben. Doch sprechen wir von etwas Froherem, lieber Vetter, und verzeihen Sie die Wendung, welche das Gespräch ohne meine Absicht genommen hat, derlei kleine Leiden sind nicht für das Verständnis eines Majoratsherrn von Tollenstein geschaffen."

Rottberg verneigte sich und murmelte einige Worte von alter Freundschaft, sowie verwandtschaftlicher Teilnahme. Er überlegte, ob er jetzt gleich sich ein Herz fassen und sagen solle: Geben Sie mir Gabrielens Hand, dann will ich Ihren Sorgen ein glänzendes Ende bereiten — aber es schien ihm unzart, verfrüht, jetzt schon mit der großen Absicht vorzubrechen, welche er in seinem Innern verborgen hielt. Als er sich dennoch entschlossen hatte, war der rechte Augenblick versäumt, die Gelegenheit unbenützt verstrichen. Die Post brachte einen Brief für Frau von Irmeldingen, den sie sofort beantworten mußte; so sah sich Rottberg genötigt, die Worte, die ihm schon auf den Lippen gelegen hatten, zurückzudrängen.

Er ging durch das Haus und wanderte dann die feuchten Kieswege entlang, hoffend, er werde bei den blauen Krokusblüten oder noch ferner in der regenstarrenden Gartentiefe Gabriele finden.

Er kehrte nach langem, vergeblichem Suchen langsam zurück. In der Allee, welche zum Schloß führte, begegnete er einem Tollensteiner Fuhrwerk, auf welchem ein Hirsch lag, den er zu schießen befohlen hatte, um Frau von Irmeldingen eine ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Er ahnte nicht, daß eine solche Aufmerksamkeit den Irmeldinger Küchenverhältnissen in hohem Maße zu statten kommen würde. Während er an den Kutscher einige Fragen stellte, kam Norbert von seiner Terrainaufnahme zurück, übergab sein Reittier der ihm folgenden Ordonnanz und wechselte mit Rottberg einige Worte hinsichtlich der herrlich zusammengepaßten Vollblutpferde, welche den Tollensteinischen Jagdwagen zogen. Die Männer kamen jedoch über einige kühle Phrasen nicht hinweg, es streckte sich eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen. War es lediglich Zufall, daß Gabrielens Kopf flüchtig an einem Fenster erschien, als sie schweigend die Schloßtreppe hinaufschritten? Rottberg fühlte blitzartig, instinktmäßig, daß dieser stumme Gruß nicht ihm gegolten; er warf bei der kurzen Verbeugung, mit der sich Norbert von ihm verabschiedete, den Kopf noch schärfer und hochmütiger zurück. Hat dieser, so dachte er bei sich, Gabrielens Gunst schon einzunehmen, hat er wirklich schon Fortschritte zu machen verstanden, so muß er eben hinausgedrängt, hinausgeschafft werden aus seiner Position. Diesen Gedanken nachhängend beendete er seinen Anzug zur Mittagstafel; die Irmeldinger Verwandtschaft zu ehren, eigentlich aber um das Übergewicht auszugleichen, welches die Uniform der Erscheinung Norberts verlieh, griff er zu seinen Orden. Er sah mit Vergnügen, wie die Komturkreuze und der blitzende St. Georgistern gut standen zu seinem etwas bleichen, müden Gesichte.

Die Tafel war ungewöhnlich festlich hergerichtet. Ein aufmerksames Auge hätte leicht bemerken können, mit welch rührendem Scharfsinn die ordnende Hand der Hausfrau bemüht gewesen war, zahlreiche kleine Mängel zu verdecken und unauffällig zu machen. Hier war einer Vase mit künstlichen Blumen ein so befremdlicher Platz angewiesen, daß man nur vermuten konnte, sie verdecke eine rissige Stelle des Tafeltuches, da fehlten die geschliffenen Gläser vor den Tellern der Damen, weil diese, wie Frau von Irmeldingen gewandt vorauszuschicken wußte, keinen Wein tranken. Dort erschien die Suppenschüssel, vermutlich weil ihr Äußeres sich nicht mehr als fehler-

frei erwies, mit einer Serviette sorgsam umwickelt. Rottberg schenkte diesen kleinen Künsten keinerlei Beachtung, ebensowenig bemerkte er, daß der erste Gang aus Erzeugnissen einer Konservenfabrik zu bestehen schien. Er zuckte nur einmal in der Zerstreutheit überrascht zusammen, als er von dem vermeintlichen Bordeaux, welcher sein Glas füllte, einen Schluck genommen.

„Heidelbeerwein, vortrefflicher Heidelbeerwein," sagte der alte Herr in begütigendem Tone, „meine Tochter bereitet ihn eigenhändig."

Frau von Irmeldingen wurde feuerrot, Rottberg beeilte sich um eine erneute Füllung seines Glases zu bitten. Der alte Diener lief, einen einst kanariengelben Frack mit silbernen Tressen und Passamenten über den gewölbten Schultern, mit schlotternden Knieen, die Schüsseln bedrohlich in den Zitterhänden tragend, um den Tisch.

Einen Hauptbestandteil des Essens bildete der erschossene Hahn, welcher durch Zähigkeit sich die Genugthuung einer posthumen Rache gönnen zu wollen schien. Endlich kam ein Citronenpudding, der eine außergewöhnliche kulinarische Leistung darstellen mußte, denn seinem Erscheinen wurde, selbst von seiten des alten Herrn, mit Spannung entgegengesehen, und es war aus den mit Frau von Irmeldingen gewechselten Blicken nicht schwer zu ersehen, daß Gabriele die Verfertigerin des Kunstwerkes gewesen war. Die Unterhaltung wurde wiederum hauptsächlich von seiten der Hausfrau im Flusse gehalten, Rottbergs Gesicht trug etwas gezwungene Falten künstlichen Frohsinns. Sein pulsierender Argwohn lebte auf in der Luft, die Norbert und Gabrielen gemeinsam umfloß, glimmte neu bei jedem Blicke, jedem Worte, welches die beiden wechselten, zog Wachstum und Bestand aus tausend kleinen Nichtigkeiten, denen sein erregtes Blut Deutung unterzulegen suchte. Er fühlte mit geschärftem Instinkte, daß Gabrielens Lächeln, Denken, ihr Sinnen nicht ihm galten, und dieses Bewußtsein ließ ihn die ersten Bisse nie gekannter Eifersucht bitter empfinden. Er beschloß, daß gleich am heutigen Abende ein Schritt vorwärts gethan, eine Andeutung gewagt werden müsse, und die Gelegenheit dazu fand sich bald. Es kam die Rede auf einen Mann, welcher unerschrocken die Frau seiner Wahl geheiratet hatte, obwohl dieser Schritt ihm die Ungnade des Regenten zugezogen. Nun schalt ihn die Welt einen Thoren und zog sich von ihm zurück. Rottberg legte mit einer jähen Bewegung Messer und Gabel nieder. „Dem Manne möchte ich von Herzen die Hand drücken," sprach er ernst, mit ungewöhnlich fester Stimme. „Ich stelle mich bedingungslos auf seine Seite, denn auch ich würde niemals ein anderes als ein vermögensloses Mädchen zu meiner Frau machen."

Der Eindruck, den diese Worte hervorriefen, war ein völlig verschiedenartiger. Während über Norberts frische, offene Züge eine rasche Blässe flog, glaubte Gabriele, Rottberg habe jene Worte in Beziehung auf den Vorgang am Frühstückstische gesprochen und wolle mit ihnen in verbindlicher, ritterlicher Weise ausdrücken, daß unverschuldete Dürftigkeit in seinen Augen nicht als Makel gelten könne. Sie schenkte ihm daher einen dankbaren langen Blick, dessen Wärme berauschende Hoffnung durch sein Herz strömen ließ. Als ob ihm dieser Blick neues Leben verliehen habe, führte er von jetzt ab an die Unterhaltung mit fesselnder, wahrhaft liebenswürdiger Lebhaftigkeit. Frau von Irmeldingen war plötzlich in auffallender Weise stumm geworden und saß den Abend über wortlos, in Sinnen versenkt, als vermöge sie den vollen Umfang eines großen Gedankens, der in ihr aufzudämmern begann, fürs Erste weder zu fassen noch zu bewältigen.

Der neue Tag, so sagte sich Rottberg, muß die Fortsetzung des Kampfes bedeuten und die Entscheidung raschen Schrittes herbeiführen. Jede gewonnene Stunde konnte Norberts Einfluß vermehren, seine Rechte falls er deren bereits besitzen sollte, festigen, dagegen ihm selber den Vorwurf zuziehen, in ein bereits bestehendes Verhältnis eingegriffen zu haben. Seine Stellung konnte dadurch nur schwieriger gestaltet werden. Diese Erwägung wurde durch den Umstand verschärft, daß im Frühstückszimmer der Vetter und Frau von Irmeldingen allein anwesend waren, letztere erschien angegriffen, wie von einer schlaflos zugebrachten Nacht. Das Frühstück nahm seinen Verlauf; draußen bog ein starker Wind die regennassen Bäume des Parkes.

„Wo ist Fräulein Gabriele?" frug Rottberg in einem Tone, der rauh und gezwungen klang.

„Norbert wollte die Felder des nächsten Gutes vermessen," erwiderte Frau von Irmeldingen beklommen, „und Gabriele hat ihm durch den Garten Geleit gegeben."

Rottberg erblaßte. „Leutnant Norbert scheint seine topographischen Obliegenheiten sehr gewissenhaft zu erfüllen, gnädige Frau," sprach er darauf. „Finden Sie jedoch nicht, daß Ga ... daß die Teilnahme Ihrer Fräulein Tochter an jener Beschäftigung ganz eigenartige, seltsame Vorstellungen erwecken muß?" Er hatte sich bemüht, gleichgültig zu scheinen, allein sein Atem ging schwer, und seine Züge trugen den Ausdruck bittrer Seelenqual. Der Baron verfiel in ein erstauntes Hüsteln; Frau von Irmeldingen sprang auf, eilte ans Fenster und verweilte dort einen Augenblick, das Taschentuch an die Lippen pressend; dann wendete sie sich, eine fliegende Röte auf den Zügen, zu den Anwesenden zurück.

„Ich bitte dich, lieber Mann," sagte sie sehr eindringlichen Tones, „geh' auf eine Stunde zu deiner ... Flugmaschine, Vetter Rottberg wird dich entschuldigen." Der alte Herr beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, wobei sein Gesicht freudig aufleuchtete, da er glaubte, man begönne Interesse für seine Erfindung zu hegen. Als er gegangen war, trat Frau von Irmeldingen auf Rottberg zu und bot ihm überwallend beide Hände dar. „So lieben Sie Gabriele ... ist es wirklich Ihr Ernst?"

Sie sprachen lange und eindringlich miteinander; als die Unterredung beendet war, küßte Rottberg zweimal Frau von Irmeldingens Hand, dann ging er hastig auf sein Zimmer, empfing den Tollensteiner Güterdirektor, den er mittelst Eilboten hatte herrufen lassen, und vertiefte sich mit dem Geschäftsmanne in eine scharfe, nüchterne Unterhaltung. Nachdem der Beamte sich zurückgezogen, that er einen Blick auf seine Uhr und ging langsam dem Irrgarten zu, hinter welchem die Taxushecken ihre verstümmelten Figuren dunkel, von Tropfen übersprüht, emporstreckten. Lange schritt er dort in Qualen der Erwartung auf und nieder, jede Minute, so hoffte er, würde ihm über den Kiesweg den wohlbekannten, leichten Schritt, das Rauschen von Gabrielens Kleidersaum entgegentragen. Nach einer Stunde kam Frau von Irmeldingen allein; ihre Züge waren erregt und gerötet, trugen jedoch eine überfrohe, etwas gewaltsame Zuversicht zur Schau.

„Fassen Sie Mut, lieber Freund," sprach sie mit erzwungener Fröhlichkeit, „es wird alles zum guten Ende kommen. Sie müssen Gabriele entschuldigen, sie ist eine sinnige, schüchterne Natur, und die plötzliche, ungeahnte Eröffnung traf sie völlig unvorbereitet. — Sie muß erst ihre Gedanken zu sammeln suchen, sich in die Ehre Ihres Antrages zu finden wissen; auch wollen junge Mädchen gewöhnlich erst, auf ihr Glück hingewiesen, dem Manne, der sie erwählte, entgegengelenkt werden. Freilich, lieber Rottberg, unter uns gesagt, ist die Neigung zu Norbert weiter gediehen, als ich es ahnen konnte, und wenn Sie nur kurze Zeit später gekommen wären, so müßte ich Befürchtungen hegen, ernste Befürchtungen. Doch gottlob, noch wird es Zeit sein, Zeit zu Ihrer beider Glück."

Sie schritten plaudernd zum Schlosse zurück, dann verabschiedete sich Rottberg. Er wollte und mußte im Freien bleiben, um seine Schläfen, in denen es pochte und hämmerte, von der Regenluft umwehen zu lassen. Den ersten Schritt freilich hatte er gethan und durfte auf Frau von Irmeldingens Beistand rechnen, doch sah er ein, daß der schwerste, entscheidendste Kampf um sein Glück ihm noch bevorstand. Daß es ein Kampf sein würde, kein müheloses, seliges Pflücken, erfüllte ihn mit Schmerz, doch zugleich mit standhaftem, düsterem Trotze. Er empfand es bitter, daß seine Rolle, in welcher er auftreten mußte, keine glückliche war. Dann biß er die Zähne übereinander. Kein Glück ohne Gewalt, dachte er bei sich, kein Besitz ohne Kampf. Gabriele kann zu Norbert unmöglich eine tief unzerstörbare Neigung gefaßt haben; wenn sie sieht, wie unerschütterlich, wie allvergessend ich sie liebe, wird sie mich achten müssen, und Achtung ist der erste Schritt zur Liebe. Später werde ich tausendfach den Kummer vergelten, den ich ihr jetzt — wie Frau von Irmeldingen ohne Übertreibung sagt — zu ihrem eigenen Besten, ihrem eigenen Glücke bereiten muß.

In diesen Gedanken hatte er das Schloß umgangen und war an ein zerfallenes Glashaus geraten, hinter welchem sich eine Bretterwand erhob. An dieser hing, zum Zerwirken bereit, der Hirsch aus Tollensteiner Revier.

Digitized by Google

Statue Benjamin Franklins für die Elektrizitäts-Ausſtellung zu Chicago.
Von Carl Rohl Smith.

Zerstreut betrachtete der Baron das Wild, er war Jäger genug, um die Stelle zu suchen, an welcher den Hirsch die Todeskugel gepackt hatte. Abgezirkelt, auf dem Blatte saßen zwei Schußwunden. Der Schütze hatte, sei es um das Wild rascher zu fällen, sei es aus Gründen anderer Art, beide Läufe des Zwillings abgeschossen, und es saßen die Kugeln so dicht beisammen, daß sie ein Thalerstück hätte decken können. Es mußte der Anderl sein, der dieses Meisterstück einer fast unheimlichen Fertigkeit geleistet hatte. Ja, unheimlich war auch die Empfindung gewesen, die der Jäger von Anfang an in Rottberg wach gerufen hatte; dennoch, als jetzt die Gestalt des Waldläufers vor seine Erinnerung trat, und er sich entsann, wie verstört der weinende Mensch vor dem Förster und ihm gestanden, wollte es ihn fast wie Mitleid überkommen, daß er mit eigenmächtiger, stahlharter Hand in den Lebensgang des finstern Gesellen eingegriffen hatte. Eine dunkle Frage regte sich in ihm mit zermalmender Gewalt. Jedes Ereignis unseres Lebens steht mit dem großen Weltplan Gottes in Verbindung, wonach alles, was den Menschen trifft, Liebes wie Schweres, zur Erlösung dient. Ist es darum erlaubt, einen Mitmenschen zum Glücke zu zwingen, darf im Lebensstreite ein Mensch, dem die Übermacht dazu gegeben ward, Neigungen, Wünsche und Ziele eines andern umgestalten, verändern, vergewaltigen nach seinem Sinne, selbst wenn Wohlwollen, nicht Selbsucht, die Ursache solchen Eingriffes bilden? Hieße solche That nicht Vergewaltigung, Vergewaltigung hohen, weil idealen Gutes? Freilich, das Los des Jägers hatte Rottberg zu dessen eigenem Besten bestimmen wollen, zu dessen eigenem Besten hatte er den Nacken des trotzigen Gesellen brechen und in das Ehejoch fügen lassen. In einem andern Falle jedoch, der jetzt sein Denken und Sinnen erfüllte — war es da etwa auch Selbstlosigkeit, die ihn dazu trieb in Gabrielens Leben einzugreifen, sie wie ein wehrloses Kind in die Arme schließen und widerstrebend einem Lebensglücke entgegentragen zu wollen, einer Seligkeit, die er in Gemeinschaft mit ihr brausend, unermeßlich wähnte? Dann schoß ihm wieder das eigenartige Trostwort in den Sinn, das er damals unüberlegt, hohnvoll fast, dem weinenden gebrochenen Gesellen ins Gesicht geschleudert hatte: „Glücklich sein darf nicht ein jeder auf dieser Welt!“ Damit sollte sich der arme Waldläufer zufrieden geben. War er selbst jedoch, der Reichsfreiherr und Majoratsherr von Tollenstein, etwa gesonnen, mit dem gleichen Trost vorlieb zu nehmen? Drängte es nicht mit aller Gewalt, und unbekümmert darum, ob zuvor fremde junge Saat, fremdes Liebesgut in den Staub getreten würde, ihn selbst dem entsagungslosen, pochenden, berauschenden Erdenglücke in die Arme? Es überkam ihn schmerzendes Bewußtsein lastender, ungeheurer Schuld und bevorstehender, schwerer Vergeltung. Welcher Art würde diese Sühne sein? Er kannte zur Zeit nur ein Schreckнis, eine Befürchtung — den Nichtbesitz Gabrielens. Kein Besitz ohne Kampf, rief die wogende Stimme der Leidenschaft, jedes andere Empfinden und Denken weglöschend, übertäubend. „Ein Mann bin ich, der entschlossen ist zu besitzen,“ sprach er laut, „und im Wahnsinne nur konnte mir der Gedanke kommen, Gabrielens Kreise mit denen des armseligen Jägerknechtes zu vermischen, ihre Lebenslose mit den seinigen zu vergleichen.“

Er schritt weiter, dem grauen Schlosse entgegen, das mit lichtlosen Fenstern verregnet in der frühen Dämmerung lag. Auch der Abend war ein finsterer. Gabriele erschien nicht zur Tafel, und die Unterhaltung bewegte sich in gezwungenen Worten, die abgerissen und einförmig im Dunkel des großen Gemaches verhallten, wie in einem Grabgewölbe. Allen gereichte es zur Erleichterung, als der alte Herr zunächst schüchtern das verbotene Thema der Erfindungen zur Sprache brachte, und allmählich, durch das Stillschweigen ermutigt, mit leuchtenden Augen die Prinzipien seiner Flugmaschine auseinanderzusetzen begann. Während ein Regenschauer an die Fenster prasselte, eröffnete plötzlich Norbert in kurzen Worten, daß sein Dienst ihn nötige, am frühen Morgen nach der Garnison zurückzukehren. Er fügte seinen Dank für die genossene Gastfreundschaft sowie die gütige Aufnahme hinzu, welche er niemals vergessen werde, küßte Frau von Irmeldingen die Hand und ging, indem er es über sich gewann, Rottberg mit leichter Verbeugung zu grüßen, aus dem Zimmer und vom Platze als ein Held, der er war.

Nun folgten für die Bewohner des Schlosses schwere, trübe Tage. Während draußen der Frühlingsregen an die Scheiben rauschte, lebten in den düstern, unwirtlichen Gemächern leidenschaftbewegte Menschen unter dem Drucke eines aufgezwungenen Verkehrs scheu und schweigsam neben einander. Der alte Herr teilte das allgemeine Unbehagen, ohne dessen eigentlichen Grund zu erkennen, Gabriele ließ sich so selten als möglich blicken, und Frau von Irmeldingen verbrachte halbe Tage unter Bitten, Vorstellungen und Thränen im Zimmer ihrer Tochter. In langen Jahren der Entbehrung und der seufzend ertragenen Dürftigkeit war es ihre einzige Hoffnung gewesen, daß einmal eine reiche Heirat Gabrielens den alten Stammsitz der Irmeldinger von Schulden befreien und herstellen, ihr selbst es vielleicht ermöglichen werde, noch einmal jene glänzenden Kreise wiedersehen zu dürfen, an denen ihre ganze Seele hing. Der schier unglaubliche Glücksfall war kein Traum geblieben, der verzauberte Prinz war gekommen, hatte unbeschadet der Armut ihrer Aller Gabrielens Hand begehrt — und nun sollte der ganze, stolze Zukunftsbau wie ein Kartenhaus umgeblasen werden durch eine thörichte Jugendliebe, eine Mädchenlaune! Sie beschuldigte Gabriele der Undankbarkeit und wagte nicht, Rottberg zu gestehen, wie tiefe Wurzeln jene Neigung in ihrer Tochter Herz geschlagen habe, weil sie sonst fürchtete, daß Rottberg entmutigt von seiner Werbung abstehen würde. Dann aber wäre der unerhörte, kaum gehoffte Wechsel in ihrer aller Verhältnisse wie eine Luftspiegelung zerronnen. Das durfte nicht sein. Gabriele war ihnen allen das Opfer einer unangemessenen Herzensneigung schuldig; sie durfte nicht ein Glück von sich stoßen, das sicherlich einer Irmeldingen zum zweitenmale nicht geboten werden würde.

Rottberg ging inzwischen, von allen Qualen der Leidenschaft und allen Regungen starren Trotzes gefoltert, ruhelos umher. Sein Hoffen war, daß Gabriele sich durch stumme, duldende Standhaftigkeit besiegen lassen würde; dennoch empfand er bitter das Unwürdige seines Gebarens und mußte sich sagen, daß Norberts Rolle, trotzdem dieser das Feld hatte räumen müssen, die bessere, ehrenhaftere gewesen sei. Zuweilen betrachtete er seine bleichen, ermüdeten Züge im Spiegel und sagte sich, daß diesem vornehmen Gesichte eigentlich der Faustschlag eines ehrliches Mannes gezieme.

Eines Tages bäumte sich in ihm der zertretene, zermarterte Stolz mit voller Macht auf, und er beschloß, die verlorene Selbstachtung zurückzugewinnen, selbst um den Preis der Entsagung, der Selbstvernichtung. Eine heimliche, letzte Hoffnung sagte ihm, daß vielleicht die glückverneinende, selbstlose That erreichen würde, was weder Beharrlichkeit noch Trotz vermocht hatten. Als er nach beendetem Frühstücke bei den Damen saß und schweigend zuschaute, wie Gabriele mit bleichem Gesichte und müder Bewegung an einem schimmernden, weißen Gewebe formte, bat er plötzlich entschlossenen Tones Frau von Irmeldingen um eine Unterredung. Gabriele erhob sich sofort und verließ das Zimmer. Sie bebte bei dem Gedanken, daß jene Unterredung einen erneuten Ansturm seitens ihrer Mutter nach sich ziehen werde. Noch konnte sie sehen, daß ein tiefer, schmerzerfüllter Blick Rottbergs ihr folgte. Als sie gegangen war, wandte sich der Baron zu Frau von Irmeldingen, deren Herz so stark zu schlagen begann, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Sie hatte nur einen einzigen Gedanken ... es ist vorbei jetzt mit allem erträumtem Glücke, alles stürzt zusammen, und wir sinken von neuem hinab in die alte buntscheckige Dürftigkeit, diesmal ohne Aussicht auf Rettung, und für immer.

„Ich will kurz sein, gnädige Cousine," sprach Rottberg kühl und gefaßt. „Als mich eine süße, unzerstörbare Erinnerung in Ihr Haus zurückgeführt hatte, gab ich mich der Hoffnung hin, daß Herz und Hand Ihrer Tochter, welcher jenes Erinnern galt, noch frei sein würden. Wie gewaltsam und peinvoll die letzten Tage meine Hoffnung zerstört haben, wissen Sie so genau, als ich es thue. Ich liebe Fräulein Gabriele mit tiefer, leidenschaftlicher Gewalt, aber es verträgt sich nicht länger mit meiner Selbstachtung, die Rolle eines geduldeten und sich gewaltsam aufdrängenden Freiers durchzuführen. Ein rechter Mann hat freilich nur eine Liebe, aber auch nur eine Ehre. Ich spreche meinen tiefen Dank für die erwiesene Gastfreundschaft aus und füge gleichzeitig hinzu, daß mich dringliche Beweggründe veranlassen, morgen nach Tollenstein zurückzukehren. Vorher aber," sprach er

haſtig, als er ſah, daß Frau von Irmeldingen erbleichte, „bitte ich noch um Ihr Gehör in einer durchaus geſchäftlichen Angelegenheit. Da bisher zu meiner Schmach und meinem Nachteile ich mich wenig genug um die Verhältniſſe Tollenſteins und diejenigen ſeiner nachbarlichen Beſitzungen bekümmert habe, erfuhr ich erſt vor wenigen Tagen durch meinen Domänenverwalter, daß Ihrer Beſitzung Schweres droht. Schwereres, als Sie es zur Stunde vielleicht ahnen. Sie haben jahrelang die faſt unlösbare Aufgabe zu bewältigen geſucht, den Untergang eines verſchuldeten Gutes aufzuhalten nach Kräften; ich durfte es ſelbſt erraten und auch mitanſehen, wie ritterlich Sie gegen Ereigniſſe angekämpft haben, welche eigentlich von Anbeginn an völlig unabwendbarer Natur waren. Die Art, wie Sie Alle, namentlich — hier wurde ſeine Stimme wankend und rauh — Fräulein Gabriele dieſen Kampf geführt haben, nötigt mir tiefe Ehrfurcht ab. Doch genug davon. In kurzem läßt die Bankfirma, welcher Ihr Wald verpfändet wurde, dieſen über Ihren Kopf hinweg verſteigern. Es bleiben Ihnen, da Irmeldingen ein Waldgut iſt, nur die wenigen Felder, welche unmittelbar zum Schloſſe gehören, und auch dieſe hofft das Bankhaus, auf Ihre kritiſche Lage ſpekulierend, um ein Billiges an ſich bringen zu können. Die Firma handelt nach Geſchäftsprinzipien, welche zwar gangbar ſind, in ihrer Niedrigkeit jedoch den traurigen Grundſätzen der Gegenwart voll entſprechen. Freilich rechnen die Ritter von der Börſe mit Rechtlichkeitsgefühl und chriſtlichem Sinne als wie mit einem überwundenen Standpunkte. Gottlob habe ich als Ihr nächſter Nachbar Veranlaſſung nehmen dürfen, auch meinerſeits ein Wörtlein darein zu reden. Ich mag es nicht anſehen, daß ein Gut, welches Jahrhunderte lang im Beſitze Ihrer Familie war, von Börſenjobbern ausgeſchlachtet wird; zu dieſem Wunſche berechtigt mich der altväteriſche, leider zu ſelten befolgte Brauch, daß gute Edelleute für einander einſtehen, wenn es gilt, den alten Namen hochzuhalten. Außerdem will ich nicht haben, daß in einem Walde, der an Tollenſteiner Gebiet grenzt, Finanzbarone auf die Jagd gehen. Aus dieſem Grunde habe ich — er zog ein mit vielen Stempeln verſehenes Dokument aus der Taſche — die auf Irmeldingen beſtehende Schuldforderung an mich gebracht; dieſes Papier umfaßt die darüber geſetzlich aufgeſtellte Urkunde. Nur noch eins: Gott iſt mein Zeuge, daß ich gehofft hatte, aus Ihrem Hauſe würde mir ein Lebensglück hervorgehen, ſo reich wie kaum zuvor eines Mannes Herz beſeſſen. Ich kam zu ſpät und ſah dieſes Glück vor mir verſinken. Ich mag nicht verhehlen, daß ich tief gebrochen von hier ſcheide, bezweifle auch, daß ich das Verſchmerzen und Vergeſſen jemals erlernen werde. Dennoch gehe ich reicher von hier, als ich gekommen bin; denn ich nehme mit mir eine adelnde, große und letzte Liebe. Das Gedenken an Gabriele wird meinem Leben ernſte Weihe geben, meiner Arbeit hohe Ziele ſtellen, und weil ich Ihnen Allen dankbar ſein will, wohl verſtanden dankbar ohne Nebenabſichten, ohne Vorbehalt, thue ich dies — er zerriß raſch die Urkunde in vier Stücke — und darf Sie nun, gnädige Frau, beglückwünſchen zu einem neuen, ſchuldenfreien Irmeldingen.“

Ein ſchluchzender Laut war es nur, den die Überraſchte fand, und ſie ſtarrte Rottberg an, als ſei in ihm die lichtumblendete Geſtalt eines Erlöſers erſchienen. Aus ihren weit offenen Augen rannen Thränen, mit zitternden Lippen, die kein Wort zu bilden vermochten, ſtürzte ſie aus der Thüre, Rottberg eine befehlende, faſt herriſche Handbewegung zuſchleudernd. Er war ſitzen geblieben und hatte den Kopf in die Hand geſtützt, wie Einer, der den letzten Schritt gethan und mit dem Daſein abgeſchloſſen hat. Die Minuten rannen. Draußen rauſchten die laubloſen Bäume im Frühlingswinde, und eine Goldamſel ſang emſig, ohne auszuruhen, ihre ſüße Strophe. Die Thüre ging auf, und Gabriele trat in das Gemach. Sie war ſehr bleich, doch in ihren großen, dunklen Augen leuchtete ein ſeltſamer Glanz. Sie that einen Schritt auf Rottberg zu, dem das Blut pochend und ſtürmiſch zum Herzen ſchoß. „Iſt es wahr,“ ſprach ſie mit bebendem Munde, „daß Sie uns ... daß Sie meinen Eltern Irmeldingen wiedergegeben haben? Iſt es wahr, daß Sie es ohne Bedingungen thaten, ohne Vorbehalt?“

„Ja,“ ſprach er rauh und tonlos. „Ohne Vorbehalt.“

Sie reichte ihm die zitternde Hand ent-

gegen. „So will ich Ihre Frau werden," sprach sie mit versagender Kraft und brechender Stimme.

Er fand einen Aufschrei, in welchem alles hervorbrach, was an Verzweiflung, Erwartung und Jubel sein Herz durchschüttert hatte. „Gabriele," sprach er leise, „wirst du mich lieben können?"

„Ich will eine dankbare, treue Frau sein," sprach sie leise, während ihre Lippen zu zucken begannen wie vor dem Aufsteigen eines unendlich herben, großen Leides.

Er hatte die Arme um sie geschlungen und seinen Mund in ihr duftendes Haar gepreßt. Draußen stieß der Aprilwind durch die Bäume; ein warmer Regenschauer verstob über dem murrenden Parke und den Taxushecken weit drüben. —

Wenige Tage später begab sich Rottberg nach dem Auslande als ein verjüngter, neugeborener Mann, voller Thatenlust und Freude in die Zukunft blickend. Einmal noch vor seiner Abreise wollte sich ein leiser Schatten über sein Glück legen. Allein er verschwand kaum geboren, und ein erwachter, leiser Klang von Reue wurde übertönt von den pochenden Schlägen eines zukunftssicheren Herzens. Rottberg war Gabrielen in den Garten gefolgt, wo er sie auf einem von ihr bevorzugten Platze zu finden hoffte. Es war eine kleine Laube, die im Sommer lauschig und verborgen genug sein mußte; jetzt aber leuchtete ihr kreuzgefügtes, weißschimmerndes Gatterwerk noch weithin durch die knospentreibenden, kaum dem Winterschlaf entronnenen Büsche. Die Laube war leer, doch auf der rohgezimmerten Gartenbank stand vergessen eine schmale Schachtel mit frühgetriebenen, mattschimmernden Rosen, wie die Riviera sie dem Norden sendet. Daneben lag ein kleines Gebetbuch. Nicht Neugierde war es, welche Rottberg antrieb, dessen Blätter zu wenden, es war das fromme Verlangen, einen Gegenstand zu berühren, der dem jungen Mädchen seit langen Jahren angehört hatte, und welchem ein Duft, ein Zauber ihrer eigenen Person innewohnen mochte. Die abgegriffenen Seiten umschlossen ein Blatt; Gabrielens Hand hatte es mit flüchtigen Zügen überschrieben. Einzelne Striche, welche die Zeilen durchschossen, verrieten, daß ihr eine Herzensstimmung zum Gedicht geworden war. Die Verse lauteten:

O gieb mir nicht die volle Rose,
Die man nur Glückerkornen reicht,
Mir ziemt die kühle Herbstzeitlose,
Die auf dem Grab des Sommers bleicht.

Sie spricht von tiefem Heimverlangen
Und kündet, daß auf immerdar
Ein Glück an uns vorbeigegangen,
Das unbeschreiblich selig war.

In Rottbergs Augen verlöschte der Glanz stolzen Glückes, den sie seit seiner erfolgreichen Werbung zu tragen pflegten, bald aber warf er in wiederkehrendem Siegesbewußtsein den Kopf zurück. Etwas romantisch angelegt — dachte er mit leisem Lächeln. Armes Kind, fügte er dann hinzu, sie hat mehr gelitten, als ich es dachte. Nun, bald wird sie einsehen, daß ich ihrem weichen, empfindsamen Herzen einen kurzen Kummer, ein kurzes Weh nicht zu ersparen vermochte; aber gottlob kenne ich die Frauen genugsam, um mich beruhigt zu wissen. Wenn sie einmal Gesandtin in Rom oder im Haag ist, wird sie es mir danken, daß ich fest geblieben bin und daß ich sie zu bewahren gewußt habe vor der Irrfahrt und dem Abenteuer einer Leutnantsliebe.

Zwei Monate später fand auf Irmeldingen die Hochzeit statt. Das alte Haus sollte in der kurzen Zeit vorteilhafte Veränderungen erfahren; prächtige Möbel und schwere Teppiche füllten die großen, früher so unwohnlichen Zimmer. Eine gut geschulte Dienerschaft waltete darinnen, und in den vor kurzem noch öden Ställen scharrten vier stattliche Pferde. Zur Hochzeit selbst war nur die nächste Verwandtschaft der beiden Häuser versammelt worden; einige hochgestellte Personen aus Diplomatenkreisen, ein Generaladjutant als Vertreter des Regenten vervollständigten die nicht sehr zahlreiche Versammlung. Rottberg hatte dafür Sorge getragen, daß eine übergroße Prunkentfaltung, zu welcher Frau von Irmeldingen nicht übel Lust zu haben schien, thunlichst eingeschränkt, und daß jeder außergewöhnliche Glanz vermieden wurde. Eine besondere Anordnung nur, welche der Bräutigam persönlich getroffen, verlieh dem Feste ein völlig eigenartiges Gepräge und wurde von den Gästen vielfach bemerkt; es war der Aufwand einer unerschöpflichen Fülle herrlichster und seltenster Rosen. Sie schlangen sich um den Altar der Dorfkirche, um die Eingangspforte des Schlosses, spannten sich als Gewinde über die Gänge, leuchteten von allen Schrän-

ken, aus allen Winkeln, dufteten aus allen Vasen, umfaßten die Tafel mit einem bunten, weichen Rahmen, verglühten ihr Dasein auf dem Estriche und lachten sogar aus den Ecken des Reisewagens hervor, welcher Rottberg und seine junge Frau durch den Sommerabend in die Weite trug. Er hatte keinem vertraut, an welchem Erdenflecke er sein heißerstrittenes Glück zu bergen gewillt war. Frau von Irmeldingen geriet in großes Erstaunen, als schließlich ein Lebenszeichen nicht von den durch Tradition geheiligten Ufern der helvetischen Seen, sondern gänzlich unvermutet aus den Marken eines fernen, nordischen Inselreichs eintraf.

Rottberg hatte Gabriele an die Ostsee geführt; sie waren durch stille, uralte Städte geschritten, deren letzter Rest von Leben an der Wasserseite pulsierte, wo Speicher und Lagerhäuser, auf Pfahlwerk erbaut, sich in das schlammige Brackwasser des Wattenmeeres drängten, wo an stillen Marktplätzen verschlafene Rathäuser vom Machtstande der Zünfte, von den Zeiten versunkener Hansaherrlichkeit zu träumen schienen. Sie hatten die leeren Straßen durchwandelt, zwischen Häuserreihen, aus deren Fenstern zuweilen Frauen ihnen verwundert nachgeblickt, Frauen von hohem Wuchse, die im hellblonden, schweren Haargeflecht massige Kämme von gelbem Bernstein trugen. Sie hatten die altväterischen Häuser bewundert, welche im Schmucke verschnörkelten Giebelwerkes wie ausgestorben daliegen, mit kostbarem Hausgerät aus der Patrizierzeit angefüllt bis zu den Böden. Nur ungern hatten sie jene schweigenden Städte verlassen, welche versunken liegen in Erinnerung alter Herrschertage, in deren Gassen nachdenksame, wortkarge Menschen wandeln, und von deren Kirchtürmen im harten Seewinde der abgerissene Klang eines Glockenspiels über die kupfernen Dächer wirr und vertragen dahinfliegt. Sie waren endlich in nordische Fernen gefahren, über Meere, die still und weißlich liegen im bleichen, klaren Glanze der sengenden Hochsommersonne, weit hinüber zu andern, fremden, aus Holz erbauten Städten. Sie hatten düster bewaldete Ufer geschaut und mächtige, ins finsterschöne, jungfräuliche Land tief einbrechende Fjorde, an deren klarem, seeartigem Spiegel die weißen Kuppen unbekannter Schneeberge feierlich leuchten. Sie waren zurückgekehrt ins dänische Inselmeer, das mit blauem, schläfrigem Wellenschlage um Seelands grüne Küsten wandert, während lagunenartig ein flaches Eiland vor dem andern emporwächst, wo in seltsamer Luftspiegelung plötzlich ein Dorf mit braunen Dächern aus dem Wasser steigt und den verwehten Klang seiner dünnen Glocken zitternd über die sonnenflimmernde Wasserwüste sendet. Vom dänischen Belte aus dachte Rottberg heimzukehren, ehe der Spätsommer seine letzten leuchtenden, heißen Farbentöne dahingegeben hätte. Er wollte in der frischen, sonnigen Herbstzeit Gabriele nach Tollenstein führen. Die lange Reise hatte der jungen Frau wohlgethan, ihre Wangen waren vom kräftigen Inkarnate der Gesundheit überhaucht, sie war frohmütig, heiter, schöner als je. Noch einmal saßen die Scheidenden am flimmernden, schaumüberflogenen Strande, Gabriele blickte mit leuchtenden Augen über die wandernden, weißmähnigen Wellen. Ihre Brust hob sich vor Daseinsfreude, sie trank in tiefen Atemzügen Seeluft und Sonnenschein, ihr blondes Haar hatte sich gelöst und flog im salzigen Winde wie ein Glorienschein um das feine, lebenstrahlende Antlitz. Wie ist sie schön und dein — ganz dein, dachte Rottberg. Wirklich dein? Der Gedanke schoß ihm jäh durchs Haupt, es war, als habe ein scharfer, blitzheller Ruf ihm die Worte aus Fernen zugetragen. Er blickte um sich; allein nur das Strandgras schliff seine glänzenden, harten Halme im Drucke der Bö, die seewärts zum Strande lief, und hoch über den glitzernden, zu Schaum verstiebenden Wellen taumelte mit scharfen Flügelschlägen eine weiße, blendendgefiederte Möve. Der glückliche Mann blickte plötzlich mit Starrheit in die Ferne, dann neigte er sich langsam zu Gabrielen. Seine Lippen setzten einige Male zu Worten an, aber es war, als erstürben sie stockend, tonlos wie ein nicht gewagtes Geständnis. Endlich sprach er tief bewegt mit leidenschaftlicher Betonung:

„O gieb mir nicht die volle Rose,
Die man nur Glückerkornen reicht —"

Ihr Auge verdunkelte sich jäh, es schien, als habe ein fliegender Wolkenschatten alle Freude, alle Sonne von ihren Zügen hinweggelöscht. Ihre Lippen wölbten sich herb, und sie zog das feine Tuch fester um ihre Gestalt, als käme mitten durch den Sonnenschein ein Frösteln, kalt wie der Tod, gegangen.

Spaniſcher Zigeuner. Nach einer Zeichnung von W. M. Chaſe.

Von ihren Wimpern löſte ſich langſam niederrollend eine Thräne, dann warf ſie einen langen, letzten Blick auf das ſchattenverfinſterte Meer und wandte ſich zum Gehen. Die unermeßliche Spannung, welche auf Rottbergs Zügen gelegen, wich einem Ausdrucke auflodernder, jäher Qual. Die Täuſchung war groß geweſen. Er hatte monatelang gehofft, hatte monatelang im Glauben gelebt, daß Gabriele überwunden habe; jetzt, am letzten Tage, mußte er erkennen, daß der Sieg noch in weitem Felde ſtand. Sein Glück war nicht das vollkommene, nicht das erſehnte, denn er wollte, daß Gabriele ihm angehöre mit allem ihrem Empfinden und Denken, mit der tiefſten Tiefe ihrer Seele, und noch war ſie nicht ſein! Er biß die Zähne zuſammen. Die Friſt war zu kurz bemeſſen, die meine Ungeduld ihr geſtellt, dachte er bei ſich, aber dennoch will ich ſie gewinnen, will ſie mein wiſſen, ehe ich die Heimat wieder betrete, ehe ich nach Tollen-

stein zurückkehre. Verlängern wir unsere Hochzeitsreise, laßt uns sehen, was der Süden mit seiner Blumenpracht, seinem Farbenzauber vermag. Er schlug eine Reise nach dem Gardasee vor. Als der Spätherbst vergangen war, kehrte er mit Gabrielen nach der Residenz zurück, ohne es gewagt zu haben, seine Frage zu wiederholen. Glanz und Pracht werden ihre Wirkung thun, rechnete er, und von Hofluft umgeben, von Huldigungen überhäuft, wird Gabriele die volle Bedeutung ihrer gesellschaftlichen Stellung ermessen und täglich mehr erkennen lernen, welch' glänzendes Los ihr durch meine Liebe bereitet ward.

Wenn Rottberg auf die Dankbarkeit Gabrielens gezählt hatte, so erlebte er keine Täuschung. Da die junge Frau erkannte, wie sehr eine jede ihr dargebrachte Huldigung den Gemahl erfreute, wie sehr er es liebte, sie umringt und bewundert zu finden, beschloß sie, Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um Rottberg wenigstens die Genugthuung zu gönnen, daß die Trägerin seines Namens zu den Gefeierten, Vielumworbenen gezählt wurde. Nicht daß die Erfüllung ihrer neuen, gesellschaftlichen Pflichten sie beglückt, ja selbst nur befriedigt hätte — sie war viel zu reich und zu richtig beanlagt, um in dem seichten Treiben der Gesellschaft, namentlich in dem Bereiche jener künstlichen Luft, welche bei Hofe geatmet wurde, sich am Platze fühlen zu können. Sie war eine fein empfindende, wahrheitsliebende Natur, daher widerstrebten ihr die täglichen Äußerungen von Selbstsucht und Neid, die vielen unsäglich kleinen Anfeindungen, Falschheiten und Ränke, die sich hinter lächelnden Stirnen, honigsüß klingenden Worten abspielten. Ihr Bewußtsein vom Werte des Menschen litt unter dem Knixen, Beugen, Lispeln, dem Manövrieren und Augenverdrehen des Kreises, der die höchsten Herrschaften umgab. Es geschah, daß ihr schönes, vornehmes Gesicht für Andere errötete, wenn sie einmal ein besonders augendienerisches Gebaren, ein besonders feiges Preisgeben persönlicher Grundsätze mit ansehen mußte. Künstler und Gelehrte, zu deren Gemeinschaft Gabriele sich hingezogen gefühlt hätte, wurden selten mit Einladungen beehrt; denn der Hof war ein deutscher, daher sich für gewöhnlich nur Uniformen einer allergnädigst bewilligten Daseinsberechtigung erfreuen durften. Heiter und mit vollendeter Beobachtung der Formen ertrug Gabriele um ihres Gemahles willen die vergoldete aber erhebliche Langeweile; hätte Rottberg seine Frau genugsam erkannt, um ihr die Wahl zwischen der Residenz oder winterlichem, stillem Landaufenthalt zu gestatten, so würde sie mit Freuden und ohne Besinnen sich für die verschneiten Tannen des Irmeldinger Parkes entschieden haben.

Was Rottberg selbst betraf, so belustigte das einförmige und doch aufreibende gesellige Leben ihn keineswegs, doch war es ihm Bedürfnis, seine Frau glänzen zu sehen, sich jenem Schwarm von Bewunderern beizugesellen, welche Gabriele in der Strahlenfurche ihrer Brokatschleppe durch sämtliche Ballsäle der Residenz mit sich zu ziehen pflegte. Außerdem bestand er, indem er mit heiterer Miene sich allen Anforderungen weitester Art unterzog, welche an seinen glänzenden, immer gastfreien Hausstand gestellt wurden, heimlich mit nagender Spannung und finsterer Beharrlichkeit auf seinen Plan, Gabriele durch fortgesetzte dargebotene Sinnenfreude um jenen Teil ihrer Seele zu bringen, welcher vielleicht doch noch nicht sein unbeschränktes Eigentum war. Er sorgte dafür, daß Gabriele eine methodische Vergessenheitskur gebrauche. Erst sollte sie die Saison bis zum Ende durchkosten; später erst, wenn sie anfinge der nämlichen Bewunderungen müde zu werden, wollte er sie in ein anderes Land, in eine andere, fremde Gesellschaft führen, wo die Kur fortgesetzt werden konnte. In diesem Sinne war es als Frucht seiner Bemühungen anzusehen, daß eine Beförderung, welche ihn auf einen hohen, ausländischen Posten gestellt, ihm zugleich aber auch die Pflicht übertragen hätte, die Residenz zu verlassen, bisher hintertrieben worden war. Er hatte dadurch manche Interessen seiner Kollegen verletzt, hatte sich nicht wenig Feinde geschaffen und sogar an hoher Stelle Befremden erregt. Das galt ihm völlig gleich, da es sich um Pläne und Herzenswünsche handelte, welche sein innerstes Verhältnis zu Gabrielen betrafen. Oft dachte er mit ironievoller Bitterkeit, daß unter seinen Kollegen, so hochdiplomatisch sie insgesamt erschienen, wohl keiner weise genug sein möchte, um jemals zu begreifen, daß ihm, Rottberg, dem vielbenei-

deten Manne einer gefeierten Frau, die ganze Summe von Hoffähigkeit, Rangherrlichkeit, Karriere, gesellschaftlicher Bedeutung, welche Jenen Alles galt und für sie Daseinserfüllung und Leben umschloß, nichts bedeutete als Mittel zum Zweck und von ihm nur dazu benutzt wurde, um ein Gut zu gewinnen, das jeder arme Handwerker zu besitzen pflegt: das ganze, ungeteilte Herz seines Weibes.

So nahte allgemach das Ende des Winters. Auf einem der letztern, größern Hoffeste sah sich Rottberg durch eine amtliche Unterredung in den Spielzimmern festgehalten. Nach dem Ballsaale zurückkehrend, erschrak er plötzlich, als habe er an weißer Wand eine Erscheinung von Feuer gesehen. Vor Gabriele stand in ehrerbietiger Haltung mit ernstem, vor Glück leuchtendem Gesichte, Norbert. Seltsamerweise hatte Rottberg nie den Gedanken an eine Wiederbegegnung erwogen. Er wähnte den jungen Offizier gut und sicher aufgehoben bei seinem Festungsregimente an der Landesgrenze. Den Sturm von Gedanken und Vermutungen, welchen dies plötzliche Erscheinen in ihm heraufbeschwor, unterdrückte er; an Ort und Stelle konnte er erfahren, welcher Anlaß, welcher Vorwand der Anwesenheit Norberts zu Grunde lag. Der Kommandant der Residenz, ein alter, jovialer General, konnte Auskunft geben, dort stand er gerade und plauderte mit einigen Damen, ein kräftiges Lachen ließ die dicken Epauletten auf seinen Schultern beben. „Es freut mich sehr," erwiderte der General auf Rottbergs Frage, „daß gewissermaßen ich selbst Herr von Irmeldingens Kommen bewirkt habe. Ich wurde allerhöchsten Ortes ersucht, einen jungen, außergewöhnlich tüchtigen Offizier von alter Familie namhaft zu machen. Nach eingehender Prüfung wußte ich keinen bessern zu nennen, als Herrn von Irmeldingen. Gestern wurde er zu einmonatlicher Dienstleistung bei der Person des Erbprinzen befohlen und wird nach dieser Zeit ohne Zweifel dem hohen Herrn als Adjutant attachiert werden. Irmeldingens Tüchtigkeit verdient diese außergewöhnliche Beförderung, nebenbei freut es mich, daß ich einen Verwandten Ihres Hauses empfehlen konnte. Er ist ja, wie ich weiß, ein Namensvetter Ihrer verehrten Gemahlin. Ich muß doch gehen und bei ihr mein kleines Verdienst geltend machen; Dank von schönen Frauen nimmt man immer gern entgegen."

Damit eilte der lebhafte alte Herr auf Gabriele zu. Während er neben ihr Platz nahm und eifrig zu plaudern begann, richtete Rottberg einige unbefangene Worte an den jungen Offizier, der diese mit einer ernsten Verbeugung entgegennahm. Während der Dauer des Festes überlegte der Freiherr, jeden Augenblick angeredet, mit finsteren Augen sich freundlich vor den Unterbrechenden verneigend, welchen Einfluß Norberts unvermutetes Kommen auf seine Pläne, auf den Seelenzustand Gabrielens ausüben würde. Eine innere, untrügliche Stimme sagte ihm, daß der Kampf um sein Glück, jener aufreibende Kampf, den er seit Jahresfrist mit jähem Starrsinn, mit unterdrückter Leidenschaft mühsam weiter geführt hatte, in eine neue Phase getreten sei. Sein Ahnungsvermögen sagte ihm, daß ein Konflikt bevorstehe, daß eine Entscheidung binnen kurzem mit Notwendigkeit eintreten müsse. Wenn er sein Ahnungsvermögen noch weiter anspannte, um die nächste Zukunft zu durchdringen, etwa wie man es am Abende vor einem Zweikampfe zu thun geneigt ist, so stieß er sich an etwas Beängstigendes, Dunkles, Unbestimmbares, das ihn jäh an die Möglichkeit frühen Todes gemahnte. Darüber zuckte er nun doch die Achseln. Du bist überreizt, dachte er, und das ist nach Monden seelischer Aufregung kein Wunder. Diese Aufregung ist es aber, die ein Ende haben muß, und willkommen jeder Augenblick, der die Erlösung aus allen meinen Zweifeln beschleunigen kann. Ich freue mich jetzt Norberts Kommen, denn er selbst wird mir ein Werkzeug werden, Gabrielens Herz erforschen und die letzte Probe auf mein Lebensglück stellen zu können.

In diesem Augenblicke begrüßten ihn einige Damen, welche sich in der Rolle begeisterter Kunstschwärmerinnen gefielen, namentlich solange es gelingen wollte, besagter Kunst den Vorwand zu neuen Unterhaltungsmitteln und gesellschaftlichen Veranstaltungen abzupressen. Die Damen meinten, man müsse der Saison, deren Glanz ein wenig zu sinken begönne, durch ein Kostümfest aufhelfen, welches, mit lebenden Bildern verbunden, am Ende der Festzeit zu veranstalten wäre. Rottberg ging hastig auf den Gedanken ein und bot seine eigenen Räumlichkeiten an, welche ihrer Größe und Lage halber dem gewünschten Zwecke besonders entsprachen.

Sein Vorschlag wurde mit Jubel angenommen, und die erregten Damen, glücklich darüber, etwas Neues veranstaltet zu haben und neue Toiletten bestellen zu können, stoben nach allen Richtungen auseinander, ihre hübschen Köpfe angefüllt von wichtigen Fragen bevorstehender Komiteewahlen sowie Kostümproben mit oder ohne Musik. Rottberg blickte ihnen hohnvoll und doch befriedigt nach. Ihm war es von Wichtigkeit, daß Gabriele möglichst oft mit Norbert zusammengeführt würde; wenn dies in seinem eigenen Hause geschehen konnte, so war es in strategischer Hinsicht ein Vorzug mehr. Als das Fest zu Ende gegangen war, und er, die Hilfe der Lakaien nicht duldend, Gabriele mit eigener Hand in ihre schweren Pelze hüllte, lag auf seinem Gesichte die völlige Ruhe eines glücklichen Ehemannes, der mit den Ballerfolgen seiner Gemahlin zufrieden ist. Während der Wagen im schärfsten Trabe durch die verschneiten, nächtlichen Straßen dahinrollte, faßte er liebkosend Gabrielens heiße Hand und plauderte heiteren Tones über die Eindrücke des Abends sowie über die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste. „Es freut mich, daß Norbert gekommen ist," setzte er unbefangen hinzu, „und ich gönne ihm von Herzen, daß er dauernd nach der Residenz versetzt werden soll. Er ist unser Verwandter und als solcher muß er unser Haus als das seinige betrachten lernen."

Der Wagen raste dahin, und zuweilen nur flog das streifige Licht einer Gaslaterne blitzschnell durch die frostüberhauchten Scheiben. Rottberg konnte Gabrielens Züge nicht erkennen, doch fühlte er, wie bei seinen Worten ihren schlanken Leib ein jähes Beben durchzuckte, das in den Spitzen ihrer schmalen Finger, die er umklammert hielt, nachzitterte. War dieses Beben ein schmerzliches, war es Aufwallen einer sündhaften triumphierenden Freude? Wer konnte es deuten?

Ja, diese Deutung sehnte er herbei. Er fühlte, daß in ihr Leben oder Tod beschlossen lag. Viele Tage waren vergangen, und Norbert hatte der Form kühler Höflichkeit durch einen kurzen Besuch genügt. Dann fand die erste Probe des Kostümfestes statt, zu welcher er wiederum erschien. Ein Schauspiel-Regisseur bestimmte die Einteilung der Mitwirkenden, und ein Professor der Akademie begann die ersten Nummern der Bilder zu stellen. Norbert wechselte mit Gabriele kein Wort. Sie sah bleich aus und schien ihren Pflichten als Dame des Hauses mit Überwindung nachzukommen, während der junge Offizier im Hintergrunde stand und den Erklärungen des Professors Gehör lieh. Das Ganze verlief steif und langweilig, doch versprach man sich Besseres von der zweiten Probe, die mit Orchesterbegleitung stattfinden sollte. Sie brachte großen Erfolg, einem dritten Abende wurden noch höhere Erwartungen entgegengetragen. Obwohl Rottbergs durch Argwohn geschärfte Beobachtung kein Merkmal des Einverständnisses zwischen dem jungen Offiziere und Gabrielen entdeckt hatte, so fühlte er allzudeutlich an seiner eigenen Seelenangst, daß trotz der gemessensten, kühlsten Haltung zwischen den Beiden geheime Beziehungen lebten und sich fortspannen. Unbemerkte, nur von ihm erspähte Regungen, schwache Anzeichen, die selbst der scharfspähenden Welt verborgen geblieben wären, bestätigten es seinen überraschten Sinnen untrüglich. Ein unbestimmtes Gefühl leitete ihn am Tage der Probe in Gabrielens Zimmer. Sie war abwesend. Auf ihrem Schreibtische lag ein Couvert, welches das schlichte Wappenkreuz der Irmeldingen führte und durch einen unsicheren Schnitt des Papiermessers hastig aufgesprengt schien. Rottbergs Augen flammten, als er das Briefblatt aus der Hülle zog. Nur wenige Worte bewegten sich wirr und tanzend vor seinen Augen:

Gnädigste Cousine! Dem gütigen, mich beglückenden Rufe wird zur bestimmten Zeit Folge leisten Ihr unaussprechlich dankbarer Norbert.

Er verließ langsam, mit bebenden Lippen, das Gemach. Noch ist sie unerfahren und läßt ihre Liebesbriefe offen herumliegen, dachte Rottberg. Bald wird sie vielleicht geschickter werden, geübter im Ehebruch, setzte er hinzu, indem ein Schauer ihn anpackte. Es besteht also bereits ein Briefwechsel, und die Lücke in demselben ist leicht zu ergänzen. Sie hat ihm ein Stelldichein bewilligt und, da ihr kein fremder Ort zur Verfügung steht, ist es ein Stelldichein im eigenen Hause. Ort und Stunde dazu sind von selbst gegeben. Neben dem Bühnensaal liegt der Wintergarten. In diesem läßt sich freilich der erste Sättigungs-

schrei verbargener Liebe leicht ersticken, die Ehre eines vertrauensseligen Ehegatten mit Bequemlichkeit begraben. Vor seine Augen kam eine Vision von Gewaltthat und blutigem Ende. Er fühlte, daß eine Entscheidung schwer und unvermeidlich in der Luft läge. Welcher Art das Ende sein würde, wußte er nicht. Ein Duell mit Narbert? Unsinn, wahnsinniger Unsinn! In einem Zweikampf fällt der, dem das Recht zur Seite steht. Lieber wollte er den Schädiger seiner Ehre jählings niederschießen wie einen tollwütigen Hund. Und sie? Und Gabriele? Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Er hatte sie zu sehr geliebt ... sie salle leben bleiben, in demselben Reichtume sich weiter sannen, durch dessen Macht er sie einst zu gewinnen, glücklich zu machen gehofft hatte. Seien wir wahr am Schlusse, brutal wahr, sprach er mit pachenden Schläfen: Ich habe sie unverantwortlich versucht, habe ihr Herz vergewaltigt, ihr Jawart ertrotzt und erzwungen, mit eiserner Faust ihr den Kaufbrief abgepreßt, nun bin ich freilich betrogen, aber es mußte sa kammen. Nicht sie trifft die valle Schmach — ich bin ihr Mitschuldiger, darum sall sie leben, nur Reue vielleicht ihre Strafe werden. Alles, was ich besitze, sall ihr verbleiben. Ich aber kann nicht atmen ahne sie und kann auch nicht verächtlich, erbärmlich var mir selbst ein Jammerleben weiterspinnen. Der Gedanke allein birgt Höllenqual. Aber wie es beschließen? Sall der letzte Tallensteiner durch Selbstmord enden, wie ein bankbrüchiger Spekulant?

Es war dunkel gewarden im Zimmer. Van der Straße herauf tönte das hastige Rallen van Wagen, deren Räder in den Kies der Einfahrt schnitten. In dem untern Stackwerke wurden einzelne Geigenstimmen laut, welche die Orchestermitglieder prüfend ihren Instrumenten entlackten. Der Hausherr schreckte empor, badete seine entstellten Züge in Wasser und begab sich nach dem Ankleidezimmer seiner Gemahlin. Gabriele kam ihm auf halbem Wege entgegen, sa schönheitsstrahlend, daß er hätte aufschreien mögen var bitterem Herzweh bei dem Gedanken, dies bis zum Wahnsinn geliebte Weib verlieren zu müssen. Er faßte sich mühsam, entschuldigte sein verstörtes Aussehen mit argem Kapfweh und bat, daß Gabriele die Gäste allein empfangen möge, er habe aus der Kanzlei des Ministeriums eine Nachricht erhalten, welche ihn möglicherweise nötigen werde, für einige Tage mit Depeschen an die benachbarten Höfe zu reisen. Gabriele, überrascht und besorgt erscheinend, bat ihn, sich Schanung aufzuerlegen und seine Abreise zu verschieben. Er fand nur ein schwaches, seltsames Lächeln. Das Zimmer war leer, er breitete die Arme aus, und während ein Fieberschauer ihn durchbebte, preßte er Gabriele stürmisch, inbrünstig an sich, die Lippen in ihr weiches Haar vergrabend wie beim ersten Verlabungskusse. Als sie das Haupt sanft aus seiner Umarmung löste, blieb er stehen und sah sie durch die Flügelthür verschwinden. Sie grüßte noch einmal zurück mit ihren tiefen, lichten Augen und einem halben, etwas nachdenklichen Lächeln auf dem feinen Prafil.

Dann tastete sich Rattberg varsichtigen Schrittes durch die Dämmerung des Wintergartens. Mächtige Palmenarten flochten die breiten, scharfzackigen Zweige zu grüner Kreuzbogenwölbung ineinander aber schossen aus dem Untergrunde fächerförmiger Bananenpflanzen schlank, mit ausgezacktem Federkamme in die Höhe. Um das Stammgewirr zogen sich Kletterpflanzen, verstreut warfen einzelne Glühlampen ein schwaches Licht wie Leuchtkäfer, und der feuchtwarme Raum war van Vanillenduft durchflutet wie eine Trapennacht. Zuweilen tönte von dem Festsaale her ein Forte des Orchesters, ein Stimmengewirr aber lauter Beifallsjubel, ein unsichtbarer Spingbrunnen spielte, steigend und niederfallend, verschlafen plätschernd in seinem Becken.

Durch die traumhafte Stille schritten jetzt zwei Gestalten mit verschlungenen Händen, wie sie es einst im regennassen, verwilderten Parke van Irmeldingen gethan. Gabriele ließ sich auf eine Bank nieder, und Narbert blieb ehrerbietig var ihr stehen.

„Sie haben mich glücklich gemacht, Gabriele," war das erste Wort, das von seinen zitternden Lippen fiel.

„Unsere Minuten sind gezählt, lieber Freund," sprach Gabriele leise mit tiefer Stimme. „Sie kennen genugsam das Leben, um zu wissen, welches Wagnis ich unternammen habe, um Sie ungestört sehen, unbelauscht mit Ihnen sprechen zu können. Meinen Ruf, meinen häuslichen Frieden

Weihnachtsglocken. Nach dem Gemälde von E. H. Blashfield.

habe ich in Ihre Hände gelegt. Ich that es ohne Besinnen, weil ich weiß, daß am Mutterherzen ich nicht sicherer aufgehoben wäre als in Ihrer ehrenfesten Hut. Um unserer beider willen habe ich diese Unterredung herbeigeführt, ohne zu wägen, ohne um die Folgen zu sorgen. Lieben, Norbert, heißt sich opfern . . ."

„Und nie, Gabriele," unterbrach sie der junge Offizier mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Beteuerung, „werden Sie dieses Opfer zu bereuen haben. Es bürgt Ihnen, der Großmütigen, dafür mein ganzes, von heiliger Anbetung für Sie erfülltes Leben."

„Sie irren, mein Freund," erwiderte sie mit schwacher Stimme. „An Ihnen ist es, ein großes, unerläßliches Opfer zu bringen. Sie müssen abreisen, Norbert. Unter irgend einem Vorwande müssen Sie fort von hier, und das je eher desto lieber."

Der junge Mann war entsetzt, verständnislos und wie versteinert stehen geblieben. Seine Lippen bebten, ohne Worte bilden zu können. „Ich verstehe Sie nicht, Gabriele," stammelte er endlich. „Wenn es ein entsetzliches Rätsel ist, das Sie mir aufgeben wollen, so vermag ich nicht es zu fassen, seine Lösung nicht zu erraten."

Ihre Stimme bebte, aber sie wiederholte mit fester, klarer Stimme die Worte, welche ihm keine Hoffnung ließen. „Ich habe gesonnen, geweint und gerungen, Norbert. Ich kenne Ihre Lage, Ihr Leben, Ihre Aussichten, Keine versenkt sich besser in Ihr Herz, als ich es thue, und dennoch bestehe ich auf meiner Forderung. Das kostet Sie allen Glanz Ihrer neuen Stellung, das zwingt Sie, Ihrer stolzen Zukunft Lebewohl zu sagen. Ich weiß das alles, und dennoch verlange ich, daß Sie mich verlassen, daß Sie unverzüglich abreisen."

„Sie verlangen Unmögliches, Gabriele," rief er flehend. „Verstehen Sie mich recht — nicht halte ich fest am Glanze einer Stellung, welche allerdings für mein zukünftiges Leben von Bedeutung gewesen wäre. Ich frage nicht nach ihr. Willig würde ich allem Ehrgeize entsagen, ohne Murren in die bescheidenen Verhältnisse eines armen Linienoffiziers zurückkehren, allein ich kann nicht von Ihnen lassen, Gabriele. Die Residenz ist ja groß genug, ich will Ihr Haus meiden, Ihren Weg selten kreuzen, nur wehren Sie es mir nicht, Sie zuweilen von ferne sehen zu dürfen. Rauben Sie mir nicht diese einzige Freude. Sie ist, glauben Sie es mir, das letzte Lebensglück eines Enterbten."

Sie legte für einen Augenblick die Hand auf ihre Stirn wie unter dem Drucke unwiderstehlicher Seelenpein. „Muß ich Ihnen sagen," sprach sie endlich, indes sie ihre strahlenvollen Augen fest auf ihn richtete, „warum Sie nicht bleiben können? Sie dürfen es nicht, weil Sie eine Stelle in meinem Herzen einnehmen, weil Ihre Nähe, der Anblick Ihres Schmerzes eine Stärkere wankend machen könnte, als ich es bin. Ein Doppelleben zwischen Ihnen und Rottberg zu führen, übersteigt meine Kräfte und ist auch meiner nicht würdig. Ich bin Rottbergs Frau. Zwischen uns steht die Pflicht, damit ist Alles gesagt. Und wir wollen beide ehrliche Leute bleiben, müßte auch das Herz darüber zu Grunde gehen. Nicht wahr, mein Freund?"

Er senkte das Haupt, während seine Augen qualvoll loderten, und sein männlich schönes Gesicht tief erbleichte. „Ich kann Sie nicht vergessen, Gabriele," stöhnte er auf. „Es ist des Leides zu viel."

„Wer spricht von Vergessen, Norbert," entgegnete sie ernst. „Ich will von Ihnen nicht vergessen sein. Wir werden beide, von einander getrennt, mutvoll weiter zu leben suchen. Hoffentlich blüht Ihnen einmal ein Eheglück, so reich, als Ihr edles Herz es verdient. Aber dessen wollen wir eingedenk sein, daß einmal auch uns beiden ein reines, unvergeßliches, unerfülltes Glück gestrahlt hat. Es mußte geopfert werden um der Meinen willen, aber daß es gewesen ist — dieses Eigentum kann uns keine Trennung, keine Erdengewalt rauben. Daran halte fest, Norbert, davon lebe, wenn du dich arm und einsam fühlst. Wenn wir uns später, nach Jahren, wiedersehen, werden wir uns beide sagen können, daß wir den Kopf hochgehalten haben, daß wir tapfer geblieben sind. Und nun, lieber, lieber Freund, verlasse mich; Gott möge dich schützen und behüten."

Er stürzte zu ihren Füßen nieder. „Gabriele, sage mir nur einmal, daß du mich geliebt hast und noch liebst."

Sie legte die Hand auf seine Stirn. „Ich habe dich einmal geliebt, und meine

Liebe wird über deinem Haupte bleiben, bis uns der Tod scheidet."

Er neigte die Stirn tief und preßte sie in die Falten ihres Kleides. „Hab' Dank," sagte er aufspringend mit fester Stimme. „Gott soll dich segnen für dieses Wort und schaffen, daß ich deiner würdig werden möge."

Er neigte sich noch einmal und verließ festen Schrittes den Garten. Gabriele hatte die Hände gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich im Gebet. Sie trat gesenkten Hauptes aus der grünen Dämmerung des Palmenhaines, und ihre hohe, wandelnde Gestalt verschwand in dem weißen Lichtmeere, das aus dem Festsaale in die schweigende Rankenwildnis hereinbrach.

Aus der Tiefe des Gewächshauses trat Rottberg und ließ sich gesenkten Hauptes auf die einsame Bank fallen, das qualverstörte Gesicht in die Hände bergend. „Zu Ende," stöhnte er mit rauher Stimme; „Gabriele, reiner Engel, der du mein Alles warst auf dieser Welt, jetzt habe ich dich ganz erkannt und — ganz verloren."

Er preßte die Stirn vernichtet an die Lehne der Gartenbank. Vom Festsaale her kam ein leidenschaftliches Forte des Orchesters, und über den regungslosen Mann hinweg brachen in aufjauchzender Daseinslust, in lachender, schluchzender Wehmut die seligen, glückdurchschauerten Tonwellen einer unsterblichen Walzerweise. —

Nach Tollenstein! Der Gedanke durchdrang sein fieberndes Haupt wie eine Erlösung. Dort schossen jetzt Gießbäche zu Thal, dort wirrten die Tannen ihre brausenden Wipfel im Föhnsturm, dort blühten Erika und Soldanellen an der braunen Halde, und über die schneefreien Kuppen strich das zornige Rodeln des Birkhahns. Zu die stille, wilde, heilende Natur zog es ihn; der Südsturm, der letzten Schnee zum Thauen brachte, würde vielleicht auch tiefes Menschenleid fortlöschen und lösen. Sein vernichtetes Herz würde lernen ruhiger und langsamer zu schlagen in der Einsamkeit, in ihr würde sein ratloses Haupt vielleicht eher zu einer klaren, besonnenen Entscheidung gelangen.

Er beschloß sogleich zu reisen, den Vorwand zu benützen, welchen er Gabrielen gegenüber geltend gemacht. Der Nachtzug trug ihn durch die schlafende Ebene den Bergen entgegen, und wie vor Jahresfrist verließ er im ersten Morgendämmern die Station der Gebirgsbahn. Diesmal war sein Wagen zur Stelle und trug ihn ohne Säumen nach Tollenstein. Aber der Aufenthalt brachte ihm nur Qual. Stundenlang durchirrte er den Park, über dessen aufgeweichten Wegen die Bäume ihre laublosen Kronen im Tauwinde schwenkten; die hastig geheizten und in stand gesetzten Räume des Schlosses scheute er sich zu betreten. Es hatten dort auf sein Geheiß umfassende Veränderungen stattgefunden, wollte er doch am Jahrestage seiner Verlobung, wenn die Feste der Residenz beendet wären, mit Gabrielen Einzug auf Tollenstein halten, sie dem mächtigen Familienbesitz zuführen, dessen Herrin sie geworden war. Ihres Kommens harrte eine Flucht von Räumen, welche mit fast prunkhaftem Aufwande hergerichtet waren; das Wohnzimmer, das Schlafgemach namentlich hatte er zum Gegenstande seiner Sorgfalt gemacht, hatte dort alles zusammentragen lassen, was Reichtum, vereint mit erfindertscher, zartsinniger Liebe, zu schaffen vermögen. Vor dem breiten, von Seide und Spitzen überfluteten Himmelbette verbrachte er die Nacht in einem Sessel, während draußen der Märzsturm die hundertjährigen Ulmen des Parkes durchbrauste und durchschütterte. Bei Tagesanbruch wanderte der Schlaflose in die sturmvolle Frühe hinaus, er wollte Erschöpfung erjagen, wollte versuchen, durch körperliche Ermattung kurze, traumlose Ruhe, kurzes Vergessen zu erzwingen. Sein Weg führte am Forsthaus vorüber. Es lag noch schlafend in der Dämmerfrühe; als er an die Thür schlug, stürmten die Hunde mit wütendem Gebell den Flur entlang. Ein Fensterladen verschob sich vorsichtig, dann rasselte die Sperrkette vom Schloß, und der Förster, notdürftig gekleidet, empfing erstaunt und bestürzt den Eintretenden.

„Sind der Herr Baron krank?" lautete seine erste Begrüßung, als er das weiße, gealterte Gesicht Rottbergs gewahrte.

Dieser beruhigte ihn im Tone gleichmütiger Gelassenheit. Allzufrühes Aufstehen, meinte er, thäte nicht allemal gut, auch pflege ein in der Residenz verbrachter Winter seinen Mann nicht gerade zu verjüngen. „Doch wie ist es Ihnen selbst inzwischen ergangen?" unterbrach er sich. „Ist alles

in Ordnung auf Ihrer Försterei oder ist irgend etwas Besonderes vorgefallen?"

„Etwas Besonderes nicht, freiherrliche Gnaden," entgegnete der Förster, „es müßte denn sein, daß der Herr Baron noch nichts gehört hätten von wegen dem Unglück mit dem Anderl."

Rottberg vergaß auf einen Augenblick sein eigenes Leid und warf hastig den Kopf auf. „Was ist mit dem Burschen?" frug er betroffen. „Wie ist's ihm ergangen in seiner Ehe?"

„Schlecht ist es eben ergangen, gnädiger Herr," sprach der Förster zögernd. „Die ersten Wochen ist's helle Gloria gewesen! und hat die Modei einem jeden erzählt, wie es sie gefreut, daß sie mit dem Anderl nun doch ihren Willen bekommen habe. Der Anderl inzwischen hat fortgelebt, als ginge ihn weder Weib noch Hof etwas an. Die Modei hat das gegiftet, auch ist sie wohl immer eine Mannsholde gewesen von kindsauf. Kurz, ging der Anderl zum Hausthor hinaus in den Dienst, sind die Liebhaber zur Hinterpforte eingestiegen. Lang hat's nicht gewährt, da haben der Anderl und die Modei mit Stecken aufeinander geschlagen; so bunt ist's gegangen, daß bei Nacht und Nebel der alte Wiesthalbauer aus dem Hause gewichen ist. Mit der Wirtschaft ging's rückwärts und mit dem Anderl auch. Den Dienst hat er schon lang gekündigt gehabt; einmal noch ist er mir ins Haus gekommen im Sammtjanker mit Guldenknöpfeln daran, aber verlumpt und halb angetrunken. Bald hat er geweint, bald wieder getobt. Verkuppelt hätt' ich ihn und sein Unglück angerichtet, ein schlechter Mensch sei er geworden und das alles thät auf mich und den Herrn Baron zurückfallen. ‚Förster, dir vergeb ich,' sagte er schließlich, ‚aber wenn meine arme Seel' brennen muß im Fegfeuer, so hast du Mitschuld daran, das vergiß nicht.' Hab's auch nicht vergessen, Herr Baron. Heiß und kalt ist's mir zu Mut geworden, und wenn ich vor einem Jahr gewußt hätt, daß die Sache so ausgehen würde, sicher wäre mein Wort gewesen: ‚Freiherrliche Gnaden sind der Schutzherr, aber zwingen den Anderl, das thue ich nicht um kein Gut.' Nun, ich war damals froh, als ich den Burschen zur Thür hinaus gehabt hab. Seit der Zeit ist's noch schlimmer geworden mit ihm. Tagelang hat er gekartet und getrunken; nach Hause hat er schon gar nimmer mögen. Seit ein paar Wochen ist er überhaupt verschwunden, hat ihn Keiner mehr gesehen. Etliche sagen, er sei hinüber ins Kaiserliche, helfe Tabak schwärzen oder wildere gar, Andere meinen, und das ist freilich das Wahrscheinlichste, er habe sich ein Leids gethan. Damit hält's auch die Modei. Auf dem Wiesthalhofer Dache liegen die Hypotheken dick wie die Ziegel, und drinnen sitzt ein fremdes Mannsbild, ein Geigenmacher aus Welschland, der wohl bald die letzten Gulden zum Schornstein ausgegeigt haben wird. Ja, gnädiger Herr, gut ist die Geschichte nicht gegangen, und leid thut's mir, daß ich dem Herrn nicht habe mit etwas Froherem aufwarten können. Sonst ist aber alles in Ordnung im Revier."

Rottbergs Gesicht hatte während des Berichtes den Ausdruck bitterer Seelenpein immer unverhüllter hervortreten lassen. Also noch weitere Schuld, noch weiteres Elend zu deiner eigenen überschweren Last. Mein Schöpfer, es wird zu viel und doch muß ich zusehen, daß ich diese Schuld mit Erdenmitteln mildere, soweit in meiner Kraft steht.

Er preßte die Stirn an die Scheiben und sah in den dämmernden Morgen hinaus. Der Förster hatte sich entfernt, nachdem er ein Talglicht entzündet, das den Raum des niedrigen Wohnzimmers schwehlend erhellte. „Ich muß meine Schuld an dem Burschen gut zu machen trachten," sagte Rottberg endlich, als der Förster wiederkehrte, „möchte das Werk nicht zu spät kommen und der Mann noch am Leben sein. Lassen Sie sogleich als Aufruf in den Kreisblättern erscheinen, daß der Mann sich in einer Erbschaftsangelegenheit bei Ihnen zu melden habe, setzen Sie zugleich eine Belohnung für diejenigen aus, welche Ihnen Mitteilungen über den Aufenthalt des Anderl zugehen lassen können. Wird der Mann ermittelt, so stelle ich ihm zwei Dinge zur Wahl: Entweder die Unterförsterstelle am Grunde der Riß, oder eine ausreichende Summe, um auswandern und ein neues Leben beginnen zu können, vielleicht in Amerika. Hier haben Sie" — er riß ein Blatt aus dem Notizbuche — „die Bestimmung schriftlich. Ja, mein lieber Förster," sprach er mit ungewöhnlich feierlichem Tone, als er sah, daß auf den wetterharten, respektvollen Zügen des alten Mannes aufsteigende

Rührung die Oberhand zu gewinnen schien, „ich wollte Gutes thun und habe Böses geschaffen. Unser Aller Herr möge milde über mich richten und auch Ihnen die geringe Mitschuld in Gnaden verzeihen. Doch jetzt leihen Sie mir einen Kugelstutzen; ich habe einen weiten Weg vor, und leicht möchte mir ein Stück Wild aufgehen, das der Schaffnerin von Tollenstein während meines Besuches zu gute käme."

Der Förster brachte eilfertig sein Gewehr herbei, und Rottberg prüfte sorgsam den Abzug der Waffe. „Es ist keine Sicherung am Schlosse," bemerkte er, „da heißt es vorsichtig sein, sonst ist leicht ein Unglück geschehen. Leben Sie wohl, lieber Förster, und vergessen Sie nicht den Aufruf im Kreisblatte."

„Steigen Herr Baron über den Tollengrund zum ‚Bild auf der Platten,'" riet der Förster, „da rodeln die Hahnen, daß es eine Lust ist. Leicht möcht sie noch nicht aus sein, die Frühbalz, wenn der Herr Baron scharf ausschreiten. Wir haben Neumond, und die Sonne langt erst spät über die Schrattenwand zur Platten nieder."

Rottberg nickte und ging in die Dämmerung hinaus. Mit weiten Schritten, ohne aufzublicken, durchquerte er den Wald; eine steile Lehne griff er langsam klimmend an und überwand sie nach hartem, vorsichtigem Steigen. Der Wald hinter ihm begann zu versinken, zwischen Bergfichten und Wachholder ragten noch einzelne Arven, dann wehte ihm über die Kuppe hinweg bitterkalte Schneeluft entgegen. Die Dunkelheit wich, vom stahlgrauen Morgenhimmel hoben sich die Berge gezackt und eingeschrundet in scharfen Umrissen. Schneeflächen deckten den Boden, zwischen verkrüppeltem Wachholdergesträuch zog sich an tiefer Schlucht vorüber ein schmaler Weg über die Paßhöhe, er führte nach einem entlegenen Seitenthal, wo wenige armselige Hütten standen; zur Winterzeit waren sie verlassen. Hier, beim „Bild auf der Platten," war einer der ödesten, unwegsamsten Punkte des Tollensteiner Reviers. Hart an dem Wege, auf morschendem Pfeilerstocke, stand das Marienbild, eine Holzbank zum Knieen daneben. Die Gestalt der Mutter Gottes war schlicht aus Holz geformt, liebende Hände hatten ihr ein schmuckloses, warmes Gewand angethan; auf ihrem Haupte trug sie ein hohes Krönlein von Rauschgold. Aus ihrem bemalten, lächelnden Puppenkopfe strahlten zwei große, seltsam blickende, braune Glasaugen; sie befand sich in einem rohgezimmerten Holzkasten, um den von voriger Herbstzeit her ein verdorrter Kranz hing. Es war eine Madonna für sehr arme, sehr genügsame und einfältige Leute. Wohl aus Frömmigkeit und umsonst hatte ein wandernder Glasergeselle ihr eine Scheibe geschenkt und selbige vor das Kästlein gezogen; so prangte sie wohlgeborgen, gut geschützt vor Regen und Unbill. Sie blickte über die Steinöde im schrägen Strahl der Morgensonne dem aufkommenden Wanderer entgegen, und der stand still unter ihrem Blicke. Hier gab es keine Störung, hier war er allein mit der Heiligen. Schweren Herzens ließ er die Büchse von der Schulter gleiten, lehnte sie seitab an den Bildstock und kniete auf der schmalen Holzbank nieder.

Ihm kam in den Sinn, daß in der Kinderzeit seine Mutter, die eine fromme Frau gewesen, ihm gesagt hatte: drückt dich ein Leid, so bet' es dir vom Herzen. Er war aufgewachsen mit dem neuen Geschlechte, das von Gott nichts wissen will, das mit Spott oder gelangweiltem Lächeln sich dem Nichts entgegenstürzt; dreißig Jahre des Weltlebens, der Vergnügungen, des Strebens, der Erfolge hatten sein Herz leer gebrannt, — jetzt stand das Wort lebendig unter der Asche auf. „Ach du Gebenedeite," seufzte er, „dulde, daß ich mein Haupt in deinen Schoß legen darf, so still, so vertrauend, wie einst in die weichen Hände der toten Mutter." Es war, als sänke aus den braunen Glasaugen der Mutter Gottes ein warmer, gnadenvoller Strahl zu ihm nieder, und nun vertiefte er sich in die bittere, selbstquälerische Wonne einer Anklage. Halblaut, leidenschaftlich bewegt kam in Worten über seine Lippen, was ihn bedrückte, es war, als beichte ein heimgekehrtes Kind nach langer Irrfahrt alles, was es fern vom Mutterherzen bei den Menschen erfahren hatte. Er erzählte der buntbemalten Figur mit dem seltsam menschlichen Blicke seine Liebe zu Gabriele, er bekannte seine Schuld, schilderte alle Kämpfe, sowie alle Ratlosigkeit und tiefe Seelenqual, die ihn befallen. Jählings, wie er so kniete, gläubig, als armer Sünder, erkannte er mit Wonne und Staunen, daß alle Zweifel, alle

Fragen, alle Zuckungen schmerzlicher Leidenschaft, die sein Herz durchgrollt hatten, sich lösten, beruhigt auszitterten. Sein Leben, sein Schicksal, nun er es unter dem Kreuze betrachtete, erschienen ihm wunderbar geklärt. Deutlich löste sich aus den umklammernden Schatten finsterer Selbstsucht das Bild Gabrieles; es stieg langsam empor in eine ihm unerreichbare Lebensferne. Er fühlte, es mußte so sein, nicht durfte er in Eigenwillen jenes reine Wesen an sich ketten, nicht mehr über sie bestimmen, er durfte nicht länger eine Liebe erbetteln, die nicht für ihn bestimmt war, die an seinem Haupte vorüberrauschen mußte, unerfüllt für dieses Leben. Hatte er daran noch zweifeln, an diese Zweifel tolle Erdenhoffnungen knüpfen können? Er empfand plötzlich schauernd und doch mit heiliger Ruhe, daß alles Erdenhoffen, alles trotzige Wünschen ihm entwunden, daß leise ein holdseliges, tiefes Wunder an ihm gethan worden war. Sanft und schmerzlos hatte eine göttliche Hand allen Trotz, alle Willkür, alle umnachtenden Leidenschaften aus seinem Herzen genommen. Jetzt war der schwerste, schmerzlichste Kampf überstanden; ohne Erschütterung, fast ohne Leid war er zur Entsagung gekommen. Klar vorgezeichnet erschien ihm sein Weg. Mit einer freundlichen, noch leicht wehmütigen Milde, zugleich aber auch mit der göttlichen Lust vollzogener Opferthat bestimmte er über die Zukunft. Er wollte für sich selbst einen Posten jenseits des Oceans erbitten, in Peking oder Washington; Gabriele mußte frei werden, er würde Wege finden, ein Band, das ihr zur Qual geworden, in schonender und für sie vorwurfsfreier Art zu lösen. Allen Glanz des Reichtums sollte sie behalten, seinen makellosen Namen so lange fortführen, bis sie ihn austauschen würde gegen den Norberts. Für ihn war freilich aller Kampf noch nicht beendet; in trüben Stunden würden Anfechtung und Glückverlangen wiederkehren, unsäglich würde er darunter leiden, Gabriele geliebt, gefeiert, in Glanz und Lebenssonne an der Seite eines Andern zu wissen. Das aber wolle er tragen als Buße für seine schwere Schuld. Die Versuchung zum Selbstmord warf er jetzt weit von sich und war sicher, daß sie ihm nie mehr ernstlich nahen könne. Wozu auch? Seine Entsagung war ja schon gleichbedeutend mit Tod, sie hatte zerbrochen, hinweggenommen, was alt und finster in ihm gewesen. Er dankte Gott für dieses unerwartet leichte, schreckenlose, rasche Sterben. „Vergönne du, Gebenedeite," vollendete er, sein stilles Gesicht zum Marienbilde kehrend, „daß nun, da mein Opfer erfüllt ist, auch dieser müden Erdenhülle ein rascher, erlösender Tod nahen möge, als ernster Bote deiner Versöhnung, einer erbarmenden Liebe."

Die mitleidigen braunen Augen der Madonna blickten so starr und doch so hold über sein Haupt hinweg nach der Felsenkuppe, deren Kamm der Thauwind in Stößen überfiel, zu Thal wuchtend und fern, in den Tannen tief drunten, von Heimkehr singend. Die Kuppe lag schneefrei im Sonnenglanze, die grünen Stauden der Legföhren schwankten und neigten sich wie hundertfach winkende Arme; der Wind schnob in ihnen, aber sie drängten und verbogen sich seltsam einseitig, als schöbe sich durch sie ein fremder Körper, der keuchende Leib eines anschleichenden blutwitternden Raubtieres. „Gieb mir den ewigen Frieden," sprach der Knieende, sein Haupt erhebend. „Schaffe, du Gnadenvolle, ein reiches, unermeßliches Glück für Gabriele . . "

Drüben an der Wand blitzte es auf, und mitten durchs Herz geschossen brach Rottberg seitwärts zusammen. Über die Kuppe fegte ein Rauchwölkchen, vom Winde fortgetragen, und aus den Legföhren hob sich die wilde, zerlumpte Gestalt des Anderl. „Mit der Liebe ist's gefehlt auf dieser Welt," rief er herüber, „und Glück braucht nicht ein jeder! Nun geh und schau, ob du dein Glück mitsamt der rechten Liebe magst finden können im Himmel droben."

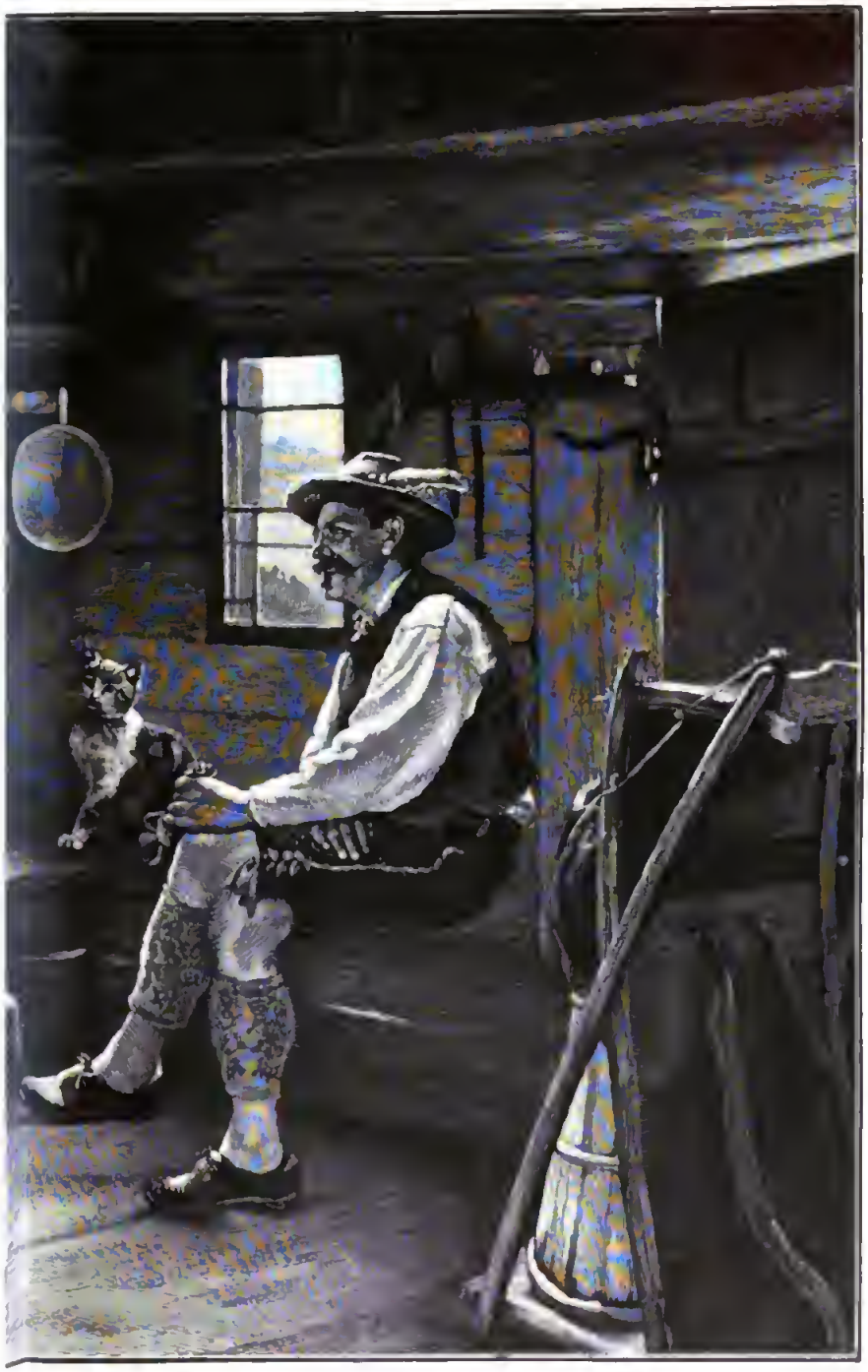
Treu.

Von Georg Vogel. (Nachdruck verboten.)

Aufstrahlen und verglühen
Die Sterne droben am Zelt;
Aufknalpen und verblühen
Die Blumen in der Welt.

Es rauschen auf und verrinnen
Die Wallermengen am Strand —
Mein Herz nur und mein Sinnen
Bleibt treu dir zugewandt.

Feuer gefangen. Nu



Nach dem Gemälde von E. Rau.

Das maleriſche New York.

Von **William Try.**

Mit 9 Radierungen von **Charles F. W. Mielatz** und 3 Federzeichnungen von **T. R. Manly.**

(Abdruck verboten.)

Schönheit iſt ein ſehr dehnbarer Begriff. Leute, die vor kurzem von Rom, Neapel oder Florenz gekommen ſind und etwa in der dritten Avenue herumwandeln, werden es lächerlich finden, unter, oder über den häßlichen Eiſengerüſten der Hochbahn nach Schönheiten zu ſuchen. Unſere amerikaniſchen Bauten ſind ja auch meiſt nicht dazu angethan, Vergleiche mit den Werken des alten und neuen Europas auszuhalten. Die Quantität erſetzt die Qualität, und ſo müſſen wir den Begriff der Schönheit im allgemeinen Sinne in unſeren Städten vielfach ausſchließen. Anders verhält es ſich mit der maleriſchen Schönheit, die jedes Fleckchen Erde haben kann, wenn Abwechſlung in Farbe, Form und Beleuchtung das künſtleriſch veranlagte Auge reizt und das innere Weſen des Menſchen in eine gewiſſe Stimmung zu bringen vermag. Vor den gewaltigen Kunſtwerken der alten Welt wirkt die maleriſche Schönheit, ich möchte ſagen, mit Keulenſchlägen auf das empfängliche Gemüt, in unſeren Städten, die faſt noch in Kinderſchuhen umherlaufen, bedarf es liebevollen Eingehens und einer gewiſſen Schulung des Auges, um auf Umwegen zur Empfindung der Schönheit zu kommen.

Abb. 1. Blick auf die Brooklyner Brücke.

Stimmung kommt aus der Seele. Die unerklärliche fiebernde Saite im Menſchenherzen kann erklingen, wenn irgend ein Fleckchen Erde durch Abwechſlung das Auge reizt, ob es das Koloſſeum Roms, oder irgend ein Sammelſurium alter, ſchmutziger Häuſer iſt, das iſt dabei gleich.

Für den Durchſchnittmenſchen ſieht eine Landſchaft oder Architektur bei Morgen-, Mittag- oder Abendbeleuchtung ziemlich

gleich aus, auf das künſtleriſch empfindende Auge dagegen wirken die Gegenſtände zu den verſchiedenen Tageszeiten ſehr verſchieden. Das Gebäude, welches in hellem Sonnenlichte nüchtern und reizlos ausſieht, kann in der Dämmerung, wenn ein feiner Dunſt die Details mit einem Schleier überzieht, von hohem maleriſchem Reiz ſein.

New York hat einen großen Vorzug vor vielen anderen Hauptſtädten der Welt und das iſt die reine, kryſtallklare Luft. Wer jemals in ſeinem Leben an einem ſchönen Sommertage die Narrows paſſiert hat und die Stadt in weißen und rötlichen Flecken ſich vom blauen Äther hat abheben ſehen, der wird dies beſtätigen können. Die Gebäude blitzen und ſtrahlen in der klaren Luft, die rieſigen Firmenſchilder heben ſich deutlicher ab, als anderswo, die Tauſende von Fahrzeugen zeigen meiſt tadellos weiße Segel. Das Auge kann den Konturen der Hügel, welche den Hudſonfluß einſchließen, bis zum fernen Horizonte folgen. Hafenbilder ſind immer maleriſch und unter jeder Beleuchtung. Der Maſtenwald, das einzeln dahingleitende Schiff, die ſchnellen flinken Dampffähren, der ſtolz zum Meere eilende Koloß eines der vielen Dampfſchiffe, die flatternden Segel vereinigen ſich zu einem maleriſchen Bilde von ungewöhnlichem Reize. Die über den Eaſt river geſpannte Rieſenbrücke ſcheint wie feines Spinnengewebe zu zittern, wenn die Milliarden von Sonnenſtäubchen einen zarten Flimmer über die Landſchaft ziehen (ſ. Abb. 1). Die gewaltigen turmartigen Pfeiler ſchweben dann gleichſam leicht empor in dem Äther. Das Gefühl überkommt einem, als ob der geſpannte Bogen für ſie keine Laſt wäre, ſondern alles frei und luſtig in der Luft hinge. Abends dagegen, wenn die Sonne hinter den Häuſern New Jerſeys verſchwunden iſt und der Himmel nur noch brandrot nachglüht, verſchärfen ſich die Konturen, und geſpenſtig trotzig wie die Türme alter Ritterburgen ragen die Pfeiler in die Luft, während die Brücke ſelbſt und das tragende Tauwerk ſich zuſammenſchließt und dem Auge als eine feſte Maſſe ſich darbietet.

Der maleriſche Reiz des Hafens wird auch dadurch erhöht, daß das Schiffsweſen direkt in das Straßenleben eingreift (ſ. Abb. 2 u. 3). Weit über Damm und Bürgerſteig bis faſt zu den Fenſtern der Häuſer ragen die Bugſpriets und Klüverbäume der am Bollwerk vertauten Schiffe, einen ſeltſamen, teerduftenden Laubengang bildend, unter deſſen Schatten Buden, Fäſſer, Kiſten und Gerümpel jeder Art Zuflucht gefunden hat. Eine endloſe Wagenreihe, die ſelt-

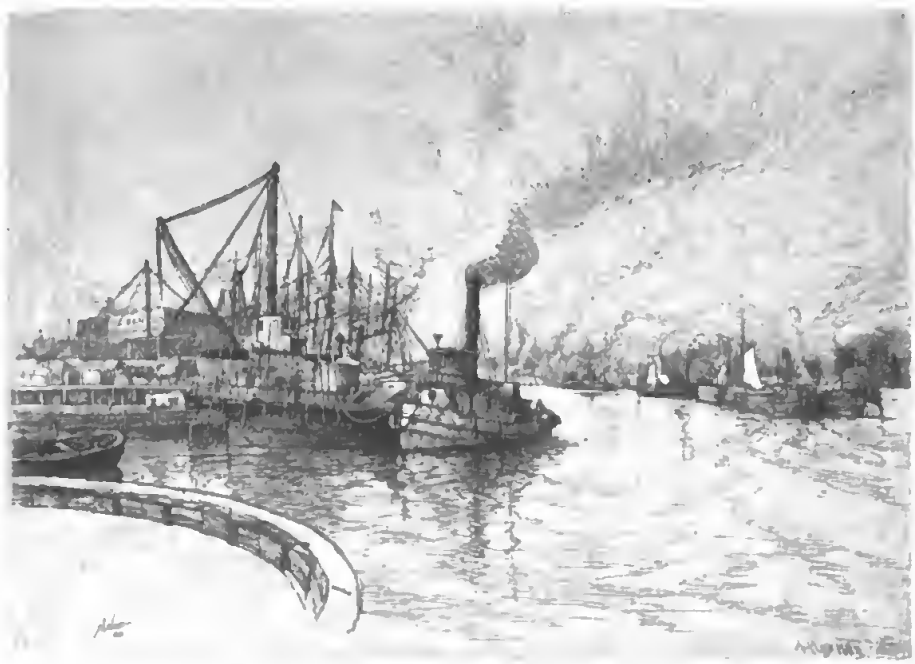


Abb. 2. Der Eaſt River bei Grand Street.

Abb. 3. Coenties Slip.

ſamſten hochgepackten Vehikel zuſammen mit leichten Einſpännern winden ſich langſam durch das ſchier undurchdringlich ſcheinende Gewirr hindurch. Vergegenwärtigt man ſich nun dazu noch den ſich nach und nach anſammelnden Straßenkot, für deſſen Wegſchaffung die Stadtverwaltung, wie es ſcheint im Intereſſe des maleriſchen Reizes, nicht allzu beſorgt iſt, ſo erſchließt ſich für ein künſtleriſch ſchauendes Auge eine große Reihe eindrucksvoller Bilder von ungeahnter Schönheit.

Die Hafenanlagen an Weſtſtreet haben ein ernſteres ruhigeres Ausſehen. Hier iſt an Raum weniger geſpart worden, auch haben die weit in den Northriver hineingebauten Docks mit den gewaltigen Dampferkoloſſen etwas Vornehmeres. Der Blick von der „Battery“ aus auf die Bai und die beiden Flußarme wird auch auf den künſtleriſch weniger Begabten von großer Wirkung ſein (ſ. Abb. 4). Bedeutend geſteigert wird dieſe jedoch, wenn Luft und Waſſer in außergewöhnlicher Beleuchtung ſich zeigen. Wer ſich die Mühe geben und einmal bei einem richtigen Hundewetter in ſtrömendem Regen ſich die Reize des Hudſons anſehen will, der wird an dieſer Stelle be-

Abb. 4. Die Battery.

ſonders belohnt werden. Von den grauen, tief hängenden Regenwolken hebt ſich Caſtle Garden ſcharf und einheitlich im Ton ab, die glitzernden Quadern der Promenade ſpiegeln den düſtern Himmel wieder. Das Waſſer zeigt abwechſelnd grüne oder neutral-

Abb. 5. Die Twobridges bei Harlem.

ſchwarze Schatten, in denen der gelbliche Lokalton ſanft ſchimmert. Segel und weißer Dampf unterbrechen die aſchfarbenen Himmelstöne. Dann jagt eine Bö über die Landſchaft hin, dichter Regen hüllt alles ein, ſodaß die Konturen nur noch ſchwach erſcheinen. Die feine, ſilberige Farbe des Bildes wird dann plötzlich durch den ſchwarzbraunen Qualm eines herankeuchenden Dampfers gebrochen, deſſen weißgemalter Rumpf wieder ſanft durch den dichten Schleier herüberſchimmert. Iſt die Regenbö vorüber, ſo läßt die gereinigte Luft alles um ſo klarer wieder hervortreten. Wer ſchnupfenfeſt iſt, der verſuche es einmal, die Reize des ſchlechten Wetters an der Battery zu koſten.

Oberhalb des East rivers bei Harlem finden wir in kurzer Entfernung vom Getriebe der Weltſtadt kleine Idylle (ſ. Abb. 5). Bildete nicht das Häuſermeer mit ſeinen qualmenden Schornſteinen den Hintergrund, wir könnten uns an ein ſtilles deutſches Flüßchen verſetzt glauben. Der ſchroffe Gegenſatz läßt die Einſamkeit hier doppelt empfinden. Doch kehren wir zur Stadt zurück.

Abb. 6. Auf der Hochbahn.

Es wird niemand behaupten können, daß Hochbahnen mit ihren ſpindeldürren Eiſenkonſtruktionen Ausgeburten von Schönheit ſind. Man bewundert wohl die Kühnheit, mit der die Schienenſtränge in ſchwindelnder Höhe angebracht ſind, freut ſich, über der tief unten wandelnden Menſchheit dahinfliegen zu können, im übrigen aber würde ſich wohl ſelten jemand die Mühe geben und dort Schönheit ſuchen, wo augenſcheinlich keine vorhanden iſt. Und dennoch ſieht der Künſtler Reize, die, wenn zu Papier gebracht, den Beſchauer umzuſtimmen vermögen. Du blickſt etwa zur Winterzeit, wenn abends die unzähligen Lichter erglühen, von einer Station aus auf die ſich im Dunkel des Häuſermeeres verlierenden Schienenſtränge (ſ. Abb. 6). Da brauſt der Zug heran. Die kleine Lokomotive ſtößt eine lange weiße Dampfwolke aus. Im Nu erfaßt dein Auge ein reizvolles, prächtiges Bild, hervorgerufen durch eine Reihe zauberhafter Lichteffekte. Auch von unten geſehen kann die Hochbahn einem künſtleriſch geſchulten Auge manchen Genuß bieten. Man betrachte einmal die Silhouetten der Eiſenkonſtruktion an der zweiten und dritten Avenue. Oben heben ſich die luftigen Gebäude der Station von den im hellſten Sonnenlichte ſtrahlenden Häuſern ab, unten, durch den Überbau tief in Nacht gehüllt, zieht ſich tunnelartig die Straße mit ihrem dichten Menſchengewühl hin. Ein merkwürdiger, in keiner anderen Stadt gebotener Anblick.

An Kirchenbauten iſt New York zwar nicht arm, jedoch ſind die vorhandenen Gotteshäuſer architektoniſch wenig bedeutend und werden meiſt von den proſaiſchen Rieſenbauten in den Schatten geſtellt. Die ehrwürdige Trinity church kann mit der nahen Produce Exchange und dem Tribune building an Maſſe nicht rivaliſieren, und ſo kommt

es denn, daß die Kirchen der Stadt keinen großen Einfluß auf die malerische Wirkung der Straßen ausüben. Ein seltsames Bild genießt man von Wallstreet aus. Himmelhohe Häuser zu beiden Seiten, im Hintergrunde ragt der Turm von Trinity church empor. Über das Ganze spannt sich ein feines dichtes Netz von Tausenden und aber Tausenden von Telegraphen- und Telephondrähten. Zur Winterzeit kommt es häufig vor, daß diese dick bereift sind, und man hat dadurch den Eindruck, als ob über das gesamte Bild unzählige Strichlagen mit weißer Kreide gezeichnet sind. Wie oben gesagt, kann New York mit seinen Kirchen keinen rechten Staat machen, um so malerischer wirken in gewissem Sinne die Bauten, die dem Handel und Gewerbe gewidmet sind. Meist aus rotem oder gelbem Gestein erbaut, blitzen und funkeln sie, umstrahlt vom blauen Äther, dem Ankommenden entgegen und gewähren mit den vorliegenden, oft recht ruppig aussehenden Häusern einen prächtigen Anblick. Gegenüber diesem natürlich Reizvollen wirkt es um so komischer, wenn wir hierzulande malerisch bauen wollen. Als schreckliches Beispiel mögen dafür die Tombs gelten, ein Gebäude, das der heiligen Hermandad gewidmet ist und wofür der ägyptische Stil paßt wie die Faust aufs Auge (s. Abb. 7). Man mag die Tombs bei jeder Beleuchtung sehen, eine rechte Stimmung überkommt einen nie, am allerwenigsten eine solche, die in irgend einer Weise mit den alten Ägyptern in Verbindung gebracht werden könnte. Ein Tempel aus Memphis mit Policemen und betrunkenen Irrländern, johlenden Zeitungsverkäufern und anderen prominenten Individuen der Stadt ist eine Karikatur. Da stelle ich mich lieber in einer regnerischen Nacht am Madison square auf und lasse ein Bild von eigenartiger Schönheit auf mich einwirken (s. Abb. 8). Auf die Gefahr hin, als extremer Liebhaber des feuchten Elementes zu gelten, kann ich nur raten, sich den Platz bei der verachtetsten aller Witterungen zu betrachten. Der Zeichner kennt die Kniffe. Dunkle Silhouetten, umstrahlt von verschiedenen Lichteffekten, welche sich in dem durchnäßten Pflaster wiederspiegeln, üben stets große Anziehungskraft auf den Beschauer aus. Doch Madison square kann sich auch bei Tage sehen lassen. Der blitzende Turm Dianas, das kräftige Grün der Bäume, die lichter-

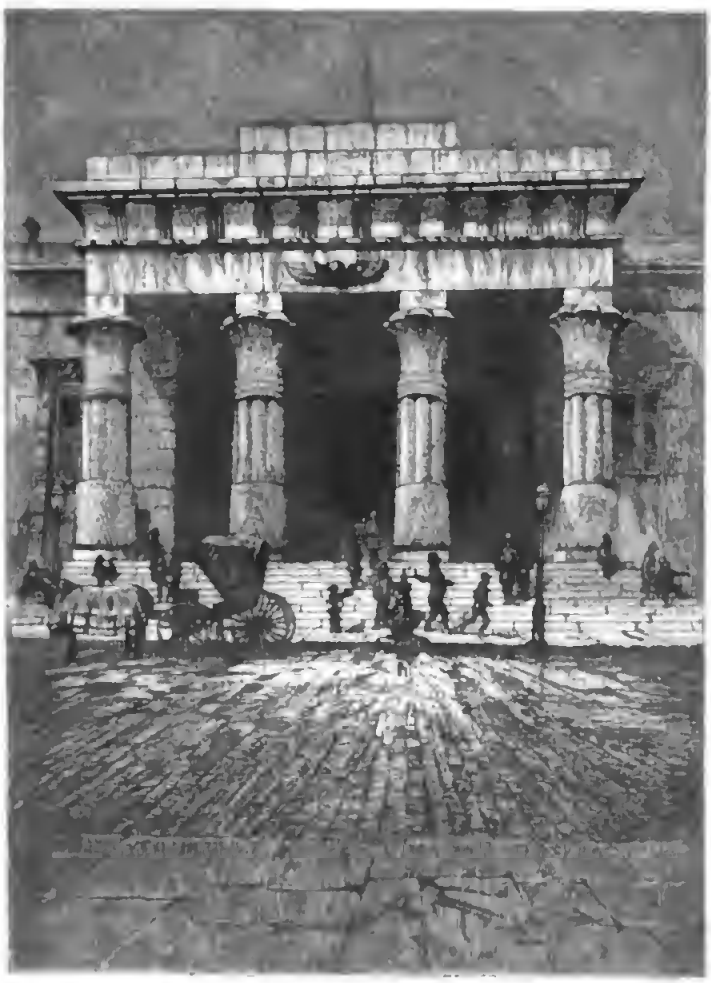


Abb. 7. Die Tombs, Polizeigebäude.

Abb. 8. Eine Regennacht am Madiſon ſquare.

glänzenden Häuſer geben von den verſchiedenſten Standpunkten aus geſehen reizvolle Bilder.

Ein Zug der Luſtigkeit und Lebendigkeit geht durch unſere New Yorker Architektur im Vergleich zur Londoner. Die heitere, klare Luft geſtattet helle, lichte Farben, welche trotz allen Schornſteinqualms immer wieder friſch hervortreten.

Londons dicke Luft gibt den Straßen ſchöne maleriſche Effekte. Der graue, oft bräunliche Nebel läßt die Gegenſtände alle weich und zart ineinander fließen. Man kann dreiſt behaupten, daß die Feinheit im Ton, welchen engliſche Aquarelliſten bis zu unerreichter Höhe geſteigert haben, direkt in den weichen, zarten, verwaſchenen Vorbildern in der Natur wurzelt. New Yorks metalliſch-klare Atmoſphäre läßt die Gegenſtände mehr leuchten und blitzen, als das in irgend einer anderen Stadt der Fall iſt. Der Nichtkenner könnte nun leicht in Verſuchung kommen, die allgemeine Farbenwirkung unſerer Straßen und Häuſer für grellbunt zu halten. Dies iſt jedoch keineswegs der Fall. Man ſpotte nicht über die oft ſchreiend kolorierten Firmenſchilder, welche an, auf, hinter, neben, über, unter, vor und zwiſchen den Gebäuden

Abb. 9. Im Centralpark.

sich drängen. Alle die bunten, grotesken Figuren, Buchstaben und Ornamente geben in ihrer Gesamtheit wieder eine wohlthuende Harmonie der Farben und sind oft in Verbindung mit Luft, Wasser oder lustigem Grün von hohem malerischem Reiz.

Daß New York es trotz der Beschränktheit des Raumes auf der Manhattaninsel zu einem wahrhaft schönen Park gebracht hat, zeigt, daß man hier doch nicht allen Sinn für die Natur dem allmächtigen Dollar geopfert hat. Aus dem Gelärm und Getöse der Straßen tritt der Wanderer plötzlich in den stillen, vornehmen Centralpark (s. Abb. 9). Trotzdem breite schöne Avenuen ihn durchqueren, trifft man des Wochentags hier selten viel Spaziergänger. Der Amerikaner hat zum Bummeln keine Zeit. Mit den Zügen der Hochbahn oder der Tramway eilt er des Morgens am grünen Park vorbei seinem Geschäft zu, und abends sucht er schleunigst wieder sein Heim auf, um die wenigen Stunden, die ihm der Kampf um das Dasein gestattet, seiner Familie zu widmen. Trotz dieser Hast blickt der New Yorker gern im Vorüberfahren auf den Stolz der Stadt, den Park. Sonntags scheucht dagegen eine bunte Menge die Einsamkeit in den schattigen Laubgängen fort.

Man kann von vornehmer malerischer Wirkung einiger Plätze im Park reden. Mancher Reisende wird sich zu den Fürstenschlössern der alten Welt versetzt fühlen, wenn sein Blick über den stillen See auf die aus dem lustigen Grün lugenden, im Sonnenlicht schimmernden Prachtgebäude fällt. An der westlichen Grenze des Parkes zeigt sich wieder ein echt amerikanisches Bild. Hohe, alte Bäume strecken ihre Äste dem Hudsonflusse entgegen. Dicht an ihren Stämmen vorüber brausen die Züge der New York Central-Eisenbahn. Auf dem Wasser kreuzen die schwerbeladenen barges, dann gleitet, von der Morgensonne beleuchtet, ein schneeweißer schwimmender Palast majestätisch vorüber. Jeder Moment, jeder Blick ein Bild von hohem malerischem Reiz. Mit der Vornehmheit des Parkes kontrastiert es seltsam, wenn der Reisende plötzlich eine Gegend betritt, die er nach seiner Wanderung durch die Stadt für unmöglich gehalten hat. Da schlängeln sich dicht bei belebten Straßen staubige, lehmige Wege durch wildes Buschwerk. Alte schmutzige Hütten primitivster Bauart, innen und außen der krasseste Gegensatz zu dem bisher gesehenen allge-

Abb. 10. Eine alte Gaſſe, nahe der 94. Straße.

die Armut hier zuſammengeführt hat. Irländer, Deutſche und Italiener haben vieles von ihrer Heimat beibehalten, was ihren Baracken den jeweiligen Charakter gibt (ſ. Abb. 10, 11 u. 12).

Wir haben in Amerika nicht den Vorteil der Sage und Geſchichte, die in der alten Welt an Landſchaft und Bauwerken haftet und die Seele des Menſchen von vornherein poetiſch ſtimmt. Uns bleibt es überlaſſen, Poeſie und maleriſchen Reiz in jedem Gegenſtande zu ſuchen, der uns in nächſter Nähe liegt. Die landſchaftlichen Vorzüge von New York ſind gewiß auch für den künſtleriſch nicht Gemeinen Komfort, erheben ſich nur wenig über dem Erdboden. Ein in maleriſcher Hinſicht wenig empfängliches Gemüt wird

Abb. 11. Ein Boulevard nahe der 95. Straße.

ſich ſcheu von dieſer gänzlichen Civiliſationsloſigkeit abwenden. Das Künſtlerauge aber ruht gern auf dem maleriſchen Tohuwabohu, und das Herz lügt ſich gern in den Gedanken hinein, hier ein Idyll menſchlichen Daſeins gefunden zu haben. Für die maleriſche Wirkung iſt es ja auch gleich, ob hinter jenen morſchen Brettern Liebe und Eintracht, oder ſchmutzige Laſter hauſen. Und wie maleriſch gruppieren ſich die elenden Hütten von Shantytown, doppelt intereſſant durch die Eigenarten der verſchiedenen Nationen, welche ſchulten überraſchend, eine neue Welt des Genuſſes aber ſteigt vor unſeren Augen auf, wenn wir es verſtehen lernen, auch ſelbſt im Alltäglichſten einen Schimmer von Schönheit zu ſehen.

Abb. 12. In Shantytown.

Vor hundert Jahren. Nach einer Zeichnung von A. V. Wenzell.

Amerikanische Kunst.*)

Ein Umblick.

Von

Gustav Gerlach.

(Abdruck verboten.)

Auf der diesjährigen Kunstausstellung in Berlin hat sich ein bisher wenig beachtetes Ereignis vollzogen: Zum erstenmal hat eine der großen deutschen Staats-Galerieen, und zwar eine der vornehmsten, die Dresdner, das Werk eines nordamerikanischen Künstlers gekauft, und zwar von Alexander Harrison. Das Land der Praktiker tritt auf idealem Gebiet mit Europa in Wettbewerb!

Wer den Gang der Dinge aufmerksam verfolgte, der spürte schon seit längerer Zeit, daß „drüben" eine Kunst sich entwickele, die sich von Europa loszuringen trachtet. Wenn wir freilich nur den amerikanischen Kunstzeitschriften glauben wollen, so zeigt jede neue Ausstellung der Bostoner National-Akademie die für die große Republik beschämende Thatsache, daß sich ein selbständiges Schaffen noch nicht bemerkbar mache. Die Kritiker der großen Blätter, die sich meist in Europa gründlich umgesehen haben, erkennen an jedem einzelnen Werk sehr deutlich, ob sein Schöpfer in Frankreich oder England, in Italien oder Deutschland seine Studien machte. Sie sehen in jedem Bilde das ihnen Fremdartige, weil ihnen das Amerikanische, das sie mit dem Künstler gemein haben, als das Selbstverständliche erscheint. Wir Europäer sehen aber in der sich stets mehrenden Zahl von Bildern, welche in Europa lebende Amerikaner zu den verschiedenen Ausstellungen senden, sowie in jenen, welche unmittelbar über die große See kommen, daß allen diesen Erzeugnissen ein Zug gemeinsam ist, den man eine natürliche, freie Vornehmheit nennen möchte, jene Vornehmheit, welche zwar die Form kennt, aber sich mit Anmut und sicherer Kraft über sie hinweg zu setzen vermag. Wir haben uns gewöhnt in gesellschaftlichen Dingen vom Ton zu reden, vom guten Ton oder dem Ton schlechtweg. Das ists, welches die amerikanischen Bilder auszeichnet. Sie haben eine freie Haltung, die nicht durch Erinnerung an Früheres gestört wird, sie sind modern, frisch, ja oft keck zum Erschrecken, sie neigen dabei doch zu einer gewissen Schwermut, zu einem Aufgehen in der Natur, zu dämmernden Stimmungen. —

Wenn ein Jüngling drüben sich der Malerei widmet, so richtet sich sein Auge auch heute noch nach Europa; er hält Umfrage bei vielgereisten Meistern, wohin er sich wenden soll. Diese übersehen von der Ferne besser als wir selbst, wo eigentlich das treibende Leben pulsiert, sie sind nicht durch nationale Grenzen gebunden, sondern überblicken die Gesamtkunst Europas von der Ferne: Soll der Kunstjünger nach Rom oder nach München, nach Paris oder Berlin ziehen, soll er in London oder Antwerpen studieren? Ihm ists gleich, überall ist er fremd, überall gern gesehen!

Man kann daher aus der Wahl, welche die Amerikaner trafen, ungefähr entnehmen, wo im Laufe der Zeit die Kunst am entschiedensten vorwärts strebte. Denn in einem sind die Amerikaner sich stets gleich geblieben: Sie haben nicht alte, sondern neue, neueste Kunst machen wollen!

Zu Anfang des Jahrhunderts setzten sie sich vorzugsweise in London fest. Der amerikanische Quäker Benjamin West wurde sogar Präsident der Londoner Akademie. Die Kunst lag damals in ganz Europa im argen, nur in England erhielten sich die Traditionen eines Reynolds und Gainsborough, der großen Bildnismaler, wirkten in der Landschaft Künstler von der Kraft und Bedeutung eines Constable und Turner. Die Amerikaner waren rasch dabei, sich die Technik dieser Meister anzueignen, sie bildeten sogar ein wichtiges Glied der Künstlerschaft in der britischen Hauptstadt: J. S. Copley wurde ein berühmter Porträtist der vornehmen Welt, G. S. Newton einer der beliebtesten Darsteller von Genrescenen. In den Vereinigten Staaten selbst blühten gleichzeitig, durch das Mutterland angeregt, aus-

*) Hierzu die Bilder auf Seiten 472, 480, 486, 491, 506, 520, 525, 532 und 536.

gezeichnete Bildnismaler. Es sind in jener Zeit in Europa nicht viel bessere Porträts geschaffen worden, als sie Gilbert Stuart, John Trumbull, Ch. W. Peale und Andere von den großen Männern und schönen Frauen ihrer Zeit anfertigten: Bilder von einer ruhigen Sachlichkeit, in denen der Mensch in seiner einfachen Würde klar und ohne Aufwand großer Draperien und theatralischer Gesten hervortrat. Stuarts verschiedene Washington-Porträts geben beredtes Zeugnis dafür. Auch die Geschichte des Landes, die Freiheitskämpfe, die großen politischen Geschehnisse wurden mit Meisterschaft und kräftigem Realismus in riesigen Historienbildern dargestellt.

In den vierziger Jahren vollzog sich ein Umschwung. Der englische Einfluß trat zurück, jener Deutschlands nahm seine Stellung ein, und zwar war es Düsseldorf, welches für die Vereinigten Staaten die Lehrstätte der Kunst wurde. Der große Wandel im Kunstempfinden eines großen Landes vollzog sich unter dem Einfluß eines hervorragenden Mannes, des Historienmalers Emanuel Leutze.

Leutze war ein Schwabe, aus Gmünd gebürtig, als Kind seinen Eltern in die neue Welt gefolgt, hatte drüben seinen ersten Kunstunterricht gehabt. Im Jahre 1841 kam er, fünfundzwanzigjährig, nach Düsseldorf, 1845 hatte er dort seinen ersten großen Erfolg als einer der besten Schüler unseres Lessing. Er malte in seiner Weise geschichtliche Bilder von ausgesprochen belehrender oder doch patriotischer oder liberaler Tendenz, in kräftigen, freilich noch stark akademisch angehauchten Farben. Im Jahre 1850 stellte er das Bild aus, welches in Amerika wohl die weiteste Verbreitung fand: „Washington setzt über den Delaware." Jetzt befindet es sich im Museum zu Bremen, als das Ziel der Wanderung vieler Kunstfreunde der neuen Welt, die dort zuerst europäischen Boden betreten. Leutze ging 1851 nach Amerika zurück, ungern entbehrt von seinen Düsseldorfer Freunden, denen er den noch heute blühenden Verein „Malkasten" gründete; 1868 rief man ihn denn auch an Lessings Stelle als Direktor der Akademie zurück. Ein plötzlicher Tod hinderte ihn das Amt anzutreten.

Neben Leutze, der die Amerikaner mit seinen Darstellungen ihrer Geschichte zu eigenem Schaffen begeisterte, entzückte sie ein anderer deutscher Maler durch die Wiedergabe ihrer Berge und Prairien: Albert Bierstadt. Aus Solingen gebürtig, ist er 1853 aus Amerika nach seiner rheinischen Heimat heimgekehrt, um seit 1857 wieder „drüben" zu wirken. Seine Teilnahme an einer Expedition in die Hochgebirge des Westens gab ihm Stoff zu seinen berühmtesten Bildern. Ehe die großen Bahnlinien Ebene und Hochland durchkreuzten, stellte er die mächtigen Eindrücke, welche dort auf den Reisenden eindrangen, in Bildern von riesigem Umfang dar.

Den Anregungen dieser beiden Männer folgte die amerikanische Kunst. In den fünfziger und sechziger Jahren war Düsseldorf das Ziel ihrer Lernbegier und zugleich ihrer Kauflust. Mit schmerzlicher Freude denkt man dort am Niederrhein noch des goldenen Segens, den die Vorliebe Amerikas gerade für die Düsseldorfer Schule hervorrief, der höchst erwünschten Besuche der unternehmenden Kunsthändler aus New-York und Boston. Ja die damals rasch beliebt werdende Schnellmalerei von allerlei netten Kleinigkeiten für den überseeischen Markt hat manches innerlich nicht gefestigte Talent auf dem Gewissen und dem Kunstleben keinen Segen gebracht.

Neben Düsseldorf war Italien von Einfluß auf die Kunst der Vereinigten Staaten in jener Zeit: Carlo Brumidi malte damals vielbewunderte, jetzt fast vergessene Historienbilder, und neben ihm her zog eine Schar gewandter Leute, die die Lehre der Akademien in sich aufgenommen hatten und schlecht und recht „klassische" Werke zu schaffen sich mühten.

Nur eine originale Kraft ragt hervor, Washington Allston, der „amerikanische Titian", der sich freilich an den alten Meistern Italiens gebildet hatte, aber in seine feierlichen, ernsten Gemälde den ganzen Wert einer hervorragenden selbständigen Persönlichkeit legte. Es ist wohl verständlich, daß er sich nicht von den Einflüssen losreißen konnte, welche die Kunst Roms und Venedigs auf sein empfängliches Gemüth machte: Die schlichte Größe, welche er seinen ideal erfaßten Gestalten zu geben wußte, war aber sein eigenstes Gut.

Neben ihm blühte ein eigenartiger Landschaftsmaler, Thomas Cole, der 1848 in

jungen Jahren starb, ein Mann, der die amerikanische Natur zwar durch die Brille des Claude Lorrain sah, der aber doch die Amerikaner auf die feineren Reize des Landes, auf die Stimmungswerte hinzuweisen begann. An ihn schloß sich die erste einheimische Richtung, die der sogenannten „Hudsonfluß-Schule“: J. F. Kensett, Sanford R. Gifford und zahlreiche andere sind ihre Meister; sie malten den Strom im hellen Sonnenlicht, in frischen freundlichen Farben, fein beobachtend, fein abwägend, leicht den Ton zum Braun umstimmend, liebenswürdig, doch nicht ganz wahr, große Lichteffekte bevorzugend. Aber die in ihrem Kreise sich regende Lust, mehr auf das Spiel der Sonne, die Reflexe in den Wolken und nebeliger Ferne, die feinen Schattierungen der wechselnden Beleuchtungen zu achten, als auf die getreue Wiedergabe der Gegend, auf das porträtartige der Landschaft führten bald dahin, daß die Amerikaner von Düsseldorf abschwenkten und ihre Wanderung auf Paris zu richten anfingen.

Es ist ihnen dies nicht zu verargen. Denn in den sechziger Jahren begannen die deutschen Maler ja selbst scharenweise nach der Seine zu wandern. Jene Kunst, welche sich jetzt so laut für die national-deutsche ausgibt, weil sie Gegenstände aus der deutschen Geschichte zum Vorwurf nimmt, ist eine rein französisch romantische, hat ihren Ursprung in Paris: Delacroix ist ihr geistiger Vater. Was Wunder, daß die Amerikaner lieber an die Quelle gingen, statt Kunst zweiter Hand zu erlernen?

Und da sahen sie denn bald, daß in Paris inzwischen neue Sterne aufgegangen waren, daß in Corot, Daubigny, Millet eine neue feinere Naturbeobachtung sich geltend mache, und diese fand in Amerika den größten Widerhall. Durch die Schule dieser Meister wurde eine nationale Richtung in den Vereinigten Staaten erweckt.

Zunächst freilich hielten sich die jungen Kräfte an die Ateliers der Meister, welche in Paris den lautesten Beifall fanden. Wie nun die Deutschen in hellen Scharen bei Couture und Gleyre saßen, schlossen sich die Amerikaner namentlich an Gérôme und Bonat. Eine Reihe der dort Gebildeten ist in Deutschland wohl bekannt: Die Darstellungen aus dem Orient von Bridgman, Weeks; jene aus Japan von Moore; die feinen Frauen- und Gesellschaftsbilder von Steward sind in unseren illustrierten Zeitschriften und unseren Ausstellungen oft und gern gesehen worden. Abbott Henderson Thayer gehört dieser Schule an, nachdem er ursprünglich Schüler des fast zum Franzosen gewordenen, in Paris lebenden Altonaers Heinrich Lehmann gewesen war. Heute ist er Präsident des New-Yorker Künstler-Vereines.

Wir geben seine thronende Madonna wieder, ein Bild von sehr bemerkenswerten Eigenschaften (S. 532). Wohl sieht man, daß der Künstler an die Vorbilder dachte, welche die große Zeit der italienischen Renaissancemalerei uns hinterließ. Aber der Aufbau ist bei aller Strenge der Symmetrie freier, und die Madonna selbst ist so wenig aus einem alten Bild entlehnt, wie die Kinder es sind. Die Weihe des Alten in moderne Form zu fassen, ist Thayers Bestreben. Der besonders als Porträtist beschäftigte Künstler hat tief in das heutige Leben hineingegriffen und in dessen Ausgestaltung das Bild der erhabensten der Frauen aus sich herauszuschaffen gesucht!

Eben diesem Kreise gehört Edwin Howland Blashfield an, dessen „Weihnachtsglocken“ (S. 491) unser Amerikaheft zieren: Ist es doch der Turm von Notre Dame in Paris, aus dessen Schallöffnungen die Engel die Glocken zu fröhlichem Festgeläut schwingen. Solche Werke einer frischen, feinsinnigen Phantasie sind unter den Amerikanern nicht selten. Der in Paris lebende Schweizer Gutherz pflegt sie mit besonderem Geschick; die Frauen, welche dort mit nachhaltigem Eifer sich der Kunst hingeben, nehmen sie willig auf. Man sehe die über die Wogen des Ozeans schweifende, von Blüten umwobene Lichtgestalt des „Aprilschauers“ von Rosina Emmel Sherwood (S. 525) als ein weiteres Beispiel dieser Richtung.

Freilich die Mehrzahl der in Paris gebildeten Künstler wendete sich mit Entschiedenheit der neueren Schule zu. Seit Manet und Bastien-Lepage die Helllichtmalerei gefunden hatten, wählte Jung-Amerika diese Meister als ihr Panier. Sargent, Pearce, Hitchcock, Mc. Ewens, Kendall, Dannat und andere haben auf deutschen und pariser Ausstellungen die des Alten gewöhnten Beschauer geradezu in

Schrecken gesetzt durch die leidenschaftliche Parteinahme für das Neue.

Gary Melchers ist ihnen verwandt, obgleich er seine Studien vorzugsweise in den Niederlanden machte. Dort hat auch der jetzt in England lebende Francis Davis Millet seine Schule gemacht, dessen Bild „Zwischen zwei Feuern" (S. 520), einen steifen Puritaner mit köstlichem Humor als von zwei koketten Frauen und dem dritten, einem lockenden Male, in Versuchung gebracht, darstellt. Den hellen Glanz im Bilde gibt der Holzschnitt prächtig wieder.

Es ist ein plötzlicher Umschlag in der Stimmung, welcher sich in Amerika vollzog. Selbstverständlich ging es hierbei nicht ohne Kämpfe ab. Erst langsam fanden die meist in Paris ansässigen jungen Künstler einen festen Boden in ihrer Heimat.

Schon Mitte der sechziger Jahre begann man in den kunstsinnigen Kreisen Amerikas eine gewisse Leere zu spüren. Die deutschen Künstler hatten den schweren Fehler begangen, zu glauben, das Minderwertige sei für Amerika gerade gut genug. Massenweise wurden die kleinen Genrebilder: Kindchen mit der Katze, die Braut vor dem Spiegel, der erste Rauchversuch und derartige Nichtigkeit exportiert. Es wurde der in Deutschland weniger als drüben bekannte Maler Meyer von Bremen mit seinen geleckten Bildern geradezu typisch für das, was man in Amerika an deutscher Kunst zu sehen bekam: „German chocolat-boxes" war ein beliebtes Witzwort geworden, um die Leerheit dieser Kunst zu kennzeichnen. Wohl studierten noch Amerikaner in München und brachten die Kunde heim, daß dort unter Piloty's Leitung die Kunst neue Wege eingeschlagen habe und ernsteres leiste, als der Import glauben machte. Aber nach und nach blieben auch diese aus: Die Kunst, welche nach dem Feldzuge deutschpatriotisch wurde, d. h. den Mangel an deutschem Geist durch die Darstellung deutscher Heldenthaten ersetzen wollte, konnte Fremde nicht verlocken.

In den Zeiten des Schwankens schien es, als wolle England wieder Einfluß auf die Vereinigten Staaten gewinnen. Dort hatten seit der Mitte des Jahrhunderts die sogenannten Pre-Rafaeliten sich eine Stellung erobert, Männer, die nicht Rafael und dessen Nachfolger kopieren, sondern der Welt so unmittelbar beobachtend entgegentreten wollten, als es die mittelalterlichen Meister gethan hatten. T. C. Farrer, Albert P. Reyder u. a. wirkten, angeregt durch den großen englischen Aesthetiker Ruskin, in diesem Sinne.

Aber es regte sich auch unter den Amerikanern selbst. Jastman Johnson, einst Düsseldorfer Schüler, wendete sich dem nationalen Leben zu, ohne zunächst es ganz frei und sicher erfassen zu können; in seinen ländlichen Scenen erschienen die Menschen noch etwas wie zum Kostümfest verkleidet. Den rechten Ton fand erst der einst bitter angefeindete Winslow Homer, eine der knorrigsten Erscheinungen in der Geschichte der amerikanischen Kunst, der erste, der einen Nigger als Nigger, nicht als schwarz angestrichenen Apoll von Belvedere, zu malen sich traute. Huntington, der langjährige Präsident der „National Academy of Design," schuf im Geist der Engländer kräftige Geschichtsbilder, Rob. W. Weir bildete sich zu einem gefeierten Lehrer der edlen Malkunst aus, Fr. E. Church durchwanderte die Welt, um Naturphänomene im Bild mit bemerkenswerter Kraft festzuhalten. John La Farge und Elihu Vedder schufen ihre merkwürdig tiefsinnig mystischen Kompositionen. Es begann ein selbständiges Leben hervorzutreten!

Kräftig hatte die französische Schule in Amerika schon Boden gefaßt. Seit Georges Inneß aus der innigen Freundschaft mit dem Franzosen J. F. Millet, dem Maler des so berühmt gewordenen „Angelus", das große Geschenk des intimen Sehens der Natur, des für die feinsten Tonwerte der Stimmung geschärften Auges mit nach Amerika hinübernahm, hat sich dort eine Schule der koloristischen Feinheit und realistischen Kraft entwickelt, die sich wegen ihres inneren Wertes sowohl, wie wegen ihrer Eigenart mit den meisten europäischen messen kann. Ihre umgestaltende Kraft wächst zusehends: William Merrith Chase war wohl in München ein Schüler Pilotys, drüben hat er sich frei gemacht und ist ein selbständiger Meister geworden; sein „Spanischer Zigeuner" welchen wir unseren Lesern auf S. 486 vorlegen, beweist dies zur Genüge. Walter Shirlaw erging es ähnlich. Auch Künstler, welche nicht den zu beiden Seiten des Ozeans hochgeachteten Namen dieser Meister haben, zeigen, daß Amerika umgestaltend auf sie

einwirkte. „Eine Frage“ nennt Howard Pyle sein Bild (S. 536), welches ein englisches Paar aus dem XVII. Jahrhundert darstellt — trotz der Echtheit der Kostüme sind sie Amerikaner, diese beiden. Selbst der dem Namen nach deutsche Künstler, A. B. Wenzell, hat in seiner Darstellung von Rokokogestalten „Vor hundert Jahren“ (S. 506) schon einen etwas fremdartigen Zug.

Man kann es zeitlich ziemlich genau feststellen, wann der Wandel sich vollzog. Boston ist im wesentlichen die Stadt der Museen, der Akademien, des Erhaltens; New York jene des Fortschreitens. Dort spielte sich der eigentliche Kampf ab.

Auf der Frühlingsausstellung 1874 erschien eine Anzahl von Bildern, die neben jenen des alten tiefen Ateliertons wie weit geöffnete Fenster auf den Beschauer wirkten. Auch wir Deutsche kennen diese Erstlingserzeugnisse der Hellmalerei und deren Eindruck auf die in alter Anschauung Befangenen: Hüben wie drüben erweckten sie den heftigsten Meinungsstreit, der endlich zur Spaltung der amerikanischen Künstlerschaft führte: Die „Jungen“ einigten sich zur „Society of American Artists.“ An der Spitze standen die beiden einst in München thätigen Shirland und Chase, neben ihnen die von Paris herüber kommenden.

Der neue Künstlerkreis hat sich einen festen Grundsatz gestellt, welcher sagt: Freiheit jedem echten Talent. Keine akademische Regel bindet den jungen Malern Amerikas die Hand. Freilich: sie gehen stark auf Experimente aus, sie wollen mit Gewalt das Neue, sie haben einen wahren Haß gegen das Abgestandene. Man muß sehen, mit welcher Kühnheit John S. Sargent die Lehren Bastien-Lepage's aufnahm, und wie gewaltig er sie weiterbildete, man muß an Harrisons Bildern die leidenschaftliche Vertiefung in das Spiel der Reflexe in freier Luft beobachten, man muß Dannats tolle Versuche das elektrische Licht wiederzustrahlen gesehen haben, man muß vor allem sich in des zwischen Paris und London hin und her pendelnden J. A. Mc. Neill Whistler's Werke vertiefen, um einen Blick in die Kunst der Zukunft zu thun.

Denn dieser merkwürdige Künstler, dem der klare Tag nüchtern und der dämmernde Abend vorzugsweise der malerische Augenblick erscheint, der im Bilde nicht Dinge, sondern Töne wiedergeben will, sammelt eine wachsende Schule um sich. Er verdient es auch, denn namentlich seine wunderbar schlichten Bildnisse gehören zu dem Besten, was die Kunst der Welt heute zu schaffen vermag. Schon schwören die findigen Schotten, die junge Schule von Glasgow, auf seine Fahne, schon haben diese in Paris und München große Triumphe erfochten, schon erweitert sich die Hellmalerei zur Tonmalerei, sucht man im Bilde nicht bloß das weiße Licht, sondern geht man den verschiedenen Farben wechselnder Stimmung mit wachsender Aufmerksamkeit nach — jener Weg, welchen zu suchen die Amerikaner von vornherein mit in der ersten Reihe standen!

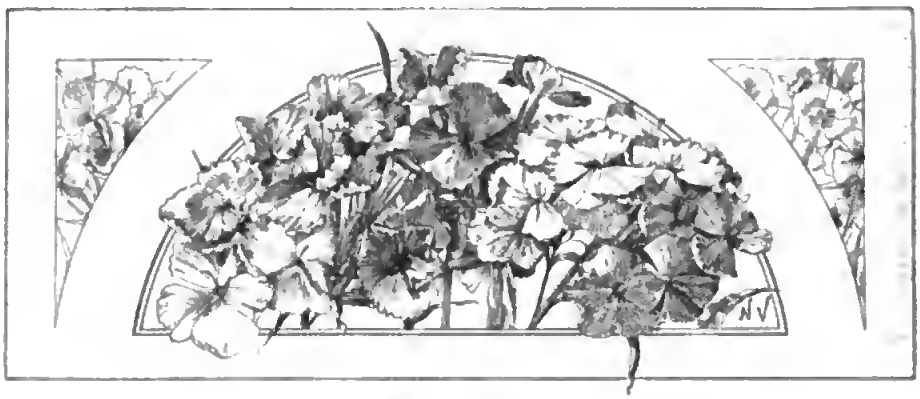
Die größte Zahl der jungen Maler, welche über den Ozean lernbegierig herüberkommt, geht jetzt noch nach Paris. Viele sind dort dauernd angesiedelt. Die jüngste Zeit hat aber auch wieder eine Reihe von amerikanischen Künstlern nach London gelockt. Dort sind Boughton, Parton, Wyllie zu akademischen Würden gelangt, feinsinnige Maler, welche auf beiden Ufern des Ozeans ihre Freunde haben.

Und in Deutschland?!

Nach den großen kriegerischen Erfolgen von 1870/71 wurde es leer und leerer in den deutschen Akademien von amerikanischen Schülern. Sie sahen zu deutlich, daß sich erst einmal die in unserer Kunst noch steckende Französelei verlaufen müsse, daß man sich bemühen müsse, erst wieder ganz wahr zu werden, um sich selbständig entwickeln zu können. Wie und wo aber frische Kräfte sich zu regen begannen, finden sich die transozeanischen Gäste auch wieder ein. Zunächst ist München die Heimstätte modernen Strebens! Dort ist in Marr, Köhler, Müller, Ulrich, Groß, Hartwich eine Gruppe von Malern vereint, die im regen Wettkampf mit ihren Pariser und Londoner Landsleuten steht. Man möchte nach ihren deutschen Namen glauben, daß sie alte Landsmannschaft allein nach der Isar ziehe. Aber Orrin Peck, Leigh, Whelpley, Wenban gehören demselben Kreise an, und mancher andere, der nur mühsam sein Deutsch zusammenstoppelt, wendet sich der erneuten Frische deutschen Kunstlebens zu.

Noch einen kurzen Blick auf die Entwicklung der Plastik. Auch dort schwankt

der Einfluß der verſchiedenen Länder. Anfangs überwog Italien allein. Solange Canova und Thorwaldſen in Rom lebten, wendeten ſich die ſtrebſamen Kräfte faſt aller Länder der ewigen Stadt zu: Die gefeierten Bildhauer der erſten Jahrzehnte Powers, Greenough, Crawford, Palmer ſtrebten nur nach klaſſiſcher Vollendung. Dann folgte eine Zeit des Überwiegens der deutſchen Plaſtik, wie ſie Rauch, Rietſchel, Hähnel ausübten: Rinehard, Ezechiel, Keyſer und andere legen Zeugnis hierfür ab. Aber wieder nahm Frankreich die Führung für ſich in Anſpruch. Ward, Bayle, St. Gaudens, O. Warner wandeln in den Bahnen, welche dort gewieſen wurden. In jüngerer Zeit beginnt England Paris den Rang ſtreitig zu machen: Thornycroft, Ford geben dort den Ton zu einer originellen Raumverteilung im Relief und zu unmittelbarer Naturwahrheit an. Noch ſchwankt in Amerika die Richtung. Aber unſere beiden Abbildungen von Werken, die für die Ausſtellung in Chicago gefertigt wurden, mögen beweiſen, daß wir Unrecht thun, die Amerikaner für ein künſtleriſch uns nachſtehendes Volk zu halten. „Der Schlaf der Blumen“ von Loredo Taft (S. 472) und die Statue des Erfinders des Blitzableiters, des großen Benjamin Franklin von Carl Rohl Smith (S. 480) mögen beweiſen, daß ſie ſowohl in der feineren Thätigkeit der Phantaſie wie am kräftigen Erfaſſen der Wirklichkeit ihren Mann ſtehen.



Märtyrer.

(Abdruck verboten.)

Ich trat vor eines Mannes Grab,
Der manch unſterblich Lied gedichtet;
Wo er als Bettler ſank hinab,
Hat man ein Denkmal ihm errichtet.

Rings einſam war's. Die Muſe ſtand,
Als wie belebt im Abendglanze.
Sie ſprach und zeigte mit der Hand
Empor zum eh'rnen Lorbeerkranze:

„Sie wandeln durch die Welt dahin,
Abſeits vom Wege des Gemeinen;
Doch rührt auch ihren hohen Sinn
Der Menſchheit Luſt, der Menſchheit Weinen.

„Sie durften früh der Ewigkeit
Erlöſten Jubelchor vernehmen,
Und mußten doch im Erdenkleid
Der Erdenſorge ſich bequemen.

„Gott weiß, wie oft ihr Stolz ſich wand,
Gebeugt von Alltags-Kümmerniſſen;
Wie oft die Morgenſonne fand
Von Thränen feucht ihr Schlummerkiſſen.

„Ihr Lieder, die ſo ſüße Luſt,
So reichen Troſt auf euch ergoſſen,
Sie ſind aus ihrer wunden Bruſt
Als blut'ge Tropfen einſt gefloſſen.

„Durch ſie ward euer Herze weit,
Durch ſie ward euer Leben lichter;
Von Gottes Gnaden war ihr Leid, —
O nennt ſie Märtyrer, nicht Dichter!“

Ernſt Lenbach.

Bertha. Nach dem Gemälde von A. Seifert.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Justus Moller war vor Alberta von Dalldorf stehen geblieben, die sich in einen Armstuhl niedergelassen hatte und nicht ohne Aufregung sprach, und er hatte ihr, während sie alles das sagte, in die Augen gesehen. Jetzt auf ihre Aufforderung zu sprechen, sagte er einfach: „Ich liebe Ihre Tochter. Und wenn ich nicht ganz redlich gehandelt habe, so geschah es — eben weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, diese Besuche bei Ihnen abzubrechen, weil ich meine glücklichsten Stunden hier verlebt habe, und weil ich dieses Glück genießen wollte — solange ich durfte."

„Und Fräulein Walter?"

Er zuckte mit den Achseln. „Es ist schimpflich, seine Braut sitzen zu lassen."

„Und ich sage Ihnen, es ist hundertmal schimpflicher, eine Ehe zu schließen ohne Liebe, mit einem wärmeren Gefühle für eine andere im Herzen! hundertmal! es ist der Anfang des Elends! Und in eine solche Situation bringen Sie sich, sonst ein so klarer, so schneidiger Mensch? Ich verstehe Sie nicht."

„Ich fürchte, die ganze Sache löst sich sehr einfach," sagte Justus, mit einer angenommenen hochmütigen Kälte den Kopf in den Nacken werfend, „das heißt: ich kann weder die eine noch die andere heiraten."

„Wie meinen Sie das?

„Nun dann — ganz im Vertrauen — eine Notiz, die ich soeben in der Zeitung gefunden habe, droht mir den Ruin. Wenn mir nicht plötzlich, ich weiß nicht woher, eine namhafte Hilfe kommt, so muß ich zumachen. Ich kann die Fabrik kaum weiter belasten, ohne mich selbst jedes Anteils an ihr zu entblößen, und ob die Regierung —"

Alberta wußte von Landrat von Schlobitzky, daß die Regierung große Stücke auf Moller setzte, daß sie ihn auf jede Weise zu unterstützen und sein Unternehmen zu begünstigen fortfahren werde — oh sie sah sich schon vor, wohin sie ihr Geld that! — und darauf eben hatte sie ja ihren ganzen Plan gebaut. Aber Justus brauchte schließlich nicht zu erfahren, wieviel er im Hinterhalte habe, um so willkommener war ihre Hilfe. So fragte sie denn kurzab: „Wieviel brauchen Sie momentan?"

„Von einer momentanen Verlegenheit ist nicht eigentlich die Rede," sagte er, immer sein vornehmes Wesen bewahrend, „aber ich habe ein starkes Absatzgebiet nach Rumänien, das uns mit einer Zollsperre belegt, und ich habe kürzlich Einkäufe in Rohmaterialien gemacht, die plötzlich heruntergegangen sind, ein Umstand, den alte Firmen ertragen können, der mich aber gefährdet." Und dabei drehte er wieder den Schnurrbart, und dabei blitzte der Brillant an seiner Hand, (kein Simili wie der Herrn Weinholds) und Alberta, wenn sie noch einen Augenblick geschwankt hatte, war zu allem bereit. Sie stand auf, zog ein Kästchen aus einem Schubfache, entnahm ihm eine Anzahl Papiere und legte sie ihm hin. Es waren zwanzigtausend Mark.

„Bitte, nehmen Sie, ich suchte ohnehin eine Verwendung dafür. Und ich verlange von Ihnen weder eine Hypothek noch einen Schuldschein, ich habe eine andere Gewähr —" und da er sie fragend, betroffen ansah, setzte sie mit einem feinen Lächeln hinzu: „Ihr Glück, Ihr Genie."

Er zögerte noch einen Augenblick. Das hieß ihm sein Wort an Klara abkaufen, sie wußten es beide. Und dann griff er doch danach. „Schieben Sie die Hochzeit bis Michaeli auf, das übrige findet sich inzwischen," sagte sie nicht unfreundlich aber kurz und in cynischer Offenheit. „Es ist ein Geschäft, nichts weiter — ich beschönige es nicht. Nun wollen Sie oder wollen Sie nicht?" denn er hatte die Papiere wieder hingelegt und wischte sich mit dem Tuche über die Stirn.

Aber vor seinen Augen stand ein Bild, davor er bis in die Seele erbebte: ein Riesenschornstein, aus dem kein Rauchwölkchen stieg, eine Maschine ohne Bewegung, eine Öde, eine Begräbnisruhe —

„Wollen Sie mehr?“ fragte sie.

„Ich denke, es ist genug,“ antwortete er und küßte ihr die Hand. Dann steckte er das Geld ein.

Darauf gingen sie zu den andern zurück. Alberta sah bisweilen an einem Zucken seiner Augenlider seine Aufregung, aber wie war er so harmlos, so heiter, so unbefangen. Sie hatte ihre Freude an ihm, sie liebte die Menschen, die sich zu beherrschen verstanden. Und sie hatte ihre Freude an sich selbst, denn sie hatte das Glück ihrer Tochter — gekauft.

8. Kapitel.

Die große Ergriffenheit, mit der das Wiederfinden seines Zwillingsbruders für Justus Moller verknüpft gewesen war, hatte sich gelegt; sie war nicht ganz geschwunden, aber sie machte sich in milderer Form und nur mehr ruckweise geltend. Diesen Charakter trug nun einmal sein Gefühlsleben überhaupt. Er hatte sich daran gewöhnt, ihn, den zweiten Sohn des Superintendenten, den Nachkömmling der Fahrentheils, Tebes und Wiesenbruchs, neben sich zu sehen, ohne mehr an seinem Tressenrock Anstoß zu nehmen, wenn er im Hofe herumstand, oder an seiner Bluse, wenn er im Speicher herumhantierte. Fiel ihn dennoch etwas wie ein sentimentaler Schmerz darüber an, so versicherte er sich selbst sogleich, daß er dem Benachteiligten das alles eines Tages herrlich vergelten würde; und es konnte ihn sogar etwas wie ein fröhliches Behagen überkommen, indem er sich den Augenblick vorstellte, wo er die Geldschätze über den Ahnungslosen würde regnen lassen; denn die würden dann freilich alles übertreffen, was Kodalle erwartete. Er hatte sich auch an den Rest von Ähnlichkeit gewöhnt, der geblieben war, nachdem der Vollbart geschwunden und alles übrige an Haar mit einem Nußextrakt braun gefärbt worden war, was Karl aus eigener Initiative gethan hatte; und er ließ es sich schließlich recht gern gefallen, daß der ehemalige Maurergeselle sich als ein ihm persönlich ergebener, anschlägiger, umsichtiger Mensch erwies, der z. B. bei Aufstellung der Maschinen eine staunenswerte Einsicht und Geschicklichkeit zeigte, obschon er früher niemals mit solchen zu thun gehabt hatte und der ihm außerdem unter den „Genossen“ einen Anhang zu verschaffen gewußt hatte, welcher ihm bei der famosen Option sehr zu statten gekommen war.

Dennoch, als Justus Moller und Karl Kodalle jenes Abkommen getroffen hatten, das sie aneinander kettete mit dem doppelten Bande einer Stellung von Brotherrn und Untergebenen und der auf eine zugestandene Verwandtschaft gegründeten Verheißung einer glänzenden Zukunft, hatten sie *einen* Faktor in Rechnung zu ziehen vergessen: *das Weib*, und das hieß in diesem Falle soviel als das der niedrigsten Volksschicht entstammende Weib.

Hulda Kodalle hatte jetzt eine allerliebste Wohnung in einem flachen Souterrain, bestehend aus Küche, die zugleich den Eingang bildete, und zwei Zimmern, alles freundlich, bequem und — als sie es übernahm — blitzsauber. Aber da sie an dergleichen Vorzüge nicht gewöhnt war, sondern vielmehr an eine Lebensart, in der mit der Möglichkeit, nur brutale Triebe zu befriedigen, auch nur der Sinn dafür entwickelt wird, verloren diese Vorzüge sehr schnell ihren Reiz. Schon höher schätzte sie es, sich reichlich an Schweinebraten und Bier Genüge thun zu können, und sich eins um das andere aus schreienden Stoffen Kleider nach neuem, auffälligem Schnitte anfertigen zu lassen, in denen sie des Sonntags die Tanzböden unsicher machte, indessen das Kind, in Betten eingeschnürt und mit Branntwein eingeschläfert, zwischen Dunst- und Staubwolken in seinem Wagen kampierte, um dann des Nachts über holprige Feldwege nach Hause gefahren zu werden. Da Karl Kodalle selbst ein flotter Tänzer war, nahm er an dieser Sonntagsheiligung durchaus keinen Anstoß, sondern war vielmehr immer munter dabei, mit dem Kinderwagen von Kretscham zu Kretscham über Land zu fahren.

Aber selbst die Annehmlichkeiten dieser Lebensweise, die Hulda Kodalle einigermaßen für die verloren gegangenen abwechselungsreicheren Freuden der großen Stadt entschädigten, konnten sie mit einer anderen Sache nicht aussöhnen.

Warum war sie seinerzeit dem langen Robert vom Train untreu geworden? Je nun — weil ihr Kodalle besser gefiel. Warum er ihr besser gefallen hatte, das wußte sie nicht so recht, aber es war so; sie meinte, sie hätte sich in seinen roten Bart vernarrt.

Und nun war er — selber ein Narr — den Tag nach seiner Hochzeit nach Hause gekommen, mit zwei nagelneuen Zwanzigmarkstücken in der Tasche und den famosen Vollbart abrasiert, das übrige — pfui! schwarzbraun angestrichen! Schwarzbraun — so ordinär — da hätte sie sich den langen Robert behalten können! Zuerst hatte sie ihn überhaupt nicht erkannt, dann laut aufgeschrieen und endlich erklärt, sie nähme sich ihr Wurm und ihre sieben Sachen und ginge ihrer Wege. Dann hatte sie sich doch wieder bereden lassen und war geblieben, aber sie konnte ihn nicht mehr leiden. Wenn er zu Hause war, gab sie ihm üble Namen, aber er lachte bloß, ihn amüsierte diese ohnmächtige Wut. Wenn sie allein war, setzte sie sich manchmal hin und weinte in der widerwärtigen, halb unwahren Sentimentalität von Menschen ihrer Kaste, laut und heulend, als sei ihr ein Unglück geschehen, oder sie zerschlug die Töpfe und ließ das Essen absichtlich anbrennen; sie war eben ein rohes und kindisches Frauenzimmer. Manchmal gab es dann einen Höllenlärm in der Kodalleschen Wohnung, aber sie versöhnten sich immer wieder, denn Hulda sah infolge des sorglosen Wohllebens, das sie sich anthun durfte, blühend und üppig aus, und Kodalle war sehr verliebt in sie.

Die alte Frau, die ihr Justus gemietet hatte, lief ihr schon nach vierzehn Tagen weg; statt Lehren von ihr anzunehmen, hatte Hulda die „Madame“ herausgekehrt, war unverschämt gegen die Alte geworden, hatte sich dann mit ihr versöhnt, ihr einen Haufen Klatschereien und Lügen aufgebunden und abermals Spektakel angefangen.

Ein Gegenstand besonderen Interesses für sie war von Anfang an Justus Moller. Natürlich war sie in die ganze Erbschafts- und Verwandtschaftsgeschichte eingeweiht, aber sehr weit davon entfernt, die Vorteile, die ihr geworden, anzuerkennen, äußerte sie immer nur Unzufriedenheit mit dem „Gauner, der sie um ihr Erbe betrogen hatte.“ Dabei brannte sie vor Neugierde, ihn nach jener Begegnung bei der Hochzeit wiederzusehen.

Und sie sah ihn wieder.

Als sie etwa drei Wochen oder mehr in Reinsfelde waren, hielt eines Tages die Equipage, die sie schon oft hatte stehen sehen, und heraus sprang, mit einem Reisepelz angethan, einen kleinen grauen Filzhut auf dem Kopfe — ihr Karl. Das Gesicht an die Scheiben gedrückt, biß sie die Zähne aneinander und zischte wie eine bunte Schlange. Freilich, ihr Karl, und zwar so, wie er gewesen war, als er ihr noch gefiel, bloß daß er noch nobler und schneidiger aussah und einen noch hochmütigeren Ausdruck im Gesicht hatte, wie er jetzt dastand und seine Befehle austeilte. Das Kind schrie, die Suppe kochte über, aber sie wich nicht vom Platze, solange er dort stand.

Seit dem Tage hetzte sie nicht mehr gegen ihn.

Wie Moller dann zu Neujahr herübergezogen war, konnte sie ihn alle Tage sehen. Dann ging er oft im Hofe hin und her, in einem hübschen dunkelbraunen Winterjackett, das ihm ausgezeichnet stand, in der dunkelblauen Kravatte einen funkelnden Brillanten und einen ähnlichen an der Hand. Er hatte sehr schöne schmale, weiße Hände. Oh, das sah sie sehr gut! Sie sah auch, daß er von Hautfarbe weißer war wie Kodalle, daß Haar und Bart mehr ins Blonde fielen, eleganter zugeschnitten und aufgebürstet waren, daß er von Figur schlanker und beweglicher war. Und wenn sie ihn erblickte, kam etwas wie Wut oder Heißhunger über sie.

Wenn sie ihn auf dem Hofe traf, warf sie ihm Blicke zu, auf die er nicht acht gab, da er viel zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, wenn er aber einen auffing, so verstand er ihn nicht.

Einmal aber, da er mit dem Kutscher bei den Ställen stand und sie vorüberging mit einem etwas gedehnten „Guten Morgen, Herr Moller“ und er, freundlich den Hut ziehend, dankte — denn er zog vor der Frau seines Bruders immer den Hut — fiel ihm dieser Blick auf. Und es fiel ihm auch auf, daß der Kutscher ein ironisches Gesicht zog.

„Was ist mit Frau Kodalle?“ fragte er.

„O nichts.“

„Was spricht man von ihr?“

Der Mann lachte. „Na," sagte er dann, „die alte Gärtnern, die Sie ihr gemietet hatten, die ihr sollte kochen lehren und das Kind warten — seit sie die weggejagt hat — da soll's schön bei ihr aussehen. Meine spricht, die Stube kehrt sie die ganze Woche nicht aus, und das Kind schreit sich halb die Lunge aus dem Halse. Wenn ich wie der Kodalle wäre, thät ich sie halt einmal verwichsen, aber dem ist's ja auch egal."

„So so."

„Aber das ist, wenn sich einer an so ein Fabrikmensch hängt, als ob's nicht ord'ntliche Dienstmädel gäbe auf der Welt."

Justus zog ein finsteres Gesicht und strich sich den Bart.

„Wirklich, da sollten Sie mal zum rechten sehen, Herr Moller. Sonst ja nicht — natürlich — aber — weil's immer heißt —"

„Was heißt?"

„Na, daß der Kodalle aus Ihrer Freundschaft wär, und — na —"

„Hm, 's ist gut — — um drei Uhr also."

„Zu Befehl, Herr Moller."

Justus, nicht eben in heiterster Laune, ging hinüber in die Speicher, wo er einige Anordnungen traf, und schickte sich, kurz entschlossen, darauf an, die Kodallesche Wirtschaft in Augenschein zu nehmen, was er sehr lebhaft mit unter die von ihm betonten „moralischen Verpflichtungen" seinem Bruder gegenüber rechnete. Mit der Schnelligkeit, mit der schneidige Menschen etwas ihnen Widerwärtiges zu erledigen pflegen, suchte er das flache Souterrain auf, in dem die Wohnung seines Bruders lag, drückte die Thür auf, die nach der Küche führte, und trat ein. Es war niemand drin, der Ofen kalt, alles durcheinander gestellt und sehr unsauber. Er klopfte an die nächste Thür, und, nachdem er ein lautes Herein vernommen hatte, machte er sie auf.

Einen Moment lang blieb er bis an die Stirn errötend auf der Schwelle stehen, ungewiß, ob er näher treten sollte. Die hübsche Hulda lag auf einem Bett, einem zerwühlten rotkarrierten Bett, die Haare offen, sehr mangelhaft bekleidet, einen Kolportageroman in Händen und — lächelte ihn an. Vielleicht nur aus Verlegenheit, wozu doch auch gemeine Menschen die Fähigkeit nicht ganz verlieren. Auf Moller machte dieses Lächeln einen abstoßenden Eindruck, er nahm es für Unverschämtheit. Und dann das „Milieu" zu dieser Person! Die Diele schmutzig, auf dem Tisch ein Durcheinander von Töpfen, Bierflaschen, Kaffeemühle, Kinderwäsche u. dergl. mehr, im ganzen Raume eine gräuliche heiße Luft, das Kind über seinem Gummipfropfen schmatzend, auf der Ofenplatte ein Gluckſen und Brodeln, als ob dort Kieselsteine kochten — es machte Justus einen wahren Schauder. Am liebsten wäre er allerdings umgedreht, da er aber gerade im Zeichen der moralischen Verpflichtung stand und da er durch die Andeutungen des Kutschers auf das obwaltende Verwandtschaftsverhältnis ohnehin verstimmt und gerade in der Laune war, sich einmal ordentlich Luft zu machen, blieb er.

„Stehen Sie auf," sagte er barsch, „ich habe mit Ihnen zu reden." Und damit trat er ans Fenster und drehte ihr den Rücken, bis sie sich in Ordnung gebracht haben würde.

Sie erhob sich langsam, mit brennenden Wangen und Augen, hob zitternd das Kleid auf, das am Erdboden lag, zog es an und trat dann vor den Spiegel, drehte und strählte sich das Haar, das sie dann auf dem Wirbel aufsteckte, und brachte schließlich das Bett in Ordnung. Als sich Justus wieder umdrehte, zupfte sie noch daran herum.

„Was ist das hier für eine Wirtschaft?" schrie er sie an. „Haben Sie vielleicht keine Zeit, hier Ordnung zu halten? Ein Skandal! eine kräftige, gesunde Person wie Sie, können Sie nicht waschen und bügeln und was sonst nötig ist? Warum haben Sie die Frau fortgeschickt, die ich Ihnen gemietet hatte? Es ist, als ob Sie durchaus nichts lernen wollten. — Räumen Sie mal zunächst den Tisch hier ab und decken Sie eine Decke darüber, es ist ja zum Ekel bei Ihnen. — Jetzt decken Sie dem Kinde etwas über, damit es sich nicht erkältet; ich werde die Fenster aufmachen. Wie können Sie denn in dieser Luft atmen. Sie werden alle drei krank werden."

Ohne ein Wort zu erwidern, that Hulda, was er verlangte. Er sah, daß ihre Hände dabei zitterten, und er glaubte vor Ärger. Aber es war ihr eine Art Wonne, daß er sie so anfuhr; wenn er sie geschlagen hätte — sie hätte die Zähne zusammengebissen und es erduldet. Während sie herumhan-

tierte, zog ein frischer kalter Luftstrom durch das Zimmer, in dem Justus mit großen Schritten auf und ab ging.

„Sie müssen durchaus auf anständige Luft halten, Sie müssen alle Tage lüften. Haben Sie mich verstanden?"

„Ja, gnädiger Herr."

„So sollen Sie nicht sagen. Sagen Sie: Herr Moller."

„Ja, Herr Moller."

„Warum decken Sie die Betten nicht zu? das sieht abscheulich aus. Und diese gräulichen roten Zücken, haben Sie da nichts anderes?"

„Ich habe auch weiße."

„So ziehen Sie doch das lieber über."

„Ja."

Er wußte nicht warum, er konnte Karl Kodalle ruhig bei einer groben Arbeit sehen, aber der Gedanke, daß sein Bruder in diesem ordinären Bettzeug schlafe, war ihm unerträglich.

Er ging noch einmal auf und ab mit einer furchtbar strengen Miene, schloß dann das Fenster wieder und sagte endlich: „Warum kochen Sie nicht in der Küche?"

„Da müßt ich zweimal Feuer machen."

„Herr Gott, eine junge Frau! wie kann man nur so träge sein. Und wie können Sie das hier dulden, diesen Schmutz, es ist unglaublich. — Zeigen Sie jetzt einmal die Kleine, damit ich sehe, wie Sie sie halten."

Sie nahm das Kind heraus, das besser aussah, als er erwartet hatte. So leichtfertig sie damit umging, hatte sie doch einige Zärtlichkeit für das Würmchen.

„Nehmen Sie ihm das widerliche Ding aus dem Munde. Womit ziehen Sie es auf?" Justus Moller kam sich in diesem Augenblicke heroisch vor. Seine eigene Umsicht bewundernd, strich er sich den Schnurrbart mit der Verve höchsten Selbstgefühls.

„Ich koche ihm Kinderzwiebäcke," sagte sie. Und man mochte von ihr halten, was man wollte, in diesem Augenblicke machte sie einen guten, hausmütterlichen Eindruck.

„Wie alt ist es denn jetzt?" fragte er etwas freundlicher.

„Es ist bald sechs Monate, es tritt schon hübsch mit den Füßchen auf." Und sie stellte das strampelnde, krähende Ding auf den Tisch und ließ es dort Stehversuche machen. Es war, als ob sie gefühlt hätte, daß ihr diese Situation zu statten kam, als wenn sie mit einer ihrer besseren Eigenschaften hätte kokettieren wollen. Aber am Ende war es nicht so.

Justus Moller faßte eine der kleinen Hände seiner Nichte und lächelte. Das Kind lachte, und die junge Frau lachte.

„Bringen Sie es denn fleißig in die Luft, wenn das Wetter schön ist?" fragte er jetzt ganz freundlich.

„Ach — ich möchte schon, aber da uzen sie mich ja."

„Warum? Sie sind ja eine verheiratete Frau."

Hulda wurde ganz rot und sagte: „Na, was die Gärtnern ist, das verbosste alte Stück, die sagt immer: nu, das is ja der ganze Herr Moller, da weiß man ja gleich, wie aus und ein. Und ich kann doch nicht dafür, daß der Karl sich jetzt so zugerichtet hat." Und damit fing sie an zu weinen.

Justus wurde brennend rot, biß sich auf die Lippen und trat an das Fenster. Das war ja eine hübsche Geschichte, ein netter Klatsch! Auf diese Weise, das sah er wohl ein, ging es nicht weiter. — Aber zunächst handelte es sich um diese Frau. Sie mußte unbedingt auf eine höhere Stufe gehoben werden. Und wenn Justus meinte, daß etwas geschehen müsse, und daß er eine Verpflichtung habe, dafür zu sorgen, daß es geschehe, würde es auch bestimmt zu erreichen sein.

„Wollen Sie mir versprechen, besser Haus zu halten?" fragte er nicht unfreundlich, aber sehr ernst, indem er sich wieder umwandte.

„Ja, ich versprech' es, gnädger Herr — Herr Moller."

„Gut. Ich werde in einigen Tagen wieder einmal zum rechten sehen."

„Nun, es soll schon alles schön sein. Kommen Sie nur."

Er gab ihr zum Abschied die Hand.

Schon unter der Thür, drehte er sich nochmals um. „Haben Sie einen Kinderwagen?"

„Ja."

„Dann fahren Sie das Kind draußen herum, statt es zu warten."

„Ja, Herr Moller."

Sie lächelte, und er war jetzt selbst geneigt, anzunehmen, daß es ein verlegenes Lächeln war.

Schon am andern Tage war alles sauber

und blitzblank. Er kam aber noch nicht, sondern erst zwei, drei Tage später. Es sah so verändert in der ganzen Wohnung aus, daß er sie gleich mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

„Ah, sehen Sie, das ist brav, sehr brav, das freut mich."

Sie bot ihm einen Stuhl an, und er setzte sich. Er fragte sie dies und das, erkundigte sich, ob sie stricken und nähen könne, was sie bejahte, und fragte nach ihrer Lektüre. Das schlechte Zeug vom Scharfrichter Krauts und den Geheimnissen eines Richtblocks solle sie nicht lesen, es gäbe bessere Sachen und er wolle ihr gelegentlich etwas besorgen. Sie setzte ihm ein Glas Bier vor, was nicht gerade sehr taktvoll war, aber er trank ein paar Schluck, froh genug, daß sie ihm nicht Kaffee anbot. Er vergaß keinen Augenblick, daß sie seine Schwägerin war, daß er ein gutes Werk an ihr und seinem Bruder thun wolle, daß er ihr einige Teilnahme schuldig sei. Er machte ein paar Scherze und fragte, ob sie etwas Warmes zum Winter brauche, oder ob sie für das Kind etwas haben wolle, und dann ging er an das Bettchen und tändelte ein wenig mit dem Kinde. Sie sah ihm zu, biß die Zähne auseinander und hielt den Atem an, dann warf sie einen Blick nach dem Spiegel. Oh — sie sah sehr gut heut aus, zusammengerafft, sauber und blühend, sehr gut. Und die thörichte Person zitterte vor Glück, sie kannte nur einen Grund, aus dem ein reicher und vornehmer Herr zu einem Wesen wie sie freundlich, so freundlich ist. Und mit einemmale, wie sie jetzt neben ihm stand, vor dem Kinderbettchen und er sich in einer leichten Verlegenheit — denn das Kind war ihm zugleich lieb und ein wenig peinlich — sich seinen Bart strich, ganz so wie Karl es machte, da er den seinen noch hatte, und ihr einen kurzen Blick zuwarf, den sie mißverstand, lehnte sie sich gegen ihn, stieß ihn leicht mit der Schulter an und flüsterte ihm etwas zu.

Erschrocken, wütend, hochrot im Gesicht, stieß er sie zurück wie ein giftiges Tier. „Sind Sie verrückt, sind Sie wahnsinnig? Sie schlechtes Frauenzimmer. Habe ich Ihnen dazu einen Anlaß gegeben? Wie kommen Sie auf so etwas?" Er zitterte am ganzen Körper vor Wut. Ihm das, der nie in seinem Leben ein ungebildetes Weib auch nur mit einem Finger angerührt hatte, ihm! „Bestie!" schrie er.

Hulda Kodalle, ganz blaß, die Lippen von den Zähnen gezogen, daß diese weiß und scharf hervorblitzten, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, stand an einen Schrank gelehnt und sah ihn an.

„Schlagen Sie mich doch bald," sagte sie, mit den Thränen kämpfend, „schlagen Sie mich doch! Sie können mich ja totschlagen! Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß es mir um Sie ist, es ist bloß, weil Sie aussehen, wie er früher aussah — jetzt — so — kann ich ihn nicht leiden — aber wie Sie — schlagen Sie mich doch — aber ich beiße Sie — das sag' ich Ihnen."

Schon den Thürgriff in der Hand haltend, zögerte er noch einen Augenblick auf der Schwelle, sah sie mit unsäglicher Verachtung an und dachte: so ist das Weib. Denn wenn ein Mann eine neue psychologische Erfahrung an einer Person des anderen Geschlechts macht und sie fällt ungünstig aus, so generalisiert er immer.

Dann schlug Justus die Thüre zu und ging. —

Hulda Kodalle warf sich auf das Bett und schluchzte. Sie umklammerte die Kissen, als wenn sie irgend etwas erwürgen wolle an seiner Statt und sagte wohl zwanzigmal oder mehr: „Wie ich ihn hasse, wie ich ihn hasse!"

Und dann dachte sie an ihr ganzes Leben.

Wie sie erst bei einer Kostfrau aufgewachsen war, dann bei ihrer Mutter und einem Stiefvater, die sie beide mißhandelten, wie sie schon mit zwölf Jahren auf Arbeit hatte gehen müssen, dachte an die mageren Bissen, die rauhen, gemeinen Worte, die ganze Atmosphäre von Armut und Schamlosigkeit, in der sie aufgewachsen war. Denn sie war eines jener unglücklichen Geschöpfe, die niemals Kinder und niemals Jungfrauen gewesen sind, weil sie dank ihrer Umgebung niemals kindlichen oder jungfräulichen Sinn besessen haben, an denen die anderen ihres Geschlechtes, denen es besser geworden ist, im weiten Bogen herumgehen, ohne dessen zu gedenken, daß nicht Natur, nicht Schuld oder Verdienst die ungeheure Mauer aufgerichtet haben, die sie trennt, sondern das Schicksal allein; eines jener Geschöpfe, die die Abgründe füllen, über denen die Höhen

eines unangefochtenen, mit allen Gaben der Kultur verschönerten Lebens sich licht und frei erheben; die alle Schande, alles Elend und oft genug alle Mühsal auf sich genommen haben; eines jener Geschöpfe, die mit dem Manne nur der von der Kultur bestialisierte Trieb verbindet, während alle besseren des andern Geschlechtes sich von ihnen abwenden, weil ihnen mit ihrer Niedrigkeit der letzte Reiz verloren gegangen ist, den sie sonst besessen hätten. Aber das ist nun das Wesen der Kultur, daß sie Hunderte zermalmt, um *einen* auf die Höhe zu heben, das das Resultat eines vieltausendjährigen Differenzierungsprozesses, daß er alles von der Natur Gegebene in demselben Maße verdirbt, als er es auf der anderen Seite verfeinert und idealisiert.

Was wunder, wenn die ewig Zurückgesetzten, Mißhandelten, Beschimpften, aus deren Niedrigkeit zu uns keine Brücke des Verständnisses geht, sich doch noch zu rächen suchen? ist doch dieses Rachegelüst der letzte Überrest des Selbstgefühls, der ihnen geblieben. Was wunder, daß sie, von bessern Waffen entblößt, in den Kot greifen, der ihr Erbteil geworden, und diejenigen damit bewerfen, die sie in ihrer Verkommenheit schmähten?

Als nach einer halben Stunde ihr Mann hereinkam, fand er sie noch auf dem Bette liegen und schluchzen. „Nanu," sagte er, „hol mich der und jener! Erst kriegst du den Raptus, alles ordentlich zu machen, daß man denkt, man traut seinen Augen nicht, und jetzt — was soll die Heulerei? heraus mit der Sprache!"

Hulda erhob sich, strich sich die zerwühlten Haare und sagte nichts.

„Zum Teufel, Weib, so rede doch!"

Da redete sie. Und jetzt wiederholte sich die Scene, die schon vor viertausend Jahren gespielt hatte, da Joseph den Mantel in den Händen der schönen Ägypterin ließ, und die vielleicht seitdem noch einigemal gespielt hat, und Karl Kodalle stand da, ballte seine Fäuste, fluchte und nannte seinen Zwillingsbruder einen schlechten Hund über den andern. —

Draußen war indessen auch nicht viel Gutes geschehen. Der Zug, der soeben eingelaufen war, hatte eine Menge Warenballen mitgebracht, die nämlichen, die vor vierzehn Tagen aus Reinsfelde an eine Posener Firma abgegangen waren. Es waren die Stoffe, die man aus der famosen spanischen Wolle gewebt hatte; und dazu war ein Schreiben gekommen, in dem es hieß, daß diese Stoffe zwar das Waschen, Färben und Plätten vertrügen, zwischen der Nadel und dem Transporteur der Nähmaschine aber geradezu zerführen oder zerbrächen, und daß die Firma für diese und weitere Zusendungen der Mollerschen Fabriken ergebenst danke.

Justus Moller schloß sich in seine Zimmer ein, wo er lange, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab ging, bis er sich zu zweierlei entschloß, das er sofort ausführte. Erstens zu einem vom höchsten Zorn diktierten, mit den heftigsten Vorwürfen gespickten Briefe an Weinhold, in dem er ihm schuld gab, ihn programmmäßig zu ruinieren, nebst der wiederholten Anfrage, ob er ihm jetzt die neue, Ostern aufzunehmende Hypothek von fünfzigtausend Mark endlich verschafft habe; und zweitens zu einer Auseinandersetzung mit Karl Kodalle, den er sogleich heraufbestellte.

„Karl," sagte er beherrscht, aber nicht ganz so freundlich als sonst. „Es thut mir leid — aber ich muß Sie aus mancherlei Gründen, an denen Sie ganz schuldlos sind, entlassen. Ich werde Ihnen eine andere Stellung verschaffen, oder, wenn Sie wollen, thun Sie sich selbst um eine solche um. Wie gesagt: Es thut mir aufrichtig leid, denn Sie haben sich sehr bewährt, aber — es muß sein, aus *verschiedenen* Gründen. Ich verspreche Ihnen übrigens, Ihnen erstens eine sehr gute Empfehlung zu schreiben, zweitens einen jährlichen Zuschuß zu zahlen, und halte meine Zusage für die Zukunft im vollsten Umfange aufrecht. Es thut mir sehr leid, Karl."

Kodalle, der unten wenigstens vierzigmal geschworen hatte, daß er diesen Hund von Moller nun doch totschlagen werde und ob er ihm zehnmal ähnlich sähe, hatte Justus während dieser Worte mit einem tückischen, lauernden Blicke betrachtet. Jetzt lächelte er ironisch und sagte: „Sie sind ja sehr gütig, Herr Moller. Und was die Gründe anbelangt, so — so hat mich meine Frau schon verständigt. Wie? he, Herr Vetter, denken Sie, man muß sich alles gefallen lassen um die lumpigen paar Nickel?"

„Hat sich Ihre Frau über mich beklagt?"

Zwiſchen zwei Feuern. Nach dem Gemälde von F. D. Millet.

fragte Justus, betroffen von dem Ton und Gesichtsausdruck seines Bruders.

Kodalle lachte laut.

„Hat sie sich über etwas anderes beklagt, als daß ich neulich grob gegen sie war wegen ihrer Unsauberkeit?“

„Ach wegen der Grobheit, Herr Moller! — aber wegen der — allzu großen Freundlichkeit,“ sagte Kodalle mit einem unverschämten Lachen.

„Karl — und Sie haben ihr geglaubt?“

„Geglaubt? ich möchte wissen, warum nicht geglaubt!“ Dann mit einer brutalcynischen Frechheit vor Justus hintretend, die Hände in die Hosentasche geschoben, sagte Karl: „Wissen Sie was, Herr Vetter — geben Sie mir zweihundert Thaler — da werd' ich thun, als wär' nichts passiert.“

„Den Teufel sollst du haben, Mensch,“ schrie Moller aufspringend. „Zweihundert Thaler? wofür? für die Unverschämtheit und Gemeinheit deiner Frau? Lumpenpack, undankbares!“

Karl Kodalle nahm seine Mütze und ging. Die geballten Fäuste in die Rocktaschen bohrend, ging er langsam über den Hof. Wie er an ein Ziegelstück stieß, das herumlag, gab er ihm einen Fußtritt, daß es weithin kollerte. „Selber Lump,“ sagte er dazu. Er glaubte seiner Frau mehr als seinem Bruder.

Dann sputete er sich, hineinzukommen, denn es ging ein häßliches Schneetreiben, der Wind heulte um die Ecken, riß die dicken Rauchmassen, die dem Schornstein entquollen, in schwarzgraue Fetzen, fuhr dann wie ein Rasender den hohen Schlot hinunter bis in die große Tenbrink-Feuerung im Kesselhause und wirbelte wieder auf.

9. Kapitel.

Alexander Weinhold hielt sich soviel in Kneipen, Comptoirs und Eisenbahnwagen auf, daß er sich in seiner Wohnung eigentlich niemals recht heimisch fühlte. Immerhin brachte er außer den Nachtstunden doch auch hin und wieder eine Tagesstunde dort zu, besonders aber, wenn er Damenbesuch erwartete. Denn seine weiblichen Klienten konnte er weder gut in ein Restaurant bestellen, noch sie in seinem Comptoir empfangen, einem engen schmutzigen Stübchen, das sich, in der Nähe seiner Wohnung belegen, in einem finsteren Hofe befand, der vielfach als Durchgang benutzt wurde.

In Erwartung eines solchen Damenbesuches saß der treffliche Mann an einem sonnigen Märztage in dem Wohnzimmer seines Privatlogis, einem Raum von vollendeter Ungemütlichkeit. Die Wände waren mit braungestreiften Tapeten beklebt, die Fenster mit Lambrequins verhängt wie in einer Weinstube dritten Ranges, die Möbel aus rotflammigem Mahagoni, unter denen sich ein breites, etwas eingesessenes Ledertuchsofa wieder so unpassend wie möglich ausnahm, alles abgebraucht, häßlich, unzusammengehörig. Auf diesem Sofa, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf hintenübergelehnt, saß Alexander und lächelte. Nun, er hatte gut lächeln: er hieß seit drei Wochen Herr Kommissionsrat, was ein Mann von Fähigkeiten werden kann, wenn er zu Weihnachten mal das Geld nicht ansieht und einem Armenhause wollene Schlafdecken schenkt.

Und doch lächelte er nicht darüber, sondern über irgend etwas, das noch in der Ferne lag, es war nicht das Lächeln der Befriedigung, sondern das des Wunsches. Er sah dabei auf die Wand ihm gegenüber, aber seine Gedanken hafteten weder an der Eisenbahnkarte, die dort aufgehängt war, noch an dem Büchergestell, das ein paar abgegriffene Kursbücher, eine alte Auflage von Meyers Konversationslexikon, einen „Juristischen Ratgeber für Geschäftstreibende“ und dergleichen noch vier oder fünf Bücher enthielt, noch an der großen Lithographie aus den vierziger Jahren, die mit dem Titel „Schäfers Liebesleid“ eine Darstellung von unglaublicher Albernheit enthielt.

Vor seinen Augen stand etwas ganz anderes. Inmitten eines Gartens erhob sich zwischen mannshohen Hecken aus Berberitzen-, Flieder- und Lonizerenbüschen, die in der Sonne des Vorfrühlings ihre bräunlich beknospeten, feuchtglänzenden Zweige wiegten, eine reizende Villa, „Idylle“ benamset. Sie lag ein wenig weit draußen vor der Stadt, hatte aber ausgezeichnete Pferdebahnverbindung — Haltestelle vor der Thür — und war überdies keine zehn Minuten von dem beliebtesten und schönsten Erholungsorte der Stadt entfernt. Ach und war ein so allerliebstes Ding! Nicht etwa ein plumper Kasten oder so ein alber-

Digitized by Google

nes Machsal von Schweizerhäuschen — oh nicht die Rede! vielmehr ein wunderhübsches Durcheinander von herausspringendem und zurücktretendem Gemäuer, von Freitreppen, Balkonen, Erkerchen, niedlichen Winkeln, Altanen, alles abwechselnd ziegelrot und schwefelgelb, und an der Nordseite von einem Türmchen überkrönt mit schlanker Spitze; Wetterfahne drauf, vergoldet, und auf dem Dache eine Fahnenstange, wo man an jedem zweiten September oder so dergleichen etwas Buntes herunterflattern läßt — das ganze Ding zum Anbeißen hübsch. Und dann innerlich! Ein Atrium in pompejanischem Himmelblau, drin als Mittelstücke Jungfrauen, die hauptsächlich mit Fischschwänzen bekleidet waren, herumzappelten, im Wohnzimmer eine Decke mit gemalten Fruchtgewinden und ein Porzellanofen, der einfach zum Küssen war. Und daneben der Salon — großartig stilvoll! — Alexander verstand auch, was Kunst war — über den Thüren altdeutsche Stuckengel, die mit knubeldicken, vergoldeten Beinen in die Lüfte strampelten und Rosenguirlanden über die Büste der Königin Luise hielten. Na und so weiter! Badezimmer, Mädchenzimmer, Wirtschaftsräume — alles schlechtweg bildschön.

Dieses Bijou war ihm zum Kauf angeboten worden. Nun warum nicht? So'n Ding kauft jeder mit Vergnügen. Sechzigtausend Mark wollte die Madame haben, die noch drin steckte, Witwe geworden — nach Berlin ziehen — schnell losschlagen. Na! für fünfzigtausend nahm er's selber. Denn das war eben die Sache — es gefiel ihm übermäßig gut. Und, zum Teufel, er hatte nun gerade lange genug auf der Eisenbahn herumgerasselt, sich überall hin und her gedrückt, gewuchert, spioniert, geschunden — nötig hatte er's nun nicht mehr, und einmal schließlich setzt man sich eben doch zur Ruhe. Aber — und da lag der Hase im Pfeffer! — so'n Ding bewohnt man nicht als Junggesell, dazu gehört etwas Weibliches, das sich auf Königsberger Klopse versteht. Wenn er aber überhaupt noch einmal heiraten wollte, so war es freilich die höchste Zeit. Nicht daß nicht manche noch später heirateten, allerdings das war ja richtig, aber schließlich — na —

Und Alexander Weinhold, dessen Phantasie sich bis jetzt nur reproduktiv bewährt hatte, fing an, selbstschöpferisch zu werden. In diesem reizenden Raume sah er etwas Rundliches herumhantieren, ein kokettes Häubchen mit rosa Schleifen auf dem Kopfe, etwas mit einer hohen Diskantstimme, mit fetten weißen Fingerchen, die mit Ringen erklecklich besteckt waren, er sah es in der Speisekammer über großen Töpfen mit süßem Eingemachten oder im Salon auf der Chaiselongue ausgestreckt mit einem Leihbibliothekroman in Händen, oder auch — nun warum nicht? — mit einem zärtlichen „Alexander!" sich in seine Arme schmiegen. Was wunder, wenn er lächelte? Und immer kühner wurde seine Phantasie. Er sah den Rasen frisch begrünt, das Berberitzen- und Fliedergebüsch in üppigem Blätterschmuck und in seinem Schatten deutlich und leibhaftig in schwarzem Sammetleibchen und buntem Bänderschmuck ein anderes Femininum herumwandeln, das ein schelmischer Gedanke mit der Bezeichnung Amme belegte, und das etwas Allerliebstes auf dem Arm trug, das einen langen weißen gestickten Tragemantel umhatte und ein Federbarett auf und das nichts anderes war als der Erbe des Weinholdschen Namens, seiner Talente und seiner Schätze. Und als Alexander bei diesem Stadium seines Traumes angelangt war, lächelte er noch mehr und sagte endlich wie verklärt: „Idylle, Villa Idylle — reizend! —"

Hier schnappte seine Phantasie ab. Nein. sie schnappte nicht ab, aber sie schlug eine andere Richtung ein. Im Mai wurden neue Stadtverordnetenwahlen vorgenommen; der Seifensieder Kernbach, der die nordöstliche Villenvorstadt vertrat — ein guter Bekannter von ihm natürlich — hatte ihm erzählt, daß er sich Kränklichkeits halber diesmal nicht wieder würde aufstellen lassen. Siehst du, wie du bist? aha! angesehener Mann, Villenbesitzer, Kommissionsrat — na, da wollte er mal sehen! Da war der Kaufmann Schneider, der Ratsbureauvorsteher Habler, der Fleischermeister Pappert — alles seine guten Freunde, die er in der Hand hatte, und die auf dieser Seite wohnten — hier lächelte er schon nicht mehr, hier lachte er — „ganz und voll." Und dann sprang er auf, schob die Hände zur Abwechslung unter die Rockschöße, ging im Zimmer mit leichtbeschwingten, tänzelnden Schritten auf und ab und blieb endlich, aus dem

Reich seiner Träume in das der Wirklichkeit zurückkehrend, vor dem Tische stehen, auf dem ein aufgerissenes Telegramm lag. Er nahm das blaue Blatt in die Hand und las halblaut, was er bereits auswendig wußte: „Meinetwegen fünf Prozent, aber schließen Sie ab. Zeit drängt. Schicken telegraphisch per sofort fünftausend Mark. Moller."

„Affe," sagte er, es wieder hinschleudernd. „Fünftausend Mark telegraphisch, werde ihm telegraphisch was niesen. Aha, gelt ja! erst grobe Briefe schreiben, dann Geld verlangen! ganz mein Fall. Fünf Prozent schon! Mag schön in der Klemme sitzen. Na meinetwegen, wenn diese Rockstroh auf die fünf Prozent sehr happig ist, mag sie ihr Geld dort reinschmeißen. Ich werd' mich hüten, auch nur noch einen Pfennig zu geben. Ja! ist denn diese Fabrik ein Leviathan? statt Geld zu bringen, scheint sie bloß welches zu verschlingen. Na, mein Prinz, wenn Sie sich verplempert haben, was geht's mich an, meine Achttausend stehen sicher! Kohlenersparnis, große Neuerung! Du lieber Gott, das Ding konnte jeder Ofenbauer setzen, wo soviel Kohlen erspart werden, daß eine Hypothek der andern auf die Füße tritt. Aber immer großspurig, großspurig! Affe!"

In diesem Augenblicke klingelte es. Alexander Weinhold zog sich die Weste herunter und strich sich schnell vor dem Spiegel das Haar zurecht. Denn er erwartete jene Witwe Rockstroh, die sich auf eine von ihm eingerückte Zeitungsannonce hin gemeldet und bereit erklärt hatte, ihr Geld für fünf Prozent als zweite Hypothek hinter Feuertaxe herzugeben, eine happige alte Schachtel vermutlich. Dann eilte er schnell hinaus.

Bald darauf dienerte er hinter einer ungeheuren Wortsalve wieder herein, und die Junggesellen-Mahagont-Möbel entflammten um einen Grad röter über das, was jetzt in die Erscheinung trat; happige alte Schachtel — ob sie das gehört hatten und also schamrot wurden? Was sich nämlich jetzt auf das eingesessene Ledertuchsofa niederließ, daß die Sprungfedern vor Entzücken melodisch erklangen — war das alt und happig? Danke schön. Das hatte vierzehn Tage lang in einem der nobelsten Schaufenster auf dem großen Markte ausgestanden, ein schwarzer Atlasrock nämlich, an einer Seite mit breiten Spitzenvolants garniert, an der andern aber mit sieben handgroßen Fladruschen von Perlenpassementerie, drüber ein Mäntelchen — hochdeutsch Mantelet genannt — aus broschiertem Sammet mit Spitzen, Schleifen, Perlen, Schnüren, Franzen, Bällchen u. s. w. hergerichtet, und darüber wieder ein Hut — ah! ein Hut — ein Traum, eine Blume, ein Gedicht von einem Hute, heliotropfarben, mit Perlenagraffen, Püffchen, Federn und Spitzen aufgetakelt — reizend! Und darin als Füllsel das Wortsalven Abgebende, niedlich, rundlich, nicht älter als siebenundzwanzig Jahr, das heißt so aussehend, also — vielleicht vierunddreißig, mit einem Teint wie'n Marzipanschweinchen, mit wasserblauen Äugeln, blondem Toupet und dito Augenbrauen, einem allerliebsten Stumpfnäschen und einem vollständigen perpetuum mobile von Sprechmechanismus.

„Ich habe ja eine so schreckliche Angst, lieber Herr Kommissionsrat," sagte das Füllsel, „ob das Geld dort auch ganz sicher stände, wo Sie es unterbringen wollen. Ich habe nämlich sonst bloß noch die achttausendsiebenhundertfünfzig Mark, die auf dem Hause von meiner Tante Jettchen stehen, die Einundzwanzig auf dem Hintermarkt, wo der große messingene Thürgriff ist und ein Klempner daneben, der die großen Badewannen ausgestellt hat und die grünen Gießkannen, und dann noch die zwölftausend — aber alles bloß Mark nämlich — in Eisenbahnkonsols, wo man sich von den Zinsen kaum die Handschuhe kaufen und die Badereise machen kann. Und sehen Sie, wenn ich auch keine Kinder habe — der kleine Junge war mir nämlich an den Masern gestorben, denken Sie, Herr Kommissionsrat, erst war es so gut gegangen und dann traten sie zurück und da war's alle — na so'n Kind von vier Wochen — aber deshalb will man doch am Ende anständig leben, und es ist ja wahr, fünf Prozent, das wäre ja reizend, heutzutage, wo man froh sein muß, wenn man vier kriegt, aber der Freund von dem Cousin meines verstorbenen Mannes, den Sie gewiß auch kennen, der Kalkulator Niemann, Sie wissen schon, er trägt immer vierzehn Tage lang eine kurze Perücke und dann vierzehn Tage lang eine lange Perücke, daß man denken soll, er läßt sie sich immer

wieder schneiden, vom Ressourcenvorstand der, und er ist auch im Verein gegen Krankenpflege, der die geborene Menzel zur Frau hat, so'n prächtiger Mann, der hat mir so eine fürchterliche Angst eingejagt, daß bei fünf Prozent eben doch nicht diese Sicherheit sei und daß ich wenigstens nicht alles aufs Spiel setzen sollte, und daß ich mich doch ja persönlich zu Ihnen bemühen möchte, da Sie doch gewiß eine Witwe nicht werden unsicher stellen wollen, die Ihnen ihr ganzes kleines Kapital anvertraut, und möchte Sie anflehen, mir doch eine ganz, ganz sichere Hypothek zu verschaffen, weshalb ich eben jetzt komme, Herr Kommissionsrat, obgleich ich schon dachte, daß ich zu spät kommen würde, weil ich nämlich das Gardinenaufmachen hatte — —" Und so weiter und so weiter. Mit Grazie in infinitum.

Alexander legte überdem langsam seinen Kopf auf seine rechte Schulter und sah seine Klientin lächelnd an. Wie sie ihm jetzt angstbewegt näher rückte, wie sie ihre hübschen runden Patschhände auf seinen Arm legte, wie sie ihn mit flehenden Blicken ansah und das reizende kleine Mundstück so unverdrossen redete, wie dabei die broschierte Sammetmantille und das Atlaszeug rauschte und knisterte, brach es ihm das liebebedürftige Herz, das, seit Adeline Rochefort es zurückgewiesen hatte, unversorgt, unbeschäftigt, unverschenkt in seinem vereinsamten Busen ruhte. Ja! Thusnelda Rockstroh war ausgegangen, eine sichere Hypothek zu finden, und was sie fand — war ein Anbeter, ein Anbeter, der seit drei Wochen Kommissionsrat, beinah Villenbesitzer und beinah Stadtverordneter war, und seine hundertundzwanzigtausend Mark hinter sich hatte, ein Mann von Gemüt, von hoher Redlichkeit, von kühner Phantasie, von Scharfsinn, von umfassender Bildung, ein Mann in den besten Jahren von nicht ungefälligem Äußern und ein Germanist von Abstammung und Überzeugung — kurz — sagt alles nur in allem — ein klassischer Rentier.

„Meine gnädige Frau," sagte dieser ausgezeichnetste der Männer, als Thusnelda Rockstroh eine kleine Erschöpfungspause machte, „nichts könnte mir mehr am Herzen liegen als die Sicherheit Ihres Besitzes. Ich bitte, schenken Sie mir Ihr Vertrauen; wenn ich die Ehre hätte, des Näheren von Ihnen gekannt zu sein, so wüßte ich, daß ich mich dieses Vertrauens schon rühmen dürfte, so aber, seien Sie versichert, werde ich alles daran setzen, es zu verdienen. Wenn Sie mir sagen: Alexander Weinhold, verschaffen Sie mir um *jeden Preis* fünf Prozent — gut, meine schöne Frau, so werde ich Ihnen antworten: geben Sie Ihr Geld auf die Mollersche Fabrik — Textilindustrie, meine gnädige Frau, schöne Fabrik; wenn Sie mir aber sagen: verschaffen Sie mir eine *sichere* Hypothek, dann antworte ich Ihnen: geben Sie Ihr Geld nicht dieser Firma. Aber lassen Sie mir Zeit, zwei, drei Wochen, und ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, bis dahin etwas gefunden zu haben, das zugleich sicher und einträglich ist."

„Ach, wie reizend, Herr Kommissionsrat, wie reizend! Und nicht wahr, Sie werden so gut sein und es ganz, ganz sicher anlegen. Denken Sie nur: es ist der Notgroschen einer Witwe!"

„Schon *so* jung Witwe geworden," seufzte Alexander mit einem verliebten Augenaufschlag, den Kopf diesmal auf die linke Seite legend und die rechte Hand in den Westenbusen schiebend, als suche er das Klopfen seines mitleiderregten Herzens zum Schweigen zu bringen.

Thusnelda Rockstroh errötete lieblich, sah vor sich nieder und seufzte auch. „Ja, Herr Kommissionsrat, dieses Schicksal hat mich sehr früh getroffen."

„Nun, es findet sich wohl leicht einmal etwas anderes," flüsterte Alexander, sich zu ihr neigend, „eine schöne junge Frau wie Sie!"

„Ich habe sehr glücklich mit Rockstroh gelebt," sagte die Dame, eine Thräne im Auge zerdrückend. „Aber was fragt so ein Sanitätsrat danach, denn bloß der Sanitätsrat hat ihn unter die Erde gebracht. Nein, wir haben zu glücklich gelebt. Wie die Turteltauben."

Alexander seufzte nochmals. Was war das für ein allerliebster Spaß, solche Klienten zu haben!

„Sie haben da ja ein reizendes Bild," sagte die hübsche Witwe aufstehend, wobei die Sprungfedern abermals erklangen.

„Nicht wahr? sehr schön," bemerkte Weinhold.

„Wie ihn die Schäfchen beschnuppern,

Amerikaniſche Künſtler:

From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Aprilſchauer. Von Roſina Emmet. Sherwood.

gerade als wollten sie ihn trösten," bemerkte die Dame mitfühlend.

Der Kommissionsrat nickte und fragte darauf weich, im Flüstertone: „Und dürfte ich vielleicht manchmal in diesen Wochen vorsprechen bei der gnädigen Frau und ihr mitteilen, wenn ich etwas gefunden hätte? Die gnädige Frau könnte sich dann auch bei Herrn Kalkulator Niemann, Herrn Auktionskommissarius Lederhose oder sonst einem Vertrauensmanne erkundigen, wenn Sie selbst mir kein Vertrauen schenken." Und hier wurde Alexander ganz traurig.

„Ach, Herr Kommissionsrat — ich habe solches Vertrauen zu Ihnen! wirklich solches Vertrauen! Das war so christlich und so aufrichtig und so nobel von Ihnen, daß Sie mir das gleich sagten von der Mollerschen Fabrik, wirklich — ich lege die Sache ganz in Ihre Hände. Und also, wenn Sie was Gutes finden, so kommen Sie doch ja und sagen Sie's mir, aber nicht vor zehn Uhr früh, denn dann ist die gute Stube noch nicht aufgeräumt und ich bin noch bei der Toilette, denn um halb neun wird mein Mimi, das ist nämlich mein Hundchen, gebadet, also kann ich mich doch erst spät anziehen, aber dann werd ich ganz bestimmt zu Hause sein außer Sonnabend, wo ich auf den Wochenmarkt, und Montag, wo ich in den Suppenverein gehe, und Mittwoch, wo ich die Wäsche habe, und Sonntag, wo ich immer ein bißchen länger schlafe —"

Alexander lächelte. Er hatte alles, alles gefunden, was noch eben holde Träume ihm vorgegaukelt, alles, was ein Mann nur begehren kann: Geld, ein niedliches Kleiderfüllsel und — ein echt weibliches Gemüt. Ach, was ist die Liebe in jungen Herzen! ein Nichts, eine Albernheit, eine Geckerei, eine Abgeschmacktheit — aber im gereiften Mannesherzen — ah welche Fülle, welche Kraft der Empfindungen, welche Realität und Bestimmtheit der Wünsche, welche bewußte Ahnung idyllischer Freuden! —

Dreiviertel Stunden später hatte Alexander die „Idylle" gekauft. Mochte Thusnelda ihn nicht, so verkaufte er sie wieder, mochte sie ihn — — tant mieux.

Nach Reinsfelde aber ging ein Telegramm ab: „Keine zweite Hypothek über Feuertaxe aufzutreiben. Fünftausend Mark momentan nicht flüssig. Weinhold."

10. Kapitel.

Das war für sein Gemüt der erschütterndste und für sein Schicksal der verhängnisvollste Augenblick seines Lebens gewesen, als Justus Moller von seinem Bruder das Anerbieten erfuhr, ihm seine Eifersucht, seine vermeintliche gekränkte Ehre für zweihundert Thaler abzukaufen, und er dieses empörende Ansinnen zurückwies. Die Gewaltthat, mit der Kodalle an seinem Hochzeitstage seinen zurückkehrenden Nebenbuhler gefährdet hatte, hatte Justus ihm verzeihen können — gehört ja sogar nur eine leise Verschiebung der Auffassung dazu, um in dem Gewaltthätigen den Helden zu erblicken — aber jener Moment, wo sich die ganze moralische Gesunkenheit des Zöglings Adeline Rocheforts offenbarte, hatte Justus für immer von dem Aufgefundenen wieder getrennt. Denn damals hatte er den tiefsten Schmerz und zugleich den stärksten, mit Grauen gemischten Abscheu empfunden, der jemanden überkommen muß, dem die gemeine Karikatur seines Ichs entgegenschreit: das wärst du, du, wenn du ständest, wo ich stehe. Er hatte aber auch, sich weigernd, eine Summe zu zahlen, die, in diesem Augenblicke gewährt, das Zugeständnis einer nichtswürdigen Handlungsweise gewesen wäre, den ganzen alten, mißtrauischen Haß Kodalles gegen den „Räuber der Lorenzischen Erbschaft" wieder hervorgerufen, ohne mit dieser Weigerung seine Eifersucht zu beschwichtigen. Undankbar, alle Vorteile, die Moller ihm bisher zugewendet, mit äußerster Geringschätzung mißachtend, gefiel Kodalle sich sogar darin, den etwas höheren moralisch-socialen Status, auf den ihn Justus gehoben, indem er ihn an seine Person ankettete und mit auszeichnender Freundlichkeit behandelte, zu verlassen und in den behaglichen Schlamm zurückzusteigen, aus dem ihn jener gezogen hatte.

Vielleicht hätte Justus besser gethan, unbesehen und ungekränkt zu zahlen, was Kodalle verlangte; gemeine Menschen können nur auf eine solche Weise unschädlich gemacht werden. So wie die Sache lag, plötzlich entlassen, wenn auch ohne Not leiden zu müssen, fand Kodalle eine Genugthuung darin, nachdem er die hübsche Souterrain-Wohnung verlassen hatte, nach dem Reinsfelder Gasthause überzusiedeln, dort

sein Geld aufgehen zu lassen und sich zum Helden des Tages zu machen, indem er jedem, der es hören wollte, die erbaulichsten Dinge erzählte. Wie Ehren-Moller erst durch Rechtspraktiken seine Mutter ins Gefängnis und sie alle um die Hinterlassenschaft gebracht, dann ihn um seine Frau habe begaunern wollen, wie er ihn hinterher zum Hause hinausgejagt habe, und daß die Wirtschaft mit den Anteilscheinen nichts als plumper Schwindel sei, bei dem die Arbeiter auch nicht einen roten Dreier mehr besehen würden.

Damit erregte er aber viel böses Blut. Hatten sich doch schon mancherlei Unzuträglichkeiten herausgestellt, die die Leute nur in Hinsicht auf die ihnen in Aussicht gestellten Vorteile ertrugen. So waren die schnell fertig gestellten Arbeiterwohnungen so feucht, daß den Leuten die Möbel zu modern anfingen, und die Kinder waren genötigt, da sich keine Schule am Orte befand, eine Meile weit zu Fuß ins nächste Dorf zu pilgern. Drüben in Falkenhain aber wurden, während die Fabrik stockte, verschiedene Neuerungen vorgenommen, die alte Übelstände beseitigten, und manche munkelten davon, wieder hinüberzuziehen, wenn dort wieder gearbeitet werden würde; das mährische Gesindel gehöre ohnedies nicht ins Land und müsse wieder hinausgedrängelt werden. Einige ließen sich von Ernst wieder beruhigen, der ihnen auch versprach, für Errichtung einer Fabrikarbeiter-Kinderschule Sorge tragen zu wollen, aber Mißtrauen und Unzufriedenheit haben nun einmal die Eigentümlichkeit, mehr Macht über die Gemüter zu gewinnen als freundliches Zureden.

Nachdem Karl Kodalle diese Rolle vierzehn Tage lang gespielt hatte, wurde sie ihm langweilig, und er machte sich nach der Hauptstadt der Provinz auf, um sich dort nach Beschäftigung umzuthun, Hulda, mit der er ein Herz und eine Seele war, seit er sich das schwarzbraune Zeug aus den Haaren gewaschen hatte, und die Urenkelin der Wiesenbruchs, die kleine Friederike Charlotte, in Reinsfelde zurücklassend.

In B. war es nun, daß er an einem kalten Märztage einen Pferdebahnwagen bestieg, der sehr schwach besetzt war und sich nach und nach, indem er eine öde, wenig belebte Gegend durchfuhr, gänzlich leerte. Es war ungemütlich in dem zugigen Vehikel, aber er hatte einen warmen Überzieher, der von Moller stammte, derbe Stiefel, Geld in der Tasche und guten Mut. Keine der von einem Vermittler ihm angebotenen Stellen stand ihm an, aber er konnte es ja abwarten; fand sich nichts Passendes, so mußte eben Moller noch mehr herausrücken. Er befand sich in einer Stimmung, in der er sogar geneigt war, sein angeschwollenes Bewußtsein mit der Leere des Wagens zu mästen, in dem er so protzenhaft solo dahinrasseln konnte, als gehöre das Ding ihm und hätte er gar nicht lumpige zehn Pfennige für eine Teilstrecke bezahlt; in einer so windigen, dickthuerischen Stimmung, wie nur irgend jemand haben kann, der eventuell auch leben kann ohne zu arbeiten.

Hinten auf dem Perron stand der Kondukteur und fror, als auf einer scharfen Kurve beim Übergange von einer Straße in die andere ein Herr aufsprang, sehr stattlich in einen nerzbesetzten Pelz gehüllt, ein Herr, den der Kondukteur sofort auf ein Plus von fünf Pfennigen oder wenigstens eine schlecht gewickelte Cigarre taxierte. Der noble Herr schien indessen nur Worte übrig zu haben. „Hundekälte, miserable Hundekälte, möchte sich 'nen eisernen Ofen anziehen — im März — Skandal — friert mit 'nem heißen Grog im Leibe, im März!"

„Für Unsereinen leppert sich nicht viel auf Grog zusammen."

„Glaub's, glaub's. Elendige Gegend hier. Remisen, Kasernen, Bettelpack. Aber sieh doch — heida — den kennen wir ja — gottvoll! Denn einer von beiden ist es jedenfalls — den — haha." Und der Idyllenbesitzer, zukünftige Stadtverordnete und Anbeter Thusnelda Rockstrohs stieß die Thür auf, daß es krachte, und beschritt mächtig das Innere des Wagens. Er lächelte dabei, daß das Meisterstück der Zahntechnik prachtvoll aufblitzte, warf auf den in der Ecke Sitzenden einen listigen Blick, ließ sich in der Diagonale zu ihm nieder und sah ihn an.

Karl Kodalle hatte ihn recht gut erkannt, ließ sichs aber nicht merken. Den rechten Arm in die Hüfte gestemmt, steckte er eine Miene auf wie ein junger Baron und ignorierte den ehemaligen Familienfreund vollkommen. Alexander schmunzelte: diese Ähnlichkeit war doch zu allerliebst! aber es war natürlich der Karl.

Als es an eine etwas holprig überfrorene Stelle kam, die dem Wagen heftige Stöße versetzte, sagte der große Alexander: „Verfluchte Fahrerei das! — Aber wie — heda — hol mich der Kuckuck — ist das nicht der Karl? Habe wohl nicht mehr die Ehre? — Wie?“

„Danken Sie Gott, Sie Schw—, wenn Sie nicht mehr die Ehre haben. Sie könnten ein paar in die Vorderansicht kriegen, daß Sie für lange genug hätten.“

Weinhold lachte, das Lachen eines Mannes, der sich selber ein paar gesunder Fäuste und der Nähe des Kondukteurs bewußt ist. „Na, wird nichts so heiß gegessen, wie gekocht! — Also, da hat die Muttel schon der Teufel geholt!“ fuhr er dann gemütlich fort. „Nu — Courage gehörte dazu! Eine kluge Dame! eine sehr kluge Dame, Gott hab sie selig! Gallenfieber — Rückfall — soll ja zuletzt ausgesehen haben wie 'ne altbackne Citrone oder gar wie 'ne gegerbte Mumie! Gott hab sie selig!“

Karl Kodalle war von dieser Nachricht doch zu sehr betroffen, als daß er seinen heroischen Plan, den Feind der Gens Rochefort-Kodalle mit Verachtung zu strafen, hätte durchführen können. „Was? die Alte —?“

„Na ja — ist gestorben. Gänzlich. Aber Sie brauchen deshalb keinen Krepp anlegen, Teurer, durchaus nicht, ganz und gar nicht. Ich bin sonst ein Mann von Pietät und Familiensinn — aber in diesem Falle, sage ich, liegt keine Veranlassung vor! nicht die blaue Laus von einer Veranlassung!“

Kodalle war schon wieder bei der Wahrung der tiefsten Verachtung. Aber Weinhold ließ sich nicht stören. „Ich hab's nämlich von Fräulein Rosalie Brommel. Ein hübsches Mädchen! ist jetzt Chansonnettensängerin im Weltgarten, ein sehr hübsches Mädchen und gar nicht spröde. Hab ihr'n neuen Muff gekauft, schwarz, Opossum, hat sie mir ihr Herz aufgethan, ihr Herz, ihre Stubenthür und den Arnheim ihrer Familiengeheimnisse. Ein nettes Mädchen!“ Herr Weinhold lachte wieder, er fand sich nicht nur sehr witzig, er freute sich auch übermäßig über das Gesicht, das Kodalle machen würde, sobald er noch einiges mehr gesagt haben würde.

„Lassen Sie mich ungeschoren, Herr Kommissionär.“

„Kommissionsrat, wenn ich bitten darf.“

„Meinetwegen,“ sagte Kodalle wütend. „Abwechslung muß sein, dachte der Teufel und ließ sich seinen Schwanz erbsengelb anstreichen.“

„Nicht wahr? Aber wahrhaftig, Karl, wer hat Ihnen das angesehen, daß Sie ein solches regelrechtes Findelkind sind, das heißt eigentlich gerade kein regelrechtes, so'n — so'n — na so'n gemaustes Findelkind!“

Karl Kodalle machte noch keineswegs das erwartete Gesicht. Er sah den andern tückisch an und sagte: „Scheren Sie sich nur um sich selber. Wer weiß, aus welchem Kuckucksneste Sie stammen!“

„Na natürlich, aus 'nem Pfarrhause, von netten Pastorleuten, da stammt auch nicht jeder her und wird von Adeline Kodalle, Gott hab sie selig, herausstiebitzt. Weshalb ich eben meinte, daß Sie durchaus keinen Krepp anzulegen brauchen.“

Aha! siehst du wohl! das Gesicht. Jetzt machte er's doch. Und Alexander Weinhold lachte so recht, recht fröhlich.

„Wollen Sie mich verrückt machen? Sie — Sie —“ schrie Kodalle.

„Im Gegenteil, mein wackerer Freund, helle will ich Sie machen. Sehen Sie nicht, daß ich überhaupt Ihr guter Engel bin? Oh, ich habe neben meinen zahlenden Klienten immer welche gehabt, an denen ich um Gottes willen gehandelt habe! Wenn Sie mir aber nicht glauben, so gehen Sie und fragen Sie die Rosalie — Fräulein Brommel mein' ich — ein hübsches Mädchen, ein sehr hübsches Mädchen nota bene, alles Natur! — die fragen Sie, die hat's sogar schwarz auf weiß von der Hochseligen eigener Hand, aber nicht viel mehr, als ich Ihnen gesagt habe. Gestohlen hat sie Sie, zum Betteln gestohlen und den Taufschein von einem ihrer Wechselbälge, der damals gerade unter den Fittichen einer Engelmacherin das Zeitliche segnete, über Ihre Blöße drapiert.“

„Ich — ein — von einem Pastor —“

„Na ja. Na ja. ‚Pfarrerskinder und Müllersküh, wenn's gerät, da ist's gut Vieh.‘ He? ob ich ein gutes Werk gethan habe, daß ich sie hab' festsetzen lassen? Und ob der Teufel ein gutes Werk gethan hat, mit dessen Großmutter sie jetzt meine Tante

Im Spreewald. R.
(Nach einer Radierung im Verlage

lon H. Rohnert.
von Stiefbold & Co., Berlin.)

deine Tante spielen kann? Denn den Hals hätten Sie ihr doch jetzt umgedreht, was?"

Karl Kodalle stand mitten im Wagen, die Fäuste geballt, und brachte nichts heraus, als — zwischen den Zähnen hervorgestoßen — alles, was er an bösartigen Schimpfworten wußte, und er wußte viel, und an Drohungen, sich noch an ihrer Leiche zu rächen. „Wenn's wahr wäre."

Der Herr Kommissionsrat gaudierte sich an der Reichhaltigkeit des Kodalleschen Lexikons und sagte endlich aufstehend: „Na ja — also — so gehen Sie denn hin, junger Mann, suchen Sie Ihre würdigen Eltern, und wenn Sie sie gefunden haben, so widmen Sie mir ein dankbares memento mori, das heißt Andenken, lieber Karl — aber zur Schwerenot, reißen Sie mir nicht die Knöpfe vom Pelze — das heißt, fahren Sie zunächst zu Fräulein Brommel, kaufen Sie dieser liebenswerten Jungfrau einen Pelzkragen zum Muffe, und Sie verfügen über alle Geheimnisse einer edlen Frauenseele. Da Sie ihr Bruder nicht sind, wird das Wiedersehen um so angenehmer sein. — So, mein Herr — nichts für ungut. Ich habe die Ehre!"

Und im vollsten Vollgefühle seiner selbst, der eben genossenen Situation und der Nähe jener Haltestelle, die ihn nur noch um zwei Straßenviertel von der designierten künftigen Beherrscherin der Idylle trennte, sprang der Kommissionsrat vom Trittbrett hinunter.

11. Kapitel.

Während der würdige Mann seinen Besuch bei der schönen Thusnelda abstattete, suchte Karl Kodalle seine Stiefschwester in ihrer Behausung auf. Mit einem unglaublichen Empörungspathos, das diese ausgezeichnete junge Dame der Situation und ihrem Bildungsgrade für angemessen erachtete, bestätigte sie ihm alles, was er von Alexander Weinhold erfahren hatte. Sie suchte auch den Zettel hervor, welchen ihre Mutter zur Beurkundung des Sachverhaltes hinterlassen hatte; aber das Papier, das da nach dreiviertelstündigem Kramen zwischen alten Handschuhen, Schnürbändern und zerbrochenen Broschen zum Vorschein kam, enthielt nichts als die Worte: „Im Jahre 1863 aus einem Pfarrgarten, in der Nähe hieß was mit Münster. Wald und viel Berge. Dort ist Karl her. Adeline Rochefort." Das war wenig. Und mehr wußte ihm das Fräulein auch nicht zu sagen; das heißt, sie sagte natürlich sehr, sehr viel, und er schwieg sich eben auch nicht aus, aber es kam doch dabei weiter nichts Neues heraus. Und schließlich, da die treffliche Rosalie, die inzwischen ungeniert Toilette machte, aufbrechen mußte, um ihren künstlerischen Aufgaben im Weltgarten gerecht zu werden, ging er, mit dem Vortrage eines ihrer reizenden Chansonnettes entlassen, das den Refrain hatte:

„Doch ich mach mir nichts *draus*,
Doch ich mach mir nichts *draus*."

Den Zettel in der Hand, stand Kodalle eine Weile auf der Treppe, mit einem Gelüste in seiner wilden Seele, als sollte er alles in Brand stecken und sonst irgend etwas Fürchterliches begehen. Taumelnd stieg er endlich hinab mit weit aufgerissenen Augen, mit schwer ringendem Atem, nur *einen* klaren Gedanken fassend: er würde sie finden, den Ort, wo er geboren war, und seine Eltern; er *würde* sie finden, denn er *mußte* sie finden. Es zog ihn an diesen Ort mit einer unwiderstehlichen Macht; so wie die Magnetnadel, erschüttert, die Richtung nach dem Pole wiederzufinden strebt, schwankend und doch unbeirrt.

Und so, wie er dahinging durch die beschneiten Straßen, durch die etwas öde Gegend erst, wo das Fräulein wohnte, dann mitten durch die Stadt, durch das Summen, Brausen und Rollen der Räder, das Rufen, Stoßen und Drängen, immer vor sich hinstarrend, die Hände in die Rocktaschen gestemmt, schweratmend, finsteren Antlitzes, aber immer in dem Gedanken, daß er sie finden müsse, gab ihm dieser Gedanke auch ein, wie er das anfangen solle. Nun, ein dummer Kerl war er nie gewesen. Er kaufte sich eine Karte der Provinz, setzte sich damit in eine Kneipe und suchte am Gebirge entlang, langsam und aufmerksam, solcher Studien nicht mehr gewohnt, auf und ab, bis er endlich, nicht gar weit von der böhmischen Grenze, einen Ort entdeckte „Münsterbach". Dann stand er auf, ging in einen Kaufladen, trank dort noch eins und ließ vom Verkäufer feststellen, wie man am besten dorthin käme, mit welcher Bahn, mit welchem Zuge.

Den nächsten Morgen beizeiten ging er

nach dem Bahnhofe. Er sah niemanden an, er fragte niemanden, es machte ihm gar nicht einmal viel Kummer, daß er weiter nichts wußte als Münsterbach, es war ihm genug — er würde sie finden.

Auf dem Perron war ein Trupp Arbeiter, er beachtete sie nicht; sie kümmerten ihn nichts. Mochten sie vierter Klasse fahren, er war kein Lump, er war der Pastorensohn, er fuhr dritter Klasse.

Er saß einem hübschen jungen Mädchen gegenüber, aber sah sie nicht an und sprach nicht zu ihr, er sah hinaus. Die Telegraphendrähte tauchten auf und ab, die schneebedeckten Bäume sausten vorüber, vorüber Häuser und Ortschaften, vorüber das weite, weiße Blachfeld, vorüber Brücken und Ochsenwagen, Windmühlen und Fabrikschornsteine. Dann wurde das Land hügelig, er sah die Berge heranwachsen, sah mit gierigen Blicken, wie sie näher und näher rückten; auf ihrem Scheitel lag ein rötlicher Strahl der frühen Sonne, hohe schwarze Tannen, schneeüberschüttet, ragten starrend auf den Abhängen, rötlich glänzten ihre Stämme, bräunlich die der Erlen und Buchen, weißlich das Birkengeäst. Schon hob sich zu beiden Seiten das durchgesprengte Gestein rot, gelbbraun und grau, bunt überglitzert von weißlichem Reif, und spannte breite Thore über den Weg, schon sah man die Fährte des Wildes die leise aufsteigenden Anhöhen hinan, schon gähnten die schwarzen Schlünde der Kohlenschächte, dampfte es brodelnd aus der Tiefe hervor — er war jetzt mitten in den Bergen. Denn es war ihm, als sähe er zum erstenmale dieses Gebirgsland, so war ihm alles neu, bedeutsam, mystisch, offenbarungsverheißend. Eine zitternde, fiebernde Unruhe kam über ihn, es war ihm, als ob er betrunken wäre.

„Station Münsterbach, zwei Minuten Aufenthalt!"

Er stieg aus, er hatte kein Bündel, keine Tasche, nichts — wozu? Wenn er „sie" gefunden haben würde, so hatte er alles, und er würde sie finden.

Nachdem er auf dem Bahnhofe etwas gegessen hatte, hielt er sich nicht weiter auf, sondern machte sich aufs Geratewohl auf den Weg. Von den Höhen sickerte ein feuchter Nebel hernieder und breitete sich langsam aus; gleichviel, er ging in den Nebel hinein, er würde sie trotzdem finden.

Und so, wie er dahinschritt, einen warmen Grog im Leibe, mit einer schier unsinnigen Zuversicht im Gemüte, schlug seine gedrückte, rätselhafte Stimmung mit einemmale um. Wozu auch hier durch die Berge rennen wie ein sentimentaler Waldesel? Was wollte er denn? Die Sache war doch eigentlich der gottvollste Ulk. Dieser Jokus, wenn er sie finden würde! Den Alten mit der Pfeife und dem Käppchen, und sie, die Frau Pastorn, mit dem Bänderhäubchen — die würden Augen machen, die zwei alten Ehekrüppel! Wie der Pastor die Hände aufheben würde, und sie, wie sie in den Keller rennen würde, wo die fetten Würste und Schinken hängen, und was sie für Aufhebens machen würden über den verlorenen Sohn, alles im Dorfe zusammentrommeln und starken Kaffee kochen und fette Baben aufschneiden und einen Haupthalloh machen, was er für ein hübscher Kerl wär'. Der Alte würde hoffentlich einen anständigen Wein im Keller haben und ihm Bescheid thun, dem wollte er dann alles ordentlich auseinandersetzen, was für ein verfluchter Blödsinn das wäre mit der Religion, dem wollte er schon ein Kirchenlicht aufstecken — der würde die Ohren schon spitzen! Und wollte er viele Worte machen, so würde er noch mehr machen, er, der Karl, und ihm zeigen, daß Vaters Sohn weder auf den Kopf gefallen war, noch aufs Maul. Und sie würde derweilen Gänse und Hühner braten, und des Fressens würde kein Ende sein. Na, und dann — würde er ihnen erzählen, wie's ihm ergangen wäre, hundsmäßig hin und wieder, da sollten ihnen schon die Haare zu Berge stehen, alles fein wahr, was aber nicht wahr wäre, nu das wäre halt erlogen, aber famos erzählen würde er — na und die Heulerei von der Alten! Jemersch, jemersch! Dann würden sie zusammen in die Stadt fahren und einen pikfeinen Anzug kaufen, dunkelbraunes Jackett wie der Schweinhund, der Moller, hatte. Verflucht, der würde Augen machen, wenn er ihn später mal besuchte!

Dabei blieb er nun stehen. Ja — mit der Verwandtschaft mit Papa Lorenz war nun freilich nichts, sonderbar, sehr sonderbar, er war also gar nicht sein Vetter, der Moller. Na, denn nicht, hol' ihn der Teufel!

Also auf das Böhmische zu — dann mußte er sich südlich halten. Am Raine stand ein Wegweiser: nach Beulwitz, eine halbe Meile. Gut, also zunächst nach Beulwitz. Er knöpfte seinen Überzieher zu — nun er kam wahrhaftig nicht als Lump ins Land — denn der Hunds-Moller, der legte seine Sachen nicht erst ab, wenn sie schon schlecht waren, sondern hübsch vorher; und gutes Mollersches Geld hatte er auch in der Tasche — brauchte sich vor niemanden lumpen zu lassen, und war alles ehrlich verdient.

Was würde er eigentlich sagen zu den Alten? Vater, würde er sagen, Mutter, heißgeliebte Eltern! — Euer Sohn kehrt zurück ins Vaterhaus, ehrlich und ein braver Mensch, hochgeachtet von seinen Genossen! Der Segen des Himmel hat auf ihm geruht. Er war Maurergeselle, aber er pfeift jetzt auf die Maurerei, er war Portier und Markthelfer bei dem Lumps-Moller — aber er pfeift darauf, er pfeift auch auf die Genossen, und sie können ihm alle den Buckel hinaufsteigen, denn als Pastorensohn wird er sich jetzt zu den staatsfreundlichen Parteien halten. Denn dazu hat er hiermit eine moralische Verpflichtung, und auf die moralische Verpflichtung — aha — da ist er ein gar, ein ...! Dann lachte er hellweg. Oh er würde noch viele schöne Sachen sagen. Hulda würde er nie anders als sein braves Weib nennen — zur Pastorenschwiegertochter paßte sie zwar wie ein Storch zum Polkatanzen, na darein mußten sie sich nun finden, eine Prinzessin heiratet halt keinen Maurergesellen. Aber die Lotte, das würde ein Geleck geben! Sonntags würde er Ulks halber in die Kirche gehen, um zu sehen, wie der Alte das Bauernvolk zusammenschmisse — die würden die Dickköppe schön zusammenstecken über ihn!

Da er hierbei gerade an eine Schenke kam, mußte er dem Ulk zu Ehren einen trinken. Ging hinein, bestellte sich einen Grog und zum Mittagbrot Bratkartoffeln und fette Würste. Am Tische saßen Fuhrleute, plumpe Kerle aus der Gegend, tranken Korn, rauchten und führten lästerliche Reden, er sah sie mit gräßlicher Verachtung an. Als der Wirt hereinkam, ein alter Dickwanst mit einem Gaunergesicht, zog er ihn in einen Winkel, machte ein paar geheimnisvolle Geberden und fragte ihn, ob er nicht wüßte, ob hier vor sechsundzwanzig Jahren in der Gegend ein Kind abhanden gekommen sei.

Der wußte nichts. Aber wenn etwas dergleichen passiert wäre, so würde er's ganz bestimmt wissen, denn er wüßte sonst alles.

Na, denn nicht, Esel alter.

Nachmittags ging Karl weiter. Es schneite, und ein eisiger Wind pfiff ihm um die Ohren, aber das war ihm gleich. Wenn er ein altes Weib auf der Landstraße sah, machte er sie mit einem Fünfpfenniger kirre und sagte lustig: „Guten Tag, Muttel! Heda, ist da nicht so vor 'n fünf-, sechsundzwanzig Jahren" — u. s. w.

Aber sie schüttelten immer den Kopf und wußten nichts.

Endlich kam er an eine, die etwas wußte; aber das war ein Mädel gewesen, und die hatte man dann hinter einer Scheune erstickt gefunden, und so war es wieder nichts.

Den nächsten Morgen ging es von frischem los. Er zog von Ort zu Ort und fragte die Leute, trank Grog und Schnaps oder Bier und Schnaps und zuletzt bloß noch Schnaps. Seine Stiefeln wurden schlecht, da wartete er bei einem Schuster, bis er sie zusammengeflickt hatte, und unterdessen erzählte er ihm in seiner großsprecherischen Art seine ganze Geschichte; der schüttelte den Kopf, hielt ihn für verrückt und wünschte ihm guten Weg.

Oh nein, Karl Kodalle war nicht verrückt, aber in diesem zuversichtlichen Glauben, „daß er sie finden würde," lag allerdings etwas von Wahnsinn. Er war nicht ohne Vorstellungskraft, aber diese drehte sich doch immer in demselben engen Kreise herum. Nachdem er sich hundertmal in Gedanken an dem starken Kaffee und der süßen Babe und den Preßwürsten, die auf ihn warteten, erlabt hatte, machte er eine Abwechslung mit Glühwein und Chokolade und einem gebratenen Spanferkel, das er bloß vom Hörensagen kannte, das aber die Alte schon würde beschaffen können. Lieber Gott, diese Leute würden sich ja die kleinen Finger abhacken und frikassieren lassen für ihn! Auch hatte er sich jetzt für einen dunkelblauen Anzug entschieden.

Und die Sonne schien, der Schnee zerrann, es schneite von neuem und taute

wieder, auf den Fluren tauchten die grünen Spitzen des Winterroggens herauf und die Wiesen aus dem Schnee, die Wässer schwollen an, die Winde brausten, immer mehr schmolz der Schnee, zu den Abhängen stürzte es, die Schneisen herunter, mit der Wut und Wildheit gieriger Wölfe, zerriß die Dämme und ersäufte die Thäler — Karl Kodalle mit struppigem Bart, schmutzig, halb zerrissen, fuhr über Land. Seine Barschaft ging zu Ende, er schlief nicht mehr in guten Betten, er schlief im Heu unter alten Pferdedecken, seine Füße wurden wund, seine Beine müde, aber er suchte. Wenn es ihm schlecht ging, so stellte er sich vor, wie er das erzählen würde, wenn er „sie würde gefunden haben," und wieviel gute „Schnupptüchel" die dann durchweinen würden, und das gab ihm eine Art Befriedigung, aber manchmal konnte er selbst beinah sentimental darüber werden. Um seinen Mut zu beleben, dachte er sich dann eine ganze große Verwandtschaft, alles feine Kerls, die was vorstellten, und hübsche Frauenzimmer, die ihm um den Bart gehen würden, und —

Oh, er würde sie schon finden!

Nachts träumte er bald von den „Alten", bald wie er selbst auf der Kanzel stände und predigte, das heißt eine wunderschöne Bierrede hielt, und unten standen die Genossen und schrien: Hurrah, der Kodalle soll leben! und dann sang die ganze Gemeinde das Lied vom Bügeleisen. Es war eigentlich dumm; aber wenn er so von Ort zu Ort wanderte, so mußte er doch lachen, wenn er daran dachte.

Dann kam ein Tag, da hatte er nichts mehr. Er dachte daran, an Hulda oder an Fräulein Rosalie oder an seinen Bruder Rackuff, den Friseur, um Geld zu schreiben, aber dann dauerte es auch eine Ewigkeit, bis sie was schickten, und wer weiß, schickten sie überhaupt was, die ..... Nun — was kann da sein! — So verlegte er sich aufs Fechten, stromerhaft genug sah er nachgerade aus. Und nach Hause ging er nicht, bis er sie nicht gefunden hatte, das hatte er sich in den Kopf gesetzt.

So — es war schon zu Ende März — kam er eines Tages in einen Ort, wo er ein altes Weib Wäsche im Freien trocknen sah. Er ging auf sie zu — Nickel zu verschenken hatte er nicht mehr — und stellte seine alte Frage. So und so, und ob sie nichts davon wisse.

So eigensinnig er auf dem Wahne bestand, er müsse sie finden, so sehr war er im einzelnen Falle gewöhnt, ein Achselzucken und ein kurzes: Ach, ich weiß nicht, zur Antwort zu bekommen; und so glaubte er denn zunächst nicht recht zu hören, als die Alte, die eine blaue Schürze aus dem Korbe nahm und an die Schnur hing, ohne langes Besinnen sagte: „O ja, das weiß ich ganz gut. Das war drüben in Hemsterbach, anderthalb Meilen von hier, bei einem Superintendenten, da is passiert."

„Ach Mutterle," sagte er, kläglich sich über die Augen wischend, mit der halb unwahren, widerwärtigen Sentimentalität des ungebildeten Menschen, der doch nicht Naturmensch ist, sondern seine Kolportageromane liest, „Mutterle, das is nu aus mir geworden, das arme Kind bin ich."

Kein Mensch hätte den schneidigen Kodalle wiedererkannt, den großen Grab- und Taufredner.

Das alte Weib legte die Barchentjacke, die sie erfaßt hatte, wieder in den Korb, faltete die Hände und sagte: „Ach Herr Jemersch, nee, nee, Herr Jemersch, nee, nee, du mei grundgütiges Heilandel, wenn ock die Muttel noch wird leben! Nee, nee, was is das für 'ne Welt." Da weinten sie alle beide, und dann nahm sie ihn mit hinein und gab ihm was Warmes und ein Stück Brot dazu und hockte sich neben ihn, kreuzte ihre braunen Arme und erzählte, was sie wußte. Aber es war nicht gar viel; konnte sie doch nicht einmal sagen, ob die Pastorsleute noch dieselben seien und wie sie hießen, denn das lag auf Waldberg zu, Hemsterbach, und dort hinüber kam sie nie.

Kodalle ging weiter. Jetzt so nahe seinem Ziele, blieb er gedrückt, fast stumpfsinnig. Dieses wochenlange Umherstreifen und Suchen hatte einen ganz andern aus ihm gemacht. Aber er ging, die Stiefeln durchweicht, die Füße fast erfroren.

Es war ein milder Tag; ein häufig umspringender Westwind sauste hinter ihm her, sprang jetzt vor ihn und blies ihm ins Gesicht, blies jetzt von rechts, jetzt von links und pfiff wieder in langgezogenen Tönen hinter ihm her. Keuchend ging er weiter, bergan bald, bald bergab, bald den

Madonna. Nach dem Gemälde von Abbott H. Thayer.

rechten Weg, bald in der Irre — denn die anderthalb Stunden erwiesen sich als mehrere Meilen — bald um ein paar Pfennige bettelnd, bald um übriges Essen, still, ohne Fluchen, eher mit einer Art theatralischem Wohlgefallen an der romantischen Lage, in der er sich befand, und immerfort den einen Gedanken im Kopfe, der ihn fast verrückt machte: „ich muß sie finden."

Als es Abend wurde, konnte er nicht mehr weiter und mußte in einem Stalle übernachten. Er sah gleichgültig zu, was die andern um ihn herum trieben, er fragte auch keinen mehr nach irgend etwas, er war fragmüde, er dachte nur immer: morgen.

Den andern Tag früh um neun kam er nach Hemsterbach. Er ließ sich den Weg nach dem Pfarrhause zeigen. Man konnte die Chaussee gehen oder am Waldrain hin, dann kam man an den Garten, den ein lebendiger Zaun einfaßte. Er wählte den letzteren Weg. An der Hecke entlang, dort wo der Garten an den Widemuthacker stieß, lief ein schmaler Feldweg, der direkt nach dem Hause führte; es war ein hübsches, fast neues Haus mit flachem Giebel und mit vielen Fenstern — dort war er geboren. Er betrachtete es einen Augenblick, aber er blieb ruhig, er wußte nicht mehr, ob er überhaupt noch etwas dachte oder empfand, nur daß ihm der Kopf brannte und die Füße schmerzten, und daß er da war. Er ging nicht diesen Seitenpfad, er stieg über eine niedrige Gatterthür und ging einen nassen Kiesweg hinunter. An einem Beete stand ein Mann, der ein Bäumchen pfropfte und ihm den Rücken zudrehte, er trug einen langen Rock und ein Käppchen und war ein großer, breitschulteriger Mann.

Als Kodalle hinter ihm stand, sagte er halblaut: „Guten Morgen."

Der Mann drehte sich um, sagte: „Morgen" und entsetzte sich über das wüste Wesen und die unheimlichen Blicke des fremden Menschen.

„Nun, guter Freund, woher des Weges? Was will er hier?"

Karl Kodalle sah in das Gesicht eines Mannes von einigen vierzig Jahren. Er drehte verlegen den Hut in den Händen und fragte, ob der Herr der Herr Pastor wäre, und ob der Herr Pastor vielleicht wisse: so und so, ob vielleicht bei seinem Vorgänger einmal etwas vorgekommen wäre — u. s. w.

Der Pastor putzte sein Messer ab, besah sich den Fremden und sagte: „Ja, in der That, das ist hier vorgekommen."

„Ich bin der," sagte Karl Kodalle und wischte sich mit der Hand etwas aus den Augen.

„Sie — Sie sind — jener Sohn des verstorbenen Superintendenten Moller —"

„Moller? Sagen Sie Moller?" schrie der andere. „Sagen Sie, daß er Moller hieß?"

„Ja, gewiß hieß er Moller. Und Sie wollen das sein? der andere der Zwillinge? Wie —"

Karl Kodalle verzog das Gesicht, legte den Kopf in den Nacken und fing an zu lachen. Und er lachte, daß es den andern graufte, er lachte, als ob er den Verstand verloren hätte, und als ob er nicht mehr aufhören wolle zu lachen.

Aber er hatte nicht den Verstand verloren. Es war ein ganz ordinärer, nervöser Lachkrampf, und es ist anmaßend genug, daß Landstreicher, wie Karl Kodalle jetzt einer war, nervöse Zustände haben, was sie billig anständigen Leuten, als hysterischen Damen oder überstudierten Gelehrten überlassen könnten.

12. Kapitel.

Wieder rauschte, nachdem die letzten Schollen hinweggetaut, der Strom mit jauchzendem Klingen zwischen den hochgedämmten Ufern dahin; wieder ragten die Türme der Stadt mit ihren goldenen Kreuzen hellblinkend, glanzüberrieselt in die klare Himmelsbläue, zogen weißliche kleine Federwölkchen, in goldigem Äther schwimmend, darüber hin, tauchten die Eschen und Weiden, die den Stadtgraben umkränzen, ihre feuchtschimmernden Äste mit den schwellenden Blattknospen hinab, sich in der Flut zu spiegeln; trieben sich neckische Winde, bald schmeichelnd, kosend, bald von ungestümer Rauheit, über Plätze und Straßen und die grünen Grashänge herab, die mit ihrem Kiefer- und Wachholdergebüsch dem langen Winter getrotzt; wieder entquoll würziger Duft der feuchten Erde und tauchte die Sonne Häuser und Gärten, Brücken, Ufer und Strom in fließenden Goldschein. Und wieder sahen es die Menschen und grüßten sich, die fremden, mit glänzenden, fröhlichen Augen.

Aber doppelt traurig macht die Ahnung eines großen allgemeinen Glückes ein trübes Gemüt. Wer kennte sie nicht, jene Zeiten, in denen Glück und Sonnenschein so von uns gewichen, daß wir die Regungen des jungen Frühlings wie bitteren Hohn empfinden; in denen die Schatten der Bangigkeit höher und höher wachsen, die Grenzen sich um uns verdichten, in denen es uns das Herz zusammenschnürt, daß wir meinen, wir hielten es keine Wochen aus und müssen es Jahre tragen. Zeiten, die die Kräfte der Schwachen lähmen und töten und nur in der starken Natur sie komprimieren zu äußerster Dichtigkeit bis zu dem Augenblicke, wo die gewaltsam niedergehaltenen mit der Spannkraft der Elemente sich befreien und den Raum suchen, der ihnen gebührt.

So mit allen Kräften nach Befreiung rang Klara. Wie sie da oben auf der Bastion stand, hinunterblickend auf den Strom, in dem die Sonne ihr Antlitz spiegelte und ihr langes Goldhaar fließend breitete, war sie, inmitten all des Sprossens und Treibens, inmitten der stürmischen Liebesseligkeit eines Frühlingstages, ach so müde ihres zwecklos, aussichtslos verrinnenden Lebens, so müde des Kampfes mit sich selber und der Eintönigkeit ihres Kummers. Sie sehnte sich nach jener Kühnheit gewaltsamerer Naturen, die Erfüllung finden, weil sie zu rechter Zeit zu fordern verstehen. Aber wer ändert sich selbst, sein Temperament? Wer gebietet den geheimnisvoll dunkeln Mächten in der eignen Seele, die dort ruhen, von uns selbst unbegriffen? Wer den unumstößlichen Rechten von Neigungen und Antipathieen, die das Substrat der besonderen geistigen Mischungsverhältnisse sind, die eben unsere Persönlichkeit ausmachen? Die für den einen Wunsch tausend Kräfte in uns erwecken, für den anderen nur mutloses Beharren haben; die dem einen Empfindungen, dem andern Gedanken verleihen, hier Abgründe aufreißen, dort schnelle Brücken zimmern. In Klara lag nun einmal mehr Beharrlichkeit als Entschluß, mehr scheues Zurückweichen als schnelles Handeln, mehr Selbstlosigkeit als Selbstgefühl; wenn sie überhaupt Fehler besaß, so waren es diese, und so lagen sie doch zugleich in der Richtung ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften.

Sie stand allein dort oben. Es war am frühen Nachmittag zu der Stunde, wo die meisten eine kleine Mittagsrast halten, ehe sie hinausgehen, und es war dieselbe Stelle, wo Ernst einmal dem Heulen der Windsbraut zugehört hatte, von dem heißen Schmerze unthätiger Verlassenheit gepeinigt. Manchmal hörte sie Schritte heraufkommen und an der anderen Seite wieder hinuntergehen. Indem sie sich aber wandte, um selbst die kleine Anhöhe hinabzusteigen, trat ihr jemand entgegen, der seinen Hut abnahm und sie lächelnd, mit einer Frage in den Augen, ansah. Und diese Frage hieß: „Darf ich dich denn nicht ansprechen, obgleich wir einmal einen stillschweigenden Pakt geschlossen haben, uns aus dem Wege zu gehen? Oder darf ich diesen grausamen Pakt brechen, der uns hieß, ewigen Winter zwischen uns sein zu lassen, jetzt wo ungeahnt die Sonne seligster Gegenwart über uns leuchtet? Wo es Frühling werden will überall?“ Und da ein glückliches Lächeln antwortete: „Du darfst,“ so sagte er laut und vernehmlich: „Sie haben ein wenig die Aussicht gekostet, Fräulein Klara?“

„Ja, ich weile gern einen Augenblick hier, wenn mich mein Weg herüberführt. Aber wie kommen Sie in die Stadt? Haben Sie Geschäfte für die Fabrik?“

„Nein, mein Fräulein, bis zum Commis Voyageur habe ich mich noch nicht aufgeschwungen,“ sagte er lachend. „Ich war hier, um mit meinem Verleger zu verhandeln.“

„Ah, Sie haben einen Verleger!“

„Wenn Sie erlauben. Ich bin ein wenig bange, wie man meine Schrift aufnehmen wird. Sie wird manchen zu — zu wenig ausschließlich praktisch sein, zu moralisierend, zu theoretisch, aber wenn sie hier oder da einiges Nützliche bewirkte, zu Maßregeln anregte, die — die ich selbst nicht zu ergreifen wüßte — so wäre ich ja schon sehr — froh.“ Er sprach etwas stockend, er war sehr erregt.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück.“

„Darf ich Ihnen ein Exemplar zuschicken?“

„Oh, ich würde mich sehr freuen.“

Sie sah einen Augenblick an ihm hinauf und senkte die Augen nieder. War es der junge Autorenstolz, war es diese Begegnung, was ihn so belebte? — Es lag über seinem ganzen Wesen etwas Frohes, Glänzendes.

Digitized by Google

From Harper's Magazine.

Copyright, 1893, by Harper & Brothers

Eine Frage. Von Howard Pyle.

„So werde ich mir die Ehre geben," erwiderte er. Und dann schwieg er, zögernd, nach einem neuen Thema suchend. Es widerstrebte ihm, Persönliches zu berühren, und es schien fast, als bestände ein neues stillschweigendes Abkommen zwischen ihnen, vor allem einen Namen nicht zu nennen. Aber warum sollten sie sich nicht auf neutralem Gebiete begegnen dürfen? Und so redete er denn dies und das. Über Socialistisches, über Landwirtschaftliches, über Litterarisches, über das Wetter, über die Menschen, die vorüberkamen, über neue Gartenanlagen, die man grub, und Häuser, die man baute. Er redete und sie schwieg. Es war so gleichgültig, was er sagte, es war nur, daß er neben ihr gehen, sie ansehen und das Gefühl ihrer Nähe haben durfte. Es gibt für die Liebe nichts, was so gleichgültig wäre, als das Gesprächsthema, Persönliches vermeidend, wirkt sie doch nur durch Persönliches. Und so kam er von einem aufs andere, bemüht, diese Stunde des Glücks hinauszuziehen, die vielleicht — wer konnte es wissen? — die letzte war, in der sie sich sahen, bemüht, alles zu vergessen und nichts als den Zauber ihrer Gegenwart wirken zu lassen.

Aber sie schwieg. Denn wie verschieden war für beide das Verhältnis zu dem anderen. Ernst wußte, daß er kein Wort sagen durfte, das eine Werbung um ihre Gunst bedeutet hätte, das von seinem Schmerz oder seinem Glücke gesprochen hätte, ohne daß er eine Infamie an dem beging, als dessen Freund er sich trotz alledem betrachtete — aber in ihre Hand war die Möglichkeit gelegt, sich frei zu machen, in ihrer Seele lag der Kampf um den Schritt, der sie befreite, und weil sie das empfand, weil in dieser Stunde dieser Kampf sich endgültig entschied — was hätte sie sagen sollen? Der Gedanke: ich liebe ihn allein, ihn über alles und will keinem angehören als ihm — wie er stark und siegreich auf sie hereindrang, hätte er bei ihrer geraden Natur alles zur Lüge, zur Phrase gemacht, was immer sie gesagt hätte.

Aber wie konnte Ernst ahnen, was sie erfüllte? Indem sie in diesem Schweigen verharrte und ihn allein sprechen ließ, sich heimlich am Klange seiner Stimme berauschend, machte sie ihm mehr den Eindruck der Kälte als der innerlichen Befangenheit. Und in diesem Gefühl übermannte ihn der Schmerz mit einemmale. Warum länger mit gierigen Zügen einen süßen Trank schlürfen, von dem er wußte, daß es kein durststillender, sondern ein stärkeres Verlangen erweckender sei? Warum — ja warum? Er wußte es selbst nicht, er war auf einmal in einem solchen widersprechenden Wirrsal der Empfindungen, daß er beschloß, eine Begegnung abzubrechen, die ihn zuerst so beglückt hatte und jetzt so unglücklich machte.

Als er sich verabschiedete, lächelte sie, ein kleines, glückliches Lächeln, und ihre Augen leuchteten ihn so sonderbar an. Wurde sie denn erst ein wenig lebhaft, indem er sie verließ? Er wußte sich ihr Wesen nicht zu deuten. Er zögerte noch einen Augenblick — wollte gehen und fand kaum den Mut. Da reichte sie ihm die Hand, er drückte sie, seufzte und ging.

Schnelleren Schrittes, glänzenderen Auges, als es sonst der Fall war, eilte Klara ihrer Wohnung zu. Sie war so froh, ihr war so leicht. Sie liebte ihn so sehr, und mochte daraus werden, was wollte — das eine fühlte sie jetzt klar und deutlich: mit einer so starken, unauslöschlichen Liebe im Herzen heiratet man nicht einen, dem diese Liebe nicht gilt. Als sie gegen Abend nochmals ausging, geschah es nur, um einen Brief zur Post zu befördern, der, offen und ehrlich die Wandlung ihrer Gefühle eingestehend, ihr Verhältnis zu Justus lösen sollte. —

Das aber war zur selben Zeit, als Moller, zu Schlitten, was die Füchse nur ausgreifen mochten, hinüberjagte nach Rudersdorf, durch den beschneiten Wald, die Anhöhen hinauf, die Hänge hinunter, als er dann die Treppen hinaufstürmte, blaß trotz der wilden Fahrt, eine flackernde Unruhe in den Augen, ein Zittern in den Lidern — die Stigmata durchwachter Nächte, sorgendurchquälter Tage.

„Die gnädige Frau zu sprechen?"

„Ja wohl — das heißt, momentan wohl beim Weinabfüllen — werde Herrn Moller sofort melden." Und der Diener beeilte sich, Herrn Moller-Reinsfelde zu melden.

Der Salon war noch leer. Justus ging ein paar Mal darin auf und ab, trat an das Fenster und setzte seinen Marsch

wieder fort. Wenn sie ihm nicht hilft, ist er verloren. Aber natürlich hilft sie ihm, wenn er sich auch noch nicht gegen Erna erklärt hat, ihr gegenüber hat er sich verpflichtet, und Alberta hat ihre Tochter verständigt, und zwischen ihm und Erna besteht eine Art — nun etwa eine Art unausgesprochener Verlobung. Daß er die Sache nicht übers Knie brechen kann, sieht das Mädchen selbst ein, man wechselt die Bräute nicht wie die Handschuhe, und er will Klara den entscheidenden Schritt überlassen, diese Rücksicht ist er ihr schuldig. Also natürlich hilft ihm Alberta; obgleich, seit dieser Affe von Troll wieder zurück ist und in Rudersdorf herumsitzt, und seitdem sie weiß, daß ihm Graf Velthaus eines seiner Güter, Wilschkau, testiert hat, sie erheblich unliebenswürdiger gegen Justus ist. Oh, er kennt sie jetzt in ihrer ganzen Biederkeit! Überhaupt, wenn es einem nur mal schlecht geht, wie man dieses Pack von Menschen kennen lernt! Über diese Schufte, die ihn alle bekomplimentiert und begratuliert haben, „liebster Moller," „liebster Freund," „unser genialer junger Freund" hinten und vorn, und wo jetzt keiner will Geld im Hause haben oder mit säuerlicher Miene ein paar Hundertmarkscheine zieht, wo's ihnen eine Ehre sein sollte, für einen Mann wie ihn aufzukommen. Und über diese erbärmliche fiskalische Verwaltung, bei der erst ein Dutzend schäbiger Sekretäre über die Zahlungsanweisungen geschnupft haben müssen, ehe sie realisiert werden! Über diesen ekelhaften alten Kerl von Landrat, der erklärt, er könne nicht das mindeste thun, um weitere Subventionen herauszuschlagen, es werde neuerdings in allen Fächern äußerste Sparsamkeit zur Richtschnur genommen! Und über diese hundertmal verfluchte Aktiengesellschaft, die ihre Lumpenpapiermühle gerade jetzt aufthun muß, um mit ihren unglaublich hohen Löhnen auch noch Unruhe unter die Arbeiter zu bringen, so daß man keinen Tag sicher sein könne, die Kanaille spränge einem ab!

Es ist unsäglich, was ein Mensch, an dem die Sorgen zehren, für eine Fertigkeit im Fluchen erlangt, und wenn er zehnmal aus so vornehmem Blut ist wie Justus Moller.

Endlich kam sie herein. „Ah sieh da, liebster Moller, Sie waren die ganze Woche nicht hier. Aber was ist Ihnen? Sie sehen elend aus."

„Kurz und gut, meine gnädige Frau" — ach Justus hat die Umschweife und schönen Redensarten verlernt, seit er vierzehn Tage oder drei Wochen lang fortwährend um Geld telegraphieren, schreiben und bitten muß — „Sie müssen mir noch einmal helfen, mit 'ner Kleinigkeit, macht Ihnen keine Unbequemlichkeit, nicht wahr?" Und er lacht, als wäre die ganze Sache nur ein Scherz. „Es hat sich momentan alles gegen mich verschworen. Sie wissen, das ist das Infame: die Leute mit ihren Rechnungen drängeln und quängeln und unsereins muß auf Zahlung warten und möchte nirgends mahnen. Noblesse oblige. Aber Sie wissen — ich habe die Regierung sicher, ergo —" Es war bewunderungswürdig, mit welcher Leichtigkeit und Eleganz er das vorbrachte.

„Wieviel brauchen Sie?" fragte die Dame.

„Nicht viel. 'n sieben, achttausend Mark."

Sie sagte nichts. Hochmütig-mürrischen Antlitzes ging sie an ihr Büreau und holte das Verlangte. „Sind Sie überzeugt, daß Sie sich halten können?" fragte sie denn doch.

„Aber meine Gnädigste!" rief er mit einem gemachten fröhlichen Lachen, und während sich seine Finger schon nach dem Gelde spitzten.

„Sie wissen, es ist von Ernas Mitgift."

„Ich weiß es. Besten Dank. — Es ist geradezu lächerlich, was einen diese Hunde drangsalieren, als ob man ihnen davonliefe. Eine Verrücktheit, nicht einzusehen, daß wenn sie mich zwingen, die Bude zuzumachen, sie gar nichts kriegen, paar Prozente. Aber davon ist ja nicht die Rede!"

Alberta sah ihn etwas mißtrauisch an. Aber wie er jetzt das feine Battisttuch in der feinen weißen Hand schüttelte, sich dann über die Stirn fuhr und ihr mit einem scherzhaften Lächeln in die Augen sah, war sie wieder bezaubert.

„Wo ist Erna?" fragte er.

„Ich werde sie Ihnen schicken. Adieu, Bester, ich muß in den Keller. Troll hilft mir Wein abfüllen. Nett, nicht wahr?"

„Adieu, schönsten Dank."

Gottlob, wenigstens etwas! Oh, wenn dieser Lump von Weinhold dachte, daß er ihn im Handumdrehen ruinieren könne, so hatte er sich sehr geschnitten! Von Ruders-

dorf würde er nach Burkertsdarf fahren, dieser alte Esel van Millionär konnte wahrhaftig den Deckel van der Geldtonne einmal abheben. Er mußte noch siebentausend Mark haben. Er mußte zum Ersten die Gehälter und Löhne auszahlen und wenigstens das Dringendste von Rechnungen begleichen.

Aber da ging die Thür auf, und Erna kam. Ruhig, vornehm, anmutig, nur mit einem leichten Zucken der Oberlippe, das ihre Erregung verriet, sah sie ihn aus halbgesenkten Lidern an und lächelte. „Sie waren ja lange nicht hier."

„Haben Sie mich vermißt?" fragte er, tief errötend und mit schmerzlich-glücklichen Augen, die fröhlich aussehen sollten.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn bloß an.

Hatte er ein Recht an sie? — Nicht das Recht des elend herumgehetzten Wildes, einen Augenblick lang im verbargenen Dickicht zu rasten, einen Augenblick lang die lechzenden Lippen zu kühlen? „Erna!"

Und da hielten sie sich umschlungen, fest, fest, als wollten sie nie mehr vaneinander lassen. Ihre Thränen mischten sich in ihre Küsse, heiß schlugen ihre Herzen aneinander. „Willst du Geduld mit mir haben? Immer zu mir halten?" fragte er. „Und Vertrauen, Erna?" Und um ja fester umschlang sie ihn.

Vertrauen? Allerdings, nächst Geld brauchte er nichts ja sehr als Vertrauen, das ihn moralisch über Wasser hielt. Denn eine geheime Stimme flüsterte ihm zu: „Alles, dieses Geld, das du da, dart zusammenraffst, dieses Mädchen, alles reißest du hinab in einen badenlosen Abgrund." Aber er wollte sie nicht hören, diese Stimme. Vor allem jetzt nicht, jetzt wollte er nur hären, daß sie ihn liebe, daß sie ihm vertraue, daß sie glücklich zusammen sein würden, überselig, daß ihm jede Fiber ihres Herzens gehöre bis ans Ende. —

Und dann wieder in den Wagen. Und weiter über Land, van Ort zu Ort — in der vornehmen Bettelfahrt um Geld, Geld, Geld!

13. Kapitel.

An mandhellen Abenden konnte man über die beschneiten Blachfelder, die Anhöhen hinan, das Gehänge hinunter, einzeln, zu dreien, vieren, aber auch in Trupps zu zwanzig, dreißig, dunkle Gestalten nach Reinsfelde ziehen sehen; nicht nach der Fabrik, sandern nach dem Dorfe, das in dem weiten Industriedistrikte ziemlich in der Mitte in einer Thalsenkung lag und in seinem Kretscham einen geräumigen Saal bat, der zu Versammlungen von allerlei Art wahl geeignet war. Seine eigentliche Bestimmung war natürlich die eines Tanzsaales, aber im Winter wurde des Sonntags häufig dort Gottesdienst abgehalten, den Arbeitern diente er sehr passend zn ihren Beratungen. Zwar kamen viele in Begleitung ihrer Frauen, damit den Zusammenkünften unter dem Namen „Kränzchen" ein harmlaser Charakter beigelegt werden könne, thatsächlich war der Zweck Deliberationen betreffs des Verhaltens des Fabrikarbeitertums angesichts eines Ereignisses, das soeben ins Leben getreten war.

Den Großindustriellen des Distriktes war es nicht entgangen, daß es wieder einmal stark in den unteren Schichten gärte, und schon früher waren sie einmal zusammengetreten, um eine Koalitian zu schließen, die geeignet erschien, eine Bewegung im Keime zu ersticken, von der sie fürchteten, daß sie ihren Interessen verderblich werden könne. Was damals an der Schwerfälligkeit und dem Eigensinn einzelner gescheitert war, hatte sich jetzt dank der Rührigkeit eines der Herren kanstituiert: sie hatten einen Ring geschlossen, der an rücksichtslosen Maßregeln seinesgleichen suchte und als der Ausdruck reaktianärsten Manchestertums gelten kannte. „Man hatte," wie Herr van Astroth sagte, der sich nicht sowohl unter das Grundbesitzertum als wegen verschiedener industrieller Anlagen, die er unterhielt, auch unter die graßen Gewerbtreibenden rechnen konnte, „man hatte den socialdemakratischen Wühlereien gewisser Leute eine Phalanx entgegengesetzt." Ein Vargehen, das naturgemäß die davan Bedrahten nätigte, sich ebenfalls zu gemeinsamem Vargehen aneinanderzuschließen.

Mochte Ernst Bürger zu einer Gärung einiges beigetragen haben aber nicht (er selbst war sich bewußt, eine gütliche Lösung schwebender Fragen immer befürwartet zu haben) gewiß war, daß dieser „Ring" ihn in Feuer und Flammen setzte, daß er sich moralisch verpflichtet fühlte und sasart bereit zeigte, die Leitung der Angelegenheiten im Interesse seiner Schützlinge zu übernehmen,

und daß er dies mit Geschick und Umsicht und mit jener hochherzigen Zuversicht that, die denjenigen eignet, die an den Sieg einer guten Sache glauben. Phalanx gegen Phalanx, standen sich so wieder einmal mitten im Vaterlande die Vertreter entgegengesetzter Interessen feindlich gegenüber.

Nicht in den Ring der Großindustriellen eingetreten war indessen die neue Papierfabrik „Iduna," Gerson Falk und Komp. — die aus freien Stücken eine Lohnerhöhung um zehn Prozent hatte eintreten lassen — und Justus Moller, der mit seinen bekannten Anteilscheinen ja von vornherein den Wünschen des Arbeitertums entgegengekommen war. Gegen diese Firmen konnte sich demnach auch die von Bürger geleitete Koalition nicht richten.

Merkwürdigerweise aber stieß Ernst auf eine fast feindselige Gesinnung gegen den Freund, dessen Ansehen dank der Minirarbeit Karl Kodalles sehr untergraben war. Obschon niemand in diesen Kreisen ahnte, wie unsicher Justus stand, mißtraute man ihm; man fürchtete, daß er durch irgend welche Finten die durch das Anteilwesen verheißenen Vorteile würde wieder illusorisch machen können, man deutete ihm an, daß man ihn für einen Lügner und Komödianten hielt. Ernst, auf das stärkste betroffen, fand doch keine Veranlassung, diese Verdächtigungen zu teilen, er stand wieder lange unter dem Zauberbanne der Mollerschen Liebenswürdigkeit, die zum guten Teile in jener gewissen schneidigen Biederkeit lag, mit der er sich so geschickt zu drapieren wußte. Und hat man denn auch ein Recht, jemanden, der sich einmal nicht ganz so loyal gezeigt, wie man es sonst von ihm gewohnt war, für unzuverlässig zu halten? Durfte man von einem, der sich zum Beispiel zum Abgott seiner persönlichen Diener (wie des Faktotums Richter) zu machen verstand, überhaupt nur voraussetzen, daß er andere von ihm Abhängige leichtfertig schädigen könne? Ernst nahm den Freund auf das wärmste in Schutz und beruhigte die Reinsfelder Arbeiter auf das nachdrücklichste darüber, daß Moller alle seine Versprechungen halten würde; vorausgesetzt, daß er nicht durch besonders ungünstige Zwischenfälle darin gehindert werde. Für diese Zwischenfälle kann man natürlich nicht gut sagen, und außer dem Bereiche der Möglichkeiten lagen sie nicht, aber bei welchem anderen Unternehmen war das der Fall? In seiner Stellung eines Korrespondenten wußte Ernst allerdings, daß Bestellungen zurückgegangen waren, z. B. wegen erhöhter Eingangszölle, daß zu billigen, sehr billigen Preisen geliefert wurde; wußte er, daß man nicht gerade behaupten könne, das Geschäft nehme einen glänzenden Aufschwung, aber das war kein Grund zu so weitgehender Ängstlichkeit. Justus, der die Falkenhainer Fabriken so immens herausgebracht hatte, sollte es bei seiner eigenen nicht glücken? Daran war doch kaum zu denken. Von dem Abkommen mit der Regierung, von den Vorteilen, die ein auf Jahre zinsenfrei zugewiesenes Kapital bot, hatte ihm Justus erst ganz kürzlich Mitteilungen gemacht, die ein Scheitern seines Unternehmens als geradezu unmöglich erscheinen ließen; wie er denn auch von jenem fabelhaften Weinhold immer nur gehört hatte, daß er es sich zur Ehre und zum Vergnügen mache, Gelder in die Anlage zu stecken, und daß er eine Art Schutzgottheit für Justus sei. Wie hätte Ernst Verdacht hegen können?

Dennoch, von den Arbeitern interpelliert, machte er sich noch einmal daran, den Freund zu sondieren. Er war überzeugt, daß Justus auf eine prompte Frage hin ihm reinen Wein einschenken würde. Aber welcher Geschäftsmann ließe sich beikommen, einen erst drohenden Bankerott einzugestehen, da eben dieses Eingeständnis vielleicht die Ursache seiner Realisierung würde? Im letzten entscheidenden Kampfe zwischen absoluter Offenheit und der Notwendigkeit der Selbsterhaltung hat eben noch immer die letztere den Sieg davongetragen — bis auf wenige Ausnahmen.

„Ich stehe ganz sicher, lieber Freund," hatte Justus gesagt, „wenn ich unausgesetzt arbeiten kann. Werden mir aber Schwierigkeiten gemacht, werde ich zu höheren Löhnen gezwungen oder inscenieret man mir einen kleinen Streik, so kann es allerdings kommen, daß ich alle werde. So gut wie das jedem passieren kann. Indessen kann gerade ich ja hier ruhig sein: wie es mir scheint, hast du dich neuerdings sehr in den praktischen Socialismus eingelassen und hast da bei gewissen Dingen deine Hand im Spiele, nun — das ist deine Sache — was die meine anlangt, so denke ich, kann

ich nicht besser stehen, als wenn ich dich zum Freunde habe. Und daß ich dich als solchen habe, denk' ich, verdiene ich auch. In den Hauptsachen haben wir ja immer überein gestimmt."

Das war sehr geschickt geantwortet und in seinem ersten Teile sehr einleuchtend — vorausgesetzt, daß es wahr war. Justus, inmitten aller Kämpfe und Sorgen, aller Bettelfahrten und Durchsteckereien noch immer an sein Glück glaubend, war davon überzeugt, daß es sich so verhielt; wie hätte es Ernst nicht sein dürfen?

Die eigentliche Lebensfrage, um die es sich hierbei für die Reinsfelder Arbeiter handelte, war nun die, ob sie bei Justus bleiben oder nach Falkenhain zurückgehen sollten, wo Anfang April die Fabrik mit einem neuen Direktor eröffnet und unter Zugrundelegung eines neuen Lohntarifs und einer sorgfältig revidierten Arbeitsordnung mit neuen Kräften ein dauernder Kontrakt abgeschlossen werden sollte. Es waren sehr viele unter den Reinsfelder Arbeitern, die geneigt waren, zu Gerson Falk zurückzugehen; erst nachdem ihnen Ernst versichert hatte, daß sich die größten Vorteile für sie böten, wenn sie blieben, und nachdem Moller ihnen schriftlich den Bau eines Schulhauses zugesagt hatte, entschlossen sie sich sämtlich zu bleiben und sich von der Koalition fernzuhalten. —

Seine Übersiedelung nach Burkertsdorf hatte Ernst unter den obwaltenden Verhältnissen um etwas hinausgeschoben. Da Klara zunächst in Reinsfelde *nicht* als Herrin einzog — davon war natürlich gesprochen worden, wogegen Justus es noch vermied, des Rücktrittes Erwähnung zu thun, den Klaras letzter Brief bedeutet hatte — lag die Gefahr, ihr dort täglich zu begegnen, nicht vor. Er blieb also, sowohl um die weiteren Operationen seiner Phalanx zu leiten, als um Justus behilflich zu sein, der behauptete, im letzten Augenblicke von seinem neuengagierten Korrespondenten im Stiche gelassen worden zu sein, und Ernst um den Freundschaftsdienst ersuchte, ihn bei Durchsicht der zum Ersten einlaufenden Rechnungen und ähnlichen jetzt zu erledigenden Geschäften Hilfe zu leisten.

Man konnte die Freunde wieder anhaltend zusammen arbeiten sehen. Justus entwickelte dabei eine außergewöhnliche Umsicht und Verschlagenheit; denn er mochte Ernst durchaus nicht die Höhe des Defizits ahnen lassen, mit dem er zu kämpfen hatte. Und das gelang ihm denn auch, da bekanntlich idealistisch angelegte Naturen in derlei Dingen ungeheuer leicht zu täuschen sind, und in Ernsts Seele zugleich etwas war, das ihn beständig geneigt machte, Justus zu entschuldigen, sich ihm nützlich zu machen, ihm zu vertrauen. Das aber war dasselbe, das ihn mit grausem Entsetzen erfüllt hatte, als eines Tages, da er Mollers Schlitten einen steilen, spiegelglatten Abhang hinunterrasen sah, blitzschnell der Gedanke in ihm auftauchte: wenn er den Hals bräche, so könnte ich sie heiraten. Diesen nichtswürdigen Gedanken abzubüßen, war ein Verlangen, das ihn auf das stärkste beeinflußte.

Über diese Rechnungen! Eine über die andere liefen sie ein, oft von formidabler Höhe. Dazu aber kamen die Gehälter, Löhne und die sehr ansehnlichen Kapitalzinsen, für die sämtlich Deckung hatte aufgebracht werden müssen. Es war Justus allerdings gelungen, auf seinen Borgfahrten und durch Quittierung zahlreicher Wechsel, für die z. B. Landrat von Schlobitzky nicht unbedeutende Verpflichtungen eingegangen war, Geld genug zusammenzuraffen, um das Dringendste, aber nicht um alles zu erledigen. Unter den Rechnungen galten Justus die höchsten als die am notwendigsten zu begleichenden; denn es lag auf der Hand, daß große Gläubiger, wenn sie unbezahlt blieben, ohne weiteres alles mit Beschlag belegen würden, während kleinere — deren Forderungen zusammengerechnet immerhin noch einen bedeutenden Posten ausmachten — sich nicht so leicht zu Gewaltmaßregeln verstehen würden. So'n Kerl von Klempner, Tapezierer oder Ofenbauer mit seinen verhältnismäßig geringfügigen Ansprüchen war nicht fürchterlich!

Indessen so gerechnet und wieder gerechnet, gezahlt, korrespondiert und vertröstet wurde, ächzte die große Maschine, sausten die Räder, klapperten die Webstühle munterer als je. Justus, wenn er dieses Leben sah, dessen Stillstand er mehr fürchtete als den Tod, hatte manchmal das Gefühl, als hinge jede dieser Bewegungen mit einem Atemzuge in seiner Brust, mit einem schmerzhaften Gedanken in seinem Kopf zusammen, als wäre es lediglich seine seelisch-geistige Thä-

tigkeit, die alles am Leben erhielt, und als dürfe er keinen Moment darin erlahmen, während er doch keinen Menschen mochte ahnen lassen, wie sie ihn schmerzte, ihn aufrieb. Manchmal freilich auch überkam ihn der rasende Wunsch, irgend einem andern zu sagen, mit welchen übermäßigen moralischen und körperlichen Anstrengungen er um dieses künstliche Leben rang — aber das hätte ja geheißen, einzugestehen, wie es stand; und das durfte er um keinen Preis. Das hätte geheißen, selber daran zweifeln, daß er der Mann von Glück und Genie war, dem alles zum besten ausschlagen muß; und daran zweifeln durfte er nicht, um alles in der Welt nicht. Das war eine Art Wahnsinn. Aber schließlich hat jeder den seinen.

14. Kapitel.

Vom Himmel strahlte eine eisige Frühjahrssonne; nicht wie im Tieflande weckte sie schon Krokus, Märzbecher und Veilchen aus dem dunklen Schoße, denn zögernder, rauher vollzieht sich in den Bergen der Wechsel von Winter und Sommer. Eisige Nächte lassen den Boden wieder hart gefrieren, der tags getaut war, neue Schneefälle hüllen Berge und Thäler ein. Aber die Sonne zerstreut das Gewölk, überblendet Kuppen und Niederung, leckt an den schneeigen Abhängen und bringt abermals das Eis zum Schmelzen, die Wildbäche zum Überschäumen, lockt endlich auch hier das junge Leben hervor, mit zartem grünlichem Schimmer die schwarze Erde, den prangenden Laubwald überhauchend, und durchwärmt, überstrahlt mit buntem Glanze endlich das ganze Gelände. Und wer da etwa hindurch fuhr, wie Herr Klempnermeister Barthels, der zu den durch Nichtbezahlung seiner Rechnung Bevorzugten gehörte und aus diesem Grunde in einem etwas wackeligen Einspänner durch die Berge „rattelte," wie er es nannte, konnte schon den Eindruck haben, als ob dies „schon um diese Zeit eine allerliebste Gegend" und übrigens ein von tiefstem Frieden gesegnetes, von munterem Gewerbfleiß angefülltes Land sei. Denn freundlich kräuselte der mittägliche Rauch sich aus den Schornsteinen der Dörfler und paffte, lustig in die Himmelsbläue zerflatternd, mächtig in dicken Wolken aufwirbelnd aus den hohen Schloten, die — wenn man wie Herr Barthels durch Falkenhain und an der Iduna vorüberfuhr — aufragten wie die Siegessäulen oder Ruhmesobelisken des großen Manchestertums, indessen in das Hämmern, Brausen und Zischen der gewaltigen Maschinen hinein das Klappern der Handwebestühle, auf denen die Hausindustrie ihre groben Stoffe erzeugt, beinahe gemütlich klang.

Der Herr Klempnermeister sah und hörte das alles mit viel Befriedigung, mit so viel, daß er darüber beinah vergaß, daß er in diese Gegend gekommen war, um Forderungen einzukassieren, und ohne eine Ahnung davon zu haben, daß anderer Orten die unheimliche Stille eines allgemeinen Ausstandes herrschte, was sonst Herrn Barthels höchste Indignation hervorgerufen hätte.

Denn Herr Barthels, Karl Kodalles ehemaliger Intimus, hatte die Reihen der Socialdemokratie verlassen und war zur liberalen Partei übergegangen, wie es eines Mannes würdig ist, der die Witwe seines früheren Meisters geheiratet hat und somit Besitzer eines ansehnlichen Geschäftes geworden ist, das sich vorzugsweise mit Monteur- und der dem Klempnerhandwerk zufallenden Bauarbeiten abgab. Als einer der ersten, die zu dem Bau resp. Aus- und Umbau in Reinsfelde herangezogen worden waren, hatte er sein Engagement noch mit Alexander Weinhold abgeschlossen, mit dem er seit jener fidelen Kneiperei in Zusammenhang geblieben war, und zwar war er gleich damals die Bedingung eingegangen, mit seinen Forderungen bis zu Ostern zu warten. Bis dahin hatte er sich denn auch geduldet, länger zu warten aber verspürte er nicht die geringste Lust, um so weniger, als er bereits bei einem anderen Bau verloren und schwere Vorwürfe von seiner mächtigen Ehehälfte geerntet hatte. Nachdem er einen Brief von Justus erhalten, worin dieser die Zahlung bis Johanni verschob, hatte sich Herr Barthels an Weinhold gewendet, der ihm ziemlich brüsk erklärte, daß ihm die Sache nichts mehr anginge, daß sich der Klempnermeister an den jetzigen Besitzer halten müsse und daß er vielleicht gut thäte, sich etwas ernstlich daran zu halten. Darauf hatte Herr Barthels sich mit einigen andern Bauhandwerkern verständigt, die ebenfalls bei der Begleichung der Osterrechnung zurückgeschoben worden waren, hatte sich Vollmacht von ihnen geben lassen und traf eben jetzt,

am achten April, in Reinsfelde ein, um dort „ganz barbarisch," wie er sagte, „zum Rechten zu sehen."

Justus, von der Höhe der addierten Forderungen erschreckt, von der Unverschämtheit des Mannes empört, wies ihm die Thür und verschwor sich nichtsdestoweniger in etwas hochtrabend vornehmer Weise, „daß er ihm diese Lumperei innerhalb dreier oder vier Tage auszahlen werde." Justus konnte das in der That für möglich halten, denn eben war eine große Warensendung abgegangen, deren Empfänger umgehend Zahlung zu leisten versprochen hatten. Herr Barthels, der nicht gedachte, seiner Gattin ohne einen straffen Säckel vor die Augen zu treten, und einen lärmenden Eifer zeigte, sich „ranzuhalten," nistete sich darauf hin im Kretscham ein und verkündete Justus, daß er daselbst die Geldsendung abwarten werde.

Was aber natürlich nicht eintraf, war eben dieses Geld. Der Klempner ließ sichs auf Justus' Rechnung wohl sein, schimpfte und lärmte und drohte mit dem Gerichtsvollzieher. „Brillanten natürlich und Nerzpelz, aber dabei die Leute be—, na natürlich! Aber er würde nicht viel Faxen machen." Es nützte nichts, daß Justus noch einmal „vernünftig" mit dem Manne redete, daß er nochmals grob wurde — Herr Barthels saß im Kretscham und wartete. Die Woche ging zu Ende, der Sonnabend stand vor der Thür, wo die Löhne ausgezahlt werden sollten, und das Geld kam nicht.

Was thun? Die Umgegend war von Justus schon so empfindlich in Kontribution gesetzt worden, daß er nicht daran denken konnte, sie nochmals mit seinen Borgfahrten zu beunruhigen. Die er überhaupt heranziehen konnte, hatten ihm entweder bereits geholfen, oder sie hatten es ihm abgeschlagen. Er dachte daran, durch Ernsts Vermittlung Graf Velthaus noch einmal zu schröpfen — Ernst würde zwar für seine eigene Person sich mit einer Bitte um Geldbarlehen nicht an den Grafen gewendet haben, das wußte Justus recht gut, aber für einen Freund thun Leute wie er 'mal etwas, das sie für sich selbst nicht thäten — doch Ernst war, wie ihm Richter in dem Augenblicke, da er den Freund aufzusuchen ging, erzählte, soeben weggeritten. Wollte er den Klempner heute noch los werden, so mußte er an etwas anderes denken.

Es war halb vier, um drei Uhr fünfzig ging der Schnellzug nach B. ab. Justus beschloß, sich reisefertig zu machen und für den Fall, daß dieser Zug das erwartete Geld nicht bringen sollte, ihn zu benutzen und nach B. zu fahren. Dort würde er Weinhold aufsuchen, sich mit ihm aussöhnen — à tout prix — ihm die Sachlage vorstellen und sich das Nötige von ihm geben lassen. So konnte er mit dem um neun Uhr Reinsfelde passierenden Abendzuge zurück sein. Soviel würde er schon von Weinhold herausschlagen, daß er diesen frechen Kerl von Barthels los würde (der ihm auf der Haut saß beinah wie Ehren-Veitel Itzig dem Baron Rothsattel) und daß er morgen die Löhne auszahlen konnte. Denn was die Forderungen der übrigen Handwerker anlangte, so würde der Klempner es damit wohl weniger eilig haben als mit seiner eigenen. Schlimmstenfalls kam ja dann eben morgen das erwartete Geld. Und allerschlimmstenfalls blieb ihm noch Ernst und dessen Beschützer.

Es war drei Uhr fünfundvierzig. Justus stand am Bahndamm, eine Ledertasche umgehängt, in der nichts war, und wartete; neben ihm Richter mit dem Reiseplaid, ihn besorgt betrachtend. Denn Justus sah nicht gut aus, es lag etwas Krampfhaftes, Übereiztes in seinem blassen Gesicht, das den Diener bekümmerte, der seinen Herrn, der immer gütig und rücksichtsvoll gegen ihn war, aufrichtig liebte. Justus sah indessen nach dem Himmel, der über und über dicht bezogen war, während ein unheimlich warmer Südostwind das Land bestrich und zugleich in den Lüften wütete, wo er die Wolkenballen erfaßte und in große schwarze Fetzen zerriß, indessen aus dem nassen Nebel, der über den Bergen hing, eben das feurige Riesenauge der Lokomotive heranglühte. Der Lokomotivführer ist verständigt, in Reinsfelde nur zu halten, wenn er einen besonderen Auftrag hat oder wenn ein Zeichen des optischen Telegraphen ihm das heißt. Er hielt.

„Was an Bord?" schrie Justus nach dem Postwagen hinauf.

„Nichts, Herr Moller."

„Ich fahre mit."

Der Schaffner reißt ein Coupée erster Klasse auf, Richter gibt den Plaid hinauf, der Zug dampft wieder ab.

Justus ist seit Weihnachten nicht drüben gewesen. Er kann das verfluchte große Nest nicht leiden, es ist ihm langweilig und zuwider mit seinen großen sechsstöckigen Kästen von Häusern und den bei Tauwetter ewig schmutzigen Straßen, in denen sie an ihm vorüberrennen, ohne den Hut zu ziehen. Er liebt es, wie Cäsar, dort, wo er ist, der erste zu sein. Und nervös überreizt, wie er sich fühlte, graute es ihm heut doppelt vor dem Lärm, vor dem verrückten Durcheinander; aber was half es? Es mußte sein.

Die Fahrt war ungemütlich. Das Terrain steigt zuerst an und fällt dann leise wieder ab. Das ist ein ewiges Stoßen, Ächzen, Bremsen; auf den vielen Kurven legen sich die schaukelnden Wagen bald nach rechts, bald nach links. Der Rauch, von der schweren, nassen Luft heruntergedrückt, vom Winde dann wieder aufgerissen und emporgewirbelt, verhüllt jetzt die Landschaft und zeigt jetzt ein trübes, graues Bild: Anger und waldiges Gehänge mit einem schmutzigen Schnee bedeckt, in den der Regen große Löcher geschlagen hat, so daß er wie poröses Gestein aussieht. Und dann dieser Wind! Wie ein eingesperrtes wildes Tier rast er bald heulend, bald winselnd zwischen den Bergen herum. Es macht Justus fast verrückt, das öde Gefilde, das ewige „Tettettettett“ und dazwischen das Brausen und Pfeifen. Er schließt die Augen, lehnt sich zurück und denkt an Erna. Justus Moller ist kein sehr sinnlicher Mensch, aber um nicht immerfort an dieses Geld, an diese Geschäfte denken zu müssen, erhitzt er künstlich seine Sinne in dem Gedanken an ihren Besitz, bis die Erinnerung an ihre Küsse, an die Umschlingung ihrer Arme ein Feuer in seine Adern, ein Verlangen in ihn gießt, in dem er endlich zu vergessen vermag, woran er nicht mehr denken will.

(Schluß folgt.)

Romfahrt.

Von Hans Hoffmann.

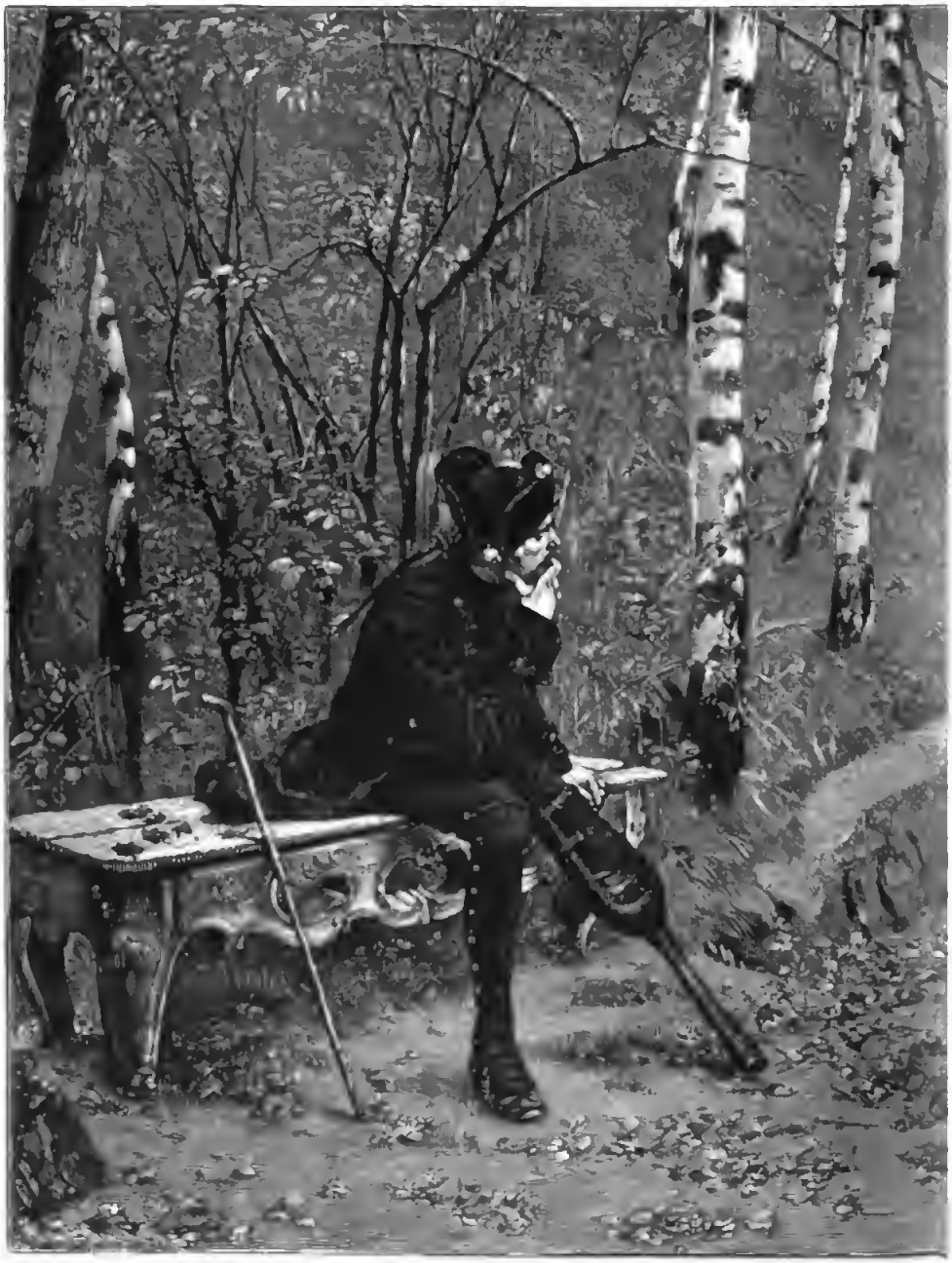
(Abdruck verboten.)

War das ein Traum, der mächtig mich umfangen?
Ich donnert' hin durch riesenweite Strecken.
Herbstgraue Flächen sah ich kahl sich recken,
Turmstädte flüchtig aus dem Nebel sprangen.

Eisklar Berghäupter sich zum Himmel schwangen,
Die Wälder weiß in winterlichen Decken
Dann tiefe Nacht. Und dann mit hellem Schrecken
Sah ich im Frühlingsglanz Fruchthügel prangen.

Und nun um Mittag die versengten Auen
Von Sommergluten mächtig übergossen —
Da hab' ich wohl in heißerregtem Schauen

Der Wunder Fülle liebevoll genossen:
Doch überkam es mich mit leisem Grauen,
Als sei ein Jahr des Lebens mir verflossen.



E' war nur ein Traum.

Nach dem Gemälde von K. Gebhardt.

Der Künſtler im Dienſte der amerikaniſchen Reklame.

Text und Illuſtrationen von

Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Mein Weg hatte mich nach Chicago, der Königin des Weſtens, geführt. Ich fand die junge, vorlaute, haſtige, nervöſe und nicht beſonders eitle Dame wie gewöhnlich im Arbeitskleide, das ihr auch am beſten ſteht. Den jetzigen Weltausſtellungsputz hat ſie doch wohl nur angelegt, um den Leuten zu zeigen, daß ſie es dazu hat.

Langſam ſchlenderte ich durch die Straßen. Eilige Menſchen warfen mir kurze, ſchiefe Blicke zu, die wohl ein Erſtaunen ausdrücken ſollten, einen jungen arbeitskräftigen Mann zwecklos herumbummeln zu ſehen. Nach und nach hatte ich mir beim Anſchauen der zwanzigſtöckigen größten Sehenswürdigkeiten der Stadt eine gelinde Genickſtarre zugezogen und konnte nur noch ſchielender Weiſe mit den Augen geradeaus blicken, um nicht überrannt zu werden.

Ein leichter Stoß vor die Bruſt ſchob meine verbogenen Rückenwirbel wieder in die richtige Lage, ein Herr mit funkelnagelneuem Cylinderhut, ſchwarzem modiſchem Jackett und tadelloſer Wäſche ſtreckte mir die feinbehandſchuhte Rechte entgegen mit den Worten: „Halloh, Johnny. what the devil führt dich hierher?“ Ich ſtarrte ihn groß an. „Mein Gott, du, Paul,“ entrang es ſich nach einiger Zeit meinen Lippen. „Yes, my boy.“ lächelte er überlegen. Wir traten zur Seite, ich blickte ihn nochmals an. Es war Paul Sommer, aber wie hatte er ſich verändert in den wenigen Jahren. Ich ſah ihn noch vor mir beim Abſchiede von Europa im ſchäbigen Samtrock, den Schlapphut keck auf einem Ohre, Träumerei in den lichtblauen Augen, auf den Lippen ewige Schwärmerei für die höchſten Ideale der Kunſt, im Hirn eine wilde, tolle Phantaſie, im Herzen echtes, wahres Künſtlerblut. So war er in aller ſeiner lodderigen Genialität hinausgewandert, und jetzt Paul Sommer mit Cylinderhut, geſchniegelt und gebügelt, ein vollendeter Gentleman, das war verblüffend. Er löſte mich aus meinen Betrachtungen in der bekannten amerikaniſchen Weiſe: „come, old fellow, let us have a drink“ und zog mich in einen nahen ſplendiden bar room. Der Wirt hatte als Deutſcher der Gepflogenheit ſeiner Landsleute inſofern Rechnung getragen, als er einen Salon mit Tiſchen und Stühlen für diejenigen reſerviert hatte, die ihre gemiſchten Getränke nicht bloß in fliegender Haſt ſtehend herunterſtürzen wollten, und ſo ſaßen denn Paul und ich bald beim vollen Glaſe. Über unſerem Tiſch hing eine buntſcheckige Lithographie. Einige Schönheiten in römiſchen Koſtümen ſtanden und lagen vor einem antiken Tempel und tranken aus Schnapsgläſern, während auf dem Opferaltar eine rieſige Flaſche prangte. Darüber ſtand mit großen Buchſtaben gedruckt: „Parkers Stomach Bitters.“ Als mein Blick auf das Bild fiel, und mir ein Kalauer auf den Lippen ſchwebte, fragte mich Paul ernſt: „Wie leikſt du dies?“ Ich bat ihn nun zuerſt in freundſchaftlichſter Weiſe das infame halb deutſch und engliſch Quatſchen zu laſſen und erwiderte dann auf ſeine Frage: „Das iſt eine künſtleriſche Albernheit.“

Paul schwieg eine Weile, dann lächelte er pfiffig und schmunzelte: „Feine Ordre, 150 000 Exemplare gedruckt, a number one Firma. Die sketch ist von mir.“ Ich trank hastig mein ganzes Glas herunter und starrte ihn an.

„Rege dich nicht auf, alter Knabe,“ besänftigte er mich, „glaubst du denn, daß man hier mit verknautschten Idealen oder so dummen Kunstbegriffen, wie Ihr sie da drüben in Europa habt, vorwärts kommt. Du bist noch sehr grün, mein Junge, und ich rate dir, wenn du nicht höllisch smart bist, deine Palette wo anders hin zu tragen.“

Ich war fast gelähmt vor Schreck. Das war derselbe Paul, dessen künstlerischen, idealen Phantasieen ich früher kaum folgen konnte.

Eingeschüchtert fragte ich: „In was machst du denn jetzt, wo hast du dein Atelier?“

Er holte eine fein lithographierte Karte aus der Brusttasche und überreichte mir dieselbe mit den Worten: „Erster sketch-artist bei Buff, Stipple, Chalk & Co.“

Da mir die Sache noch vorläufig unverständlich war, ließ er zuerst die Gläser füllen, sah nach der Uhr und sagte: „Es wird dir von Nutzen sein, meine amerikanische Künstlerlaufbahn kennen zu lernen, du weißt nicht, wie du meine Erfahrungen hier noch brauchen kannst.“ Wir rückten näher aneinander. Er that einen langen Zug aus dem Glase und begann: „Wie ich nach Chicago gekommen bin, kannst du dir denken. Es ist der Zug nach dem Westen. Hier wollte ich den Leuten einmal zeigen, was die deutsche Kunst vermag, und ihnen Perlen für ihre schmierigen Dollars bieten. Das war eine schöne Idee, aber es kam anders. Mit meinem Gelde war ich schnell zu Ende, und da saß ich denn nun eines schönen Tages auf einer Bank am Cityhall und blickte mit Wehmut auf die beiden zusammengeklappten Blendrahmen, auf deren Malflächen meine, wie ich selbstverständlich annahm, kunstgeübte Hand in Verbindung mit der lebhaftesten Phantasie einen „Sommerabend“ und eine mondglänzende „Winternacht“ hingezaubert hatte. Mein ganzes Empfinden hatte ich in diese Bilder sozusagen hinein gestrichen und glaubte mit Gewißheit, hellen Widerschein in den Seelen gleichgestimmter Kunsthändler zu finden. Nun war es ganz anders gekommen. Mit vornehmer Höflichkeit hatten die ersten Firmen Chicagos sogar die Besichtigung meiner Werke dankend abgelehnt. Die zweiten und dritten Ranges mäkelten an den Arbeiten herum, als ob sie für Berliner Tageszeitungen schrieben, und kamen schließlich darauf hinaus, daß sie erst „frischen Import“ bekommen hätten, und ich später wieder einmal anfragen möchte. Die kunstliebenden Vergolder und Rahmenfabrikanten staunten, daß ich von solchem Zeuge nur zwei Stück brächte, sie kauften Bilder dieser Größe nur grosweise. Trödler, Möbelfabrikanten und Tabakshändler, welche ja hin und wieder auch dem Kunstverschleiß fröhnen sollen, drehten die Blendrahmen hin und her und kratzten mit den Fingernägeln auf Vorder- und Rückseite, um sich zu überzeugen, daß es auch wirkliche Ölfarbe auf wirklicher Leinwand sei. Bei zaghafter Nennung des bescheidenen Preises von fünf Dollars pro Stück fielen sie meist in tiefe Ohnmacht und behaupteten nach angestellten Wiederbelebungsversuchen, daß sie für solche Summen gewöhnlich ein Dutzend echter Ölgemälde bekämen, ganz zu schweigen von den Öldrucken, die ja noch viel schöner seien und die sie meist nach dem Gewicht zu erwerben pflegten.

Es war also anders gekommen, und nun saß ich hier am Cityhall, Trübsal blasend. Warum war ich nicht im Vaterlande geblieben, warum hatte ich mich nicht an die Rockschöße der Professoren gehängt, um Stipendien und sonstige Wohlthaten zu ergattern? Ich wäre vielleicht nach Rom geschickt worden, hätte dort, an den Brüsten der Kunst vergangener Zeiten saugend, nachempfinden lernen und mir die richtige Erkenntnis erwerben können, daß ein Mensch ohne Toga, Panzerhemd, Helm oder Lorbeerkranz nach gar nichts aussieht. Warum war ich hinausgezogen, um an Gottes schöner Natur zu lernen, und warum waren diese protzigen Amerikaner so dumm, meine unsterblichen Meisterwerke nicht gebührend zu honorieren?

An mir vorüber flutete der Verkehr der Weltstadt. Jeder hastete und eilte, um einem nützlichen Geschäfte nachzugehen, jeder erschien mir als ein wertvolles Glied in dem großartigen Getriebe, nur ich allein war ein nutzloses Geschöpf, dessen Arbeit

keinen Cent wert war. Ich vergegenwärtigte mir die Karikaturen der Maler und Dichter, deren Bilder niemand kauft, deren Verse niemand lesen will.

Das Kreischen eines Zeitungen verkaufenden Jungen weckte mich aus den trüben Betrachtungen. Mechanisch griff ich in die Tasche und kaufte ein Blatt von Bettlakengröße. Ich las und las, um mich zu zerstreuen. Schließlich irrte mein Blick über den Annoncenteil. Da wurden Kellner, Kutscher, Hausknechte und, heiliger Himmel, — war es Täuschung oder Wirklichkeit — ein Künstler gesucht. In fliegender Hast las ich: Ein Künstler, der mit jeder Branche der Malerei vertraut ist und der etwas von Lithographie versteht, wird sofort verlangt. Buff, Stipple, Chalk & Co. Fine art establishment. Daisy Street 53.

Ich hätte nicht Berliner sein müssen, um mir nicht trotz der ernsten Situation ein Dutzend Kalauer durch den Kopf fliegen zu lassen. Ein mit jeder Branche der Malerei vertrauter Künstler — Menzel und Knaus selbst hätten bescheiden ablehnen müssen. Raphael konnte nicht lithographieren, wäre also für diesen Posten auch nicht der rechte Mann gewesen. Doch zum Scherzen war keine Zeit. Hier in Amerika mußt du alles können, reflektierte ich, ergo bist du mit jeder Branche der Malerei vertraut. Das übrige wird sich schon finden.

Am andern Morgen stand ich mit einem umfangreichen Skizzenmaterial unter dem Arm vor dem Hause Daisy Street 53. Wenn ich sage Haus, so meine ich damit einen achtzehnstöckigen Steinkasten mit hohem, qualmendem Fabrikschornstein. Mein Zweifel, ob dies auch der Ort sei, an dem die hohe Göttin der Kunst in allen ihren Branchen waltete, wurde durch die an Front und Giebel in riesigen Buchstaben prangenden Firmenschilder „Buff, Stipple, Chalk & Co. lithographers — engravers and printers — fine art establishment" gehoben.

Ich betrat die „Office" im neunten Stock.

Viereckige Geschäftszimmer, Menschen, die an großen Pulten emsig mit Federn auf Papier kratzten, Tische, an denen Kassierer und Kommis mit Geld klapperten, die Wände bedeckt mit schreiend bunten Lithographien, zwischen denen einige Mahnzettel mit der Aufschrift „Verliere deine Zeit nicht" mich an den Zweck meines Hierseins erinnerten.

Ich wurde zum Chef oder „boss" in ein besonderes, wohnlicher ausgestattetes Zimmer geführt. Mr. Stipple fragte mich kurz: „Sie wünschen?" Ich antwortete: „Auf Ihre geschätzte Annonce hin u. s. w." Dabei wollte ich dem Herrn nach echt deutscher Art nun in längerer Rede meinen Lebenslauf, Studiengang, Kunstrichtung und andere schöne Dinge klarlegen, er aber schnitt kurz ab mit der Frage: „Sie sind Künstler?" — „Ja." — „Was malen Sie?" — „Alles." — „Haben Sie Ideen?"

Donnerwetter, dachte ich, das ist eine kitzliche Frage. Zum Glück fielen mir Heines Worte ein „Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet," und da ich mir bisher sehr vieles eingebildet hatte, so antwortete ich mutig „massenhaft."

Mr. Stipple blätterte ein wenig in den Studien- und Skizzenblättern und sagte dann kurz: „Well, Sie können morgen antreten. Wegen Ihres Gehaltes sprechen wir uns am Ende der Woche. Wünschen Sie unsere Räume zu sehen?" — „Ja." „Bill, führen Sie diesen Gentleman nach oben."

Es war eine lange Wanderung durch die übrigen 17 Stockwerke. In den unteren Räumen arbeiteten die Schnellpressen, etwa vierzig an der Zahl. Unaufhörlich drehten sich die Walzen, und jede Umdrehung förderte die Vollendung der sogenannten Kunstwerke. Weiter nach oben befanden sich die Buchbinderei und die Packräume, endlich im obersten Stockwerk konnte ich die Kollegen, die mit allen Branchen der Malerei vertrauten Künstler, und die Lithographen begrüßen.

Die Annonce hatte nicht zu viel verlangt. Hier blickten oder vielmehr grinsten mich Historien-, Genre-, Landschaft-, Marinebilder an, eigens zum Zwecke der allgewaltigen Reklame gefertigt.

Es wurde mir doch etwas beklommen zu Mute, als ich diese Sorte von Kunst, der ich mich nun widmen sollte, gewahrte. Die Ideale, welche ich mit über den Ocean genommen hatte, mußte ich sorgfältig tief im Herzen verpacken und auf günstige Gelegenheit warten, sie wieder auszukramen. Hier waren sie nicht am Platze. Die Muse, die hier waltet, ist ein feiles, freches Frauen-

Beim Kunsthändler.

zimmer, dem nichts heilig ist als — Geld. Und dennoch, trotz des in künstlerischem Sinne unmoralischen Wesens schofft sie der Menschheit Nutzen, indem sie mit an dem großen Rad des Weltverkehrs arbeitet. Eine Weile long konnte ich es wohl mit ihr ausholten. Ich war jetzt ein mit allen Branchen der Malerei vertrouter Künstler, ich war das leidige Ideol und vor ollen Dingen die bittere Sorge los.

Vierzehn Tage später war ich mit dem Geschäft vollkommen vertrout. Ich orbeitete in meiner geräumigen, hellen Office im zwölften Stock während meiner Bureaustunden von 9 Uhr Vormittogs bis 3 Uhr Nochmittogs und strich an jedem Sonnabend für diese Thätigkeit vorläufig die Summe von 50 Dollars ein."

Hier nohm Poul wieder einen tiefen Zug ous dem Glose, dann fuhr er fort: „Kunstleben kann man das eigentlich nicht nennen, aber die Soche hat doch ihre Reize.

Um 9 Uhr morgens erscheint die Künstlerschar, die, beiläufig bemerkt, meist ous Deutschen besteht, vor dem Gebäude und wird mittels Fahrstuhl, olso in gehobener Stimmung, in die elfte bis ochtzehnte Etage befördert. Oben warten schon Mr. Stipple und Mr. Buff, gleichfolls ehemalige Deutsche, mit dringenden Aufträgen. Seife, Cigorren, Patentmedizin, Speck, Korsetts, sowie olle möglichen und unmöglichen Handelsartikel sollen den strebsamen Tolenten Stoff zu künstlerischem Nochdenken und Schaffen liefern.

Mr. Stipple betritt in Begleitung eines Herrn meine „Office" und stellt vor: Mr. Smith. — Mr. Sommer. Mr. Smith hot eine neue, epochemachende Seife erfunden und wünscht nun das Reinlichkeit liebende Publikum durch die künstlerische Form seiner Anpreisung zur Begeisterung für sein Produkt hinzureißen. Indem er mir das duftende viereckige Paket reicht, ruht sein Blick forschend ouf mir, ob ich der Aufgabe ouch gewochsen sein würde. Ich zerstreue sein Bedenken sofort durch die Froge: „Wünschen Sie die Sache landschaftlich, genre- oder historienhaft, vielleicht in Verbindung mit etwas Nacktem, dargestellt zu sehen?" Mr. Smith entscheidet sich für landschoftlich mit etwos bescheiden Nacktem.

Ich kalkuliere nun — Seife — Wasser. — Wo ist das meiste Wosser? — Im Meere. — Hm. — Salzwosser und Seife passen nicht recht zusommen. Nehmen wir olso Flußwosser, z. B. den Niagorafall.

Aus den traumhaften Nebelgebilden im Gehirn ringt sich der zouberische Gedanke zur That, und ich entwerfe mit Schnelligkeit die Skizze. Die gewoltigen Wassermossen des Niogaro sollen ouf die Felsen herob. Unten sitzt in ihrer ganzen Naivität ein nacktes Weib und läßt sich noch Gebrouch von Mr. Smiths Seife, ongedeutet durch das beträchtlich große Originalpaket zu ihren Füßen, den Fall als Brouse über den zarten Nacken lousen. Den oberen Teil des Bildes füllen die Worte Smith's soap the best of the world. (NB. In Ameriko ist alles „the best of the world.") Zur Seite im sollenden Wasser liest man die rühmenswerten Eigenschaften, daß durch den Gebrauch des Produktes ouch ein Nilpferd eine sammetweiche Haut be-

käme, und daß ſeit Einführung von Mr. Smiths Seiſe die Sommerſproſſen zu den ſagenhaften Gebilden der Vergangenheit gehören. Am Unterrande des Plakats prangt der Preis und die Information, daß die berühmte Seiſe in allen anſtändigen Geſchäften zu haben ſei. Mr. Smith iſt gerührt. Die Skizze wandert zu einigen Kollegen, die die „Idee" weiter ausführen. Eine Auflage von hunderttauſend Exemplaren iſt geſichert.

Ein Mr. Stokelſon folgt auf Mr. Smith. Mr. Stokelſon hat den beſten Tabak der Welt. Ihm liegt daran, wie er beſcheiden ſagt, daß die Konkurrenz an ſeinem Erzeugnis total zu Grunde geht. Kaum hat der Mann die Worte: „Konkurrenz — zu Grunde gehen" geſprochen, ſchießt es blitzſchnell durch mein Gehirn. Wild an einer Klippe, brandendes Meer, oben thront in Rieſengröße das Originalpaket, feſt und ſicher für die Ewigkeit daſtehend. Ein Schiff, Konkurrenz (competition) benamſet, deſſen Ladung aus den plundrigen Erzeugniſſen anderer Fabrikanten beſteht, geht elend an dem ſoliden Tabakspaketfelſen zu Grunde. Die Idee iſt groß, genial, tief. Mr. Stokelſon raſt glückſelig von dannen, der Chef ſchmunzelt, ich ſteige im Salair.

Ein Mr. Sam Ipelmount (ſpr. Sämm Eipelmaunt), früher Samuel Ippelberger, tritt gravitätiſch ein und wickelt aus einem duftigen Kaſten ein Korſett. Als er merkt, daß ich Deutſcher bin, läßt er ſich herab, deutſch zu reden. Mr. Sam Ipelmount iſt, wie er ſagt, nicht ſtolz aufs Amerikanertum. Er hat ſelbſt eine Idee. „Was ſagen Se zu de Ellen Violet, was hat geſpielt im Grand opera house de Fee? Sagen Se mer, was ſagen Se zu die Taille — Hm, ſeine Taille — de Taille is von mir — mein Korſett. Hier iſt de Waar und hier iſ de Potografie. Nu machen Se es, wiſſen Se, ſo halb von de Saite, daß mer ſehen kann den ſchainen Arm und den Hals, machen Se den Arm en bischen dicker. Machen Se de echten Spitzen recht ſchain. Vorne machen Se en Liebesgott, wiſſen Se, ſo'n ganz klainen Engel, der ihr ne Roſe ans Korſett ſtecken will. Wiſſen Se, wenn's

Kunſtliebende Auftraggeber bei der Firma Buff, Stipple, Chalk & Co., fine art establishment.

Mr. Sam Ipelmount's (Samuel Ippelberger's) Phantasien.

nich zu thaier kommt, machen Se zwei Liebesgötter. Der andere kann ja mit 'n Flitzbogen schießen. Machen Se de Schrift recht groß und die Firma Sam Ipelmount recht daitlich, damit mer's nich verwechselt mit Isaac Coan sei Plakat, was is ne ähnliche Idee, nur daß de Waar' is der reine Kaff." Mr. Ipelmount geht gravitätisch ab. Ich bin gar nicht zu Worte gekommen und bemühe mich nun, Miß Ellen Violet in das Korsett zu quetschen, einen Liebesgott Rosen anstecken, den anderen Flitzbogen schießen zu lassen und zwar so schön, daß Mr. Isaac Coan sich grün und blau ärgern soll.

In dieser und ähnlicher Weise werden so ziemlich alle Handelsartikel der Welt im Atelier künstlerisch verarbeitet. Recht komisch für Eure Anschauungen ist die Thätigkeit einiger Kollegen, aber laß nur gut sein, sie beneiden Eure schöngeistigen, halbverhungerten Künstler da draußen nicht. Da ist einer, der nur ein Köpfchen mühsam zusammenstoppeln kann. Die Photographie irgend einer Schönen wird sorgfältig vergrößert, und nun ein Tüpfelchen Farbe auf oder neben das andere gesetzt, bis das Ganze ein porzellanartiges Aussehen bekommt. Dennoch ist der Mann recht brauchbar, da keiner so süßlich malen, solch süßlichen Gesichtsausdruck hervorbringen kann, wie er. Soeben verarbeitet er die Physiognomie einer berühmten Schönheit für — Maschinenöl. — Ein anderer arbeitet an einer Staffelei. Er wischt in großen Zügen ein riesiges Bild der Thusnelda nach einem berühmten Original zusammen. Das gewaltige, goldige Haar der Gattin Armins soll, wie die Inschrift lautet, durch Anwendung einer geheimen Haarpomade entstanden sein, welche Liar & Co. soeben nach Studium alter Urkunden wieder entdeckt haben. In einem besonderen Raume haust der Modeblattzeichner. Hier tagt monatelang eine Versammlung von Schneidern, deren geniale Ideen zur Verschönerung der menschlichen Außenseite mit einer Wichtigkeit durchberaten werden, als gelte es, die soziale Frage zu lösen. Es ist nun Aufgabe des Künstlers, die Ergebnisse dieser parlamentarischen Verhandlungen auf Stein zu zeichnen. Der Kollege ist ein wichtiger Mann in unserem fine art establishment. Er nur allein ist imstande, durch zarte, mühevolle Schraffierung anzudeuten, ob ein Stoff Cheviot oder Kammgarn, Baumwolle oder Wolle ist. Er kann außerdem ein paar Puppenköpfe, ein paar Händchen und zierliche Lackstiefeln zeichnen. Dafür bekommt er ein kleines Ministergehalt. Er malt im geheimen Ölbilder, verbirgt aber diese Flüche der bösen That vor den Augen der Welt. Die einstige Testamentseröffnung muß gräßliches zu Tage fördern.

Man könnte den Schleier der Liebe und Duldsamkeit über die „Kunst" in solchem fine art establishment decken, wenn nicht der Diebstahl in solchem Hause gang und gäbe wäre. Amerika gewährt keinen Schutz für das geistige Eigentum europäischer Künstler, so daß deren Erzeugnisse vollkommen vogelfrei sind. Hunderte von Schmierpetern verarbeiten die Kunstwerke der alten Welt zu Reklamezwecken. Die Inhaber der Kunstgeschäfte ziehen ungeheuren Nutzen daraus, welcher in gar keinem Verhältnisse zu dem Ertrage, den der Künstler seiner Zeit erzielt hat, steht. Ich sehe eines Morgens Mr. Chalk in fliegender Hast in das Atelier stürzen. Die Reproduktion von Pigleins Bild „ein Kind mit einem Hunde auf einem Stege über dem Wasser sitzend," war soeben von Europa angekommen. Das war

etwas für den Pflaſterfabrikanten Mr. Coffin. Der Telegraph ſpielt. In einer Stunde iſt der berühmte Hygieniker zur Stelle. Eine kurze Diskuſſion, und dann arbeiten Pauſepapier und Pinſel. Dem Kinde wird ein Pflaſter auf den Rücken geklebt und das striking picture iſt, ohne auch nur einen Strich am Originale zu verändern, fertig. Andern Tages ſchwitzen die Lithographen. Die Arbeit muß ſchnell erledigt werden, ehe die Konkurrenz zuvorkommt. Bald hängt dies Pflaſterbild in allen Läden und begeiſtert jeden für ſeine Geſundheit beſorgten Amerikaner, ſich ſofort ſolch treffliches Heilmittel aufzukleben.

Wichtige Faktoren im fine art establishment ſind die Reiſenden, drummers (Trommler) genannt. Sie wittern den induſtriellen Unternehmer in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln auf, beſchleichen und ſtellen ihn, bis er, keinen Ausweg gewahrend, aus Verzweiflung eine Beſtellung macht. Das Geſchäft wird ihnen meiſt nicht ſchwer gemacht, da der amerikaniſche Fabrikant, namentlich bei Erzeugniſſen zweifelhafter Güte, die Hälfte des Anlagekapitals für die Reklame verwendet. Der drummer ſchnüffelt auch nach hier zu Lande ſchutzloſen Kunſtwerken, um „Ideen“ zu ſtehlen. Er beſitzt große Kenntniſſe der alten und modernen Meiſter, weiß die rühmenswerten Eigenſchaften eines jeden und kritiſiert deren Werke danach, ob ſie für ſeine Zwecke paſſen oder nicht. Es ergeht dabei manchem paſſablen Maler recht ſchlecht. Raſaels Sixtina z. B. iſt ein recht wertloſes Kunſtwerk. Allenfalls für Tabak würde es zu brauchen ſein. Man müßte alsdann der Jungfrau ſtatt des Knaben ein großes Paket in die Hände drücken und die Heiligen, ſowie die Engel Pfeife rauchen laſſen. Auch die Schrift ließe ſich ſchlecht anbringen, da Raſael dummer Weiſe alles ſo knapp in den Raum komponiert hat, daß für Firma und Anpreiſung kein Platz bleibt. Da ſtehen „Müller, Schulze, Krauſe“ auf ganz anderer Höhe u. ſ. w.

Ein Zweig des fine art establishment war die Anfertigung von Briefbogen und Umſchlägen, deren Kopf mit dem Porträt der Fabrik oder des Waarenhauſes der jeweiligen beſtellenden Firma bedruckt wurde. Hier mußte ich an Ort und Stelle nach der Natur zeichnen. Die heimgebrachten Skizzen wurden dann ſorgfältig von einem

Der Herr sketch-artist.

Kollegen ausgepuſſelt und vom Lithographen auf Stein übertragen. Eigentümliche Studienreiſen mußte ich antreten. Die Börſe gut geſpickt, die Taſchen voller Aufträge, ſo raſte ich, abwechſelnd im Schlafwagen oder Hotel übernachtend, durch einen Teil der Vereinigten Staaten. Mein Weg führte mich, nicht, wie es ſonſt bei Malern üblich iſt, zu lauſchigen Hainen und Wäldern, duftenden Wieſen, ſtillen Seen, nein, dort wurde Halt gemacht und das fliegende Atelier aufgeſchlagen, wo der Fabrikſchornſtein reizvoll gen Himmel ragte, wo der Qualm ſich zu bewegten Wolken ballte, wo das Hämmern und Surren der Maſchinen jeden Naturlaut kräftig übertönte.

Zuerſt hatte ich dem Inhaber der betreffenden Firma meine Aufwartung zu machen. Hier begannen ſchon die Schwierigkeiten. Mr. X. fragte mich harmlos: „Wünſchen Sie etwas zu trinken?“ „Ja, ein Glas Bier würde .....“ „Bier? —

Wir rühren solch verfluchtes Gift nicht an, mein Herr." — Himmel, ich war an einen Wassertrinker geraten und mußte mich im Interesse von Buff, Stipple, Chalk & Co. aus der Affäre wickeln. Ich erwiderte ihm, daß das Wasser in Chicago entsetzlich schlecht wäre, daß man sich dort deshalb durch ekle Spirituosen langsam vergiften müßte, ich aber jetzt freudig die Gelegenheit ergriffe, einmal in wahrhaft schönem Quellwasser zu schwelgen. Mr. X. war mit mir zufrieden. Er füllte aus einer gewaltigen Karaffe zwei Literglöser, und wir leerten sie auf das Gedeihen der Temperenzbewegung.

Bei Mr. Y. sollte ich Unglück in entgegengesetzter Richtung haben. Vorsichtig lehnte ich spirituose Getränke ab. Mr. Y. lächelte darauf satirisch, nahm aus dem Schranke eine goldverkapselte Flasche, goß sich ein volles Glas ein, nahm einige kräftige Züge daraus und bemerkte dabei, „Mucker seien ihm zuwider, ob ich etwa aus Jowa wäre — wir —" dabei leerte er den Rest des duftenden, funkelnden Getränkes — „lieben hier einen gesunden, kräftigen Stoff, und der Teufel soll alle Temperenzler holen." Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zu überzeugen, daß ich doch hin und wieder, d. h. öfters an solchen Sachen zu nippen pflege, daß ich soeben eine Kur durchgemacht hätte, ja daß ich jetzt sogar imstande wäre, einiges zu mir zu nehmen, daß das Glas nicht allzu klein zu sein, der Stoff nicht allzu sehr verdünnt zu werden brauche. Nach einer Stunde lagen wir uns (ich selbstverständlich im Interesse von Buff, Stipple, Chalk & Co.) selig in den Armen, und die Frage, ob Mr. Y. oder ich mehr vertragen kann, ist bis heute noch nicht entschieden.

Nach solchen und ähnlichen Einleitungen begann meine Arbeit. Die Fabrik wurde eingehend besichtigt, darauf stieg ich auf die Dächer und machte meine Skizzen. Es schadete nichts, wenn sich die oft recht bescheidenen Gebäude in endloser Perspektive ausdehnten, wenn ein paar Stockwerke mehr aufgesetzt, oder einige Schornsteine höher und dicker gezeichnet wurden. Nur imposant mußte das Ganze wirken. Ihr dummen Kerle in Deutschland bekommt einen heiligen Respekt vor den Fabrikanlagen in Amerika, wenn ihr solche Bilder zu Gesichte bekommt. Wer aber ein wenig hinter die Coulissen gesehen hat, findet leicht, daß hier auch nur mit Wasser gekocht wird. Amerika hat allerdings genug imposante Industriewerkstätten, und es wäre in vielen Fällen durchaus nicht nötig, dem Publikum noch ein Vergrößerungsglas vor Augen zu halten, indes die liebe Gewohnheit, alles zu übertreiben, und die leidige, hastende, lärmende Konkurrenz zwingt auch den solidesten Großindustriellen, die Mode mitzumachen. Der Amerikaner hat sich selbst an dies Vergrößerungsglas derart gewöhnt, daß er alle Dinge in seinem Vaterlande dadurch betrachtet und schließlich glaubt, sie seien so. Es geht ihm dabei wie dem Förster, der eine übertriebene Geschichte so oft erzählt hatte, bis er selbst von der Wahrheit derselben überzeugt war. Kommen nun die Herren nach Europa, flugs stecken sie das Vergrößerungsglas in die Tasche, schieben ein verkleinerndes vor die Augen und finden alsdann selbstverständlich, daß die neue die alte Welt vollkommen überflügelt habe.

Im Dienste von Buff, Stipple, Chalk & Co. war ich verpflichtet, Fabriken, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, dem Publikum vorzuführen.

Eine Fata Morgana.

Da ſollte Mr. J. V. C. W. Swindle & Co's nail factory, Dude bridge, Connecticut (ſpr. dſchi — wi — zih — döbbel Juh Swindel änd Cos — näl fäktori — djudbritſch Konnatikat) aufgenommen werden. Die prächtige Office der Firma in Wall ſtreet, New York, ließ auf ein gewaltiges induſtrielles Etabliſſement ſchließen. Ich begab mich nach der Station Pitch port und fragte nach der Firma. Niemand kannte eine ſolche. Endlich fand ich einen Droſchkenkutſcher, der wenigſtens eine Ahnung, wo Dudebridge läge, hatte. Ich vertraute mich ihm an und ſteuerte in einem Gefährt dritter Güte in die ſtaubige, öde Landſtraße hinaus. Nirgends ein Baum oder Strauch, nirgends Schatten. Unſer Tempelhofer Feld iſt ein wahres landſchaftliches Idyll dagegen.

J. V. C. W. Swindle & Co., Nail factory in Wirklichkeit

Mein Auge irrte am Horizonte dieſer Einöde, eifrig nach Qualm oder Schornſteinen ausſchauend, umher. Nichts war zu ſehen, außer einigem Gebüſch in weiter Ferne. Das unglückliche Roß puſtete und pruſtete aus ſeinen offenen Nüſtern. Ich ſah im Geiſte das Ende dieſes braven, nützlichen Zugtieres infolge der Strapazen herannahen. Der Wagen ſank bis an die ungeſchmierten, gräßlich quietſchenden Achſen der Räder in den feinkörnigen Sand. Einige Geier kreiſten über unſeren Häuptern. Die Hitze flimmerte über der Wüſte. Milliarden von Sonnenſtäubchen geſtalteten ſich zur Fata Morgana. Traumhaft, nebelbildartig ſtieg es vor meinen Augen auf, deutlicher und deutlicher geſtaltete ſich in ihren Umriſſen „eine große Berliner Weiße“.

Als ich danach greifen wollte, war das holde Bild zerronnen.

Endlich ſtand der Gaul ſtill vor einem Graben, der mit einiger Geſchwindigkeit durch eine magere Wieſe dahineilte. Nachdem das Tier ſich erfriſcht hatte, ging es das Wäſſerchen aufwärts. Der Kutſcher glaubte eine Spur gefunden zu haben. Bald befanden wir uns vor einer Brücke. Dies mußte Dude bridge ſein und da — horch! waren das nicht Laute? Hinter den Büſchen und niedrigen Erlen, welche die Brücke umgaben, klang es langſam, dumpf ächzend hervor wie die letzten aushauchenden Seufzer eines ſterbenden Säugetieres. Eine leichte, weiße Dampfwolke ringelte ſich gen Himmel. Hier mußte ſich ein Geheimnis verbergen. Ich drang mutig wie Siegfried, als er den puſtenden Drachen aufſtöberte, in das Gebüſch. Ein paar Schritte, und ich ſtand vor einer mäßig großen Bretterbude von zwei reſp. ſechs Fenſtern Front. Aus einem mageren Ofenrohr drangen jene unheimlichen Laute hervor, züngelte jene zarte, weiße Dampfwolke gen Himmel. Ich ſprang über den ſchnellfließenden Graben und gewahrte an der Hinterwand der Bude ein Schaufelrad, welches die treibende Kraft des Waſſers luſtig herumnudelte. Ein mäßig großes Schild zerſtreute nun allen Zweifel, ich hatte die Nagelfabrik von J. V. C. W. Swindle & Co. vor mir. Es dauerte eine Weile, bis ich Einlaß fand. Ein für den Chef eines Hauſes recht ſchäbig gekleideter Mann öffnete und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte, Mr. J. V. C. W.

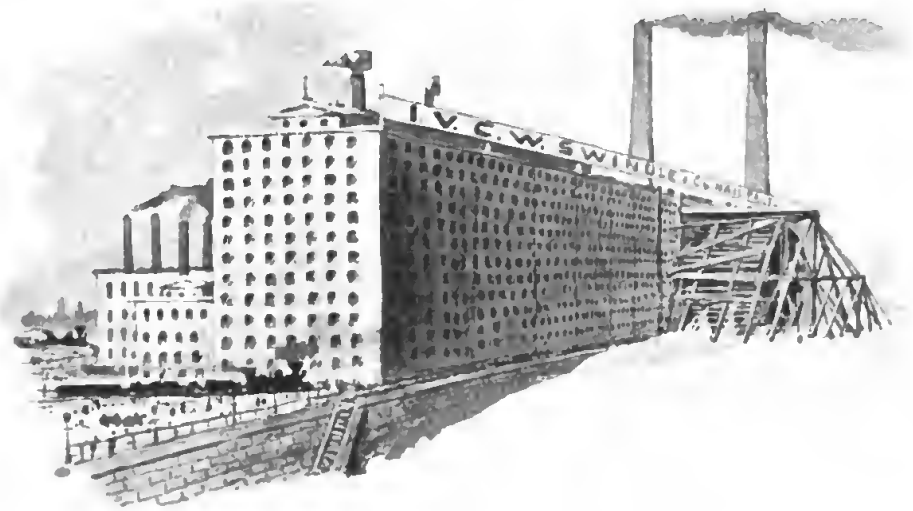
Swindle vor mir zu sehen, mißtrauisch mit einem langgedehnten Ye—a. „Ich komme von Messrs. Buff, Stipple, Chalk & Co.“ Jetzt hellten sich die Mienen des Herrn auf, und er bat mich, näher zu treten. Während ich mich im Raume umsah, und meine stillen Betrachtungen über die hüstelnde kleine Dampfmaschine und die paar hantierenden Arbeiter anstellte, und die ganze Werkstätte in geeignete Verbindung mit der prächtigen Office in New York zu bringen suchte, hatte Mr. Swindle eine ganz vernünftig aussehende Flasche Rotwein entkorkt. Gottlob, er war also wenigstens kein Temperenzler.

Der Chef der Firma schenkte ein.

„O nein, da haben Sie ganz recht, das ist durchaus nicht nötig.“

Es entstand eine lange Pause. Mr. Swindle füllte die Gläser wieder, ich erlaubte mir auf das Wohl des großen Unternehmens zu trinken. Er setzte mir darauf in langer Rede auseinander, wie die Fabrik etwa aussehen würde, und vor allen Dingen erläuterte er: „Vergessen Sie nicht, wir arbeiten mit Dampf- und Wasserkraft. Ich glaube, Sie werden ein schönes Bild machen können.“ Dabei blinzelte er mir pfiffig zu. Ich hatte ihn im Interesse von Buff, Stipple, Chalk & Co. verstanden.

Am anderen Tage konnte er die Skizze im Hotel zu Pitch port in Augenschein



J. V. C. W. Swindle & Co., Nail factory, auf dem Plakat.

„Recht heiß heute. — Ja — hm — ich wollte die Fabrik aufnehmen.“

„Sie werden nicht viel Arbeit damit haben, das Etablissement ist nicht sehr groß.“

„Na, es geht an, und was nicht ist, das kann ja noch werden.“

„Nicht wahr, das glauben Sie doch auch. Nägel steigen im Preise. — Wir werden bauen, groß bauen. Es wird ein gewaltiges Werk werden.“

Ich glaubte dies bestimmt annehmen zu dürfen und fragte: „Haben Sie vielleicht Pläne der zukünftigen Industriewerkstatt?“

„Hm — nein — das ist vorläufig noch nicht nötig.“

nehmen, da ich bestimmt erklärt hatte, die Reise zu ihm durch die Wüste nicht nochmals ohne Kamele oder Elefanten zu machen.

Mr. Swindles Augen leuchteten beim Anblick des reizvollen Bildes. Inmitten schöner landschaftlicher Umgebung erhob sich das stolze Etablissement etwa zehn Stockwerke hoch. Die Seitenfront dehnte sich in unendlicher Perspektive bis zum Horizonte aus, zwei Riesenschornsteine krönten den Bau. Eine Art Niagarafall wälzte sich an der Rückseite des Gebäudes und teilte seine ungeheure Kraft einem gewaltigen Rade mit, über dessen Konstruktion sich wohl erst die Ingenieure der Zukunft klar werden können. Die Front der Fabrik zeigte in großen Buch-

ſtaben die Firma J. V. C. W. Swindle & Co. Nail factory. Ja, das war das Bild, das ſich der biedere Chef des Hauſes ſchon lange im Geiſte vorgeſtellt hatte.

Er beſtellte, wie ich ſpäter erfuhr, hunderttauſend Auflage und ſoll ſie ſogar bezahlt haben."

Hier ſah Paul nach der Uhr und ſprang haſtig auf: „Damn-it — ich muß nach der Office. Bull Churchyard & Co. müſſen heute noch die Skizze für Patentmedizin haben. Heute Nachmittag holſt du mich vom Geſchäft ab, alſo Buff, Stipple, Chalk & Co., Daiſyſtr. 53 good bye, my boy" — hinaus war er.

Ich blickte ihm lange nach. Das haſtige Treiben der arbeitenden, ſchaffenden Menge auf den Straßen berührte mich nicht mehr ſo unangenehm. Es kam über mich eine Art Ahnung des Reizes, der in dem geſteigerten Kampf um das Daſein, wie er hier vor meinen Augen geführt wurde, liegt. Ich fand es plötzlich gar nicht ſo ungeheuerlich, daß in der rapide wachſenden Stadt das Individuum nur einzig und allein nach dem allmächtigen Dollar abgeſchätzt wird, daß Talent und Genie, welches nicht in baares Geld umgeſetzt wird, abſolut nutzlos und daß Paul Sommer ein ganz geſcheidter Kerl ſei, der der Welt jetzt mehr wirklichen Nutzen ſchafft, als er es früher mit ſeinen Phantaſiegebilden gethan hatte.

Heideſegen.

Von Ernſt Behrend.

(Abdruck verboten.)

Ich hab' ins braune Heideland
Mich aus der Stadt gerettet. —
Im Sturmwind wie im Sonnenbrand
Still liegt es da, von Gottes Hand
Geglättet und geplättet.

Dem Auge beut ſich weit und breit
Die gleiche weiche Weide.
Hier ſind vergeſſen Raum und Zeit,
Mich dünkt ein Bild der Ewigkeit
Die ſtille braune Heide.

Wie bald hier mir die Unraſt ſchwand,
Vom Leid bin ich geſchieden!
Geſegnet ſeiſt du, Heideland,
Wo ich auf ſel'ger Weltflucht fand
Mich ſelbſt in deinem Frieden!

Der Welser Land.

Von **H. von Zobeltitz.**

(Abdruck verboten.)

In der alten Stadt Augsburg steht in der Karolinenstraße ein massiges düsteres Quadergebäude; an dem Erker trägt eine Steinplatte die Inschrift: „Hier war ehedem die Wechselbank der Familie Welser, der ersten Deutschen, die Schiffe nach Indien sandten; Bartolomäus Welser besaß Venezuela, das man der Welser Land nannte.“ Drüben aber, jenseits des Weltmeeres, in Bogota, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Kolumbia, meldet am Municipalgebäude eine andere Inschrift, daß der eine der Begründer der Stadt Herr Nikolaus Federmann aus Ulm gewesen sei.

Beide Inschriften stehen in inniger Beziehung zu einander. Nikolaus Federmann war einer der Konquistadores, die im Auftrage der Augsburger Handelsherren der Welser Land zu erschließen suchten.

Der Anteil, den Deutschland an den geographischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, an der Erschließung der neu entdeckten Länder hatte, ist keineswegs so gering gewesen, als man gemeinhin annimmt. Freilich in der ersten Reihe konnte Deutschland nicht stehen, dessen einzig seefahrende Macht, die Hansa, durch näher liegende Interessen völlig in Anspruch genommen war. Aber der deutsche Kaufmann, der deutsche Gelehrte hatten doch ihr redliches Anteil an den Veränderungen der Erdkarte in jenen Jahrhunderten. Der deutsche Astronom Regiomontanus aus dem Städtchen Königsberg in Franken hatte der Nautik das Rüstzeug geliefert, mittelst dessen sie sich auf die hohe See wagen konnte, und Martin Behaim hatte den von jenem erfundenen Jakobsstab auf der portugiesischen Marine, seit Heinrich dem Seefahrer der ersten der Welt, eingeführt; deutsche Drucker waren es, welche die Meldungen von jeder Entdeckung über ganz Europa verbreiteten — deutsche Drucker, die damals ihre junge Kunst in alle Länder hinaustrugen, wie jener Jokob Kromberger, der schon 1511 in Sevilla geographische Bücher druckte und kaum zwei Jahrzehnte nach dem Eroberungszug Kortez' in Mexiko selbst ein Zweigunternehmen eröffnete. Vor allen bemerkenswert ist eine kleine Gruppe von Geographen, welche sich in dem alten deutschen Herzogtum Lothringen um den Herzog René scharten: hier in dem Städtchen St. Dié, am Fuße des Wasgenwaldes, entstand um den Ausgang des XV. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Übersetzungen geographischer Werke, deren Verfasser: Walter Lund, Matthias Ringmann und vor allem Waldseemüller, der unter seinem latinisierten Namen Hylacomilus bekannter geworden ist, zu den ersten Gelehrten ihrer Zeit zählten. Waldseemüller war es dann auch, der, freilich unbewußt, fälschlicherweise Vespucci Amerigo zum Entdecker des Festlandes der neuen Welt stempelte und diese nach dem Namen des reklamesüchtigen Mannes taufte; schon 1513 erschien eine Karte, die er gezeichnet, und auf der zum erstenmale Amerika als ein Kontinent, durch einen Isthmus in zwei Teile geschieden, verzeichnet war. Was in St. Dié begonnen, wurde in Straßburg und in Nürnberg, wo der Mathematiker Schoener die besten Globen der Zeit anfertigte, fortgesetzt.

Aber die Deutschen waren denn doch nicht allein in der stillen Gelehrtenstube und in der Buchdruckeroffizin thätig. Zahlreicher als man annimmt, gingen unternehmende deutsche Männer auch mit den Konquistadoren über das Weltmeer: so erforschte ein Ulrich Schmiedel von Straubing zuerst das Stromgebiet des La Plata, ein Hans Staden aus Hessen wird unter den Erkundern des innern Brasiliens genannt. Am bedeutendsten ist jedoch die Welsersche Unternehmung für die Aufschließung eines großen, bisher unberührten Gebiets Südamerikas gewesen. Es fehlte bisher an einer gründlichen Darstellung der Beziehungen des mächtigen Augsburger Kaufherrnhauses zu Venezuela, und erst eine eingehende Abhandlung, welche in der vortrefflichen und vielseitigen „Hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas“ — Hamburg, 2 Bände, L. Friederichsen & Co. — enthalten ist, füllt diese Lücke aus. Der Verfasser der umfangreichen Monographie ist der verstorbene deutsche Ministerresident in Bogota und Lima, Hermann Schuhmacher, aus dessen Nachlaß sie sein Sohn, Dr. H. Schuhmacher, herausgab.

Im Gegensatz zu der bisher fast allein herrschenden, auf den parteiischen Berichten des Las Casas beruhenden Darstellungen der Welserzüge, welche das ganze Unternehmen an der wilden Grausamkeit der Deutschen zu Grunde gehen ließen, wird hier zum erstenmale nachgewiesen, daß das großartige Unternehmen lediglich an der Mißgunst der eifersüchtigen Spanier scheiterte.

Die Glanzzeit des Welserhauses fällt in die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts; das Augsburger Haus besaß damals eigene Comptoirs an allen Brennpunkten des europäischen Handels, in den bedeutenden italienischen Plätzen, in Genf und Lyon, in London und Antwerpen, in Lissabon und Sevilla; in Ungarn und Siebenbürgen bauten die Welser auf Erze, auf Madeira und auf den Kanarischen Inseln besaßen sie Plantagen, und ihre Schiffe gingen bereits zwei Jahre nach der kühnen Fahrt Vasko de Gamas nach Indien. Die beiden Brüder Bartolomä und Anton Welser hatten einen weiten Blick, und ihre gewaltigen Mittel, ihre umfassenden politischen Verbindungen schufen ihnen die Möglichkeit, das, was sie für richtig erkannten, sofort in energischer Weise in Angriff zu nehmen. Als sich in Lissabon Bestrebungen erkennbar machten, allen Ausländern den neuen Seeweg nach Indien zu verschließen, richteten die Augsburger Kaufherren sofort ihr Augenmerk auf das „andere" Indien, auf das spanische von Christoph Kolumbus entdeckte, das man jetzt, zumal in Deutschland, hier und dort schon Amerika zu nennen begann. Von Kaiser Karl V, in dessen Reich zwar die Sonne nicht unterging, der aber nichtsdestoweniger im Schuldbuch der Augsburger mit hohen Summen belastet stand, erwarben sie zunächst das Recht, „aus Spanien segeln zu lassen nach dem neuen Indien, auf eigene Kosten und Abenteuer, wann und so oft sie wollten, als wären sie Spanier," und 1525 sandten sie dann zwei tüchtige Ulmer Kaufleute, Dalfinger und Ehinger, als Faktoren nach Sankt Domingo auf Hispaniola.

Sehr bald fanden die beiden Männer, daß das Arbeitsfeld für sie hier nur ein sehr beschränktes sei. Vor allem waren die Goldwäschereien auf Hispaniola schon vergeben, auch wohl kaum übermäßig ergiebig; die großen Mengen Gold, welche in den letzten Jahrzehnten nach Europa gekommen, waren ja auch zum größten Teil gar nicht neu aufgefunden, sondern den Landesbewohnern abgerungen oder durch Gräberöffnung und Tempelraub in die Hände der Eroberer übergegangen. So sahen sich die Augsburger denn nach einem andren Wirkungskreise um, und ihre Wünsche richteten sich nach dem Festland, nach Süden, von wo in den letzten Jahren zum öfteren Gold, anscheinend aus Minen gewonnen, nach Hispaniola gekommen war. Dort, jenseits des glatten Uferstrichs Coriana, hinter dem sich das Karibengebirge türmte, öffnete sich ein großes Wasser, daß die ersten Entdecker nach einer oberflächlichen Ähnlichkeit mit dem Adriatischen Meer Klein-Venedig — Venezuela — getauft hatten. Es war indessen keineswegs nur der Durst nach Gold, der die Augen der Welserischen Männer nach Süden richtete: sie meinten, die Stromöffnung in Klein-Venedig sei vielleicht der Beginn der damals vielgesuchten Verbindung zu „dem andren Meere, das nun Süd- oder Mittagsmeer genannt wird, das war es, was wir mit Verlangen erhofften."

Auch andere Konkurrenten hatten ihr Augenmerk bereits auf Klein-Venedig gerichtet, es galt daher keine Zeit zu verlieren. Dalfinger ging selbst nach Europa, und es gelang, am Hofe von Sevilla eine Belehnung in aller Form zu erhalten: die Welser „dürfen wegen kaiserlicher Majestät das Land einnehmen und das Volk zu Christen machen, taufen lassen und kaiserlicher Majestät unterthänigen; neben diesem mögen sie gegeneinander ihren besten Nutzen schaffen, doch daß allewege kaiserliche Majestät ihren Teil mit habe." Ausführliche Bestimmungen regelten die Abgabenbegünstigungen, die Anlage von Städten, die Stellung der obersten Beamten u. s. w.; als ihren ersten Statthalter ernannten die Welser Ambrosius Dalfinger, als seinen Stellvertreter Georg Ehinger.

Ende 1527 kam die erste Expedition der Welser in Sankt Domingo an: gegen 400 Personen nach den besten Erfahrungen der Zeit ausgesucht und ausgerüstet. Nicht nur Reisige, sondern auch Handwerker aller Art, sogar Bergknappen. Am 28. Februar des nächsten Jahres landete Dalfinger bei Koro an der Küste des Welserlandes und drang bald bis Maracaibo vor. Auch die Unterstützung aus der Heimat blieb nicht aus

die Welser mußten große Hoffnungen in das Unternehmen setzen, denn schon Anfang 1530 trafen unter Nikolaus Federmann zwei neue Welsersche Schiffe ein mit frischer Mannschaft und reicher Ausrüstung, denen noch im gleichen Jahr drei weitere folgten.

Auf der andern Seite zeigte sich aber auch jetzt bereits, daß der erhoffte Gewinn mindestens an der Küste ein dürftiger blieb, obwohl sich an einer Stelle derselben eine aussichtsreiche Perlenfischerei gefunden hatte, daß andrerseits das ganze Unternehmen mit der fortgesetzten Mißgunst der Spanier zu kämpfen hatte. Dalfinger ging daher selbst nach Domingo zurück, um neue Verhandlungen mit der Welserschen Faktorei, vor allem aber auch mit der spanischen Regierung zu pflegen.

Inzwischen war Federmann von Coro mit einer größeren Expedition nach dem Süden aufgebrochen, zu dem ersten der großen Züge, die in den nächsten Jahren mit echt deutscher Unermüdlichkeit immer wieder in das Innere des Welserlandes eindrangen, während leider eine feste Begründung der deutschen Herrschaft an der Küste, wo doch der Stützpunkt aller Unternehmungen liegen mußte, unterblieb. Es ist unmöglich, diese Expeditionen im einzelnen zu verfolgen, und ich muß mich hier darauf beschränken, ihre hauptsächlichsten Ziele anzugeben. Außer dem vielgesuchten Isthmus, der den Weg zur Südsee eröffnen sollte, galt es den mutigen, nie verzagenden Kaufleuten die goldreichen Länder zu finden, von denen unbestimmte Gerüchte nicht aufhörten zu erzählen; da sollte im Süden des Welserlandes das reiche Pariagebiet liegen, andere fabelten von dem Wunderlande Meta, die dritten von dem güldenen Kaziken, dem Häuptling El-Dorado, der sich täglich den Leib mit Goldstaub einreiben und am Abend die goldene Bemalung wieder in einem Bade entfernen sollte. Und alle Anzeichen sprachen dafür, daß wirklich im Süden und Südosten goldreiche Länder lagen; immer wieder wiesen die Eingebornen auf sie hin, immer hieß es, wenn die Welser dem Ursprung der Goldgeräte nachforschten, die sie erbeuteten, daß diese aus dem Süden stammten.

Indessen zeigte sich, daß die Expeditionen mit ungeheuren örtlichen und klimatischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Während ferner die Eingeborenen an der Küste friedfertig und sanftmütig den Fremden entgegengetreten waren, trafen diese im Innern auf kriegerische Stämme, welche ihre Waffen gut zu führen wußten und gefährliche Gegner wurden. Waren die Deutschen an der Küste den Indianern milde begegnet, so wurden auf den Expeditionen oft strenge Maßregeln durch das Gebot der Selbsterhaltung diktiert, und es hat ohne Zweifel hier auch nicht an Grausamkeiten gemangelt, wie sie leider im Sinne der Zeit lagen, wie sie von allen Konquistadores ausgeübt wurden. „Verhausten" die Eingeborenen, d. h. verließen sie bei der Annäherung der Fremden ihre Heimstätten, so galt das als Friedensbruch, und man schritt rücksichtslos gegen die Flüchtigen ein. Kampf folgte dann gewöhnlich auf Kampf; dabei mußte oft der moralische Eindruck, den die Pferde der Europäer hervorriefen, das beste thun. „Ich lies diese Cuibaer nun fragen", meldet einmal Federmann, „ob sie Widerstand leisten wollten, während ich sie doch durch ein einziges Pferd, wenn ich dasselbe ausschicken würde, zu verderben vermöchte. Das Scharmützel, das wir schon gehabt, wäre allein dem Zorn der Pferde über ihren Ungehorsam zuzuschreiben, wir hätten den Pferden willfahren müssen, etwas wenigstens ihren Zorn loszulassen." Aber auch die Pferde genügten nicht immer. In den Hochgebirgen waren sie nicht zu verwenden, und der Schrecken der Eingeborenen vor den Wunderrossen scheint allmählich geringer geworden zu sein. Schwere Verluste trafen die Expeditionen. Im Herbst 1532 wurde Dalfinger tödlich verwundet, und fast zwei Jahre vergingen, ehe die Welser einen neuen Statthalter, Georg Hohermuth aus Memmingen, genannt der Speirer, mit frischen Kräften, an 600 Mann, nach ihrer überseeischen Besitzung entsandten, einen tüchtigen Mann, der aber schon 1540 dem Tropenfieber erlag. Inzwischen hatte auch Federmann, der anscheinend erfolgreichste, aber eigenwilligste der welserischen Führer, 1536 das Welser Land verlassen, nachdem er im Jahre vorher bis zur Hochebene von Bogota vorgedrungen war und hier gemeinsam mit zwei spanischen Konquistadores die Stadt Santa Fe de Bogota gegründet hatte; er war nach Europa zurückgegangen, wo er leider mit den Welser in Streitigkeiten geriet und bald darauf starb. Die Aussichten für das ganze Unter-

nehmen schienen überaus ungünstig; anstatt der erwarteten Erfolge hatten die Augsburger Herren bisher lediglich Opfer gebracht. Die Welser waren indessen nicht die Männer, so leicht zu verzagen, sie entschlossen sich im Gegenteil zu einem letzten, gewiß für sie sehr schweren Opfer: des ältesten Teilhabers ältester Sohn, der Erbe des großen welserschen Namens und der welserschen Reichtümer, Bartolomä Welser, ein hoffnungsvoller junger Mann von 28 Jahren, sollte selbst über den Ozean gehen, im Welser Lande nach dem Rechten sehen und demnächst an die Spitze der dortigen Verwaltung treten. Im März 1541 traf der junge Welser, „ein verständiger Gesell" nennt ihn Philipp von Hutten, der schon mit Hohermuth als Hauptmann hinübergekommen war, in Coro ein, und bald zogen die beiden Männer zu einer neuen Expedition ins Innere. Dürftig nur fließen die Quellen über den Verlauf dieses, fast fünf Jahre dauernden Entdeckungszuges — das Dunkel, das über ihm ruht, lichtet sich erst, als die Expedition auf der Heimkehr war, als sie ein gräßliches Schicksal unweit der Küste traf.

Während der Abwesenheit Welsers und Huttens hatte die spanische Regierung nämlich von Sankt Domingo aus einen neuen Statthalter nach Coro gesandt, Juan de Caravajol. Als wohl wider dessen Erwarten die Expedition heimkehrte, und seine Herrschaft gefährdet schien, zog er ihr entgegen; es kam zu Streitigkeiten, schließlich ließ der Spanier Welser, Hutten und einige ihrer Getreuen in Ketten legen und in der Charwoche des Jahres 1546 — der Tag ist nicht ermittelt — unter einem großen Baume, der vor der Kirche der Ansiedlung Tocuyo stand, von einem Sklaven mittelst eines stumpfen Waldmessers abschlachten.

Das war das Ende der Welserschen Herrschaft in Klein-Venedig. Zwar übte die spanische Regierung Gerechtigkeit, insofern sie den Mörder der deutschen Führer an derselben Stelle, an der Huttens und Welsers Blut geflossen, hinrichten ließ; zwar blieben die Welser noch ein Jahrzehnt die nominellen Besitzer von Venezuela, aber sie verfolgten das Unternehmen nicht weiter. Zu schwer waren die Opfer die sie gebracht — am schwersten und unersetzlichsten durch den schrecklichen Tod des Erben ihres eigenen Hauses. Die Mähr vom „deutschen Indien" war ausgeklungen, die Kunde von den tapferen Zügen der Welserleute geriet allmählich in Vergessenheit, und wenn man von ihnen noch sprach, so geschah es höchstens im Sinne der zeitgenössischen spanischen Geschichtsschreiber, die guten Grund hatten, die ganze Unternehmung im ungünstigsten Lichte darzustellen, schon um die Tragödie, mit der sie schloß, zu verschleiern. Und doch war es ein spanischer Dichter, dem wir die besten, einzig unparteiischen Überlieferungen über die Schicksale des Welserreichs verdanken. Juan de Castellanos, in seiner bewegten Jugend selbst ein Genosse der ersten Besiedler Südamerikas, in seinem Alter ein frommer Geistlicher, hat uns „Elegien über Helden Indiens" hinterlassen, in denen mehrere Gesänge von den Welserzügen handeln. Er ist der einzige, der mit edler Unparteilichkeit den deutschen Bestrebungen gerecht wird und sie unmittelbar neben diejenigen seiner Landsleute stellt. Beginnt er seinen Welsersang doch mit den Worten:

„Von Heldenthat will ich und Ritterehr
Der Spanier und der Deutschen jetzo singen,
Von Männern, stark in Waffen und in Wehr,
Von blutigem Ringen, mutgem Vorwärtsdringen,
Von Sieg und Unglück, Märschen, heiß und schwer,
Von Not und Tod, von ernsten großen Dingen,
Die reich an Opfern sind und wert des Ruhms,
Gleich dem Geschichtenkreis des Altertums."

Briefkasten.

Herrn v. P. in F. Die in unserm Eberlein-Artikel im Frühlingsheft veröffentlichten Schöpfungen dieses bedeutenden Künstlers sind einzeln nicht im Kunsthandel zu haben. Eine Anzahl derselben finden Sie aber in prächtigen Heliogravüren- u. a. Nachbildungen in dem Prachtwerk: Aus eines Bildners Seelenleben. Plastik, Materei und Poesie von Gustav Eberlein (Verlag von W. Schultz-Engelhard, Berlin). Näheres im Inseratenteil dieses Heftes.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Zwei Frauenköpfe, der eine von dem in München lebenden Maler Alfred Seifert, der andere von Tito Conti, dem Florentiner! Beide Künstler haben sich als Maler weiblicher Schönheit einen Namen gemacht. Sie suchen ihre Aufgabe darin, dem reizenden Modell, das sich ihnen bietet, durch Beziehungen allgemeiner Art, durch psychologische Vertiefung noch einen Reiz mehr zu geben. Der hübschen „Bertha“ mit ihrem Spitzenhäubchen und breitem Halstuch schaue man ins Auge, das tief im Nasenrücken verborgen liegt, derart, daß es fast überschattet wird. Der fragende Ausdruck in ihrem Köpfchen, die jüngferliche Neugier, die aus ihr spricht, hat dort ihren geheimnisvollen Sitz. Das Auge der Orientalin ist kleiner, aber unbefangener. Der Charakter des Kopfes beruht auf dem leise geöffneten Mund, dem sinnlich starken Mund, den stark geschwellten Linien der Nasenflügel. Dort sitzen die ihre Leidenschaftlichkeit verkündenden Züge. Es mag dem Beschauer überlassen bleiben, die Geschichte weiter zu träumen, welche diesen beiden sich ähnlichen und doch seelisch so verschiedenen Wesen vom Schicksal vorbehalten ist. —

Emil Rau erzählt seine Anekdote bis zu Ende. Wir sind in der aus schweren Stämmen gezimmerten Blockbau-Sennhütte. Die Mirzel hat ihrem Bub'n das Essen bereitet, die Schüssel steht wieder leer auf dem Herde. Er hat die „Kraxen“ in die Ecke gestellt, mittelst welcher er ihr das Notwendige vom Dorf aus zutrug. Sauber glänzt das Geschirr auf seinem Gestell. Denn sie wußte wohl, daß heute der ersehnte Besuch kommen mußte. Selbst die Katze hat sich geputzt und schnurrt behaglich auf der Bank. Und nun da sie ihm mit dem Span vom Herdfeuer selbst die Pfeife anzündet — da hat's eben „Feuer gefangen!“

So war's auch dem armen Invaliden gegangen, den uns Karl Gebhardt in München vorführt. Jetzt geht sie freilich am Arm eines Kameraden den Waldweg entlang, der vom altertümlichen Städtchen hinauf zum Aussichtsturm führt. Und wie kokett sie lächelt, wie zierlich sie das Röckchen aufhebt, tief ins Gespräch versunken. Sie waren zusammen mit König Friedrich in den Krieg hinausgezogen, nach sieben schweren Jahren waren sie heimgekehrt. Oft hatten sie zusammen das alte Soldatenlied gesungen:

„Und wenn es Friede heißt,
Wo wenden wir uns hin?
Gesundheit ist verloren,
Die Kräfte sein dahin!
Da wird es ja wohl heißen:
Ein Vogel ohne Nest,
Geh' Bruder! Nimm den Bettelstab,
Soldat bist du gewest!“

Die herbstlichen Blätter fallen von den schon kahl gewordenen Bäumen. Der Invalide sitzt auf der sauber geschnitzten Bank des Parkes, den Arm auf das erhaltene Bein und das Kinn in die Hand gestützt, und sieht dem glücklichen Paare nach. — „'S war nur ein Traum ...“

Ist bei den beiden Frauenköpfen von dem seelischen Ausdruck gesprochen worden, so ist's wohl auch hier einmal der Mühe wert, zu prüfen, worin er bei diesem Genrebilde liegt. Man sieht von der niedlichen kleinen Mädchenfigur fast nur den Rücken, vom Kopf den Zopf, die zierliche Haube, die Umrißlinie der Backe, die keck hervortretenden Augenwimpern und einen ganz kleinen winzigen Stumpf von der Nase. Der Ausdruck ist auf eine Fläche konzentriert, die dem Viertel des Nagels am zierlichsten Finger zierlicher Frauenhand entspricht. Dort liegt der ganze Konflikt der gemalten Anekdote: Ist die Kleine dem trauernden oder dem gesunden Soldaten geneigt? Aber ein winziges Einziehen der Backenlinie zum Grübchen lehrt, daß sie lächelt und der Zug der Augenwimpern zeigt, daß sie dem ernst Daherschreitenden voll ins Gesicht schaut, und der leise Druck ihres linken Armes, das kaum bemerkbare Hinüberneigen des Oberkörpers gegen den umfassenden Arm spricht von Hingabe. Er sieht's, der Mann mit dem Stelzfuß und der Beschauer des Bildes sieht es auch: „'S war nur ein Traum ...“

Heinrich Kohnert in Berlin gehört zu der in der Reichshauptstadt heimischen Landschafterschule. Sein Darstellungsgebiet ist die norddeutsche Hochebene. Seit Jahren hat er sich aber neben der Malerei auch darauf verlegt, Radierungen zu fertigen. Anfangs hat er hierbei fast ausschließlich seiner Freunde Bilder auf die Kupferplatte übertragen. Die schönen Blätter, in welchen er nach C. Saltzmann die deutschen Kriegsschiffe „Oldenburg“ und „Niobe,“ dann ferner nach dem Bilde des Casseler Maler Kolitz das „Gefecht bei Bendôme,“ nach C. Kröner eine „Morgenlandschaft mit Hochwild“ darstellte, sind von den Berliner Ausstellungen her unvergessen.

Besonders beachtenswert sind aber seine Originalradierungen: Die „Auerhahnbalze,“ „Frühlingsmorgen bei Tegel,“ „Abend am Crossinsee“ und „Im Spreewald,“ welches 1891 auf der Internationalen Ausstellung Aufsehen erregte und das wir heute in zwar verkleinerter doch das Original genau wiedergebender Nachbildung unseren Lesern vorlegen. Sie werden die stille Poesie, die fleißige, bis in die letzte Einzelheit getreue Wahrheitsliebe, den echt deutschen Charakter, der aus dem Blatte spricht, zu würdigen wissen.

Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Druck von C. Schönert.

Digitized by Google

Eine Dame nach der Mode. Nach dem Gemälde von van den Bos.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 12, August 1893.

Hab' ich Recht oder nicht?

Erzählung von

Ilse Frapan.

(Abdruck verboten.)

Nee, wissen Sie, das is nix! Gewiß, ich sag das ja selbst, daß einen da manchesmal das Herz bei bluten thut, un wir wissen da woll alle 'n Lied von zu singen, alle nach die Bank hier in Blankneſ', denn in unsen Stand is das je ostmals, un das Wasser hat keine Balken. Aber ich sag denn man ümmer: ‚wir stehn alle in Gottes Hand,' un ich sind', das is nich in Ordnung un sogar höchst unrecht, denn schließlicherweise wird man je mit bange, denn das sticht an, un wo kämen wir da woll hin, — je, is es nich wahr? Aber das gibt Leute, die is das Leben noch nich sauer genug, die gehn bei un machen sich das selbst sauer. Nee, kucken Sie, wenn die Mannsleute nu selbst das Bebern kriegten, un wenn sie an Bord gehn, dächten sie an nichts wie schlecht Wetter un Auflaufen un Cyklopen [1]) un wat weet ick all', — na, dat kunn good warrn! Ach, du lieber Gott, da is so all genug bei vermacht, — denn könnten sie ja die großen Dampfer man gleich zu Kaffeeholz hacken, bloß daß sie nu meist garnich mehr von Holz gebaut werden, sondern von Eisen, — un daß wir denn auch keinen Kaffee mehr haben thäten, denn die Kaffeebohnen, die könnten je denn auf die Bäume versaulen. Un was die großen Rheders sind, die könnten all' zumachen, un was mein Sohn is, der könnte denn auch einpacken, denn was thäten wir mit all die Lotsen, je, is nich wahr? Mein Sohn is Patentlotse. Meinen Sie, daß das kein Geld gekost' hat? Un nu muß er noch 'n Examen machen, un das is garnich so leicht, sagt er. Aber wenn einer man den Kopf dazu hat, denn hilft sich das woll. Un er hat den Kopf dazu, — nee, das is nu nich, weil das mein Sohn is, aber wissen Sie, es is in unsre Familie. Gott je, wir können da je auch nichts vor, nich? wir sind nu so geboren. Man kann sich das je nich geben, sag ich ümmer, aber so is meine Tochter auch; sie is all auf die Insel Wight gewesen, da soll das wunderbar schön sein. Je, da hat sie sich selbst die Freimacht zu genommen. Ich weiß garnich, was ich zu hören krieg! „Deern," sag ich, „Willemine,[1]) du hast das hier so gut un willst mir verlassen?" Aber sie hatte da nu mal Lust zu un wollte was von die Welt sehn. Un 'n sehr nette Madam kriegte sie auch, un wissen Sie, das is je nu ümmer schön, un was hat sie nich all schenk' gekriegt. Beinah zwei Jahr is sie weg gewesen, un wie sie wiederkam, sagt mein Mann zu ihr: „Deern, was bist du breit [2]) geworden," un das war sie auch un is sie auch, un das muß ich Ihnen nu auch man grabeaus sagen: was die ganzen Feinen [3]) sind, da is keine Freude bei, je, so mit achzehn will ich nich sagen, aber, wenn die mal vierzig Jahre alt sind, denn sünd sie so geel un knubberig,[4]) denn müssen sie einem noch 'n Thaler zugeben, sonst mag man sie nich ankucken! Wie alt taxieren [5]) Sie mir nu woll, daß ich bin? Zweiundvierzig? Hoho!

[1]) soll heißen Cyklone.

[1]) Wilhelmine. [2]) stark. [3]) ganz Schlanken. [4]) gelb und knochig. [5]) taxieren.

dat hebbt wi hatt! nee, min beste Mann, tweeunsoftig möten Se seggen, bedenken Sie bloß, mein' Willemine is je all sechsunzwanzig, un mit fünfunzwanzig, hab' ich mir verheirat'! Nee, die Deern das is 'n fixe Deern, so 'n paar rote Backen; das lacht un lebt allens an ihr. Sie kommt mich ganz nach, sagt mein Mann, un darum konnte mir das je nu auch erst ärgern, als das anders kamen that. Denn sehn Sie, wenn man doch so Nachbar'n is, denn kommt das je ganz natürlich, daß die Gören zusammen jachtern,[1]) un passen that es auch soweit, weil sein Vater, was der alte Peter Schierholdt is, zu ganz dieselbe Steuerklasse angesetzt war, wie mein Mann. Un das is doch nu ümmer schön, denn von die Liebe kann man nich leben, un wie konnte mir nu woll so was in 'n Kopf kommen, daß dieser Jung, dieser Gorg[2]) Schierholdt andre Absichten hatte — un denn nu Hede Rehr, oben von 'n Süllberg, die Wochenwärterin Rehrsch ihre Tochter! Mit vier Jahr war sie all mal halb weg[3]) in die Krämpfen un mit zwölf konnt sie noch knapp über'n Tisch kucken! Aber so sünd die Mannsleute, man weiß nie, was sie in 'n Kieker haben.[4]) Un ich weiß das noch recht gut, da war sie so 'n sechs sieben Jahr, da komm ich mal auf 'n Nachmittag nach den Süllberg rauf, — die Wirtschaft war da noch nich, bloß so 'n kleine Kathen, wissen Sie, un denn allens Tannen un Heidekraut, un der Sand, der ging einem oben in die Toffeln[5]) rein. Da komm ich bei Rehrsch ihre Wohnung vorbei, — sie hatt 'n kleine Stube in eine von die Kathen[6]) — un seh auf die Schwelle so 'n jämmerliche kleine Deern sitzen, das Haar so zottelig un die Backen wie Käse un Karmelk,[7]) un so 'n magere kleine Schultern, bloß 'n Handvoll.

„Kleine Deern," sag ich, „was hältst du dich denn die Augen zu? hast du kein Strickzeug in die Hand zu nehmen?" Da nimmt sie die Finger von das Gesicht un kuckt mir so groß an, — mich lief das ganz kalt übern Puckel, so 'n paar Augen hatte die Deern! Rehrsch kam aus die Thür un sagte, ihre Hede könnt nich strichen,[8]) sie würde denn so hibbelig.[9]) „Lassen Sie ihr mal jeden Nachmittag zehn Nath strichen, denn gibt sich das," sagte ich. Aber da meinte Rehrsch, die kleine Deern wär' zu ungesund. „Herrjes, was fehlt ihr denn?" fragte ich. Je so und so und sie könnte was sehn, un das wäre man das Unglück. „Je, was sollt sie nich sehn können, sie hat je zwei Augen?" sag ich. Nee, sie thät mehr sehn, als anner Leute Kinner, un Rehrsch möchte das garnich sagen, aber seit einige Zeit käm' da ümmer en Sarg vorbei, un da wär Schuster Propper in. Nu denken Sie sich mal so 'n Dummheit, mein beste Mann. „Das' aber 'n büschen zu bunt," sag ich un zeig Rehrsch meine Schuh, denn ich kam eben in Augenblick von Schuster Propper raus, un er hatte mir grade vorgeschuht un 'n paar neue Achterflicken[1]) gemacht, denn mit unsr' Pflaster hier in Blankenes', da können wir kein' Staat machen; je, is nich wahr? Da sagt Rehrsch, sie könnte da auch nichts für, daß ihre Kleine so ungesund wär, aber sie glaubte da doch an, un Schuster Propper käm' ihr man kühm[2]) vor, un wenn das man nich was zu bedeuten hätte. „Komm, kleine Deern, woll'n mal in seine Werkstelle gehn, er ißt grade Häring un Zwiebeln," sag ich un faß das Gör an'n Arm. Da fängt sie 'n Geheul an un schreit „nee! nee!" un fliegt an Hände un Füße. Ich wurd ganz doll. „Neien[3]) Sie ihr mal durch, daß sie doch weiß, warum sie schreit," sagt ich. Je, sehn Sie, mein bester Herr, wenn einer verrückt wird, denn kriegt er das zuerst in 'n Kopf, sag ich ümmer, un wenn man das zu rechter Zeit ausprügelt, denn verwächst sich das wieder. Aber da wollt ja nu Rehrsch nichts von wissen. Sie that ihr noch übereien[4]) un begöschen[5]), un das Gör hatte sich unter ihren Platen[6]) verkrochen und brüllte in einen los. „Wenn das meine wär', denn kriegt sie 'n Eimer kalt Wasser über'n Kopf," sagt ich. Un das soll wirklich gut sein. Un Rehrsch wurde da noch ganz eklig über. Aber was glauben Sie woll? Nach knapp fünf Wochen kommt Schuster Propper seine Frau un hat ganse dicke Augen, un so un so, un sie wollte das Geschäft fortsetzen, — da war er tot. „Nu segg ick aber nix, wenn ick dodt bün!" sag ich zu sie, denn ich dachte je natürlich gleich an dem Gör, un mich kroch das orrendlich kalt den Puckel längs.

[1]) spielen, toben. [2]) Georg. [3]) halbtot. [4]) beabsichtigen. [5]) Pantoffeln. [6]) Hütten. [7]) saure Milch. [8]) stricken. [9]) aufgeregt.

[1]) Absätze. [2]) matt. [3]) prügeln. [4]) streicheln. [5]) beruhigen. [6]) Schürze.

„Ick will den Dübel dohn! ick gah gor nich mehr rop an 'n Süllbarg, ich kann je man Schuster Lehmann hier dichten bei nehmen, das is auch soweit 'n ganzen orrendlichen Mann." Nee, können Sie mich das groß verdenken? Das alte dumme Gör hätt' mir ja auch in das Sarg reinkucken können, un nachher wär das auch wahr geworden. „Keine zehn Pferde!" sagt ich zu Proppersch. Denn jeder is sich selbst der Nächste, is nich wahr? Un mit Witwen ihr Geschäft fortsetzen kommt selten was nach. Ich dacht mich das gleich, daß das mit Proppersch nichts würde, denn sehn Sie, zweihunnert Mark Miete, das is zuviel für 'ne Witfrau auf zu sitzen, die muß höchstens auf hunnert, oder sagen wir hunnert zwanzig auf sitzen, denn sehn Sie, sie thät das je nich selbst, sie kann je nicht beigehn un schustern, sie muß je 'n Gesell halten. Haben Sie ihr nich gesehn? Unten an 'n Ewer is sie, da kommen Kantoffeln, auch Kohlen mal mit; achhott ja, sauer is das je man, un gestern saß sie auf meine Treppe mit ihren Kantoffelsack. „Beten utruhn?" sag ich zu sie. „Nee, es wäre bloß, sie hätte mit Erlaubnis zu sagen 'n Schweinsbeule auf'n Puckel, un da drückte ihr nu der alte Kantoffelsack immer auf," meinte sie. Sehen Sie, mein beste Mann, sie soll das doch mal all gutmachen; ihren ältsten Jung, was der is, der is all sieben Jahr weg, un ihre eine Tochter, die is bei das vierte totgeblieben, un wenn sie den Schwiegersohn nich das Geld mit Gewalt abnimmt, denn kriegt sie keinen Schilling zu sehn, denn das is so'n leichten, so'n finen Swienegel, weeten Se woll, de bruukt dat grootnödig ut 'n Hus. Ach, du leewer Gott, mit de Mannslüd' is ook nich veel los. Een is 'n Püttenkieker, [1]) un de anner is 'n Suput, [2]) aber dat is all egal, good oder nich good, in de Welt dar heet dat immer: „Mannshand hört baben," da is nix bi to maken. Un nu könt Se sick denken, wat ick seggen däh, as min Dochter da nu mit to Hus käm. „Gorg Schierholdt un Hede Rehr? ick schree mi dodt," segg ick, nu das können Sie mich woll zu glauben, mein beste Mann, denn ich hätte das gern gesehn un mein' Willemine auch; die Deern, die hatte so'n Kopf, als sie rein kam. Je, kann einen das nicht ärgern? Er war je noch den Tag vorher bei uns ans Heck [1]) gewesen un hatt' so recht von Herzen gelacht mit sein' Kalkstummel zwischen die Zähne. Willemine, sag ich, Deern, es kann jewoll nich angehn; was is Rehrsch? un was hat Rehrsch? Sie geht je noch immer aus Wochenwarten un was die alt aasige Deern, die Hede, is — —" Nee, sagte Willemine, aasig wär sie nicht, sie hätt ihr bei den Krämer Mörbach getroffen, un wie sie weggegangen wär, die Grube rauf, da hätten ihr zwei feine Herren ümmerlos nachgekuckt. Ich konnt das garnich glauben. „Denn hatt' sie woll schiefe Hacken an ihre Stiefel gehabt, oder 'n schwarze Nase, oder ihr Unterrock hat raus gekuckt?" Nee, sie hätt ganz nett ausgesehn in Zeuge, ihr Haar in zwei Zöpfe um 'n Kopf un 'n rosa Kattunkleid an, orrendlich mit zwei ganze kleine Plissé [2])-fallen un 'n schwarzen Ledergürtel. Ich konnte mir da über ärgern, denn Gorg Schierholdt is 'n ganzen orrendlichen Menschen, un er hat auch all Aussicht, auf die Brigg, wo er Steuermann war, Kaptein zu werden. „Sall ick di wat seggen, Willemine? Du kannst mi duern! Das soll doch mit 'n Deubel zugehn, daß en großes Stück wie du büst, sich das gefallen läßt un läßt Hede Rehr sich überkommen." Un da gab ein Wort das annere, wissen Sie woll, un da nahm sie sich die Freimacht un ging weg mit 'n Herrschaft nach die Insel Wight, wo es so wunderbar schön sein soll. Nee, segg ick, dat is mi 'n beten to bunt, und wenn mich der Gorg noch mal über der Schwelle kommt, denn soll er mal was beleben. Aber er kam je gornich! Mit kein Auge kriegte ich ihm zu sehn, un wohnt doch dicht an mir. Komisch, nich? Aber das war jewoll orrendlich, als wenn er mich aus 'n Wege gehn that, un als wenn ihn das ahnte, daß er bei mich noch 'n Schinken in Salz hatte.

Bloß einmal auf'n Abend komm ich da von Mühlenberg her, denn Willemine, wissen Sie woll, die war je nu in' Bösen weggegangen über all den Aaskram, un wenn ich was von sie wissen wollte, denn mußt ich nach Trina Meier gehn, an der schrieb sie allens un allens, denn das is ihre beste Freundin. Es war all'n büschen düster un

[1]) Topfgucker. [2]) Saufaus.

[1]) Die Hecke. [2]) Plisséfalten.

so'n rechtes ekliges Wetter, 'n alten kalten Wind in die Büsche, un ich mach, daß ich zu Haus komm, denn wenn ich nich von Weg zu Steg sehn kann, denn frag ich da nichs nach, rumzulaufen. Un wissen Sie, das is so wie so nich so schön bei die Fabriken; wenn ich all die alten Riemens un Tauens un wat nich all is, so über meinen Kopf fusen un brusen hör, achhott achhott nee, denn bück ich mir immer, daß sie mir man nich zu fassen kriegen, un mir in 'n Dutt [1]) zusammendrehn, wie sie das mit Schuster Propper sein' einen Jung gethan haben. Aber das is all' Bestimmung, wissen Sie; der Jung, der hatt' je bloß en Messer hingebracht zu'n Schleifen, und wie ihn sein Vater wieder zu sehn kriegt, da is er in ein' Dutt! Hören Sie mal, den Schreck, als ich da grade über zukomm' und der da raus getragen wird in 'n Torfkorb! — Ich sagte es auch gleich zu meine Willemine: „dat vergeet ick noch in veertein Dag nich!" Un wissen Sie, das is auch Schuster Propper so auf die Bost [2]) gefallen, und er war so man ümmer 'n büschen schwach auf die Bost.

J, was wollt ich man noch sagen? Was war das man noch? Je, richtig, von diese Deern, von diese Hede Rehr. Die begegnete mich nämlich da unten bei Mühlenberg, — wissen Sie, wo ansteht: „Frauenbadeplatz." Die Bäume hängen da so gans rundum, das is grade wie so'n Haus, und in den Sand, da sünd ümmer so'n Löcher, denn wenn das Flut is, denn schwemmt das ja über, und in die tiefsten Löcher, da is ümmer 'n büschen Wasser in, und diesen Nachmittag war da allens reingeweht: Heu und Holz und Zweige, das sah da aus, wie in 'ne Räuberhöhle, wie in so'n Stube, wo vierzehn Tage kein Besen angekommen is. Wärst da man erst durch, denk ich noch so recht bei mir und nehm' mein Kleid in der Höhe. Miteins singt da was, 'n ganse hohe Stimme; herrjes, wo kommt die denn her? Ich kuck mir um, — allens wieder still! Ich geh 'n büschen weiter, — das war je all schummerig, [3]) müssen Sie wissen, — da hör ich was lachen. Na, Sie können sich woll all denken! Unter die Brummelbeeren [4]) saßen sie, Gorg Schierholdt mit Hede Rehr auf den bloßen Sand un hatten sich da wunder was zu verzählen. Ich kriegte das Fliegen an Hände un Füße! Na, das 'n nette Masik, [1]) denk ich bei mir, willst doch mal sehn, was die fürn Gesicht machen. Aber sie schenierten sich garnich, bloß daß die Hede Rehr 'n roten Kopf kriegte. Nee, wissen Sie, alles, was in orrendlichen Dingen besteht, aber dies argerte mir doch. „Ick dach all, dat sünd twee ut de Fabrik," sagte ich un kuckte ihr scharf an. Da nimmt ihr der Jung, der Gorg Schierholdt, noch recht in 'n Arm und sagt: „in veertein Dag hebbt wi Hochtied." „Veertein Dag is noch lang hin," segg ick, „dar kann noch Gott weet wat passieren." Denken Se sick, dar grabbelt [2]) de Deern na Gorg Schierholdt sin Hann' un holt sick dar an fast. Mi woll se gornich ankieken. „Wat anstännige Mätens sund, de gahn nu to Hus; 't ward je all düster," segg ick. „Wi kamt gliek na," seggt Gorg Schierholdt un kiekt mi mit fürige Ogen an. „Dat is so schön vun' Abend," seggt Hede Rehr un holt sin Hand fast. Un ick stunn dar un beber' an Hann' un Fäuten, so büll gung de Wind, 'n richtigen Soldatenwind, [3]) weeten Se woll. „Du sallst man min Dochter sin," segg ick, nee, weeten Se, ick kunn dat nich helpen. Da kuckt sie mir gans ängstlich an mit ihre großen Augen. „Fang man nich an zu plinsen, [4]) Deern," sag ich, „magst ihm denn leiden?" Da lachte un weinte sie in einen Putt un nickte mit'n Kopf. Warum sie ihm leiden möchte. Warum? Er hätte immer so schöne warme Hände! Nu denken Sie sich mal! Weiter wußt sie nichs, un dabei kuckte ihr der Gorg an, daß mich gans komisch wurde. Achhott, man is je auch mal jung gewesen, nich, mein beste Mann? „Na, verkäult [5]) ju man nich," sag ich un ging ab. Aber was hilft das all, wenn die Leute nich zusammen passen? Diesen großen starken Gorg un denn diese Hede, die der Wind durch alle Knochen pust. En büschen hatte sie woll ausgelegt, [6]) ins Gesicht war sie gans rund un 'n büschen Farbe hatt' sie auch gegen früher. Das war ihre beste Zeit damals. Aber achhott, gegen mein' Willemine war sie un blieb sie

[1]) Klumpen. [2]) Brust. [3]) Dämmerung. [4]) Brombeeren.

[1]) Musik d. h. hier Geschichte. [2]) fühlt, greift. [3]) umspringender Wind. [4]) weinen. [5]) erkältet. [6]) zugenommen.

'n Talglicht. Un denn dies Bange, ümmer gleich Waſſerziehn,[1]) wenn ihr einer ſchief ankuckte; — „wenn ich Gorg Schierholdt wär, mich würde da nich beſſer bei, un wenn das man gut geht," ſchrieb ich noch denſelben Abend an meiner Willemine, denn ich war doch immer die Mutter dazu, un wenn mir die aaſige Deern auch ſo gekommen war,[2]) ich könnte ſie doch nich böſe ſein, denn ſie hätte mich all zweimal durch Trina Meier was geſchickt, einmal 'n paar ſchöne Blumentöpfe, — hab ich ümmer ſo gern, wiſſen Sie, vorn Fenſter ſtehn, Sie auch? un einmal en ſchwazſeidne Schürze ganz mit ſchwaze Perlen überſtickt. Ja, 'n gute alte Deern is das, wiſſen Sie, nee, da kann man nichs von ſagen, ich bin nich ſo blind gegen meinen Kindern, aber was ich an ſie habe, das weiß ich recht gut. Mein Jung is auch ſo, lauert mich das ab, was ich woll gern haben will und kommt da denn mit anzuſleppen. „Jung," ſag ich, „verklenter[3]) dein Geld nich, ich trag das je nich mal," aber ich will man ſagen, man ſieht doch den Willen! Un Gorg Schierholdt, gans dasſelbige! Ümmer ſidel, ümmer kandidel[4]) un ümmer mit Zuſtecken,[5]) — denn mal 'n hübſchen ſeidnen Tuch un denn mal 'n kleine Kiſte mit getrocknete Pfirſich aus die Weſtküſte, je ſo was fiel da allens bei vor, — ich bin je ſeine zweite Mutter, ich hab da je Gevatter zu geſtanden. Un nu miteins allens für dieſe Hede Rehr, na, Sie können ſich woll denken, wie mich zu Mute geweſen is, un meine Willemine auf die Inſel Wight. Mich freute das man bloß, daß ſie da ſoviel ſchenkt kriegte, denn fühlte die arme Deern das doch nich ſo, — denn ſehn Sie, dieſe Hede Rehr hatte je nu zwei Krallenketten[6]) um'n Hals un 'n ganſe kleine Krallenbroſch vorſtecken, un das konnt man je mit 'n Fuß fühlen: die alte Rehrſch bei ihr Wochenwarten konnt' ihr das nicht ſpandieren,[7]) da ſteckte bloß der Gorg hinter. Na, ſie fehlte das nu auch grade noch, ſag ich Ihnen! Mit ihr pebriges[8]) Geſicht, — ihre weißlichen Haare, dat Haar ſeg ümmer ut, as wenn de Muſ' dabi weſt wären! Je, denken Sie mal an, ſogar auf ihre Hochzeit! Als wenn das Federn waren, ſo ſtanden ſie ihr um den Kopf. Das regente alles, was von Himmel runter wollte, an den fuſzehnten Auguſt, — ich weiß das noch, daß den Tag die Hochzeit war, den an'n fuſzehnten is ümmer mein' Willemine ihren Geburtstag. Hören Sie mal, das hätten Sie ſehn ſollen! Rehrſch ihre kleine Kathe mit Kränſe von Eichenblätter un Gorginen, un denn ſtehn da zwei ſo'n große Bäume vor Thür, da waren ſogar auch noch Kränſe zwiſchen. Nee, hören Sie mal, das war mich nu doch 'n büſchen zu pütcherig![1]) Ich ſagte ihn das auch, nee, wiſſen Sie, ich nehm denn auch kein Blatt vor'n Mund, — was man runterſchluckt, das thut einen nich gut. „Gorg," ſag ich, „das' aber 'n büſchen pütcherig, das' ja, als wenn hier 'n Klub kommen will, das' ja beinah, wie bei Sagebiel." „Hab ich all' ſelber angenagelt," ſagt Gorg un will ſich totlachen, „heſt min Brut all ſehn, Vadderſch?" Indem machen ſie grade die Kammerthür auf, un 'n ſeine Dame mit 'n weißes ſeidnes Kleid un 'n Schleppe an, kommt raus. Na, da hörte doch nu würklich alle Gemütlichkeit auf, is nich wahr? En weißſeiden Kleid für Hede Rehr, die Wochenwärterin Rehrſch ihre Tochter! Ich mußte flink 'n Schluck Portwein nehmen, denn mich wurde ganz komiſch. Sie ſah ſich garnich ähnlich, ich mußt ihr immerlos ankucken. „Na wat ſeggſt du to min Brut?" fluſtert Gorg mich zu un grient, „is ſe nich fin?" Ick ſegg: „Kleider machen Leute." Ja wiſſen Sie, das mußte er doch haben. „Das ſünd bloß lauter große chineſiſche Taſchentücher, weiter nichs," ſeggt he, „da hat ſie ſich das Kleid von gemacht." „Mich kanns recht ſein," ſegg ick, „heſt du ehr de Döker mitbrocht?" „Verſteiht ſick," ſeggt he. „Un den Sleuer[2])?" ſegg ick, „dar kann ſe je gliek de Trepp mit ſegen." „De hew ick ook köfft[3])," ſeggt he. Nu wurr ick dull. „Wenn du ſo 'n Deern wullſt, de keen Hemd op'n Liew hett, denn harſt du ook woll noch 'n ſmuckere ſunnen," ſegg ick. Dor ſchüttel he ſin Kopf un ſäd: „Düſſe is mi recht." „Na, Glück damit," ſäd ick, „de Kutſchwagen ſteiht jewoll all vor de Dör, ji fahrt woll veerſpännig?" Nu kreeg he mi bi de Hand to faten, ick ſchull em vun Hatten Glück wünſchen. „Wenn't man wat helpen deiht!" ſäd ick.

[1]) weinen. [2]) mich ſo behandelt hatte. [3]) vergeude. [4]) aufrichtig. [5]) Schenken. [6]) Korallen. [7]) ſpendieren. [8]) blaſſes.

[1]) verrückt. [2]) Schleier. [3]) gekauft.

Rehrsch, wat de Ollsch wär, de kunn sick gornich helpen, de lachte öber dat ganse Gesicht. Je, lach' du man, dach ich, dat kummt manchmal anners in de Welt. Denken Sie sich, so'n Stücker sechs sieben Wagen vor Thür un denn für so'n Fischerstochter! Rehrsch ihr Bruder, was der Blockmacher Biel is, ging mit 'n Regenschirm über sein' alten hohen Hut an die Kutsche ran un sagte, sie könnten nu abfahren. Ich kuckte aus das Fenster zu. „Sall dat Brutpoar vorut oder achteran?" seggt de Kutscher. Blockmacher Biel kiekt em an mit de Hand achtern Ohr, denn se is 'n beten hatt[1]) von Gehör. „Ick weet ook nich, gans as dat Mod is," seggt he. „Wi fahrt vorut," röppt Gorg Schierholdt, kriegt sin lewe Deern bi de Hand to faten un geiht ut de Dör. Rehrsch mit 'n Schirm löppt ehr na. De bunten Flaggen hungen dal[2]), as wenn hier dree Dutz rode Taschendöker wuschen wörn un drögen schulln. Un mit eins fällt die Braut en ganzen roden Tropfen grade auf die Bost von ihr weißes Kleid, das sah aus wie Blut. Sie wurd miteins blaß un kuckte in der Höhe un wischte an den Fleck rum, ich konnt das all' sehn von' Fenster. Mitfahren thät ich nich, nee, wat schall ick mi da 'n Kutsch vor spandeeren[3])! Un der Gorg, über den Jung mußt ich lachen, der nimmt die alte Schleppe un wickelt ihr auf, als wenn das so'n Ankertau is un denn legt er den ganzen Knaul bei die Braut in 'n Wagen. Na, nu ward good, segg ick, in de Kutsch is all wedder 'n Kranz! „Un da is noch een," säd Madam Meier, de grad bi mi stunn, un wist op de natten Bütt[4]) un Rochen, „de hewt se mang de Flaggen hangen laten, un sitt' all vuller Fleegen." „Dat is hier allens hulterpulter[5]) gahn, haben fix un ünnen nix," segg ick. „Dat is noch de Vernünftigste," säd Madam Meier, „as nu Blockmacher Biel mit sin Fro und Dochter instegen däh," un sie hatte ganz recht. Greten Biel mit ihr großkorirtes[6]) Kleid sah beinah wie mein' Willemine aus. Grünschottisch, wissen Sie woll. „Einfach is ümmer schön," säd ick, „einfach und praktisch, wir sünd nur für dem Praktischen." Bei den letzten Wagen gab das noch 'n groß' Halloh, das war nämlich Klaas Mull sein' leeren Steinkohlenwagen, un Klaas Mull — er is so'n kleinen Dicken, wissen Sie — saß da selbst auf und lachte von einen Ohr bis am andern. „Wer will bi mi opstiegen?" schreeg he. „Geihst du ook to Hochtied, Klaas Mull?" schreegen de Gören. „I wo schull ick nich to Hochtied fahrn, ick hew je de beste Chaif'!" säd Klaas Mull. „Bedüd' dat Glück oder Unglück, wenn dat regent?" frog ick Klaas. „Dat is Glück, wenn 't de Brut in den Kranz regent!" säd he. Aber ick harr dar min eegen Gedanken bi, dat könt Se mi to glöben. Ja, haben Sie das vielleicht gehört mit die Kirche? Nee? So, ich dachte man, denn da is ümmer viel über gesprochen worden. Unser Pastor is 'n büschen kurz von Gedanken, wissen Sie, un denn will er doch allens in' Kopf behalten un schreibt sich nichs auf. Also, wie der Gorg mit seine eben angetraute Frau aus die Kirche kommt in Nienstädten, was meinen Sie woll, was sie da entgegenkommt? En Leichenzug! Der hatt' dar all 'n halbe Stunde gelauert, daß der Pastor das Sarg einweihn sollte, denn daß er die Trauung auf derselben Zeit angesetzt hatt', dat harr he rein vergeeten! Min beste Mann, weeten Se wat ick segg? He harr dat nich vergeeten, segg ick, dat is all allens so bestimmt west. Wieder[1]) segg ick nichs. Dat Sarg vor de Kirchendör, un de Brut witt, as de Kalk an de Wand! Nu weet ick all Bescheed, säd ick, nu könt wi dat aftöben[2]). Un is all' kamen, as mi dat ahnt hett. Wo lang is't nu her? Veer Joahr! Na, un in de veer Joahr is ook noch nich soveel passeert, wat nich Bestimmung west is. Dat wör rein, as wenn mi dat einer seggen däh: de lewt nich lang. Acht Dag' na de Hochtied gung 't all los. Gorg Schierholdt mußte nämlich acht Tage nach die Hochzeit in See. Je, du lieber Gott, dafür is er 'n Seemann. Un nu war er je all Kaptein. Für was is was, mein beste Herr! Wenn wir einmal Seemannsfrauen sind, denn müssen wir uns auch in unserm Schicksal ergeben, is nich wahr? Aber die Hede Rehr, die meinte jewoll, sie könnte mit, oder was nich war, genug, sie wollt sich garnich zugeben[3]). Sie is mit ihn nach Hamburg gefahren un an Bord gegangen

[1]) harthörig. [2]) nieder. [3]) spendieren. [4]) Butten. [5]) über Hals und Kopf. [6]) karriertes.

[1]) weiter. [2]) abwarten. [3]) darein finden.

un ſoll da ſchrecklich an Tag [1]) gegeben haben.

Un kucken Sie, das is all nix! Das mögen die Mannsleute all' nich! Wenn der Kaptein an ſein Schiff kommt, was hat er da nich all zu kriegen. De will dat, un de will wedder wat anners, un da nu ſo als jungverheirate Frau zwiſchen ſtehn, — er hat da je die Gedanken nich zu, mein beſter Mann. Ich kann ſie das auch gor nich verdenken. Das is nich ſo leicht, wiſſen Sie woll, un das is verantwortlich. Auf ſein Schiff, da is er König. Un ſo mit die Ladung, daß das all gut weggeſtaut is, daß das nich im Rollen kommt in See, un was die Paſſagierers ſünd, die mögen auch gern queſen [2]). Nee, ſo was is bei uns keine Mode, — was die orrendlichen Seemannsfrauen ſind, die ſagen ihren Mann zu Hauſe adjüs un damit hopp un hollah! Adjüs min ſöte Jung, un kam geſund wedder t'rügg. Je, is dat nu nich gans nett? Dat ſünd blot de Dummen un Appeldwatſchen [3]), de maken ſick un den Mann dat Hatt ſwar. Gorg Schierholdt mußt' wahrraſtigen Gott von Bord gehn un ſin Hede in 'n Ohnibus [4]) ſetten, de ſe bet an 'n Altnaer Bahnhoff bringen däh. „Nu ſwieg man ſtill," ſäd ick, as Trina Meier mi dat vertellen däh, „nu kenn ick ehr all vun achter un vör, nu hew ick 'nog vun de vertagene Deern." Is good! De Tied de geiht. Denn un wenn hew ick ehr ſehn, mal op de Straat, mal op'n Strand; alle twee Dag is ſe na Hamburg lopen an 't Kantor, as wenn ſe nu de einzigſte in Blankneſ' wär', de 'n Mann opt Water hett. Mi wunnert dat man, dat ſe ehr dar nich toletzt rut ſmeeten hewt. Dat ward je öberläſtig. Aber ſo'n Lüd', de ſünd nich uttokennen; ſe hewt ehr ſogar noch Koarten ſchickt, wenn ſe vun de Brigg „Abel" wat to hören kreegen. Ick bün je ook alle Mand [5]) an 't Kantor gahn, ſo lang as min Mann noch fahren däh, — hew mi dar de Heuer halt, dat ick wat to eeten harr mit min Kinner, aber dar heet' dat ümmer „gooden Dag un gooden Weg," un Koarten hewt ſe mi keen een ſchreeben! Nee, dat wör orrendlich, as wenn ſe mi los warrn wulln, wenn ick dar hen käm'. Un wat dat Geſicht angeiht, na, ſo ſchier un glatt as Hede Rehr bün ick woll ook noch weſt, dat könt Se all an min Willemine ſehn, wat hett de vor 'n paar Backen, nich? Ach, wiſſen Sie, ich könnte da ja weiter nich über klagen, und die Mannsleute ſünd ümmer achter mich her geweſen, was ſo die Fiſcher un Matroſen ſünd, mehr als einen, — bloß dieſe Hede, die wollt ümmer was anders ſein, un ihren Nagel [1]) der wurde ümmer höher, un die Mannsleute gefiel das, daß ſie ſo ſnutig un kribbſch [2]) wurde, wenn ihr mal einer um der Taille faſſen thäte. Mein eigen Jung, was der Patentlootſe is, kriegte mal ein' von ſie an 'n Hals, denken Sie ſich an. „Dat heſt du groot verdeent, wat ſökſt di nich 'n betere ut," ſegg ick. Dar lach he noch un ſäd: „ick hew dat ümmer mit Gorg Schierholdt hollen, wat ſchull ick dat nu nich mit ehr hollen, wenn ſe nu Gorg Schierholdt ſin Fro is." Je, da konnt ich auch nich viel zu ſagen, nich? Mit die Mannsleute is es grade wie mit die Fliegen, wo eine reingefallen is, da fallen noch mehr rein, das is nu mal ſo. Wenn ich ſag, „den Gorg ſeine Frau, die ſieht je aus, as Melk un Karmelk," glauben Sie, daß mein Jung das leiden wollte? „Se ward alle Dag nüdlicher, un ick wull gern mit Gorg aftuſchen," ſäd de dumme Jung. Aber das meinte er nich ſo, wiſſen Sie woll, er wollt mir bloß 'n büſchen piſacken [3]). Is good.

Das wurd Sommer. Rehrſch hatt' das Wochenwarten aufgegeben, Gorg Schierholdt hatte das nach ſeine Hochzeit nich mehr leiden wollen. Er hat auch 'n büſchen 'n Nagel, wiſſen Sie woll. Das war ihn nu zu wenig, weil er Kaptein von den „Abel" war. Den ganſen Dag ſaß Rehrſch bei ihre Tochter un half ihr auf Gorg Schierholdt töben. Denn in 'n Auguſt ſollt der „Abel" von Santos kommen, er war je nu übern Jahr weg un in das alte Santos, da is das je ümmer ſo mit das gelbe Fieber; ich weiß das man von mein' Schwager, den Steuermann. Das is da nämlich all ſo'n faules Waſſer in 'n Hafen, un denn ſchmeißen ſie da noch allens rein, vons Land un von die Schiffe, un wenn ſie da blos 'n großen Stein reinſchmeißen, ſagt mein Schwager, daß das von 'n Grund

[1]) Lärm verurſacht. [2]) klagen. [3]) Überſpannten. [4]) Omnibus. [5]) Monat.

[1]) Hochmut. [2]) unwillig. [3]) quälen.

aufgerögt wird, denn steigt da 'n furchbaren häßlichen G'ruch in der Höhe, un das dauert noch keine fünf Minuten, denn heißt das: gelbes Fieber. Auf 'n Mittag, Ende August war das, kommt mein Jung, was der Patentlootse is, mit 'n ganses langes Gesicht an. „Is dar wat passiert?" segg ick. „Ick weet nich," seggt he, „de „Abel" is dar nich un kummt dar nich, ick hew Rehrsch drapen, se gung in de Apthek." „Na wat nu woll Hede seggt," säd ick so. „Dat is dat je grade man," säd min Jung, „De Doktor is all dar west." „Dat wör woll beter, se gung na 'n Rheder, statts na 'n Doktor," säd ick. „Dat is dat man grade, de Rheder weet ook nichs," säd he. „Is de „Abel" denn nich richtig vun Santos afgahn?" säd ick. „Afgahn is he woll," säd he, „aber richtig is't nich, he harr dat gele Fewer an Bord." „Herrjes!" säd ick, „wat nu woll einmal Hede seggt!" „Se seggt nichs nich, se sitt gans still," säd he. „Büst du dar west?" säd ick. „Rehrsch säd, ick schull mit ropkamen," säd he. „Giwt se nich bull an?" säd ick. „Nee, se is gans bedöst," säd he, „se hett mi jewoll gornich kennt." „Ach wat," säd ick, „wir stehn alle in Gottes Hand, Gorg Schierholdt ward woll wedder kamen." „Dat hew ick ehr ook seggt, dat is, as wenn se gornich hören däh." Sehn Sie, mein beste Mann, ich konnt das nu nich ausstehen! Wat sünd dat for Kneep von 'n jung verheirathe' Frau, daß sie all gleich dem Hoffnungsanker sinken läßt und denkt, ihr Mann kommt nich wieder. Das könnt ich nu gornich über mein Herz bringen; nee, daß muß ich Ihnen man gradeaus sagen, das wär schlimm, wenn wir alle so wären. Und sehn Sie, das is je beinah in jeden Haus hier in Blankneſ', daß mal so 'n Maun oder Bräutjam oder auch 'n Bruder will ich mal sagen, nich wieder kommt! Die meisten haben all einen verloren, je — Rehrsch ihr Mann is je auch weg geblieben bei'n Sturm auf die Nordsee. Du lieber Gott, wat helpt dat all, wir können uns doch nich alle aufhängen, is nich wahr? Wenn Einer denn man was zu leben hat, sag ich ümmer, denn is das man halb so schlimm. Kucken Sie mal Kaptein Martens seine Frau an, wie is es die denn gegangen? Ja, ihn is das malört, daß er auf den Engländer raufgesegelt is und schneid ihn in die Mitte durch. Na, nu könn' sich woll denken. Patent is weg. „Ich hab das nich gern gethan," sagt Kaptein Martens, „un so un so, un der Nebel war so dick, ich bin da je auch bei über Bord gegangen." Helpt all nichs. Bis an 'n Kaiser is er gegangen, daß er dem Patent wieder kriegt. Meinen Sie, daß ihn das was geholfen hat? Die Schwindsucht hat er sich an 'n Hals geärgert, weiter nichs. Nu hatte die Martensch gornichs mit ihre drei Kinder. Was thut sie? Sie geht nach den Rheder hin un sagt: „so un so is mi dat gahn, min Mann is dodt, min Kinner sünd noch lütt, kön't Se mi nich wat behülplich sin." Und denken Sie sich, sie kriegt wahrraftigen Gott 'n Strickmaschine un nu hat sie all soviele Kunden, all die feinen Leute aus die Villas die Elbe längs kommen bei ihr. Das fiel mich nu gleich in' Augenblick wieder ein. Sallst man glieck na ehr rop gahn, denk ich so bei mich, das is je doch ümmer gut, wenn man 'n kleine Aussicht wieder hat, un wenn sie nu nich so mit Strickmaschine will, denk ich noch recht, vielleicht kann sie nach den Rheder gehn, daß ihr der was Anneres räth; die Leute, da fällt je Manches bei vor, die wissen da je auch auf zu lausen; meinen sie, daß ich ihr dazu kriegen konnte? Kein Gedanke an. Rehrsch machte mich die Thür auf mit so 'n dicke Augen; sowie ich 'n Wort sagen wollt, fing sie an mit: „scht! scht!" „Herrjes, is da was Kleines?" sag ich, nee wissen Sie, da konnt ich doch nu auch nich umhin. „Se will eben inslapen," säd Rehrsch un kiekt mi ganz kurlos[1]) an. Da kommt all 'n Geschrei aus die Kammer: „Is da 'n Brief? Wer is da! wer is da!" Un mit eins kommt sie da rein, wie so 'n Geist, sag ich Ihnen, mit ihre Haare um die Zähne, in 'n blanken Hemd. Nee, wissen Sie, so ließ ich mir nu nich vor Leute sehn, un wenn mich das Haus übern Kopf in Feuer stehen thäte! Ihre Augen, die gingen ümmer rundum, un denn schrie sie mal wieder: „Gorg ist todt, Gorg Schierholdt!" un denn mal wieder: „Das gelbe Fieber! das gelbe Fieber!" Ich ging an ihr ran un kriegte ihr bei'n Arm zu fassen: „Deern, versünnig' di nich, uns' Herrgott lewt noch." Dar keek se mi gans verbiestert an un säd: „De is ook dodt" un

[1]) Hülflos.

hung den Kopp, bet se mit 'n Vörkopp op 'n Disch söll. „Wat is denn los? wat weet Ji denn vun den „Abel?" säd ick to Rehrsch. Dar winkt nn plinkt de Ollsch na ehr Dochter hen, as wenn de 't weeten deiht. Und die Deern, mit 'n Kopf auf 'n Tisch, jammert miteins: „Auf die Klippe bei Montevideo, dar steht das Wrack, un der Kaptein is todt, un die Mannschaft is todt, lauter, lauter, lauter Leichen!" „Wat is dat for'n Snack," reep ick, aber ich kriegte das nu auch mit die Angst, denn wissen Sie, die Deern, die sagte das zu natürlich, als wenn das gans gewiß wär. „Je," segt Rehrsch un wischt sich die Augen, „das sagt sie all den ganzen Dag, sie sieht ihren Mann da todt liegen in das Wrack, un wenn sie das sieht, denn kommt das auch!" „Is denn von' Kantor keine Nachricht?" seg ich. Ja, es wär' erst einer dagewesen, aber blos weil er sagen wollte, daß die Brigg „Abel" in Santos Kaffee mitgenommen hat, weiter nichs.

„Wie sieht das Wrack denn aus, was da bei Montevideo festsitzt," sag ich zu Hede Rehr, „kennst das denn? Is das denn das Wrack von den „Abel?" frag ich noch so recht. Da hörten sie aber garnich nach hin, Rehrsch weinte ümmerlos un wischte an ihr Tochter ihr Gesicht rum. „Treck di doch man erst wat öber 'n Liew, du verküllst di je, Deern!" säd ick un wull ehr 'n Dook umsmieten, min korrierten Umslagdook, weeten Se woll. Se rückt aber ümmer wieder von mi t'rügg, grad as wenn se bang' vor mi wör, de oll dumme Deern. Ick gung aff, ick mug dar ook nich mehr sin. Undank is de Welt Lohn, min beste Mann, dat kö'nt Se sick marken, wenn Se 't noch nich weeten dohn. So 'n Unvernünftigkeit, mit nackende Föös un nich mal 'n Nachjack öber! Annern Dag kümmt min Söhn, wat de Patentlootse is un seggt: „Mudder, mit den „Abel", dar is dat gewiß nich richtig, se seggt nu All, dat dat Wrack op de Sandbank bi Montevideo, wat dar sast sitt, de Brigg „Abel" is. „Kummst du ook mit de ol' Geschichte?" segg ick, „willst du mi bang maken dat Gorg Schierholdt nich wedder kümmt? Bange machen gellt nich," segg ick. „De ganse Mannschast is von 't gele Fewer dodt bleeben," seggt he, „dar rögt sick nichs an Bord." „Wokein hett dat sehn?" segg ick. „Hede Rehr hett dat sehn, un se seggen nu all, dat dat so is. En Damper schall dar vorbi kamen sin, he kunn aber nich an de Sandbank ran, de Strom wär' to dull; mit' Fernrohr kunnen se de Doden an Bord tellen."[1]) „Is de Möglichkeit," segg ick, „Ji sünd all appeldwatsch!" segg ick. „Mit Schuster Propper is't ook indrapen,"[2]) säd he, „se kann mehr sehn as anner' Minschen." „Na, wat se nu woll seggt," säd ick. „Ick glöw nich, dat se dat öbersteiht," säd he. Ich wollte da noch Spaß über machen, weil Unkraut nich vergehn thut, aber mein Jung sagte, das wär wenigstens 'n Zeichen, daß sie was von Gorg Schierholdt halten thäte. Die Mannsleut hacken all zusammen as die Kletten.

Den annern Abend hör' ich man von' Nachbarin: „so un so un Hede Schierholdt liegt sehr schlecht." „Was fehlt sie denn?" Ja, das könnte der Doktor selbst nich sagen, ihn wär' das noch nich vorgekommen, was sie hätte. Noch 'n Tag, da munkelt das: „Weeten Se all, se hett dat gele Fewer." Na, un bitt' ich zu grüßen! „Wie kommt sie da denn zu?" frag ich. Ja, un der Doktor hätte das rausgekriegt, daß sie heimlich in 'n Seemannskrankenhaus in Hamburg gewesen wär' un hätte da gesagt, sie wär' die Frau von einen von die spanischen Matrosen von Santos, die hier krank liegen. Sie hätten ihr da durchaus nich rein lassen wollen, aber sie hätt' so lang' geweint un geschrien, bis ein Wärter ihr mit reingenommen hätte, un derjenige wär' auch schon so ziemlich in die Besserung gewesen. Können Sie sich so was denken? Was sie eigentlich da gewollt hat, weiß kein Mensch, der Matrose is nachher auch tot geblieben, sie meinten all, er würd' das durchholen, aber nein. Doktor Strecker, der ihr behandeln that, ließ Allens absperren, denn das alte gelbe Fieber, das is ja so anstechend; sie hatte sich da je auch angestochen, das is ja gans offenbar. Un sehn Sie, das fehlte je noch, daß sie uns hier in Blankneſ' das gelbe Fieber reinschleppen thäte. Drei Tage währte das blos, — ich hab ihr durch 'n Fenster liegen sehn. Hören Sie mal, das will ich meinen ärgsten Feind nich wünschen, wie die ins Gesicht aussah. Orrendlich blaugrau, die Lippen gans schwarz, als wenn sie verbrannt wären. Achhott ja, mir dauerte das orrendlich, als ich ihr da so liegen sah, un ich sagte das auch an Trina

[1]) zählen. [2]) eingetroffen.

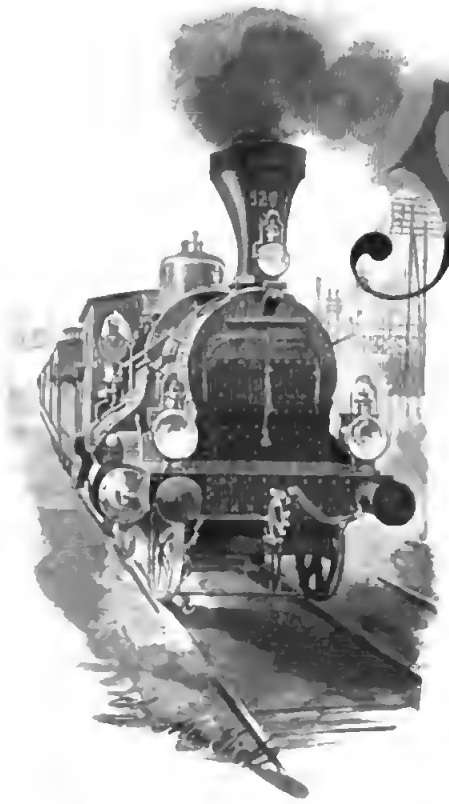
Meier ihre Mutter. Aber die sagte denn, ich müßte ihr jo un jo nich bedauern, denn könnte sie nich sterben; na, wissen Sie, un da bedauerte ich ihr denn lieber nich mehr. Den dritten September, morgens hieß das: „Hede Schierhold is tot.“ Achhott, ich gönnte sie das recht! Nee, wenn einer erst so blau is, was thut er denn noch in 'n Leben? Un schließlicherweise hatt' sie sich das je mutwillig zugezogen; je, is nich wahr? 'n dritten starb sie, 'n vierten kommt da 'n Brigg auf, Allens beflaggt un bewimpelt, un das gab 'n Hurraschreien an Bord, unten von Schulau her konnt man das all hören. Allens lief an 'n Strand zusammen, ich natürlich auch mit. Da kam Gorg Schierholdt mit seine Brigg „Abel“ angesegelt, recht so in volle Fahrt. Mich ging das durch un durch, wie der Jung auf'n Hinterdeck stand un mit sein' Tuch wehte un Hurra schrie. Dummerhaftige Deern! dacht ich bei mich, hättst nich warten können? nee, wissen Sie, dieser Gorg Schierholdt war ümmer so 'n guten alten Jung gewesen, tutig[1]) un nett; das dauerte mir orrendlich, denn er konnt' je nich mal in sein Haus rein, das war je allens abgesperrt, mit große Zetteln an die Wand. Sallst em man flink 'n Abendbrot maken, dach ick, und mein Jung, der paßte ihn auf, als er an der Dampfschiffbrücke kam. Das war hart für Beide, das könn'n Sie sich wohl denken. Ja, is nich wahr, wenn so 'n Mann zu Haus kommt, un da is kein Feuer un kein Rauch, is das nich traurig? Un was hatt' er All' durchgemacht! Zwei von seine Leute waren von das gelbe Fieber gestorben, un zwei Kranke hatten sie ausgesetzt, daß sie nich noch mehr anstechen sollten in San Thomé, wissen Sie wohl. Un nachher hatte sie noch Havarie gekriegt an denselben Platz un hatten da liegen müssen un flicken. „Weeßt du wat, min Jung,“ säd ick, „du kannst gliek bi mi intrecken, Willemine is auf die Insel Wight nach wie vor, un ihre lüttje Giebelstube is leddig.“ He wull aber mit Gewalt na sin eigen Hus heute gahn, un ick bleew mit min schönes Abendbrot, bradene Aal un Gurkensalat, besitten. In de Tied wör he noch so, dat schull Allens na sinen Kopp gahn. „Nich mal Rehrsch is dar,“ säd ick, „Doktor Strecker hett ehr utdahn nat Altnaer Krankenhus, se is ganz vun Kräften kamen.“ Aber he wull sin Fro sehn to'n letzten Mal, säd he, se schull nich denken, dat he ehr alleen liggen laten däh in dat leddige Hus! „Du warst se nich kennen,“ säd ick, „se is ganz swatt un blau worrn.“ „Ick weet woll, wat dat gele Fewer is,“ säd he, „dat is nich dat erste Mal.“ Un he gung. Se könt sick denken, wo fühnsch dat ick wör. Min dumme Jung vun Patentlootse stunn ook op. „Na, wat is mit di los?“ säd ick. „Ick gah mit Gorg, dat em nix passiren deiht, he süht so komisch ut,“ säd min Jung. „He hett noch nich natt un nich drög kreegen,“ säd ick, „dat is blos davon!“ „Wi hewt keen Apptit hüt Abend,“ säd min Jung. Ick reep em noch na: „Wenn du di ünnersteihst un di ansteken deihst, denn sla' ick di braun un blau.“ Na, he hett dat denn ook nich dahn, se hewt de ganse Nacht op de lüttge gräune Bank von Gorg Schierholdt sin Hus seeten. Lat ehr, dach ick bi mi, so blött[1]) sick dat an' ersten dodt. 'n annern Dag wurr Hede Rehr beerdigt, orrendlich mit 'n witten Rosenkranz op 't Sark, un denken Se sick, in den letzten Momang, dar kriegt de Gorg sin Messer ut de Tasch un snied vun den grooten Theerosenbom, de vor sin Hus stun, de ganse Kron' aff. Woll twintig Rosen seeten dar an. „Dat is aber an beeten schad,“ säd ick, „se weet dat ja nu doch nich mehr, Gorg Schierholdt.“ He keek mi gans verbast[2]) an, schüttel' mit den Kopp un leggt' de Kron' ook noch op dat Sark. — Na, dat ward all wedder beter, min beste Mann; ick dach gliek: schallst man an din Willemine schrieben, dat he wat Frisches un Gesunnes ünner de Ogen kriegt. Un richtig, un sünd se all twee Jahr verheirat', se hewt ook all twee Kinner, dat Lüttste is nu acht Dag un kieken Se, dat is de Öllste, de lüttje dicke Jung mit den witten Kopp un den schottschen Kittel, dar ünnen in 'n Sand. Je, Gorg wull dat ja erst gornich, aber nu süht he dat in, wo good, dat he dat hett! Kieken Se, nu haut de Jung all orrendlich mit den Stock na den Annern, un de is doch veel gröter! J du, Willi, wullt du mal nich haun? Is de Bengel nich fix? Wat 'n Glück, dat Hede Rehr keen Kind nalaten hett! Gorg seggt dat nich, aber he weet dat ook gans good! De Oart wär' nich to bruken!

[1]) arglos.

[1]) blutet. [2]) verwirrt.

Am Brunnen zu San Remo. Nach einer Zeichnung von

Paul Thumann.



Ferien!

Eine Hochsommer-Plauderei

von

Balduin Groller.

Bilder von **Aug. Wandlick.**

(Abdruck verboten.)

Wenn ich ein Maler wäre, — und, ich bitte um Entschuldigung, ich komme mir oft vor wie ein solcher. Denn ein Novellist und ein Maler, — ich sehe schon, daß ich die Nachsicht des freundlichen Lesers anrufen muß, denn die Parantheſe scheint eine bedenklich auseinander geschobene werden zu wollen, — sie sehen ungefähr mit denselben Augen in die Welt. Der Maler hat es freilich etwas besser. Stellt sich ihm eine hübsche Lichtwirkung, so hat er seinen Malkasten bei der Hand, und er trägt dann, wenn er Glück hat, eine schöne „historische Luft," eine „biblische Luft" oder sonst irgend einen feinen Generalton nach Haus. Fesselt ihn nur die Linie, der große Zug der Landschaft, die Staffage, irgend eine interessante Zufälligkeit, dann thut es auch das Skizzenbuch, das rasch heraus muß, um dann zu gelegener Zeit dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Der Novellist trägt sein Skizzenbuch nicht bei sich, er könnte es dem Maler an Fixigkeit doch nicht gleich thun, aber deshalb ist auch er immer in Bereitschaft wie der Jäger auf dem Anstand, und kommt ihm ein „Motiv" in die Quere, dann weiß er es auch ohne Skizzenbuch in Sicherheit zu bringen. Wie so ein Motiv beschaffen sein muß, daß läßt sich gar nicht definieren. Einmal ist es ein müder Wanderer, der sich die Straße hinschleppt; einmal ein entferntes Häuschen, dessen Fenster im Abendsonnenschein aufglühen; einmal ein „Marterl" am Weg, dessen kunstlose Malerei von irgend einem Unglücksfall Kunde gibt; vielleicht auch nur ein aus der Ferne her klingender Glockenton, — wer wüßte das immer zu sagen, wo der Traum angesetzt hat, der immer der Vorläufer und die rechte Vorbedingung eines Kunstwerkes war. Nur ein Beispiel: Ferdinand Kürnberger strich einmal, da der Abend herandunkelte, über die Pußta. Da sah er aus einem in die Erde gegrabenen Ziehbrunnen einen menschlichen Kopf emportauchen. Das war das Motiv, und was daraus dann entstand, das ist eine der großartigsten Novellen, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden: „Die Last des Schweigens." Ein Mann hatte einen Mord begangen. Kein Mensch wußte von seiner Thäterschaft, nur das eigene Gewissen jagte ihn durch die Welt. Und es war nicht einmal das Schuldbewußtsein, das ihn so bedrückte, sondern das ungeheure Geheimnis, das er mit sich herumtrug, und von dem er zu keinem Menschen sprechen durfte. Es war die Last des Schweigens, die ihn marterte bis zum Wahnsinn. Er hatte sich tagüber in dem Brunnen der einsamen Pußta verborgen gehalten, als aber die Dunkelheit sich herniedersenkte, da trug er die Last

nicht länger. Er hob den Kopf aus dem Schachte, spähte über die weite öde Fläche, und dann schrie er es fast jauchzend heraus: „Ich habe gemordet!“ „Wir haben es gehört!“ antworteten die Panduren, die hinter einem kleinen Erdwall in der Nähe des Brunnens gelagert hatten. — So viel im Vorbeigehen zur Naturgeschichte der Motive.

Wenn ich also ein Maler wäre, — hier, lieber Leser, ist die Parantheſe wirklich zu Ende und dein geehrter Atem wahrscheinlich auch, — so würde ich mich jetzt aufmachen, Motive zu sammeln. Es ist zwar mit den Motiven glücklicherweise nicht so, wie mit den Rebhühnern oder mit den Hasen, die ihre Zeiten haben — gegen eine gesetzliche Schonzeit für Motive müßten wir uns mit Händen und Füßen wehren, wir müßten Versammlungen veranstalten, Reden halten und Resolutionen fassen, — aber es gibt doch Zeiten und Gelegenheiten, wo sich die Motive auch dem schlechtesten Schützen stellen. Die Motive haben dann mit dem Golde das gemein, daß sie auf der Straße liegen. Das Gold liegt nämlich wirklich auf der Straße, wie uns schon sehr viele Weise versichert haben, und wenn wir ihrer doch noch so viele sind, die als arme Teufel auf der Welt herumlaufen, so ist das lediglich unsere Schuld. Es gibt also gerade jetzt Motive zum — zum — ich weiß nicht, ob ich von Schweinefütterung sprechen darf; drücken wir uns also zarter und gebildeter aus: Motive in Hülle und Fülle, Motive in schwerer Menge. Ich sage nur das eine Wort: „Ferien!“

Wer wird von diesem Worte nicht bewegt, und auf wen bleibt die Sache ohne Eindruck? Die Menschheit kommt aus dem Alltagsleben heraus, es geht wie ein kosmisches Aufatmen durch die Welt, „im Ameishaufen wimmelt es!“ Es hat ja früher auch gewimmelt, aber mit zentripetaler Tendenz, und jetzt ist sie zentrifugal! Wie ein Wunder wirkt es fast, daß nicht auch der alte Granit wieder Wünsche hegt, sich nicht regt: „Ich möchte hinaus!“ oder etwas stürmischer: „Hurrah, ich werd' eruptiv!“ — Wie wenig braucht es zu einem Motiv, und wie viel geht vor. Schauen wir uns einige Motive an.

* * *

Für das „brausende Dampfroß“ habe ich schon seit längerer Zeit eine kleine Schwäche. Das kam so: Es war in den Ferien — ich bin also ganz bei der Sache, — und ich widmete mich gerade meiner liebsten Ferialbeschäftigung, dem Nichtsthun. Ach, das süße Nichtsthun! hier stecken die Steine einer großartigen Tragödie. Mit einem solchen Talent und solchem Verständnis für das Nichtsthun auf die Welt gekommen zu sein, und doch immer arbeiten zu müssen, — das ist die Tragik meines Daseins. Ich lag also im Grase auf dem Rücken und sah hinauf zum blauen Himmel, und wenn ein Wölkchen gezogen kam, dann folgte ich ihm mit den Blicken, und untersuchte genau, — die Sache war höchst wichtig! — wie sich die Wolkenform im Zuge still veränderte. Da raschelte es im Laube in meiner Nähe, und durch das Blätterwerk blickten zwei helle Kleider, und da kam ich dazu, — man kommt manchmal zu etwas, man weiß nicht wie? — zwei allerliebste Backfischchen meiner nähern Bekanntschaft zu belauschen.

Der Fall war von großer Tragweite. Meine kleine Freundin Angela hatte von ihrer Freundin Mizzi einen Brief bekommen, und weil nun gerade ihre Freundin Paula zu Besuch aufs Land gekommen war, so hatten sich diese beiden Freundinnen in den dichtesten Laubgang des Parkes zurückgezogen, um dort gemeinsam den Brief zu lesen. So ein Brief erhält ja doch erst die richtige Weihe, wenn er mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses umhüllt wird. Bei der Verlesung dieses Briefes habe ich gelauscht, ja wohl gelauscht, ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Leider würde ich aber nur einen schlechten Lügner abgeben, denn ich habe ein schlechtes Gedächtnis. Ich weiß nichts mehr von den enorm wichtigen Sachen, die in dem Briefe standen, nur eine Wendung ist mir im Sinne haften geblieben.

Der Brief wurde mit großer Umständlichkeit eröffnet und man begann gemeinsam zu lesen: „Gestern Nachmittag hat mich das brausende Dampfroß von Wien nach Salzburg entführt!“ Entzückt hielten die Mädchen inne.

„Die Mizzi schreibt so schöne Stile!“ rief Angela mit einem Seufzer ehrlicher Bewunderung. Ich war nur etwas betroffen von dem Plural „Stile,“ der war mir bis dahin noch nicht untergekommen, und er will mir auch jetzt noch nicht recht einleuchten.

„Gott, ja!“ ſtimmte Paula bei. „Das „brauſende Dampfroß“ iſt ſo herzig!“

„Und „entführt!“ das iſt ſo — ſo — ich weiß nicht. Wo ſie das nur her hat, die Mizzi?“

„Wenn ich das nur auch könnte! Ich hätte geſchrieben, wir ſind mit dem Poſtzug um 3 Uhr 45 Minuten abgefahren, aber das „brauſende Dampfroß“ iſt viel, viel ſchöner!“ —

Das iſt alles, was ich von dem Briefe noch weiß, nur das „brauſende Dampfroß“ hat ſich mir im Kopfe feſtgeſetzt und es will nicht wieder heraus. Wenn ich wahrnehme, wie einer beim Reden oder Schreiben ſich „ſchöne Stile“ leiſten möchte, wenn einer geſchwollen daherredet, anſtatt zu reden, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und wenn er geziert daher ſtelzt und dabei glaubt, Gott weiß wie groß zu ſein, kurz, wenn es einer durchaus nicht unter dem „brauſenden Dampfroß“ thut, wo er ganz gut mit dem Poſtzuge fahren würde, dann muß ich an jenen Brief denken, aus welchem mir eben das brauſende Dampfroß als dauernde Errungenſchaft geblieben iſt.

Und doch gibt es eine Zeit, da ich ſelbſt nicht ohne das „brauſende Dampfroß“ mein Auslangen finden zu können vermeine, und das iſt die Ferienzeit. Sonſt ſind wir Kulturmenſchen ja furchtbar gleichgültig geworden den Eiſenbahnzügen gegenüber. Wir wenden den Kopf kaum, wenn einer in unſrer Nähe vorbeiraſſelt. Wie anders aber iſt das zu Beginn der Ferienzeit! Wie ſehen wir dem Zuge da ſinnend und träumend, wohl auch mit einer leichten Regung eines Neidgefühles nach, und ſo ein bischen Neid iſt eigentlich ein ſehr hübſches Gefühl! Welche Freude, welche Hoffnungen birgt er

So eine Bergeshöhe! Weit und breit kein Schreibtiſch . . .

in sich und führt sie hinaus in die weite Welt!

Und nun erst, wenn man selber in so einem Zuge sitzt! Ist das ein Aufatmen der Erlösung, ein Wehen der Freiheit! Da wird uns selbst noch das „brausende Dampfroß“ als Ehrentitel zu wenig. Die Maschine erscheint uns beseelt; so fliegt ein jauchzender Held dahin, der uns in seinem Siegeszuge mit sich fortreißt. Die rhythmische, dröhnende Musik der Räder nimmt unseren Sinn gefangen, als wären es hymnische Klänge, denen wir lauschen. Die Pindarischen Hymnen sollen sehr schön sein, — ich weiß es nicht recht, denn ich habe sie nämlich gelesen, und zwar im Urtext, — aber wie arm und wie nüchtern sind sie gegen den sausenden Hymnus des rollenden Eisenbahnzuges, der uns in die Ferien führt! Jetzt, Erde, stehe fest; der Zug trägt unsre Hoffnung, und unsre Hoffnung ist unser Glück.

In der That, wenn ich ein Maler wäre und mir die Ferien-Motive zusammensuchen würde, — das brausende Dampfroß müßte mir auf das erste Blatt des Skizzenbuches als Titelvignette kommen. —

* * *

Nun frisch weiter gesucht nach Motiven, und nicht einmal viel gesucht, denn sie ergeben sich von selbst. Viel Köpf', viel Sinn; den einen freut dies, den andern jenes, und auf der schönen Gotteswelt ist für jeden Geschmack gesorgt. Die Bergsteiger müssen in das Skizzenbuch der Ferien-Motive.

Der Sport des Touristen ist nicht ungefährlich, aber wenn irgend ein Sport auch jenen einleuchten muß, die ihn nicht selber betreiben, so ist es dieser. Welch eine verlockende Vorstellung ist es für den, der das ganze Jahr über an seinem Schreibtisch, in seinem Amte, in der beengenden Atmosphäre der Stadt aushalten muß, in den Ferienwochen der Freiheit, deren Adresse bekanntlich auf den Bergen auszuforschen ist, persönlich einen Besuch abzustatten. So eine Bergeshöhe! Weit und breit kein Schreibtisch, keine Zeitung, kein ärgerlicher Vorgesetzter und kein noch ärgerlicherer Untergebener. Die Sorgen wurden zu Hause gelassen und der Blick bringt ins Weite. Wenn man Glück hat, sieht man in dämmernder Ferne verschwimmend eine Bergspitze, die auf so große Entfernung zu erblicken doch ein besonderes Hochgefühl sein muß, sonst wären nicht so viele Leute so stolz darauf, daß sie von dieser Bergkuppe noch jene Bergspitze gesehen haben. Die Leute zu Hause werden aber staunen, wenn man ihnen das erzählen wird!

Und dann — im Hochsommer Schneebällen zu formen und auf Eisfeldern herumzurutschen, — ach, die Sache hat entschieden etwas für sich. Gefahr ist auch dabei, aber die schreckt nicht, sie übt vielmehr, wie seit je, ihre geheimnisvolle Anziehungskraft auf jede rechte Mannsnatur. Es hat seinen Reiz, der Gefahr zu begegnen, ihr zu begegnen im doppelten Sinne des Wortes. Man rüstet sich danach aus. Die Kleidung muß entsprechend sein; man nimmt genagelte Schuhe, Steigeisen, Schneereifen, Bergstock, Eispickel und, was sonst noch vonnöten, wird in den Rucksack gesteckt. Man hat nicht wenig zu schleppen und starke Strapazen zu ertragen. Man wird todmüde dabei, und schließlich thun einem alle Knochen im Leibe weh, — und doch ists ein Vergnügen.

Das ist eine immerhin bemerkenswerte Illustration zur Naturgeschichte des Vergnügens. Wenn man das müßte, wenn es zu unseren Pflichten zählte, und wir dafür bezahlt würden, — wir wären wahrscheinlich steinunglücklich und würden das uns zugefallene Los schwer beklagen und Mitleid mit uns selbst haben, so aber ist es ein Vergnügen. Wir übergeben diese Thatsache dem eignen stillen Nachdenken unsrer freundlichen Leser. —

* * *

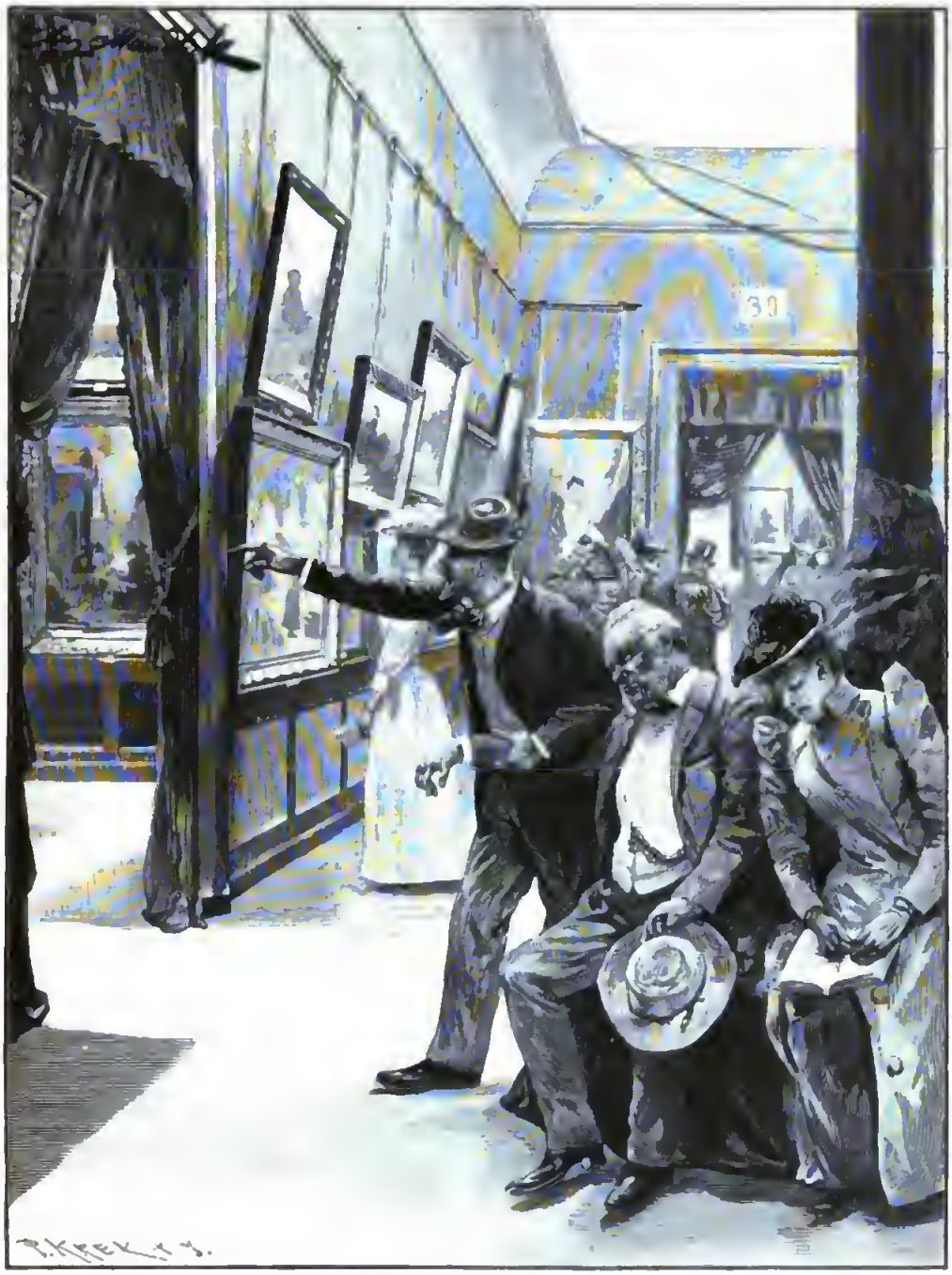
Die Touristen haben ihr gletscherhaftes Vergnügen, und ein Gletscher ist hoch, aber ein Seebad — das ist schon das höchste. Dieser Motivenreichtum! Langen wir uns ein Genrebild heraus. Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Meyer vorzustellen, auf die Gefahr hin, daß Sie Meyers ohnedies schon in genügender Anzahl kennen. Herr Meyer sucht mit Frau und Tochter ein Seebad auf, man kanns thun, Gott sei Dank! Wenn man eine Tochter hat, muß man sie in die Welt führen. Man thut das allerdings gewöhnlich im Winter, aber wenn die Mittel reichen, werden die Bemühungen auch im Sommer fortgesetzt. Es ist keine Kleinigkeit, eine Tochter zu haben. Herr Meyer hat also das Opfer seinem väterlichen Herzen abgerungen; man ist im Seebade. Nun, ja

. . . und er begreift nicht recht, wie man aus so viel Wasser so viel Wesens machen kann.

doch; das Meer ist groß, das hat Herr Meyer ohnedies gewußt, das ist aber auch alles, und er begreift nicht recht, wie man aus so viel Wasser so viel Wesens machen kann. Er ist philosophischen Anwandlungen nicht unzugänglich und kommt nach langem Nachdenken zu dem tiefsinnigen Schlusse: Wasser ist Wasser!

Ihm ist die Geschichte schon zu dumm geworden, und wie sie auf der Esplanade sitzen, kehrt er dem Meer den Rücken. Wasser hat er überall, und ob's nun ein bischen salzig ist oder nicht, das ist ihm ganz egal und geht ihn eigentlich gar nichts an. Seine Stimmung ist keine rosige. Die Geschichte kostet ein Heidengeld, und wenn man sich fragt, was man davon hat, so kommt man zu einem sehr unbefriedigenden Ergebnis. Was man da ihm als Bier vorzusetzen die Stirne gehabt hat, das ist eine solche Verhöhnung der edlen, von ihm immer hochgehaltenen Gottesgabe, daß sich ihm die Galle regt. Nur ein einziges Mal sollte man es wagen, ihm zu Hause in seiner Stammkneipe ein solches von Gott verbotenes Gebräu vorzusetzen, nur ein einziges Mal! — die Leute würden was erleben! So muß man also dasitzen und ein schweres Geld anbringen, nur um dem lieben Herrgott den Tag zu stehlen, und nichts, rein gar nichts davon zu haben, während man zu Hause bei seiner schönsten Tarok- oder Skat-Partie sein und dazu ein Bier trinken könnte, ein Bier — na, es ist schade, darüber zu reden.

Es ist kein Zweifel, Madame Meyer



. . . und das Ganze heißt man dann Kunſtgenuß!

und Fräulein Laura werden einen ſchweren Stand haben mit Herrn Meyer.

* * *

Ein anderes Bild! Das geht, wie mit dem photographiſchen Apparat für Moment-Aufnahmen.

Herr von Grimburg iſt Gutsbeſitzer, der ſeine Güter ſelbſt bewirtſchaftet. Er macht es nun etwas anders, als die Bureaumenſchen aus der Stadt. Streben dieſe in den Ferien hinaus aus der Stadt, ſo fährt Herr von Grimburg, wenn er ſich ein beſonderes Vergnügen leiſten will, in die Stadt hinein. Auch er hat väterliche Pflichten. Das

„O, daß sie ewig grünen bliebe . . .

Töchterlein hat er aus dem Pensionat herausgenommen, aber er sieht ein, daß für ihre allgemeine Bildung noch etwas gethan werden muß. Da trifft es sich ganz gut, daß man einen Neffen in der Stadt hat. Der muß herhalten; sein Geschäft ist Bildung, er ist ja so ein Künstler, ein Maler, er soll nur den Cicerone machen.

Die Sache kam ärger, als Herr von Grimburg es sich vorgestellt hatte. Er ist an Strapazen doch wahrhaftig gewöhnt. Zu der Zeit der Hühner und Hasen ist er im stande, acht Stunden in einem Zuge zu jagen, d. h. acht Stunden bergauf bergab, über Stock und Stein, durch Wald und Wiese, durch Auen, über geackertes Feld, wo weit und breit keine Spur von einem gebahnten Weg ist, zu gehen und dabei die Jagdflinte, die Jagdtasche und 60—80 Patronen, die doch auch ihr Gewicht haben, mit sich zu schleppen. Und das bei glühendem Sonnenbrand oder bei strömendem Regen, dem richtigen Weidmann kommt es darauf nicht an, — was ihm der Herr Neffe aber da zumutet, das ist entschieden zu viel.

Es kommt eben alles auf Training an. Ein fünfzehnjähriges schwaches Kindsmädchen

ist im stande, ein Wickelkind einen halben Tag lang herumzutragen, und es lacht und singt dabei. Man lege aber dem stärksten Athleten ein Wickelkind in den Arm, und er wird nach zwei Stunden so müde sein, daß er glauben wird, es müßten ihm die Arme vom Leib fallen. Darauf ist er eben nicht trainirt, und ebenso ist unser Jagdherr auf den Kunstgenuß nicht eingeschossen.

„Eine Bildergalerie ist ein Ort, wo, wenn man hingeht, man sehr müde wird!" Herr von Grimburg wußte das längst, und er hatte sich auch immer wohl gehütet, sich einer zwecklosen Strapaze zu unterziehen, gegen welche die Jagd ein wahres Kinderspiel ist. Aber was läßt sich thun? Die Tochter schwärmt für Kunst, und der Herr Neffe — nun, das ist einfach ein Narr, der fängt mit dem Museum für Plastik an, geht dann auf die Schatzkammer über, hat wenigstens die eine vernünftige Idee, die Sattelkammer nicht auszulassen, und wendet sich dann der Malerei, und zwar erst den alten Meistern und dann den Modernen zu.

Auch das Töchterlein, das im Anfange so feurig ins Zeug gegangen war, ist mit seiner Aufnahmefähigkeit zu Ende; Herr von Grimburg ist einer geknickten Lilie zu vergleichen, nur der Herr Neffe, das ist eine Kunsthyäne. Der verschlingt alles und kann nicht genug bekommen.

Einen Vorzug haben die Bildergalerien doch; es sind stellenweise in ihnen rote Sammetdivans oder mit persischen Teppichen belegte Ruhebänke und auf diesen sogar manchmal einige freie Plätzchen zu finden. Vater und Tochter haben sich endlich einer solchen Wohlthat der modernen Civilisation zu versichern gewußt, und sitzen nun da, fest entschlossen, lieber die ganze Malerei der Neuzeit zu Grunde gehen zu lassen, als sich da wieder vorzeitig wegzurühren. Aber die Hyäne kennt kein Erbarmen. Die Tochter, die schuldlose Jugend, sitzt gebrochen da, der Blick Papa Grimburgs fleht um Gnade, aber der Herr Neffe läßt nicht nach; er hat den würdigen Onkel beim Arm gefaßt und weist noch auf eine ganze Masse von Kunst hin, die noch aufgearbeitet werden muß und das Ganze heißt man dann Kunstgenuß!

* * *

„O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" Das ist so schön gesagt, daß man es nicht schöner sagen könnte, aber — woso — „grünen?" Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, um mir diese Bildung „grünen" zu erklären, und ich habe schließlich keine andere Beruhigung gefunden, als indem ich mich an des Sängers Höflichkeit hielt. Einfach „grün" wollte er nicht sagen, es wäre nicht höflich gewesen. Auch der jugendliche Gymnasiast, der in den Ferien den Strom seiner lyrischen Empfindungen über den Gartenzaun hinüber leitet, würde es nicht für sehr höflich halten, wenn man ihn und seine unsterbliche Liebe mit dem epitheton ornans „grün" belegen würde. Grün ist an sich eine ganz schöne Farbe, dem Dichter ist sie einmal die „liebe," unter Umständen auch die „böse" Farbe, dem Gymnasiasten aber, der über den Gartenzaun die benachbarte höhere Tochter anschmachtet, würde sie als eine unhöfliche Farbe erscheinen. „Grünen" kann man sich eher gefallen lassen; das ist schön, das ist dichterisch; Herr von Schiller, der hochgeehrte Dichter, wußte, was er that, als er gerade „grünen" und nicht „grün" schrieb. Das ist ein wahres Glück für alle Gymnasiasten und alle höheren Töchter.

Es gibt kein schöneres Gefühl im Leben, als das der ersten Liebe. Und das Schönste und Vernünftigste an diesem ewigen Gefühl ist, daß es bald wieder vergeht. Es wird wohl wenig Zeit um sein, und unser junger Freund, der Gymnasiast, wird zu der tragischen Erkenntnis gelangt sein, daß noch nie ein Mann von einem Weibe so betrogen worden sei, wie er; und die höhere Tochter wird sich mutatis mutandis dasselbe denken. Und der namenlose Verrat wird für beide sehr gesund sein. Sie werden sich beide trösten, — einstweilen gehören sie aber in unser Ferien-Skizzenbuch hinein.

* * *

Man entwickelt sich. Aus dem Gymnasiasten wird ein Bruder Studio. Fahr' hin, du grüne Farbe, es treten nun andere koloristische Reizungen in ihr Recht. Das Bier ist braun und der Knaster ist braun und wenn das herztausige Mägdelein auch braun ist, so ist das eben auch kein Unglück, sogar schwarzbraun darf es sein.

Er zieht in den Ferien hinaus, und wo ein guter Tropfen winkt, da erweist er der lieben Gottesgabe alle Ehre. Es könnte einer finden, daß Bruder Studio sich viel-

leicht auch vor den Ferien nicht so furchtbar angestrengt habe, um nun als so erholungsbedürftig angesehen werden zu müssen. Es wäre ein müßiges Beginnen, da genaue wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen; denn so viel ist sicher, daß er in den Ferien ganz gewiß das Recht hat, seiner feuchtsinnigen Philosophie zu leben. Wir sprechen ja jetzt nur von den Ferien, und was früher war und wie es war, das geht uns nichts an.

Sehr vertrauenerweckend sieht die Dorfschenke nicht aus, in welcher es sich unser Bruder Studio so bequem gemacht hat. Um gut zu sein, muß das Bier wacker „laufen." Was die zwei Bauern, die noch mit in der Wirtsstube sind, leisten, wird wohl nicht viel ausgeben, und wenn auch die Leistungsfähigkeit des auf der Bierreise begriffenen Studenten und des Zechkumpanes, der sich ihm zugesellt, — schöne Seelen

Bruder Studio auf der Erholungsreise.

finden ſich! — eine durchaus achtungbietende ſein mag, ſo iſt es doch immer noch fraglich, ob ſie vorhält bis zum friſchen Anſtich, der dann allerdings weſentlich zur Neubelebung der Kräfte beitragen würde. Zum Glück iſt man in den durſtigen Jahren der Jugend nicht gar wähleriſch; wenn's nur naß iſt, was man vorgeſetzt bekommt und wenn's nur hinunterrinnt.

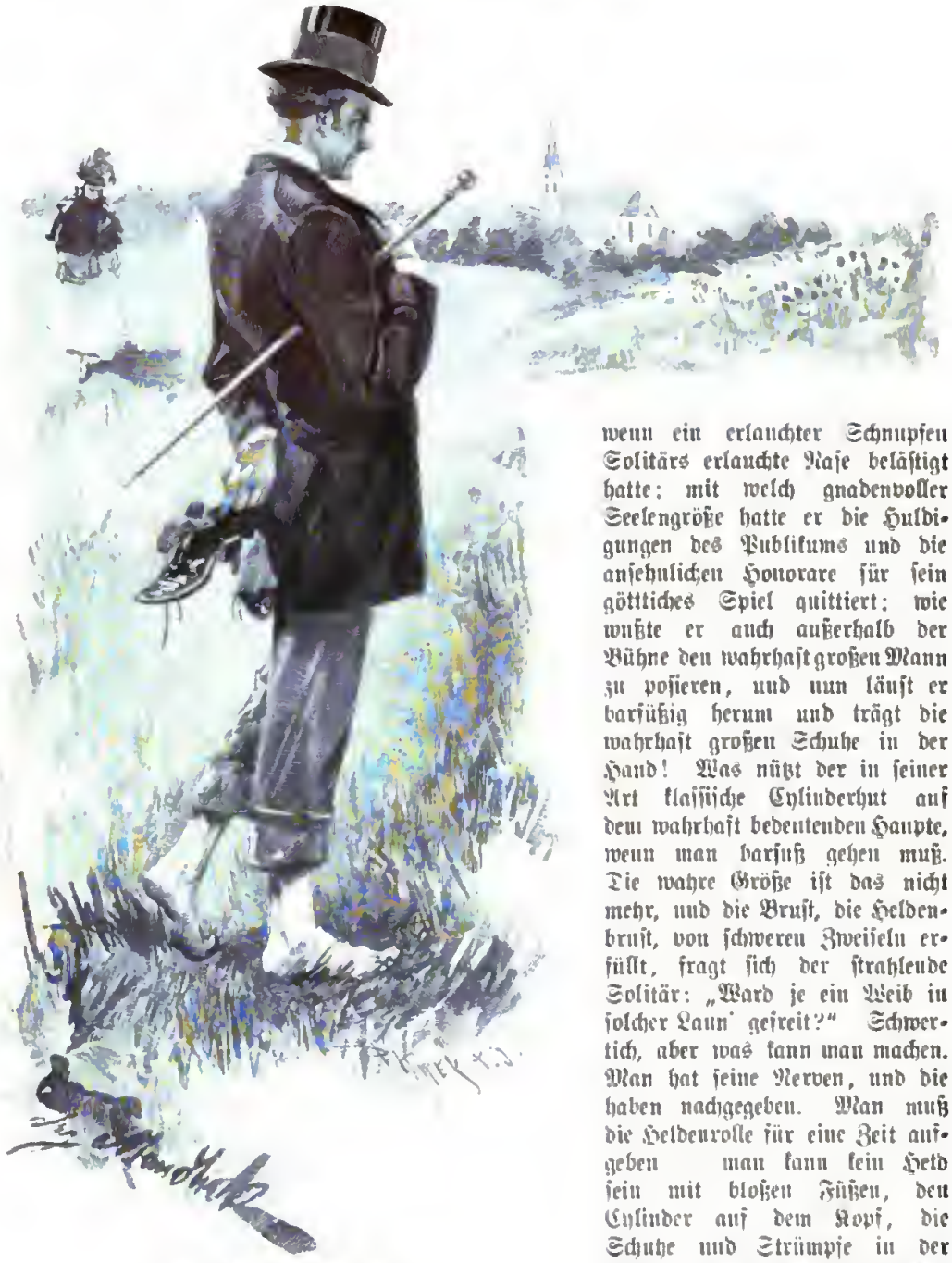
* * *

Es war einmal ein Mann, der machte ſich auf, das Glück zu ſuchen. Er durchzog die ganze Welt, konnte es aber nicht finden. Und nachdem er viele, viele Jahre in der Welt herumgezogen, lenkte er als müder Greis ſeine Schritte wieder der Heimat zu. Sterbensmüd langte er vor ſeinem Hauſe an, und vor ſeiner ſtillen Hausthür ſah er eine wunderholde Jungfrau ſitzen, die er nicht kannte. „Wer biſt du?“ fragte er.

„Ich bin das Glück, und warte auf dich!“

Das hübſche Märchen, das ich einmal irgendwo geleſen oder gehört habe, kommt mir in den Sinn, wenn ich mir ſo den lieben alten Herrn Profeſſor der Botanik anſehe, wie er auch in ſeiner Ferienzeit nach dem Glücke ſucht. Jawohl, nach dem Glücke! denn Erkenntnis iſt Glück. Ob er es richtig anfängt? Er will die ungeheure Größe der Schöpfungswunder erfaſſen, und er ſucht nicht das brauſende Meer auf, nicht die zum Himmel aufragenden Bergrieſen, nicht die gigantiſchen Gletſcher und Schneefelder und nicht die großartigen Wälder und endlos ausgedehnten Steppen; er nimmt ein Mikroſkop und ſucht ſich ein kleines Blümchen und zählt deſſen Staubfäden. Sein Weg iſt ein anderer, als der des Mannes, der das Glück ſuchte, und doch iſt das Ziel dasſelbe. Ob ſein Weg der richtige iſt? Ob's überhaupt einen richtigen Weg gibt? —

Der liebe alte Herr Profeſſor der Botanik.



Man hat seine Nerven . . .

Vor dem Kammerdiener gibt es keinen großen Mann, und, wie es scheint, vor dem Pfarrer Kneipp auch nicht. Was war doch der berühmte Mime Solitär für ein großer Mann, — wer's nicht glaubt, der frage ihn nur selbst. Wie ängstlich berichteten immer alle Morgenblätter der Residenz, wenn ein erlauchter Schnupfen Solitärs erlauchte Nase belästigt hatte; mit welch gnadenvoller Seelengröße hatte er die Huldigungen des Publikums und die ansehnlichen Honorare für sein göttliches Spiel quittiert; wie wußte er auch außerhalb der Bühne den wahrhaft großen Mann zu posieren, und nun läuft er barfüßig herum und trägt die wahrhaft großen Schuhe in der Hand! Was nützt der in seiner Art klassische Cylinderhut auf dem wahrhaft bedeutenden Haupte, wenn man barfuß gehen muß. Die wahre Größe ist das nicht mehr, und die Brust, die Heldenbrust, von schweren Zweifeln erfüllt, fragt sich der strahlende Solitär: „Ward je ein Weib in solcher Laun' gefreit?" Schwertich, aber was kann man machen. Man hat seine Nerven, und die haben nachgegeben. Man muß die Heldenrolle für eine Zeit aufgeben man kann kein Held sein mit bloßen Füßen, den Cylinder auf dem Kopf, die Schuhe und Strümpfe in der Hand — man muß sie aufgeben, um sich wieder zusammzuflicken für die nächste Saison. Dann aber kein Erbarmen, — Solitär wird wieder Verheerungen anrichten, wie nur je zuvor.

* * *

Noch eins dürfte der Mann mit dem Skizzenbuch nicht vergessen. Er müßte, wenn alles aus der Stadt ausgeflogen ist,

in der verödeten Stadt selbst Umschau halten nach Ferienmotiven. Er könnte z. B. einen Blick werfen in ein Café und er fände dort ein Ferienbild, das kaum weniger charakteristisch sein dürfte, als jenes ist, das ihm die Hochgebirgstouristen darbieten. Das Café ist ausgestorben, die Gäste, die sonst den im chryselephantinen Dekor schimmernden Raum füllten, sind in alle Winde zerstreut und verweht. Die Zeitungen — gibt es in den Ferien auch Zeitungen? Ich weiß es nicht, — sie liegen stoßweise da, von keinem profanen Blick berührt. Die Kassiererin füllt die Lücken ihrer litterarischen Bildung und liest Romane. Du lieber Gott, wenn eine Kassiererin Romane liest! Wie mag's dann in der Kasse aussehen? Man könnte aus ihrem Inhalt die schönste Welt erschaffen; denn es ist Nichts darin. Die Kellnerin dehnt und streckt und räkelt sich. Ist das ein Leben! Weit und breit keine Zudringlichkeit und keine Ungezogenheit zurückzuweisen, nicht eine Unverschämtheit, nicht eine Grobheit, nicht eine Liebenswürdigkeit, die vielleicht noch gröber ist, als eine Grobheit, und — nicht ein Trinkgeld! Das ist einfach nicht zum Aushalten. Oh, diese fade Ferienzeit!

Oh, diese fade Ferienzeit!

Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich nicht säumen, Ferienmotive für mein Skizzenbuch zu sammeln. So klug wie ich ist Meister Mandlick auch und noch klüger. Denn, was ich unter Umständen thun würde, das hat er beizeiten wirklich gethan, wie sich die freundlichen Leser selbst überzeugt haben werden.

Ansicht von Thorn von der Weichselseite aus.

Der schiefe Turm.

Thorn, die Wacht an der Weichsel.

Ein Städtebild aus Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Franz Hirsch.

Mit Illustrationen von **Robert Aßmus.**

(Abdruck verboten.)

Eine kleine Stadt — kaum 30 000 Seelen — mit einer großen Geschichte, eine starke Wehr des deutschen Weichsellandes, so tritt Thorn in den Kreis der deutschen Städte. Es ist gut, von ihrem alten Deutschtum zu erzählen, denn man sieht die Stadt von weitem immer ein wenig mißtrauisch auf ihr Polentum an. Und weil es doch noch immer Leute geben mag, die Gustav Freytags „Markus König" nicht gelesen und aus ihm ihre Kenntnis des Thorns im XVI. Jahrhundert geschöpft haben, Leute, die vielleicht außer den Thatsachen, daß Thorn gute Pfefferkuchen erzeugt und daß es eine Thorn-Insterburger Eisenbahn gibt, nichts von der Geburtsstadt des Kopernikus wissen, so sei es gestattet, ein wenig von dem Thorn der Vergangenheit und der Gegenwart zu plaudern.

Als die erste deutsche Stadt im Preußenlande, dem Alter sowie dem Range nach, solange der deutsche Orden über das Weichselland herrschte, hat Thorn gegenüber neuern Städte-Emporkömmlingen immer einen gewissen Edelstolz gehabt. Die mittelalterliche Blüte der Stadt, welche lange vor Danzig die erste im Ostlande deutscher Zunge war, ist freilich längst dahin, aber der Bürgerstolz des Freistädters ist den Thornern noch bis heute geblieben. Bis vor hundert

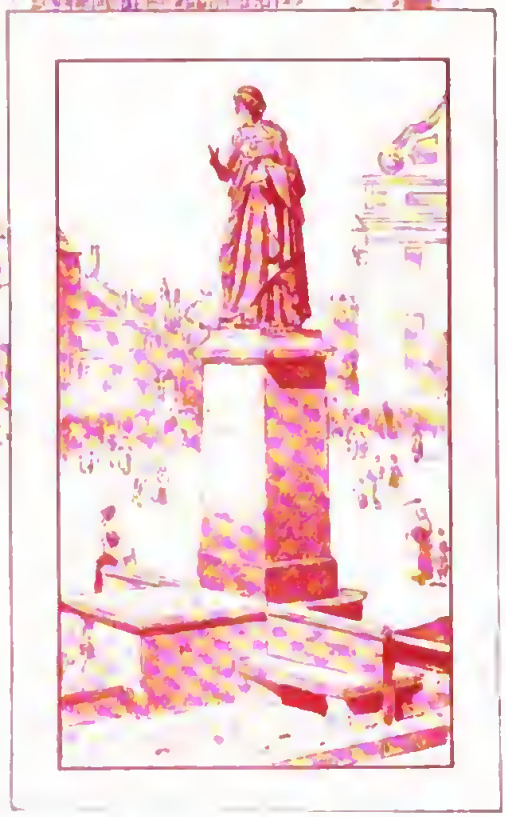
Jahren war die alte Weichselstadt allerdings ein städtischer Freistaat, so gut wie heute Hamburg, Lübeck und Bremen. Als die Brüder des Ordens von Sankt Marien auf ihren rohen Holzkähnen über die Weichsel setzten, um das Preußenland zu gewinnen, da hieben sie aus dem festen Eichenholz, das am Weichselufer reichlich wuchs, sich einen Verhau für sich, ihre Knechte und Rosse zusammen, um sich der Überfälle der heidnischen Preußen zu erwehren. Die Sage erzählt, daß sie die erste Burg um die Äste eines Eichbaums gezimmert hätten. Ob nun an dieser oder an einer mehr oberhalb gelegenen Stelle des Ufers die erste Burg begründet ward, um die sich dann die Holzhäuser der jungen Stadt schmiegten, die erst viel später Steinhäuser erhielt, wird stets unentschieden bleiben. Genug, die erste deutsche Burg und Stadt auf preußischem Boden stand 1231 da. Sie soll ihren Namen von einer morgenländischen Ordensburg Toron, die die Marienbrüder bei Tyrus besaßen, erhalten haben. Das ist ebenso gelehrt wie unwahrscheinlich. Denn abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob die Marienbrüder, welche Thorn gründeten, im Morgenlande gewesen waren, so findet sich auch unter den Namen der Städte, welche der Orden in Preußen gründete, kein einziger, welcher Bezug auf eine morgenländische Ordensburg nimmt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Ritter eine altpreußische oder masowische Ortsbezeichnung Torun aufnahmen, wenn man nicht an das Thor des Preußenlandes denken will.

Die junge Kolonie wuchs und erblühte in einer alten und neuen Stadt zum mächtigen reichen Gemeinwesen mit selbständiger Verwaltung und Gerichtsbarkeit unter dem Schutze des Ordens. Ansiedler aus dem deutschen Nordwesten, aus Niedersachsen und Westfalen, daneben auch oberdeutsche Franken und Schwaben bildeten die durch immer neuen Zuzug aus dem Reich verstärkte Bürgerschaft. Das Westfalentum blieb aber im Rat und den Geschlechtern immer vorherrschend. Die Wappen der Thorner Patrizierfamilien, wie sie noch heute in den Korridoren des Rathauses zu sehen sind, weisen zum großen Teil auf Westfalen. Und da es sicherlich auch ein — leider noch nicht erforschtes — sprachliches Vererbungsgesetz im Volkstum gibt, so wird sich niemand wundern, wenn er einen Altthorner sehr ähnlich sprechen hört, wie einen Westfalen aus der Gegend von Soest und Dortmund. Klingt doch dem aufmerksamen Ohr der Tonfall in der Sprache des Holsteiners sehr ähnlich dem des Angelsachsen, dessen Vorfahren vor 1450 Jahren von den holsteinischen Marschen nach den Ufern der Themse zogen. Dies starke deutsche Gemeinwesen der beiden 1454 vereinigten Städte Thorn an der Grenze des Polenlandes nimmt im XIV. Jahrhundert einen so mächtigen Aufschwung, daß die Stadt als erster Handelsplatz des Ostens gilt. Thorn vermittelte den wirtschaftlichen Verkehr mit dem großen Polenreich lange vor Danzig. Die großen Seeschiffe gingen die damals in tieferem Strombett fließende Weichsel bis nach Thorn hinauf. Als Mitglied der Hansa half Thorn den Übermut der skandinavischen Reiche züchtigen, und Thornische Ratmannen befehligten in dem eroberten Stockholm.

Die Stadt blüht, aber der Orden verfällt. Die Tannenberger Schlacht ist geschlagen, das Heldentum Heinrichs von Plauen, das in Undank und Verrat endete, ist schnell verrauscht, die Hohlheit und Verderbnis des Ordens, der sich überlebt hat, wird offenbar. Die preußischen Städte, in Handel und Wandel durch den Orden bedrückt, freilich undankbar gegen die Quelle ihres Wachstums, schließen im Verein mit zweiundfünfzig Rittern vom Landadel unter Führung Thorns den preußischen Bund zum Schutz ihrer Freiheiten gegen den Orden. Auf der Burg zu Thorn sitzt ein gewaltthätiger, lüsterner Komtur, der mit seinen Rittern Schmach und Schande über die ehrlichen Bürgertöchter bringt. Da halten sich die Thorner nicht mehr. Wie die Eidgenossen vom Rütli stürmen sie zu Fastnacht 1454 die Ordensburg und zersprengen sie mit Pulver. Dies ist das Signal für die Zerstörung von sechsundfünfzig preußischen Ordensburgen. Nach blutigem verwüstendem Kriege kommt Thorn 1466 als freie Stadt unter die Oberhoheit des Polenkönigs, etwa so, wie heute die drei Hansastädte unter der Hoheit des deutschen Kaisers stehen.

Von da an beginnen die Kämpfe der deutschen Stadt mit der polnischen Adelsrepublik, die sich Königreich nannte. Die

Das Rathaus.

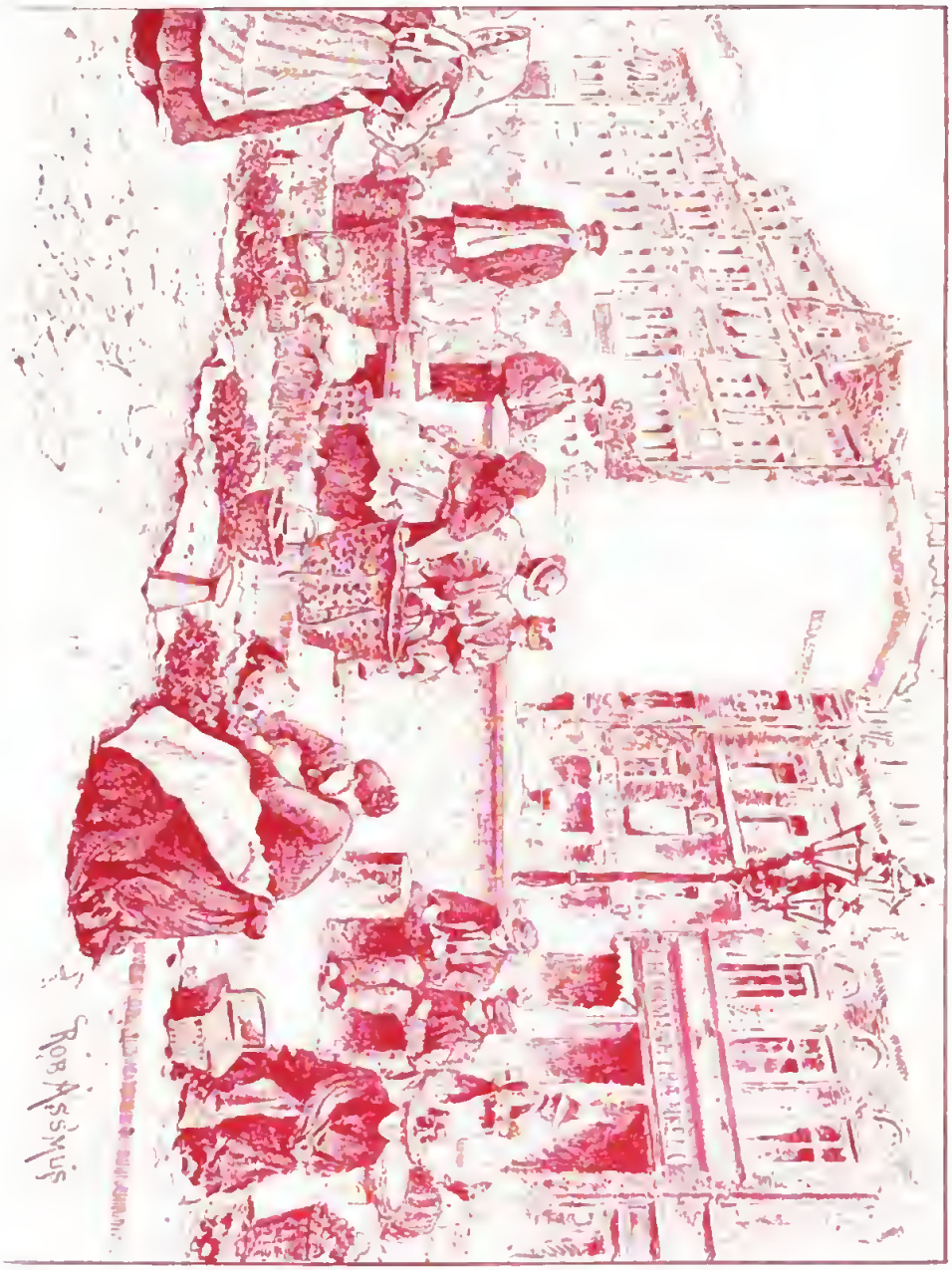


Das Kopernikusdenkmal.

Könige sind der Stadt gewogen, sie bestätigen ihr die alten Privilegien und Freiheiten, aber es zeigt sich bald, daß sie machtlos gegen des Adels Mehrheit sind, bei der auch hier, wie Sapieha auf dem Demetriusreichstag sagt, der Unsinn ist. Sechzig Jahre nach der Trennung vom Orden verliert die Stadt das Stapelrecht. Damit ward ihrem Handel der empfindlichste Schlag versetzt. Das Stapelrecht setzte fest, daß alle auf der Straße über Thorn gehende Waren dort eine bestimmte Zeit zum Verkauf ausgestellt werden sollten. Elf Jahre nach Luthers Tod wird die Reformation in Thorn eingeführt, und dies erbittert die **Polen zu fortwährenden Angriffen auf die Freiheit der Thorner im Glauben und**

Handeln. Anfangs befremdet die Einführung der evangelischen Lehre in Polen nicht, denn um diese Zeit sind fünf Sechstel des Polenvolks öffentlich oder heimlich der Lehre Luthers, wie der Calvins zugethan. Als aber zu Ende des XVI. Jahrhunderts die Jesuiten nach Polen kommen und hier die Gegenreformation im brutalsten Stil durchführen, da erhebt sich auch zwischen den Thornern und den Jesuiten der unaufhörliche Streit, der hundertundfünfzig Jahre später zum blutigen Siege der Jünger Loyolas führte. Von jetzt ab wird der um Thorn wohnende kulmische, sowie der masowische und kujawische Landadel gegen die Thorner von den Jesuiten systematisch aufgehetzt. Fast jedes Jahr verzeichnet die Stadtchronik den räuberischen Einfall polnischer Edelleute in das Stadtgebiet, das Mordbrennen, die blutigsten Gewaltthaten auf dem Lande, selbst Morde friedlicher Bürger auf den Straßen der Stadt bei hellem Tageslicht. Die Schuldigen werden, wenn sie erreichbar sind, vom Rate schnell abgeurteilt und geköpft, aber dann dringen wieder rächende Scharen sengend, mordend und plündernd in das Stadtgebiet, das etwa so groß war, wie das Gebiet des heutigen Freistaats Bremen. Noch schlimmere Feinde waren die Jesuiten. Seit 1593 haben sie sich infolge eines Reichstagsbeschlusses ungeachtet aller Proteste des Rates in der Stadt eingenistet und gegenüber der Pfarrkirche von Sankt Johann ihr Kollegium errichtet, zu dem die jungen Polen hinströmen. Seit dieser Zeit gibt es fortwährend Reibereien zwischen den Jesuitenschülern und den deutschen Gymnasiasten. Von den sieben Pfarrkirchen der Stadt sind nur zwei, und zwar die kleinsten, katholisch; vier sind evangelisch und die fünfte, die Pfarrkirche zu Sankt Johann, ist simultan. Dort halten Lutheraner und Katholiken friedlich abwechselnd ihren Gottesdienst. Als die Jesuiten kommen, ändert sich die Sache. Sie nehmen zuerst die Johanniskirche für den katholischen Gottesdienst in Anspruch, dann die Jakobskirche und zuletzt, nach dem Blutbad von 1724, wird ihnen die Marienkirche eingeräumt. Bis auf den heutigen Tag sind diese drei schönen, in der Backsteingotik des Ordens erbauten Kirchen in den Händen der Katholiken geblieben, während die meist evangelischen Thorner sich für ihren Gottesdienst mit zwei unschönen, mehr Bethäusern als Kirchen ähnlichen Bauten begnügen müssen, von denen die eine nicht einmal einen Turm und eine Glocke besitzt. Eine Folge dieser religiös-nationalen Zwistigkeiten, unter denen die deutsch-evangelische Schutzstadt eines polnisch-katholischen Reiches litt, war jener unerhörte Justizmord, den die Geschichte unter dem Namen des Thorner Blutbades kennt. Gelegentlich einer Fronleichnamsprozession entstehen Katzbalgereien zwischen evangelischen Gymnasiasten und Jesuitenschülern. Das Volk nimmt die Partei der Gymnasiasten, als diese einen von den Jesuiten in ihr Haus gezogenen Kameraden zu befreien suchen. In den Tumult mischt sich der Pöbel. Von den Jesuiten gereizt und verhöhnt, dringt er in das Kollegium, zertrümmert einige Zimmer und befreit den Gefangenen. Die unüberlegte That eines empörten Volkshaufens wird entstellt, tendenziös übertrieben von den Jesuiten nach Warschau berichtet. Eine Untersuchungskommission, aus fünf stockpolnischen Bischöfen und Woiwoden bestehend, fällt das Todesurteil über zwölf evangelische Bürger, darunter zwei Bürgermeister. Der König — August der Starke von Sachsen — bestätigt das Urteil. Zwei Verurteilte werden, da der eine eine Buße von 60 000 polnischen Gulden zahlt, der andere zum Katholizismus übertritt, begnadigt. Die übrigen zehn, der 63jährige Stadtpräsident Rösner voran, werden am 7. Dezember 1724 enthauptet. Ein Schrei der Empörung gellt durch Europa. Die Bürger sind völlig schuldlos, das Einzige, was man zweien der Gerichteten nachweisen kann, ist, daß sie dem Tumult zugesehen haben. Die protestantischen Staaten protestieren in Warschau, zwei Häupter der katholischen Christenheit, der Papst und der deutsche Kaiser, erheben noch vor der Hinrichtung Vorstellungen beim polnischen König. Vergebens. Die unschuldigen Häupter fallen, dem Rat der Stadt werden katholische Polen aufgedrängt, die Marienkirche wird den Evangelischen entrissen, eine Gedenksäule zu Ehren der triumphierenden Maria wird errichtet. Diese „Schandsäule," wie sie die Thorner nannten, steht bis 1817, nachdem ihr bereits 1806 der erste Schuß der belagernden Franzosen den Kopf weggerissen hatte.

Ein preußischer General, jener Schwerin, der den Heldentod bei Prag starb, war der Abgesandte des Preußenkönigs gewesen, als dieser bei August dem Starken gegen den Thorner Justizmord protestiert hatte. Siebenzig Jahre später ritt ein anderer preußischer General Schwerin, der Neffe des eben Erwähnten, durch das Thor der Stadt Thorn, um diese für seinen König in Besitz zu nehmen. Das Unrecht, das die Polen der deutschen Stadt angethan, war gerächt. Zum zweitenmale ward das verkommene Reich von den Nachbarn geteilt. Die erste Teilung brachte Westpreußen an die Krone des großen Friedrich, aber Thorn und Danzig fehlten. Die Grenadiere des Wiederherstellers der durch die Polen verkommenen Kultur des Weichsellandes schulterten ihr Gewehr dicht vor den Thoren der beiden freien Städte. Zollplackereien und andere

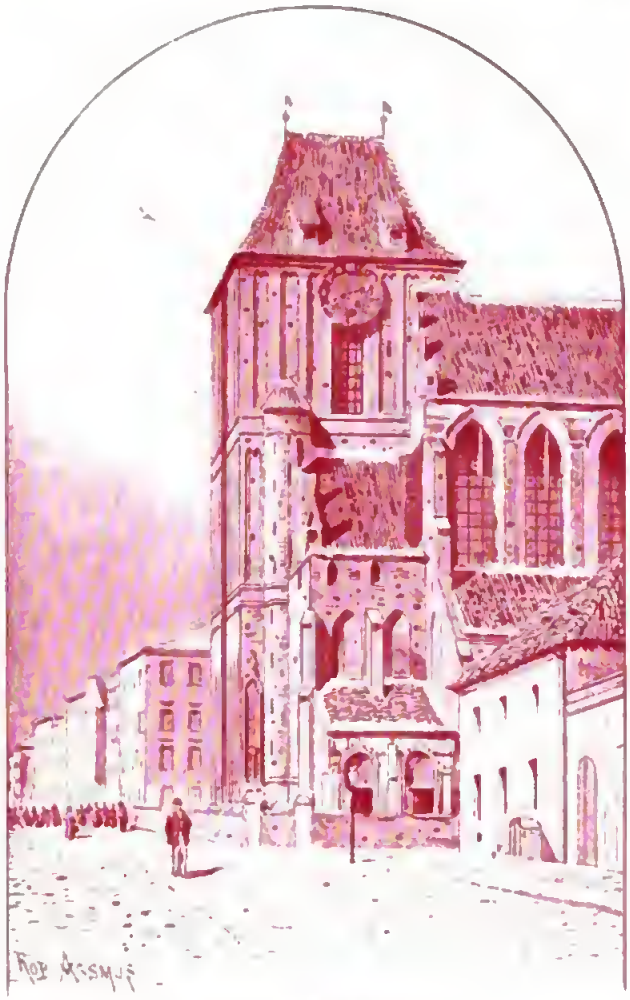


Reizger-(Schwämme-)Verkäuferinnen am Kopernikusdenkmal.

Digitized by Google

energische Maßnahmen des durchaus nicht liebenswürdigen preußischen Regiments schädigten Thorn wie Danzig. Letzteres hatte den befreienden Ausweg der See, während Thorn sehen mußte, wie der kluge König den Begriff des „Territoire“ immer eigentümlicher auslegte und zuletzt behauptete, das der Stadt gewährleistete Territorium sei nur als das Weichbild aufzufassen. So bohrten sich die schwarz-weißen Grenzpfähle dem Weichbild immer tiefer in den Leib, auf den Stadtgütern lagen die Preußen als Exekution für die Schuld der verarmten Stadt, in Fordon vexierte ein preußisches Zollamt die die Weichsel hinunterfahrenden Thorner Schiffe, kurz Handel und Wohlfahrt gingen immer mehr zurück. Da rückte unter dem Vorwand des Durchmarsches nach Polen das preußische Infanterieregiment des Generalleutnant Grafen Schwerin vor die Stadt und erbat sich den Durchmarsch. Der Stadtpräsident, ein Herr von Geret, war ratlos. Er verweigerte den Durchmarsch. Als der Preuße dringend wurde, berief das geängstigte Stadtoberhaupt den Rat und die beiden „Ordnungen,“ letztere unserm Landgericht und den Stadtverordneten entsprechend. Während die Herren in feierlicher Sitzung, angethan mit ihren Amtsperücken, ihren schwarzen Mänteln und weißen Halskrausen über die Forderung des preußischen Generals beratschlagten, war dieser mit seinen 2300 Mann schon in der Stadt. Er hatte, als nach gütlicher mehrmaliger Aufforderung die Wache des Kulmer Thores — 30 greise Invaliden unter Führung des Stadtleutnants — ihm die Öffnung des Thores weigerte, dasselbe durch seine Grenadiere einschlagen lassen. Das war am Morgen des 24. Januar 1793, dem Geburtstag Friedrichs des Großen. Als der hochwohlweise Rat darüber weitläufig verhandelte, ob den Preußen der Einmarsch zu gestatten sei, standen die Blauröcke schon rings um das Rathaus. Die erschreckten Perücken hörten den Trommelwirbel und sahen die preußischen Fahnen in der Stadt wehen, die ihre Selbständigkeit für immer verloren hatte. Thorn hat, als das Unglück über Preußen kam, dann sieben Jahre lang zum Herzogtum Warschau — also wieder zum polnischen Staat unter einem Fürsten wettinischen Stammes — gehört. Aber die Bürger der deutschen Stadt fühlten sich bald als gute Preußen und in den Kriegen, die gegen die Napoleone für Deutschland geführt wurden, rötete das Blut vieler Söhne Thorns die Schlachtfelder, und das alte und das junge eiserne Kreuz habe ich auf der Brust manches Thorners gesehen.

Die Stadt, welche als starkes Bollwerk an der Slawengrenze stets hochwichtig erschien — stritt sich doch der Wiener Kongreß Monate lang darüber, ob Thorn, nach dem Rußland neidisch schielte, an Preußen kommen oder gleich Krakau Freistaat werden sollte — ward von Preußen zweimal zur Festung ausgebaut. Die Befestigung der zwanziger Jahre, die alten Mauern, Thore und Wälle sind gefallen, die Stadt ist nach neuestem System durch starke Außenforts befestigt und könnte wohl das Metz des deutschen Ostens genannt werden. Die Verteidigungsfähigkeit des Platzes mag gewonnen haben, wer aber nicht mit dem Auge des Ingenieurs, sondern in der Erinnerung an die alte Festung durch Thorn geht, wird zugeben müssen, daß viel malerische Schönheit vergangen ist. Die alten roten Mauern und grünen Wälle mit den Gräben, die Thore mit den Zugbrücken, das gab ein charakteristisches Festungsbild, während jetzt rings um die Stadt die kaum jemals zu bebauenden Flächen gähnen, die durch die Niederreißung der alten Festungswerke und die Zuschüttung der Wallgräben gewonnen sind. Ein freundlicheres Bild gewährt die Stadt selbst. Die hochgegiebelten, hanseatisch gebauten Häuser, die leider immer mehr dem modernen Kasernenbaustil weichen, die schönen hochstrebenden Kirchen in der Ordensgotik, das halbgotische großartige Rathaus, hinter dem die schlanken Türme der Marienkirche aufragen, die malerische Ruine des Ordensschlosses, die auf den mächtig flutenden breiten Weichselstrom herabblickt, auf dem sich rauchende Dampfer und hochbewimpelte Weichselkähne tummeln — das alles macht einen nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt des Beschauers, der Sinn für den Reiz altertümlicher Städte hat. Am günstigsten zeigt sich die Stadt, wenn man sie, über die Weichselbrücke kommend, von der Südseite erblickt. Die alten hohen Türme ragen aus dem Häusergewimmel, die Segelflottille belebt den großen Strom, den breitesten aller deutschen Flüsse, die Sonne beglänzt die grünen Wellen,



Die Pfarrkirche St. Johann.

durch die die Dampffähre gleitet, die Eisenbahnzüge brausen über die Brücke an uns vorbei. Wir wandeln durch die Jakobsstraße über den Neustädtischen Markt an dem Hause vorbei, wo die weltbekannte Firma Gustav Weese ihre Pfefferkuchen backt, ohne die kein ostdeutsches Weihnachtsfest denkbar ist, zur Altstadt durch die belebte Breitestraße. Sie mündet auf den Markt, in dessen Mitte das alte ehrwürdige Rathaus steht. In seinem Hofe ward 1724 Bürgermeister Rösner enthauptet; seine Ratszimmer sind durch Gemälde und Skulpturen bedeutsam. Gustav Adolf soll die Treppe zum Ratssitzungssaal zu Pferde emporgeritten sein. Unsere Ansicht zeigt die Südseite des Rathauses, auf dem Platze vor derselben stand das Schaffott der neun Märtyrer des Thorner Blutbades. An der Südostseite des Rathauses erhebt sich (an der Stelle, wo zur freistädtischen Zeit der Pranger stand) das Standbild des größten Thorners, des Nikolaus Kopernikus. Das übrigens nicht sehr glückliche Denkmal von Tieck trägt die charakteristische Inschrift: Terrae motor, solis coelique stator: Der Beweger der Erde, der Befestiger der Sonne und des Himmels. Diese treffliche Inschrift, ein Muster guten Lapidarstils, rührt von dem Thorner Gymnasiallehrer Dr. Rudolf Brohm her, nicht von Alexander von Humboldt, wie vielfach zu lesen. Friedrich Wilhelm IV, dem verschiedene Inschriften zur Auswahl vorgelegt wurden, verwarf unter anderen auch die Humboldts und wählte die des Thorners. So wenig glücklich wie das steife Denkmal ist die Idee, dasselbe mit Bänken zu umgeben. An Markttagen wimmelt es hier von allerlei Volk, dem es mehr darum zu thun ist, daß sich die Erde um ein gutes Geschäft, als um die Sonne dreht. Die Denkmalsplätze sind ein Lieblingsstandplatz der Verkäufer jenes schmackhaften Pilzes, der auf dem Mooshoden der Thorner Nadelholzwälder wächst, des Reizger.

Ein anderer Feinschmecker als der, der die Reize der Reizger zu würdigen weiß, ist der historische Feinschmecker. Er kann in Thorn seinen Geschmack an den altertümlichen Resten der Ordenszeit laben. Das empfand auch der verdienstvolle Wiederhersteller der Marienburg, Meister Steinbrecht, der in Thorn eifrig die Baukunst des deutschen Ordens studierte und uns als Frucht dieser Studien sein großes baukünstlerisches Werk gab: Thorn im Mittelalter. Von der alten Ritterburg, einer der größten des Ordenslandes, stehen noch gewaltige Überreste, unter ihnen der stattliche „Danziger," der Schwibbogen, den unsere Ab-

bildung zeigt. Über Namen und Bedeutung des Danzigers, der fast in allen Ordensschlössern vorkommt, ist man sich nicht klar. Vermutlich ist es der Abort der Ritterbrüder gewesen. Das Laubwerk rechts von dem mächtigen Schwibbogen verdeckt die Ruinen des eigentlichen Schlosses. Hier spielen sich die reizenden Liebesscenen zwischen Georg König und Anna Fabricius ab, die Freytag in seinem Roman auf die Ruine des alten Schlosses verlegt. Auch die Pfarrkirche zu Sankt Johann, die älteste der Stadt, ist mit der Geschichte Thorns eng verwachsen. Auf dem Kirchhof zu Sankt Johann verbrannten Bischöfe und

Der Danziger, Ruine des Deutsch-Ordensschlosses.

Mönche das Bildnis des verhaßten Wittenberger Mönchs. Das Volk zog es aus dem Feuer und vertrieb die geistlichen Ketzerrichter mit Steinwürfen, gerade so, wie es Freytag in seinem Roman schildert. Zweihundert Jahre später flogen wieder Steinwürfe in die Fenster des Jesuitenkollegiums, das gegenüber der Kirche in dem Gäßchen stand, das auf unserem Bilde rechts abbiegt. Dort wo der Gaskandelaber steht, erhob sich die zu Ehren des Blutbades errichtete jesuitische Marienſäule. Eine Kuriosität unter den Thorner Altertümern ist der „Krumme Turm." Er steht in der südlichen, noch erhaltenen Stadtmauer als ein kleinerer Bruder des berühmten schiefen Turmes zu Pisa. Angeblich 1271 von einem Ordensritter zur Strafe erbaut — vielleicht ist die schiefe Stellung durch Nachgeben des Baugrundes erfolgt — macht er einen komischen Eindruck. Seine Höhe beträgt 15, seine Abweichung von der Senkrechten $1\frac{1}{2}$ Meter.

Das alte Thorn lebt noch in seinen Bauwerken, auch wenn sie Ruinen sind, der alte Thorner stirbt allmählich aus. Er war, als er noch nicht von den Eingewanderten, der starken Garnison — der sechste Bewohner Thorns ist jetzt ein Militär — den Beamten und den seit Bewältigung des letzten polnischen Aufstandes von 1863 zahlreich zugezogenen polnischen Rentnern majorisiert wurde, ein sehr gemütlicher, gutem Wort und gutem Trunk ergebener, niederdeutsche Derbheit und Zähigkeit mit oberdeutscher Lebhaftigkeit verbindender Herr, mit dem sich's gut leben und noch besser frühstücken ließ. Jetzt ist der Eingeborene, soweit er sich noch als Thorner und nicht als moderner Kosmopolit fühlt, durch die überwiegend fremden Elemente zurückgedrängt. Schon seit dreißig Jahren hat er sein Deutschtum nicht mehr so stark betont, wie früher. Es war der Stolz des Alt-Thorners, daß er vielleicht das deutscheste Bürgertum hatte. Zur freistädtischen Zeit war es ein Herkommen, an dem streng festgehalten

wurde, daß nur der in die Zünfte aufgenommen werden durfte, der seine deutsche Abkunft erweisen konnte. In den Thorner Bürgerlisten finden sich bis zum Ende des Freistaates keine polnischen Namen. Als man dem Stadtsekretär einmal zumutete, Polnisch zu sprechen, rief er empört, es sei unerhört, daß ein Vertreter der Stadt Thorn anders spräche, als Deutsch oder Lateinisch. Das änderte sich nach der Niederwerfung des letzten polnischen Aufstandes. Die Polen zogen wieder in Thorn ein, sie gründeten eine polnische Bank, eine polnische Zeitung, ja selbst polnische Kandidaten siegten bei den Thorner Wahlen zur Volksvertretung. Auch die alten Thorner Originale sind ausgestorben. Unter ihnen war Bogumil Goltz der bedeutendste, er der stattliche Mann mit den prächtigen blauen Augen, der Donnerer gegen alles, was unnatürlich und undeutsch war, der Mann mit dem Riesenkörper und der Kinderseele. Daß die Werke, in denen er „die deutsche Entartung in der modernen Lebensart" darlegte, daß das „Buch der Kindheit" und das „Jugendleben" in Thorn geschrieben sind, darauf kann der Thorner stolz sein.

Er ruht unter dem Rasen, wie mancher andere urwüchsige Thorner, von dem Originelles zu erzählen wäre. Das neue Thorn schreitet über das alte hinweg. Es hat auch das alte Theater niedergerissen und an seiner Stelle ein prächtiges stilvolles Gebäude errichtet, den neuen Artushof, einen Bierpalast mit geschmackvollen und behaglichen Räumen, mit Festsälen im großen Stil, aber das gute Bier, das dort verschänkt wird, ist doch der modernen Kultur wichtiger als die Bühne. Wenn heute eine gute Schauspielgesellschaft nach Thorn kommt, muß sie in einem entlegenen Lokal vor der Stadt spielen und natürlich im Winter vor leeren Bänken. Es scheint wirklich, als ob die Bretter, die die Welt bedeuten, heute mehr im Faß als auf der Bühne liegen.

Ein Bleibendes aber gibt's, wenn die Kunst versagt, das ist die Natur. Den wunderbaren Reiz der Weichselromantik kann auch der begreifen, der kein Alt-Thorner ist. Wenn man in heller Sommernacht über die tausend Meter lange Weichselbrücke schreitet, den mondbeglänzten Strom unter sich, auf dem die Feuer der Traften (eigentlich Tratven, Holzflöße) brennen und die halbnackten Indianer der Weichsel, die lustig naiven „Flissaken" (polnische Flößer) zur Fiedel um ihre Feuer tanzen und singen, wenn der Mond das alte Gemäuer der Ordensburg bestrahlt und an die große Vergangenheit der Stadt erinnert — dann vergißt man in diesem Idyll der Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft. Vielleicht wird es dieser deutschen Wacht an der Weichsel einst beschieden sein, den ersten Ansturm des Feindes auszuhalten, und, so Gott will, tapfer abzuwehren.

Wohl, — weil es Sonntag war.

(Abdruck verboten.)

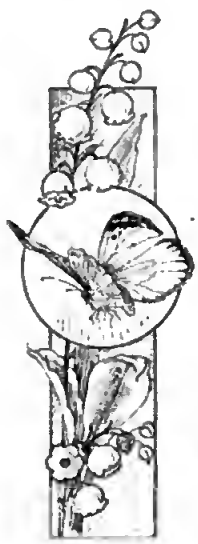
Es war ein Mägdlein jung und schön
Mit blondem Lockenhaar,
Das hatt' ein weißes Kleidchen an —
Wohl, — weil es Sonntag war.

Das ging zum grünen Wald hinein
Und sang so hell und klar
Und pflückte sich Waldvoigelein —
Wohl, — weil es Sonntag war.

Es graste friedlich in dem Gras
Am Rain der Rehe Schar;
Kein böser Jäger that ihr was —
Wohl, — weil es Sonntag war.

Und abends trat zum Wald heraus
Ein Knab' mit krausem Haar,
Den schmückt' ein Kranz von Waldvoiglein, —
Wohl, — weil es Sonntag war.

Hans Haide.



Beim Beerenſuchen. N
(Verlag der Münchener Kunſt- und Ver

ach dem Gemälde von A. Lüben.
klagsanstalt Dr. E. Albert & Co. in München.)

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Dann fällt Justus Klara ein, und dieses Andenken ist so kalt, als lägen Jahre zwischen ihnen, als habe sie ihm nie etwas gegolten. Er erinnert sich des Briefes, den er vor zwei oder drei Wochen von ihr bekommen, eines Briefes, der vier Seiten lang war und von dem er nur eine halbe gelesen hatte — mitten im Drange der Geschäfte wer hat da auch Zeit, Betrachtungen über das Wesen der Liebe und Treue durchzulesen! — und in dem sie ihre Verlobung aufgelöst hatte. Großer Gott, als ob das nicht selbstverständlich wäre! Er begreift es gar nicht, daß sie beide die Sache überhaupt so lange hinausgezogen haben, und er kommt sich wieder sehr edel vor, daß er aus lauter Rücksicht nicht selbst eher reinen Tisch gemacht hat, sehr edel. Denn Justus Moller greift nach jedem Moment, das ihn sich selber als edel erscheinen zu lassen nur einigermaßen geeignet ist. — Hoffentlich läuft er Klara nicht gerade in die Hände! Unsinn! in einer Stadt von dreimalhunderttausend Einwohnern und in der Dämmerung! Überhaupt nimmt er ja sofort eine Droschke, denn Zeit zu verlieren ist nicht.

Endlich hat diese greuliche Fahrt ein Ende. Fünf Uhr fünfzehn läuft der Zug in den Bahnhof ein.

Justus eilt sofort auf den Droschkenstandplatz und gibt die Adresse Weinholds an. Das wäre der Teufel, wenn er ihn nicht herumkriegte! aber er kriegt immer die Leute herum, wozu er will. Vollends einen wie den. Mit ein paar Redensarten bah! Und Geld hat so ein Filou immer, hat er aber keins, so beschafft er es in einer halben Stunde. Ah schon da!

Die Droschke fährt vor, Justus heißt sie unten warten, steigt die Treppe hinauf, zieht sich die Handschuh prall und steckt eine angenehme Miene auf. Er klingelt zwei-, drei-, viermal und wartet vergeblich. Weinhold ist also im Comptoir und das ist zum Glück nicht weit. Justus fährt das Stückchen bis dorthin, geht über den finstern, engen Hof und steigt ein paar ausgetretene Holzstufen in die Höhe, über denen ein flackerndes Gaslämpchen hell genug brennt, um den Schmutz erkennen zu lassen, in dem alles starrt. Das Comptoir ist geschlossen. Aber im Hofe steht etwas herum, ein untersetzter

Schreibknirps mit einem Galgengesicht. Den wird er fragen. Und der Knirps macht ein lächerlich geschäftsmäßiges Gesicht und sagt mit einer gezierten Bärenstimme, Herr Weinhold sei heut zu einem Fest auf der Grünstraße 27 bei der verwitweten Militäreffektenhändler Rockstroh, und er (der Knirps) habe das Comptoir soeben geschlossen.

Hm! Was geht Moller das Fest an. Ein Arzt und ein Kommissionär haben den Teufel was Feste zu feiern, er wird hinfahren und ihn herausholen lassen. Auf eine Stunde wird sich der Mossiöh dort wohl losmachen können vom Tantengeburtstage; schließlich fallen für ihn ja die nötigen Prozente ab, und dafür ist ein Alexander Weinhold immer zu haben. Also: „Droschke, Grünstraße 27.“ Sonderbar, 26 wohnt Klara. Na egal!

Die Droschke rasselt weiter, aber die Fahrt dauert gute fünfundzwanzig Minuten. Endlich ist er da. Rockstroh? — Rockstroh? — aha! Justus gibt einem koketten Hausmädchen, das einen weißen Pintscher unter dem Arme hält, während aus dem offenen Entree süßliche Kuchen- und Bowlendüfte auf ihn eindringen, seine Karte und läßt den Herrn Kommissionär bitten, auf einen Moment herauszukommen. Er weiß noch nicht, daß Weinhold Kommissionsrat geworden ist.

Er muß eine ganze Weile auf dem Flur warten, ohne hineingeführt zu werden. Endlich kommt das Hausmädchen wieder: „Der Herr Kommissionsrat sind heut absolut nicht zu sprechen; er feiern soeben seine Verlobung mit der gnädigen Frau und machen morgen früh eine Reise mit ihr zu den Eltern der gnädigen Frau und kommen erst in einigen Tagen wieder.“ Letzteres war zwar non vero, ma von Alexander ben trovato. Justus schickt die Person noch einmal hinein. Es wäre dringend, er ließe nochmals bitten.

Man läßt ihn stehen. Er hört die Thüren auf- und zumachen, hört Schritte, Stimmen — aber man läßt ihn stehen. Ihn! Vor geschlossenen Thüren!

„Canaille, der ich's einränken werde,“ sagt er und rennt hinunter.

Der Kutscher, der oben auf seinem Bocke trotz des Windes halb eingedusselt auf ihn wartet, kommt ihm in diesem Augenblicke würdiger vor als er selbst, der soeben nutzlos vor einer Thür gestanden wie ein Bettler. Oh, dem wird er's einränken! Er macht den Wagenschlag auf, will hineinspringen und zögert. Es weiß ja gar nicht, wohin zunächst. „Warten Sie,“ sagt er und geht ein Stück die Straße hinauf, hinab, sinnend, wohin er eigentlich fahren soll. Er könnte zu Salo Mockrauer fahren oder zu Natan Hirsch, Ehrenmännern, die für zweihundert Prozent und mehr Geld leihen — aber — ja — das wäre das letzte! — aber — da ist etwas, das ihn wie an einem unsichtbaren Faden hält. Er weiß selbst nicht, was es ist, aber etwas, das ihn an die 26 und 27 fesselt. Er wartet, er zögert. Jammervoller Moment. Bis jetzt hat er wenigstens immer noch gewußt, was er wollte, was er thun mußte, wenn es auch nicht immer angenehm war, jetzt weiß er es nicht mehr.

Der Kutscher wartet, und er geht auf und ab. Die Flammen der Laternen flackern im Winde und verbreiten durch den Nebel riesengroße, zitternde Sterne von bunten Strahlen; die Straße ist schmutzig, und er fröstelt. Auf einmal taucht drei Schritte vor ihm eine Gestalt auf. Sein Fuß stockt und auch sie bleibt stehen, erschrocken, verlegen sehen sie sich in die Augen. „Ach mein Gott —“ sagt Klara.

Er nimmt den Hut ab, lächelt und sagt nichts. Aber es ist etwas in diesem Lächeln, in diesem Gesicht, das ihr ins Herz schneidet. „Justus — wolltest du mich sprechen? warst du oben?“

„Nein, ich habe ja kein Recht mehr,“ sagt er mit einem Zucken im Gesicht.

Er hat kein Recht mehr und patrouilliert hier in Wind und Nebel vor ihrem Hause und sieht so elend aus, und ihr ganzes Herz schmilzt in Reue und Mitleid. „Bist du krank?“ fragt sie.

„Vielleicht bin ich krank.“

Sie zögert noch einen Moment. „Willst du mit hinaufkommen?“ fragt sie dann herzlich. Es wird peinlich sein, aber er will sich vielleicht mit ihr aussprechen.

Er sieht sie scheu von der Seite an. „Ich bin auf einer großen Hetzjagd hier, weißt du. Habe Pech gehabt. Und natürlich, wenn man Pech hat, wendet sich alles von einem ab.“ Er lacht bitter, indes sich ihre Augen mit Thränen füllen.

„Bist du sehr, sehr böse auf mich?“ fragt sie, die Augen niederschlagend.

„Mein Gott, Kind, wie dürft' ich das! Du ziehst mir einen andern vor, und ich — ich bin —“

„Aber davon können wir doch nicht hier sprechen, auf der Straße, in diesem Wetter.“

„So gehen wir hinauf,“ sagt er.

Oben — da ist vielleicht das, was ihn festhielt, was er selbst nicht weiß. Was? Ruhe vielleicht, ein paar gute Worte, ein Rat — oder — nein, daran darf er nicht denken; pfui!

Sie gehen zusammen hinauf. Klara klopft das Herz zum Zerspringen, sie weint, sie fühlt sich so schuldig, so schrecklich schuldig. Sie schließt auf und sie gehen hinein. Es ist finster, niemand zu Hause. Welche sonderbare Situation! Im großen Zimmer ist es wenigstens dämmerig, von der Straße her fällt der Schein der Laternen durch die Fenster und tanzt in großen, breiten Streifen auf den Decken hin und her. Klara zündet die Lampe an und setzt sie auf den runden Tisch, der noch — wie damals — vor dem alten Schlafsofa steht, das jetzt einen türkischen Überzug hat.

Einen Blick wirft er darauf und auf die alten Birnbaummöbel, dann tritt er ans Fenster und trocknet sich die Augen. Wie man von Ertrinkenden sagt, daß blitzschnell die Erinnerungen ihres ganzen Lebens vor ihrem Gedächtnis vorüberziehen, zieht in diesem Augenblick das Andenken an ihre gestorbene Liebe durch beider Gemüter.

„Justus,“ sagt das Mädchen, ein wenig von ihm entfernt stehen bleibend, „habe ich Unrecht gethan? haben wir nicht beide das Gefühl gehabt, daß während dieses langen Brautstandes das Glück sich in Pein verwandelte, wie wenn — wenn auf einem langen Wege die Blumen, die wir am Anfange pflückten, in unseren Händen langsam sterben, bis wir die welken — wieder hinwerfen — mit schmerzlichem Gefühl. Gewiß, Justus: mit heißem Schmerze. Aber das habe ich dir ja geschrieben. Warum hast du mir nicht ein paar Zeilen geantwortet? habe ich dich so schwer gekränkt? hast du nicht Erna von Dalldorf lieber gehabt als mich? war es dann aber nicht verzeihlich, wenn auch mein Herz — — Ach Justus, glaube doch nicht, daß deshalb meine Anhänglichkeit an dich erloschen ist! wenn sie nicht so groß, so stark gewesen wäre — Justus, ich kann dich nicht weinen sehen —“ und dabei bricht ihr selbst die Stimme. Mit einem verzweifelten Blicke sieht er sie an. Sie setzt sich auf den ersten besten Stuhl an den Tisch und stützt den Kopf in die Hände.

Leise tritt er neben sie. Seine Stimme ist heiser, wie er jetzt zu ihr redet.

„Ich danke dir, ich danke dir sehr für deine Worte, für diesen Rest des alten Gefühls, den du aus dem Schiffbruch unseres Glückes gerettet hast. Bei Gott, er ist mir ein Labsal, jetzt, wo ich so elend, so herumgehetzt bin — wie ein Hund, schlimmer wie ein Hund — aber du hast keine Ahnung von der Qual, die ich erlitten habe — und ich — ich — diese Leute weißt du — die einen um eine Lumperei drängen — und diese säumigen Zahlungen — aber das kann dich ja nicht interessieren —“

„Sprich doch, Justus, sprich —“

„Und jetzt wegen der Löhne und einer albernen Klempnerrechnung — nachdem ich so lange gerungen und alles andere in Ordnung gebracht — und jetzt vielleicht um einen Tag, denn wenn das Geld nicht morgen eintrifft — ja — dann bin ich fertig — wie gesagt, vielleicht um einen Tag, auf Ehrenwort! — Aber diese Hunde, die nicht einsehen, daß, wenn man mir die Hände bindet, ich nicht arbeiten kann, und daß, wenn ich arbeiten kann, ich sie auch befriedigen werde — und vielleicht wegen alberner zwölf oder vierundzwanzig Stunden —“

Klara verstand: er war in Geldnot. Ach Gott, sie wäre so glücklich, wenn sie ihm helfen könnte, gerade weil sie etwas wie moralische Schuld fühlte. Wenn er es nur auch annähme von ihr!

„Wenn es nicht sehr viel ist, Justus,“ sagte sie freundlich, schüchtern, als habe sie ihn um eine Gefälligkeit zu bitten, „was dir fehlt — so — wir waren uns so lange alles, alles, wie sollten wir uns nichts mehr sein dürfen? nicht gute, hilfreiche Freunde? Ich bitte dich, nimm, was ich habe, damit die Leute nicht auf die Löhnung warten müssen.“

„Aber ich kann das nicht nehmen, gerade von dir nicht.“

„Gerade von mir. Es ist freilich nicht

viel, wenig über zweitausend Mark.“ Und sie lächelte dazu, sie war jetzt ganz gefaßt, ganz tapfer; sie sah, daß es ihm schwer, sehr schwer wurde — wäre es nobel gewesen, es ihm noch schwerer zu machen mit Sentimentalitäten?

Er legte einen Augenblick die Hand über die Augen und schwieg. „Du wirst nicht etwa denken, daß ich deshalb auf dich gewartet habe, Klara? um Gottes willen, du wirst das nicht denken. Ich war in Nummer 27, dort wollte ich einen Geschäftsmann treffen — es wäre furchtbar —“

Aber sie eilte schon hinaus. Im Kämmerchen nebenan, in einer alten Kommode hielt sie ihre Schätze verwahrt, den größeren Rest von dem, was sie zu ihrer Aussteuer gespart. Sie nahm alles, ohne ein Zwanzigmarkstück für ihre kleinen Bedürfnisse zurückzubehalten, wickelte es ein, und das Papier hinter sich haltend, kehrte sie zurück.

Justus hatte sich in der Nähe der Thür ein dunkles Plätzchen ausgesucht, wo er, über das alte Klavier gelehnt, wartete. Leise trat sie heran, schob das Packet in seine Tasche und sagte heiter: „Ich bin so glücklich, daß ich dir noch einmal habe nützlich sein können. Ach —“

Da, in diesem Augenblick übermannte sie beide Rührung und Mitleid. Er öffnete die Arme, er umschlang und küßte sie, nannte sie seinen guten Engel, den er von sich gestoßen habe, und eilte dann hinaus.

Nun ging es zurück. Durch die Straßen, nach dem Bahnhof, über die Blachfelder, über donnernde Brücken, durch finstere Wälder, durch Nebel und Graus. Justus hatte Geld, nicht viel zwar, aber doch Geld, fast genug, wie nötig war, den Klempner zu befriedigen und mit dem Rest mußte sich der Mann eben gedulden.

Die äußerste Gefahr war abgewendet! Er bemühte sich, froh zu sein. Aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Denn durch das Rasseln, Zischen und Pfeifen, durch das Heulen und Brausen des Windes klang ganz leise wieder jene Stimme, die ihn manchmal verfolgte, und was sie flüsterte, war: „Du bist ein Ehrloser, ein Hund bist du, denn du bist nicht zu retten, und was du hältst, ist ein elender Raub, ein Raub, den du an schmählichster Stelle an dich gerissen.“

Aber er wollte es nicht hören. Und es war ja auch nicht so! Diese Stimme war die tückischer Geister, die uns bisweilen das Unmögliche zum Wahrscheinlichen machen wollen, bloß um unser überquältes Gehirn noch mehr zu reizen. Unsinn! er würde heut Abend noch den Klempner bezahlen, morgen früh würde das Geld für die Alpakas und Cheviots kommen und alles war in Ordnung.

15. Kapitel.

Die Abrechnung, die der ausgezeichnete Alexander mit seiner reizenden Klientin Thusnelda Rockstroh gehabt hatte, war so sehr zur Befriedigung dieser Dame ausgefallen, daß ihre Achtung vor der Geschäftsumsicht, Zuverlässigkeit und Unermüdlichkeit des Mannes, in dessen Hände sie ihren Witwennotgroschen mit so holdem Vertrauen gelegt hatte, auf den höchsten Gipfel stieg. Indem diese Achtung aber ihren Höhepunkt erreichte, traf sie dort andere sehr freundliche Empfindungen für dasselbe würdige Objekt bereits an. Als da waren: eine warme, sehr warme Empfindung für die unübertreffliche Feinheit seines schwarzen Tuchrockes, für die tadellose Sauberkeit seiner parfümierten Oberhemden, auf denen die Similis strahlten wie Tautropfen auf einer morgenbeglänzten Flur, für seine hochfeinen perlgrauen Handschuhe, schwerseidenen Taschentücher und den ausgezeichneten Nerzpelz, aus dessen schützender Hülle der Edle die schon erwähnten Vorzüge herauszuschälen pflegte. Doch — daß es gesagt sei — es gab da Empfindungen noch wärmerer Natur; so für diesen volltönenden, ehrfurchtgebietenden Titel, für die gelb und rot angestrichene „Idylle,“ die sie auf Bitten des glücklichen Besitzers mit ihrem Besuche beehrt und in allen Beziehungen „nett und entzückend“ gefunden hatte, für sein am Horizonte hellstrahlend auftauchendes Stadtverordnetentum. Und — o Thusnelda Rockstroh wehrte sich vergeblich dagegen — für diese herrliche, mannhafte Gestalt, dieses ganze Wesen, das zugleich Kraft und Zartheit ausdrückte, diese reizend treuherzige, gemütvolle Art, dieses — ach sie wußte selbst nicht recht, was noch! —

„Ich darf somit hoffen, die Angelegenheit der gnädigen Frau zu Dero Zufriedenheit geordnet zu haben?“ fragte Alexander, sanft den Kopf auf die linke Schulter legend, mit rührender Weichheit in der Stimme

und mit soviel innerer Bewegtheit, daß seine Augen einen überwältigenden Ausdruck annahmen. Gewiß: seine Augen.

„Oh sehr, sehr zu meiner Zufriedenheit, Herr Kommissionsrat," sagte die allerliebste Klientin. „Ich kann Ihnen nur aus vollstem Herzen danken für die viele Mühe, die Sie sich gegeben haben, und hoffe —" Die treffliche Thusnelda stockte, sie stockte wirklich; und sie konnte sich nicht erinnern, daß ihr das bisher schon jemals in ihrem Leben geschehen sei.

„Sie hofften?" fragte Alexander verbindlich.

„Ich hoffe, daß —" Ach, wenn sie doch nur gewußt hätte, was sie hoffte!

Alexander, der sich langsam erhoben hatte, zögernd wie jemand, der sich nur widerstrebend losreißt, lächelte und sah sie an.

Auch Thusnelda stand auf, in holder Beklommenheit seufzend.

„Die gnädige Frau wollte gewiß sagen: Sie hoffen, daß die Zukunft die Sicherheit eines Arrangements bestätigen werde, das in seinen Erträgen nicht ungünstig genannt zu werden verdient."

Thusnelda sah ihn dankbar an. Wie trefflich ihr dieser bescheidene Mann aus der Verlegenheit half! „Ja, das hoffe ich! Das heißt, ich bin eigentlich ganz davon überzeugt, Herr Kommissionsrat, wirklich ganz überzeugt. Sie haben ja alles so ausgezeichnet eingerichtet und dabei ein so schrecklich geringes Entgelt für Ihre Mühe berechnet, und haben sich gewiß so viel Sorge gemacht. Und daß es auf einer Apotheke steht, das ist mir, wie gesagt, so besonders lieb, weil das so viel Glück bringen soll, und ich habe wirklich, wirklich, Herr Kommissionsrat, das vollste Vertrauen zu Ihnen. Und nicht wahr — wenn ich jemals sollte — über diese Sachen — so dürfte ich hoffen — dürfte ich mich an Sie —"

Feich. Gezeichnet von H. von Angeli.

Der beſcheidene Alexander war natürlich bisher ahnungslos geblieben, daß das Objekt der Thusnelda Rockſtrohſchen Hoffnungen mit dem Wunſche ſeiner ferneren Beſuche identiſch ſein könnte; indem jetzt ſein verbindliches Löcheln in ein verſtändnisinniges überging, deutete es die Kühnheit ſeines Ahnungsvermögens an. Ihre Hand ergreifend flüſterte er, ſehr geſchickt ihre beiderſeitigen innerſten Gedanken verſchlingend: „Gewiß dürften Sie auf meinen Beiſtand nicht nur hoffen, ſondern beſtimmt rechnen, zu jeder Stunde auf mich rechnen, zu jeder Sekunde! Aber — dürfte dann auch ich etwas hoffen?“

„Sie? och Sie, Herr Weinhold!“ ſagte das Marzipanſchweinchen in vollſtändiger Verwirrung und Faſſungsloſigkeit. „Ein Mann wie Sie darf doch alles hoffen.“

„Alles! wie reizend! Ich dürfte zum Beiſpiel das Glück haben, die gnädige Frau hin und wieder zu ſehen, ihr meine Aufwartung zu machen, auch ohne den glücklichen Vorbehalt einer Geſchäftsangelegenheit?“ Wahrſcheinlich wollte er ſagen: die Veranlaſſung, aber er ſagte Vorbehalt, und der Militäreffektenhändlerswitwe war es am Ende auch gleich.

„Ach Herr Alexander Weinhold!“ ſagte das Schweinchen im Zuſtande völliger Hilfloſigkeit.

„Gefällt Ihnen der Name?“

Freilich gefiel er ihr, er gefiel ihr ſogar ſehr gut, er gefiel ihr beſonders viel beſſer als der Name „Rockſtroh,“ zu dem das herrliche „Thusnelda“ ſo ſchlecht wie möglich paßte. Und Namen ſind ſo bedeutungsvoll, ſo ſehr bedeutungsvoll! Sie hatte einmal eine Freundin gehabt, die einen heiratete, der einen ſehr feinen Herrenfriſierſalon beſaß und Arved von Fabionkowsky hieß; die ihn bloß wegen dieſes entzückenden Namens heiratete und ſehr glücklich geworden war, was doch am Ende als Beweis gelten mußte, daß es ſehr viel auf den Namen ankomme. O ja, Alexander Weinhold gefiel ihr ſehr gut! Aber ſie ſagte nichts.

„Ja, ich darf wohl ſagen,“ fuhr Alexander ſinnend fort, da die Mundfertigkeit der Dame unwiderbringlich verloren ſchien, „es iſt ein hübſcher Name! Aber er hat auch ſeine traurige Seite, meine ſchöne Frau. Denn was nützt er, wenn ſein Träger ein einſamer und unglücklicher Mann iſt? Geteilte Freude iſt doppelte Freude, ſagt ein ſchönes Sprichwort. Man könnte auch ſagen: Geteilter Name iſt doppelter Name, ſo man könnte das wohl ſagen. Aber eben darauf zu hoffen, ihn mit einer anderen zu teilen, Frau Thusnelda, eben darauf zu hoffen, wage ich nicht mehr! Man hört bisweilen behaupten: ein Mann fände immer eine Frau — nun — obwohl es anmaßend klingt — es liegt in dieſer Behauptung allerdings etwas Wahres, nämlich vorausgeſetzt, daß der Mann nicht wähleriſch iſt, nicht wahr? Aber ich — in meiner Jugend von einem treuloſen Weibe um mein Lebensglück betrogen — bin nun einmal ſehr, ſehr wähleriſch, und würde eben doch nur mit einem vollen Glücke zufrieden ſein. Ich bin unbeſcheiden, bin eines ſolchen Glückes unwürdig, nicht wahr? Aber doch zu beſcheiden, um es zu wagen, der Frau, die mir dieſes volle Lebensglück bieten könnte, der ich die tiefſte Verehrung — Verehrung und Liebe, Frau Thusneldo“ — und dabei beugte er ſich ganz dicht an ihr Ohr, denn er vermutete, daß die allzu zierlichen Redensarten vielleicht auf kein ganz ſchnelles Verſtändnis rechnen durften, und daß es ſich empfahl, dieſer kleinen Gans gegenüber ſo deutlich als möglich zu werden — „es wagen könnte, dieſer Frau meinen Namen anzubieten. Oder — dürfte ich wirklich — alles hoffen?“

Dieſe Worte brachen der ſinnigen Militärſchneiderswitwe, deren Verſtändnis Alexander hier vielleicht doch unterſchätzt hatte, vollends das Herz. „Um ſein Lebensglück betrogen“ — „Verehrung und Liebe“ — „zu beſcheiden um“ — dieſer ausgezeichnete Mann! Schluchzend ſank ſie an ſeinen taufriſchen Buſen, und mit dem Lächeln der Befriedigung preßte der Kommiſſionsrat das erſchütterte Füllſel in ſeine Arme. —

Das wurde jetzt noch ein prächtiger Abend.

Nachdem ſich das Paar von der erſten Überraſchung und dem erſten Glückstaumel erholt hatte, machte Thusnelda ihrem Anbeter die Mitteilung, daß ſie ihr „Kränzchen“ an dieſem Abende bei ſich habe und daran denken müſſe, einige wirtſchaftliche Anordnungen zu treffen und ſelbſt mit Hand an die Vorbereitungen zu legen.

Nun das war ja eine reizende Gelegenheit, zugleich die Verlobung zu feiern!

Thusnelda würde zunächst Herrn Weinhold als ihren Sachwalter einführen, nach dem Abendessen würde man statt des Lagerbieres eine solenne Bowle und einige Torten auffahren, und dann würden sie sich als Brautpaar huldigen lassen.

Bis die Gäste kamen aber, welche wunderhübsche Veranlassung für Alexander, sich noch in einigen seiner glücklichsten Eigenschaften zu produzieren: in seiner hausväterischen Umsicht, in seinem gemütvollen Sinn für das Praktische, seiner Anstelligkeit und Gelehrigkeit! und welche noch viel wunderhübschere, das jugendliche Feuer, dessen er noch fähig war, in allerhand kleinen Zärtlichkeiten explodieren zu lassen! Er machte seine Sache ausgezeichnet. Er zog mit dem Dienstmädchen den Eßtisch aus und fügte mit der Kraft seiner Arme die Einlegeblätter hinein, er leuchtete Thusnelda mit der Lampe voran und riß die Thüren vor ihr auf, ging die Süßigkeiten und den Wein bestellen, apportierte zugleich aufgeschnittenen Lachs und Kaviar, braute die Bowle, schleckte in dem Eingemachten herum — denn er war ein großer Freund von dergleichen — und fand dazwischen Zeit, Thusnelda die Hand zu drücken, sie um die Taille zu nehmen und sie seine Göttin, sein Kätzchen und sein Putthühnchen zu nennen.

Dann kamen die Gäste: ein alter Gerichtssekretär, Namens Aloys Schummel, ein spindeldürrer kleiner Kerl mit einem süßlichen Louis-Napoleonsgesicht und einer krächzenden Fistelstimme, nebst seiner Gattin, die den Ruf besaß, auf den streitbaren Gefilden der Wäschböden eine hervorragende Heroinenrolle zu spielen; ein ehemaliger Gutsbesitzer, Herr „Oberamtmann“ Schmitz, der sich sozusagen auf einem Dampfpflug zur Ruhe gesetzt hatte, d. h. von den Renten dieses Instituts lebte, das er in der Provinz zu verleihen pflegte; welchen Ruhesitz er mit einer Dame von zahllosen Tugenden teilte, unter denen die, beständig von anderer Leute Krankheiten zu sprechen, eine der gewinnendsten war. Ferner ein verbissener Volksschullehrer mit zwei großen Siegelringen; ein verbummelter Philologe, der die ansehnliche Charge eines ewig Geld bedürfenden Cousins bekleidete, in der er zugleich eine krampfhafte Courmacherei, einen unerschütterlichen Appetit und eine Neigung zur Mitteilung anrüchiger Witze entfaltete. Endlich zwei sehr gebildete alte Fräuleins, schöne Seelen mit litterarischen Tendenzen, die, etwas altmodisch, sich hauptsächlich auf Schiller und Körner erstreckten; und last not least eine stattliche Witwe in den besten Jahren, in der der Kommissionsrat zu seiner Überraschung die ehemalige Granatendame von der Engelstraße 29 wiedererkannte, was er aber takt- und rücksichtsvoll verschwieg. Und das war gewiß ein sehr hübscher Zug von ihm. Herrje, sie war am Ende jetzt eine sehr ansehnliche, treffliche Frau geworden — seit sie nämlich ein Sechzehntel des großen Loses gewonnen hatte! und wer hätte es schließlich in Anbetracht ihrer grünen Plüschtaille, ihrer vier goldenen Armbänder und ihres beinah philiströs soliden Auftretens Herrn Weinhold geglaubt, wenn er etwas von der bescheidenen Hotelgarni-Wirtschaft ihrer früheren Tage hätte durchblicken lassen!

Alles in allem — es war gerade keine vornehme Gesellschaft — sie war nicht einmal ganz ungemischt, aber eine Verlobung ließ sich in ihr doch ganz ausgezeichnet feiern.

Das neue Paar setzte diese Feier nicht ohne Zierlichkeit ins Werk. Nach dem Abendessen, wo eine ausgezeichnete Unterhaltung gepflogen worden war, verschwanden Alexander und Thusnelda; ersterer um die Bowlengläser zu füllen und die Torten zu morden, letztere um sich in eine kremefarbene Kaschmirrobe zu schnüren, die für besondere Festtage hergerichtet und, im Geschmacke der munteren Dame mit einem unglaublichen Aufwand von gekräuselten Spitzen, Atlasschleifen und anderm Firlefanz aufgezäumt, ihr sehr, sehr gut stand.

Nachdem diese anmutige Metamorphose vollzogen war, reichte der beglückte Komissionsrat seiner niedlichen Braut die Rechte, legte die Linke zierlich um ihre Hüfte, und so, mit strahlenden Gesichtern — betraten sie den Salon in dem Augenblicke, da eben die Dame mit den zahllosen Tugenden dem Philologen die Krankheitsgeschichte einer Cousine ihrer Großtante erzählte, die Gerichtssekretärin dem Elementarlehrer aus dem Schatze ihrer Wäschbodenerfahrungen einen großartigen Beitrag zur Verworfenheit studierter Lehrersfrauen gab und die alten Fräuleins dem Dampfpflugbesitzer den Inhalt von Wilhelm Tell mitteilten.

Nun das war eine Überraschung!

Das war ein Gratulieren, ein Gläserklingen, ein Hurraschreien! Die reizende Thusnelda errötete einmal ums andere, und Alexander lächelte so gerührt, so selig, so gründlich, so unentwegt, bis das Geheimnis des von ihm innegehabten, mit baaren hundertzwanzig Mark bezahlten Meisterwerkes der Zahntechnik keinem im Kreise mehr — ein Geheimnis geblieben war.

16. Kapitel.

Als Justus in Reinsfelde abstieg, hätte ihn der Wind fast umgerissen. Richter sprang ihm entgegen. „Gott sei Dank, daß der gnädige Herr wieder da sind! Ich dachte schon, der Wind würde den Zug vom Geleise hinunterwehen. Die neuen Anlagen hinterm Hause sind fast alle demoliert, die Bäumchen, die der gnädige Herr haben pflanzen lassen, ausgerissen mit Stumpf und Stiel."

„Hol's der Teufel! — Haben Sie etwas Warmes für mich? die ganzen Stunden nichts gegessen."

„Jawohl, gnädiger Herr. Bouillon und Pastetchen, und der Rotwein hat auch die nötige Temperatur."

„Servieren Sie mir ganz schnell. Ich will noch einmal ins Dorf.

„Gnädiger Herr werden doch bei dem Wetter nicht hinuntergehen? Hören Sie nur, die Krähenklippe hinunter, wie das rast," sagte der Diener, die Speisen auftragend.

„Wird mich nicht umblasen. Sie wissen ja, Richter, wie mich der Hundssott, der Barthels, drangsaliert."

„Wollen der gnädige Herr nicht mich schicken?"

„Nein, Richter, ich habe noch zu reden mit dem Menschen. — Ist Herr Bürger da?"

„Nein, noch nicht. Herr Bürger machen ja doch die Partie —"

„Ja so. — Verdammt übrigens."

„Ich dächte, wenn ich anspannen bestellte, wenn der gnädige Herr durchaus —"

„Unsinn, das Stückchen, es lohnt sich nicht! — Danke, nichts mehr, aber stellen Sie den Wein zur Hand. Vielleicht, wenn ich zurück bin. So."

Eine Minute später war Justus wieder unterwegs. Erst ging es ein-, zweihundert Schritt eben hin, dann fiel die kleine Hochplatte ziemlich steil ab, und der Weg führte zwischen Wiesen und Waldland hin, bis wo der Abstieg sanfter wurde und an Stelle des Angers Ackerland trat. Es war finster, denn der Weg lag im tiefsten Schatten, aber Justus kannte jeden Stein hier, und das Fichtendickicht, das die Strahlen des Mondes auffing, hielt zugleich den rasenden Südostwind glücklich ab. Aber was für ein Wind war das! Er brauste zugleich von Süden herüber und beide Luftströmungen schienen an der Krähenklippe in einem spitzen Winkel aneinanderzustoßen und sich dort zu einem furchtbaren Orkan zu vereinigen. Wie wahnsinnig sauste er den Abhang hinunter, rauschte über die Gipfel hin, kroch am Waldboden entlang, wo er zischend heulte, fuhr an den erzitternden in die Höhe, knickte die Äste, die Spitzen und verjagte die schlafenden Vögel aus ihren Nestern. Ängstlich flatterten Ammern, Lerchen und Wildtauben in der dunkeln, schwülen Luft umher, fuhren am Boden entlang und stießen plötzlich wieder in die Höhe. Die Erde zitterte, und unablässig ging durch den Forst ein Ächzen, Heulen, Krachen, Knattern — ein schauerlicher Gang!

Justus hatte es sich doch nicht so schlimm gedacht. „Äquinoctialstürme," sagte er für sich, die Schritte tapfer fördernd, und warf einen Blick nach dem Himmel. Der sah merkwürdig genug aus; von zwei Seiten her schoben sich dunkle Wolkenmassen wie ungeheure Mauern langsam herauf, die Ränder scharf beleuchtet, zwischen dem gähnenden Riesenspalt das Firmament in leuchtender Bläue und in der Mitte des Spaltes der Mond im dritten Viertel, weißlich-blendend, groß und kalt. Es sah aus, als ob die Wolkenschichten, wenn sie aufeinandertreffen würden, ihn erdrücken müßten. Aber noch war es nicht so weit, noch klaffte der Spalt, und von Süden her jagte ein gelbliches leichtes Gewölk, wie dunstiger Rauch sich von der schwarzen Masse ablösend, als ob dort ein schwelendes Feuer glimmte.

Justus, immer mit dem Winde kämpfend, ging weiter. Jetzt mußte er linksum biegen, dort wo das Waldmoor sich breitete. Glasig lag das Mondlicht über dem schwarzen Sumpflande, Nebel entstiegen dem feuchten Grunde und wirbelten quirlend durch das Erlengebüsch, dessen feingliederiges, undichtes Geäst sich im Kreise um sich selbst zu drehen

schien. Es war schaurig hier — schnell vorüber, bis wo der Wald wieder dicht an den Weg trat! vielleicht war es dort gefährlicher wegen der herunterschlagenden Äste, aber es war nicht so greulich.

Das — was war das? Aus den Schatten löste sich eine menschliche Gestalt los, sich ein wenig gebückt haltend, wie man thut, wenn man gegen den Wind geht, die Hände in die Rockärmel geschoben, als wenn sie in einem Muff steckten, ein bleiches Gesicht, Haar und Bart rotblond. Justus graute es. Er mußte der Fälle denken, wo sehr nervös überreizte Menschen die Hallucination hatten, sich selbst zu sehen; dies geschah ihm augenscheinlich hier. Nun, dann würde er sich eben sagen, daß das ein Blödsinn ist, und dann würde die Erscheinung vergehen. Aber sie verging nicht. Sie gesellte sich vielmehr neben ihn, hielt Schritt zu seiner Linken, sah ihn an, lächelte grimmig und sagte endlich leise — denn die Windwehen kamen jetzt stoßweise und ließen manchmal für Sekunden alles in Starrheit und Schweigen versinken —

„Nun, woher noch so spät?"

„Lassen Sie mich ungeschoren. Ich gehe meines Weges, gehen Sie des Ihren."

Der andere lachte. „Nur nicht gleich böse, Brüderle, wir gehen schon ein Stückel zusammen."

„Was soll das? diese Anrede? ich verbitte mir das," sagte Justus beherzt.

Karl Kodalle lachte wieder. „Du verbittest dir das? wie allerliebst! Nun so gib mir wenigstens was zum Schnapse und was für die hübsche Hulda zu Filzpantoffeln, denn sie friert in die Füße und morgen schneits wieder."

Justus antwortete nicht. Karl Kodalle lachte und trollte weiter neben ihm her. Eine Weile sprach keiner; ein böses Schweigen.

„Gott im Himmel!" rief Justus endlich gequält, „was soll denn das alles? Pack dich zum Teufel, Mensch."

„Na so ein bequemes Brüderle bin ich nun nicht, und wer sich von uns zuerst zum Teufel packen wird, das ist noch die Frage. Mach dich nicht schäbig, Justus, gib mir was zum Schnapse," bettelte er in einem höhnischen Tone.

„Verrückter Mensch, gehen Sie jetzt, lassen Sie mich in Ruhe."

Karl Kodalle hatte indessen die Hände aus den Rockärmeln gezogen und in die Seiten gestemmt, so vertrat er Justus den Weg. Die beiden sahen sich an, ohne zu sprechen. Denn sprechen konnten sie jetzt nicht, so furchtbar wütete der Orkan wieder durch das Gehölz. Dann plötzlich schrie Kodalle, daß es den Sturm übertönte: „So gib mir mein Erbteil heraus, um das du mich betrogen hast! die Hälfte, die mir zukommt! mein Erbteil gib mir. Gib mir!"

Justus biß die Zähne zusammen und zitterte an allen Gliedern, der andere sah es und weidete sich daran. Justus wollte sprechen, aber er fand keine Worte. Langsam setzten sich die beiden wieder in Gang.

„Gehen Sie!" schrie Moller endlich, „ich halte es nicht mehr aus, wir können morgen darüber sprechen."

„Gehen werd' ich nicht, aber es ist doch hübsch von dir, daß du mich jetzt so liebreich duzt, nicht so — so herrisch wie vorhin. — Gelt, es wär' dir wohl lieber gewesen, ich wär' zeitlebens der Kodalle geblieben? hä? o ja freilich! hä hä!"

„Und wer bist du denn?" Justus überkam jetzt eine wahnsinnige Lust, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und die letzten Lügenfetzen herunterzureißen. „Wer bist du denn?" schrie er in die brausende Nacht.

Kodalle wartete, bis es still geworden war. „Zwei Meilen hinter Münsterbach, gnädiger Herr," sagte er dann leise, aber dicht an Justus angedrängt in grimmiger Vertraulichkeit, „liegt ein Dorf, heißt Hemsterbach, steht ein hübsches großes Pfarrhaus dort, weiß, mit vielen Fenstern, Weinspalier an der Giebelseite. Kommt man vom Dorf her, — gehts gar anständig durch den Hof und so hm! hübsch hinein — kann aber auch den Waldweg gehen — — verflucht, das sind die alten Fichten, die müssen dran glauben! ein Satanswetter, ein ganz regulärer Windbruch — — kommt dann an eine Gatterthür, steigt über, warum nicht? Aber sehr dumme Leute — he — lassen auch Kinderwagen dort allein stehen —"

„Das — das weißt du?"

„Oh — ich weiß noch mehr, Brüderle. Dort steigt man also über. Und wenn man krank ist, Stiefeln zerrissen, Löcher im Strumpfe, Pfarrer in die warme Stube geführt, vergißt seine Äppelbäume — so

kommt halt die Pfarrfrau, verstehst du, und schreit: Jesus im Himmel, Barmherzigkeit! ist das Justus Moller? — O nein, mit Verlaub, so weit haben wir's nicht gebracht! — Nu und der Pastor macht ein groß Getratsch, holt das Kirchenbuch — etsch — und da steht's — von unsrem Alten seiner Hand selber — haha! Und das alles weiß ich!"

Justus sagt nichts. Grenzenlose Qual liegt auf seinem Gesicht, ist in seinem Herzen.

„Und willst du mir vielleicht jetzt was zum Schnapse geben?" schreit Kodalle höhnisch; denn fürchterlicher denn je tobt es neben ihnen, über ihnen. Hier wie leichte Stäbe abgebrochen, dort dem steinigen Erdreich entwurzelt stürzen die Fichten, dazwischen winseln die nur Versehrten um der Getroffenen Fall, es ist eine Angst, ein Aufruhr in der ganzen Natur. Dann läßt es wieder nach, aber aus dem Dickicht klingt das Blöken des Wildes und das heisere Gebell der Füchse.

„Karl — ich bitte dich — geh jetzt," ruft Justus, seine Schritte noch mehr beeilend.

„Was da Karl — Erich heiß' ich! Und weißt du das etwa nicht, du Hund?" Karl Kodalle stolpert hier und bückt sich, als wolle er nachsehen, woran sein Fuß gestoßen. Und dann hebt er etwas auf, einen Feldstein, nicht zu groß und schiebt ihn in seine rechte Rocktasche. „Und hast du's vielleicht nicht vom ersten Augenblick an gewußt? Und hast mich verleugnet, mich, der mit dir unter demselben Herzen gelegen hat, dieselben neun Monate lang, verleugnet! hast mich um mein Erbe bestohlen, hast mich zu deinem Diener gemacht und hast mein Weib berühren wollen und mich aus deinem Hause gejagt! Und sterben mußt du dafür, du Hund!"

„Erich!"

Und durch die Luft saust etwas hernieder mit dumpfem Schlage, und zu Boden stürzt einer der Männer. Der andere aber steht und ächzt und bückt sich endlich hernieder: „Jesus Maria, was hab' ich gethan! Justus, Brüderle — ach Gott — Justus, steh wieder auf. Ach Jesus!" Und er wendet ihn sanft herum, ein letzter fahler Mondstrahl zittert herab auf Justus' bleiche Stirn — dann schließt sich oben die Spalte — die Erde zittert — es hebt sich der Boden, und während Erich Moller in das Dunkel entflieht, stürzt der brausende Windbruch einen Riesenstamm über den Leblosen und bemäntelt barmherzig die furchtbare That.

17. Kapitel.

Nicht den ganzen Tag hatten Wolkentrübe und Sturmesbrausen geherrscht, licht und glanzvoll war der Morgen gewesen, hatte die tückischen Nebel, die in den Schluchten lagerten, rosig überstrahlt, leichtes Silbergewölk am Himmel zierlich verstreut, Wege und Stege hell geschmückt.

Das Land lag schweigend. Wer vergaß, daß es das Schweigen eines allgemeinen Ausstandes war, den mochte es wie Sabbathstille anmuten, und wer es wußte wie Ernst, dem mochte es als die stolze, starke, trotzige Sicherheit eines sich auf sich selbst besinnenden Volkes erscheinen, das, Macht und gutes Recht in Händen haltend, ruhig abwartet, daß man ihm diese Macht und dieses Recht bestätigt und die Ordnnng herstellt, die den Frieden unter gesitteten Menschen eines Stammes bedeutet.

Was Ernst für diese Sache hatte thun können, hatte er gethan, sie war so wohl geordnet, daß er sich ruhig für einen Tag entfernen konnte; was die Geschäfte Justus Mollers erforderten, hatte er erledigen helfen — ehe er hinüberging nach Burkertsdorf, um eine neue Welt von Kenntnissen und Bethätigungen sich zu erschließen, wollte er sich Zeit nehmen, einen Besuch bei seiner Mutter zu machen und damit einen Ausflug nach einem nordwestlichen Teil des Gebirges unternehmen, dessen Schönheit er hatte rühmen hören, und den zu durchziehen gerade im Frühjahr, wenn noch Schnee sonnenbeglänzt auf den Kuppen lag, von hohem Reize sein sollte.

Rasch entschlossen mietete er einen Zweispänner, der ihn bis nach einer Ortschaft namens Rodewald brachte.

Nachdem er im Wirtshause gerastet und eine tüchtige Mahlzeit genommen, machte er sich weiter auf den Weg. Aber der heftige Wind, der sich währenddessen erhoben hatte, ermüdete ihn so, daß er vorzog, einen Wagen zu nehmen, von dem er sich bis zur nächsten Bahnstation bringen ließ. Er mußte lange dort in einer kleinen Weinkneipe warten, ehe der Zug abging, und

so wurde es halb neun, als er in dem Orte ankam, wo Frau Bürger wohnte. Das Städtchen lag außerhalb des Gebirges, außerhalb auch der orkanartigen Windströmungen; was man davon in dieser Gegend gespürt, hatte sich vollends gegen Abend beschwichtigt, und während Ernst durch die engen Straßen schritt, sich nach dem Hause zurechtfragend, in dem seine Mutter wohnte, war nichts von Wind und Wetter, das ihn anfocht.

Er ging leichten Schrittes. Er war so froh, so glücklich. Wie er sie überraschen würde, und wie ein paar Worte genügen würden, die kleine Verstimmung oder Entfremdung, die sich eingeschlichen, auszugleichen. Alles würde er ihr erzählen, was ihn beschäftigte, ihn freute oder bedrückte, und ob sie es alles begriff oder nicht, es würde sie interessieren. Sie würde Thee aufbrühen in der alten gemütlichen Kanne mit den chinesischen Lusthäusern und den langgeschwänzten Vögeln, alles blaßblau auf weißem Grunde, und der Knopf auf dem Deckel würde immer noch fehlen; und Brotschnittchen würde sie auf einem Teller hereinbringen, der ein nachgeahmtes Strohgeflecht darstellte, und die Schwarzwälder Uhr würde noch die Rosen auf dem Zifferblatte haben und der Lehnstuhl einen neuen Überzug.

Aha, Feldstraße drei, da war es schon! Schnell sprang er die niedrige Holztreppe hinauf und klingelte.

Frau Bürger machte ihm selbst auf, vielleicht etwas erschreckt von dem starken Zug, den er gethan. Das heißt, sie machte erst die Thür ein klein wenig auf und fragte dann durch den Spalt, den die Sperrkette ließ: „Wer ist da?“ und erst, als er gerufen: „Ich, ich bin es, Mutter,“ hakte sie die Kette los und öffnete die Thür.

„Ach — ach ja,“ sagte sie mehr erstaunt oder verwirrt als erfreut.

„Na, was da: ach ja?“ rief er fröhlich, umschlang und küßte sie. „Ein kleiner Überfall. Hast mich wohl gar nicht gleich erkannt? wie? bin ein bißchen breiter geworden und elend sehe ich gerade auch nicht aus.“

Frau Bürger lächelte verlegen, sagte etwas, das er nicht verstand, öffnete eine Thür, die aus dem kleinen Entree nach einer einfachen aber freundlichen, nur etwas zu warmen Stube führte und sagte, zurücktretend: „Bitte.“

Er zog ihren Arm durch den seinen und so schritten sie zusammen über die Schwelle. Dann sah er sie an, und da sie ein ganz undefinierbares Gesicht machte, beugte er sich ein wenig herab und fragte herzlich: „Nun — so sag es nur gleich — was hast du eigentlich? bist du böse auf mich? hab' ich's mit etwas versehen? dann werd' ich's wieder ins Gleiche bringen, wird doch nicht so schlimm sein. Nun weinst du gar! Aber was ist denn los?“

Frau Bürger trocknete sich die Augen mit der Schürze, wischte dann damit über einen der altmodischen Stühle, den sie an den Tisch schob und sagte wieder nichts als: „Bitte. Man kann sich ja setzen.“

Aber Ernst setzte sich nicht. Den Kopf gesenkt, mit einer forschenden Trauer im Gesicht, blieb er vor ihr stehen und sah ihr in die Augen.

„Mutter.“

Die kleine zitternde Frau trat einen Schritt zurück, seufzte, drehte den Zipfel ihrer Schürze, den sie noch immer in der Hand hielt, in eine lange Spitze, machte aus dem zusammengedrehten einen Knoten und sagte endlich leise: „Gnädiger Herr — ich bin nicht Ihre Mutter. Ich dachte, Sie wüßten es jetzt.“

Ernst, noch im Überzieher, wie er gekommen war, umklammerte die Lehne des Stuhles, den sie ihm angeboten hatte und sagte endlich: „Gnädiger Herr — Gott im Himmel — gnädiger Herr! — von diesen Lippen.“

Dann wandte er sich um, legte seinen Hut auf die Kommode, zog den Überzieher aus, strich sich einmal über das Haar und trat dann wieder vor sie. Er sah jetzt sehr bleich aus und schien nicht gleich Worte zu finden, so nahm er denn ihre beiden Hände, zog sie abwechselnd an seine Lippen und sagte dann leise: „Wenn du denn — meine Mutter nicht bist, so gönne mir wenigstens weiterhin die Anrede, die ich bisher hören durfte. Und jetzt — setze dich hin und erzähle. Und er trat an den Ofen, lehnte sich, die Hände auf dem Rücken, an den halbverkühlten und betrachtete die blaugestreiften Rouleaux, die die Fenster verhingen.

Frau Bürger setzte sich auch nicht. Sie blieb mitten in der Stube stehen, bemühte sich, die Falten, die sie in die Schürze gedreht hatte, wieder zu glätten und schwieg.

Studienzeichnung von Rob. Haug.

„Bitte, erzähle," wiederholte er.

Und da erzählte sie, erst leise und stockend, dann etwas beherzter:

„Nu, das sind nun siebenundzwanzig Jahre her, daß wir nach Wosniewice gingen, im Russischen, zwei Meilen hinter der Grenze, da hat's einer dem Vater angeboten, den Posten als Werkmeister, und da nahm er's an, weil's gut bezahlt wurde, aber 's hat uns niemalen besonders gefallen drüben. Und damals, als wir nach Wosniewice kamen, waren wir schon sechs Jahre verheiratet und hatten nie keine Kinder gehabt, und obzwar ich nicht gerade darauf brannte, so jammerte doch der Vater immer darum, weil daß er so ein Kindernarr war. Nun, wie wir so schon zwei Jahre da sind und ist im Februar, wo wir schon bald wieder fortmachen wollten aus der Gegend — mal so um Abend herum — kommt ein junges Frauenzimmer in einem gar jämmerlichen Zustande und bittet ums Himmels willen, daß wir sie dabehalten sollen, weil sie zu ihren Eltern nicht dürfe, und wär' die Frau gestorben, wo sie gewohnt hatte und wollte zu Verwandten, aber nu wär' es damit zu spät geworden, na und so — und hätte sich vergangen und einen Mann hätte sie nicht — du lieber Gott, und hatte so ein hübsches Gesicht, große schwarze Augen und kräuseliges Haar und war noch so jung. Na da behielten wir sie denn da, und der Vater schimpfte, was er konnte, auf das unbarmherzige Pack, das sie so im Lande herumlaufen läßt! und hätte nicht viel gefehlt, daß sie auf der Straße niedergekommen wär'. Nu, und mit der Sache dauerte es denn auch nicht mehr lange. Ging die ganze Nacht durch und noch den Morgen, und endlich war das Kind da. Ach, du lieber Gott, was hab' ich da gebet't und meinem Schöpfer gedankt, daß er mir lieber keine gegeben hat. Zuerst da ging denn alles ganz gut, aber dann mit einemmal kriegt sie das Fieber und am neunten Tage ist sie gestorben und haben sie begraben. Nun, nach dem Kinde fragte keiner. Wir ließen es taufen und der Vater sagte es gleich, daß er dich behalten wollte. Nu, wie wir denn weg machten, zurück ins Deutsche, was, sagt der Vater? 's ist das Einfachste, wir geben den Jungen für unsern aus. Und gibt da halt dem Küster einen Thaler und 'ne Flasche Schnaps, und da schreibt ihm der aus dem Kirchenbuche für einen Zettel, wie er will, ein altes versoffenes Mohorn, wie er war, und der Pfarrer, auch nicht viel besser, unterschreibt, was er ihm vorlegt. So war denn alles gut, kein Mensch hat einen weiter gefragt und ging alles seine Wege und hatten viel Spaß an dem Jungen. Wie du dann aber größer wurd'st,

nun da hat man's wohl gemerkt, daß was anderes in dir steckte, so was Feines von Vaters Seite, und hat den Vater manchmal verdrossen, der immer eine Wut auf die Reichen gehabt, besonders was die Juden und die Adligen sind, und hab' dir immer die Stange gehalten, bis dann das Unglück kam mit dem Löwenheim, wo ihm denn alles wieder einfiel, daß du nicht unser und von einem vornehmen Herrn bist und wolltest auch „was werden."

Hier schwieg die Frau, und da der am Ofen auch nichts sagte, hörte man eine Weile lang nichts als das Pendeln der Uhr mit den Rosen über dem Zifferblatt.

„Bei alledem — versteh ich doch nicht," sagte endlich eine unheimlich ruhige Stimme, „wie so ich das alles hätte wissen sollen, da ich hierher kam. Denn du sagtest doch: ich dachte, du wüßtest es jetzt. Wer sollte es mir denn mitgeteilt haben?"

„Nun ich dachte eben — der Herr Weinhold — oder der Herr Graf. Ich dachte, der Herr Graf würde es längst gesagt haben."

„Welcher Graf?"

„Welcher? ich weiß nicht, ob ich's sagen darf —"

„Ich kenne bloß einen Grafen. Velthaus."

„Ja, der Herr Graf Velthaus."

„Woher sollte der denn gerade etwas davon wissen? Willst du mir das nicht auch sagen?"

Sie zögerte noch ein Weilchen, dann sagte sie: „Es ist am Ende unter einem. — Also, das war im vorigen Jahre, im August, denk' ich, da kommt einer her, hier nach Greiffenwald, ein ganz feiner Herr, groß und breit von Statur, und sagt, er heiße Weinhold und müßte mich etwas fragen. Und also, ob ich vielleicht die Witwe Bürger wäre, die früher einmal mit ihrem Mann im Polnischen gewesen wäre und hätten eine gewisse Emma Hartwig, eine junge Nähterin, zu uns genommen. — Nun, mir wird himmelangst und sag', ich weiß von nichts und er soll mich in Ruhe lassen. Aber da kommt er auch schon mit Papieren hervor, die hat er richtig dort in Wosniewice herausgeklaubt — nu wie er das ausspioniert hat, das weiß ich nicht — und red't immer: Frauchen und Frauchen, und ich soll ohne Sorge sein, die Sache wäre nu längst verjährt und könnte mir weiter keinen Schaden bringen, wegen Urkundenfälschung etwa — na und es wär doch dem jungen Herrn Bürger sein Lebensglück, und mein Schade sollt' es auch nicht sein, und red't da eine Masse in mich hinein, und so geb' ich denn alles zu. Und fragt mich, ob ich auch den Namen wüßte von dem — na eben dem, der das Mädchen verführt hat, er wüßte ihn auch, also sollt' ich das ruhig sagen, nun und so sagt' ich's denn, denn sie hat mir ihn selber aufgeschrieben, wenn es sollte nötig sein, aber da wir dich für unseres angenommen hatten, da haben wir keinen Gebrauch davon gemacht."

„Und was war das für ein Name?"

„Graf Albrecht Velthaus."

Er sagte nichts darauf, und da sie auch nicht sprach, war es eine Weile still im Zimmer. Endlich fing sie wieder an: „Ach Gott, daß du nicht etwa denkst, ich hab' den Herrn Grafen um die Pension gebeten, die er mir schickt! Ich sagte es gleich zu dem Herrn Weinhold, daß ich nicht etwa Ansprüche machte, denn was man gethan hat, hat man gethan, daß man wollte eine Freude haben und ein bissel auch aus Barmherzigkeit, aber der Herr Graf wollte sichs doch durchaus nicht nehmen lassen. Und wenn ich mir's so bedenke, besonders gut hast du's doch nicht einmal bei uns getroffen, hast dich auch quälen müssen genug, und hab' manchmal gedacht: na, wie 'n Grafensohn hat ers nicht! Aber freilich, 's hätte auch noch schlimmer kommen können. Hab' da so manchen kleinen Kerl herumlaufen sehn, der keinen Vater hatte, und gönnt ihm keiner ein gutes Wort, kriegte Püffe und Prügel mehr wie Essen, und starb er, war seine Mutter seelenfroh."

Ernst sagte hierauf nichts, aber sie hörte seine starken, langen Atemzüge. Endlich ging er dahin, wo er seinen Überzieher niedergelegt hatte, zog ihn an, nahm seinen Hut und trat wieder vor sie.

„Dank," sagte er, „tausend Dank," küßte ihr wieder die Hände und ging.

Unter der Thür drehte er sich nochmals um. „Mutter — bist du auch ganz sicher, daß du diese Geschichte nicht in einem alten Kalender — gelesen hast oder in einem Kolportageroman? Da sind zwei Geschichten, die ewig wiederkehren — wenn einem einmal so ein Blatt in die Hände fällt: die

von dem erschossenen Förster und die von dem vom Grafensohn verführten Mädchen. Sie ist nämlich so unglaublich ordinär, so abgeschmackt ordinär! gerade als wie wenn einer durchs Dorf geht und kommt ein toller Hund, einer von den erbärmlich gemeinen Dorfkötern, und fällt ihn an — und — na, er verreckt an der Hundswut, so sehr gemein ist es."

Sie sagte nichts. Und da ging er.

Er trottete langsam die Straße hinunter, die Hände in den Rocktaschen und fragte nach einem Gasthofe. Dort blieb er über Nacht. —

18. Kapitel.

Den nächsten Morgen verließ Ernst den Ort. Er hätte bis Reinsfelde die Eisenbahn benutzen können, aber dann mußte er einen ungeheuren Umweg machen, und überdies wollte er allein sein. Er nahm einen Wagen und fuhr auf dem kürzesten Wege Reinsfelde zu.

In die Polster zurückgelehnt, starrte er auf die trübe Landschaft hinaus, nichts interessierte ihn, nicht Berge, Städte oder Dörfer. Während der Fahrt hellte es sich auf, das Gewölk zerteilte sich, gleich einem goldenen Regen schossen leuchtende Strahlen fächerartig daraus hervor, dann verschwand die Sonne wieder hinter dem Gewölk. Sonst hätte ihn der Anblick entzückt, heute dünkte es ihm ein plumpes Guckkastenkunststück. Nach einiger Zeit fing es an zu schneien, dünne weiße Flocken fielen auf die keimende Saat, es sah so unpassend, so unverhältnismäßig aus — dann wieder heller Sonnenschein, kindisch launisches Aprilwetter — was ging's ihn an! Wenn jemand tausendmal schneller die Erde umflöge, würde ihm der Wechsel von Sommer und Winter nicht ebenso launenhaft und unsinnig vorkommen? Wie hatte er nur je an diesen albernen Gaukeleien Gefallen finden können! Er sah, daß ein Kutscher sein Pferd mißhandelte — sonst hätte es ihn erzürnt und veranlaßt, den Mann anzureden, heute sah er es kalten Auges. Die Straße herauf keuchte ein armes Weib, eine schwere Hucke auf dem Rücken, ein Kind an die Brust gebunden — so wie man manchmal schwarze Sklavinnen abgebildet sieht und erschauert dann über dieses Elend im schwarzen Erdteil, gerade als ob dergleichen neben uns nicht alle Tage ebenso geschähe — er wußte, daß er ihr sonst etwas hinausgereicht hätte, aber es war kein Mitleid mehr in seinem Herzen — wohl ihnen in ihrem Elende. Je härter es war, je zeitiger rieb es sie auf!

Er hörte Pferdegetrappel. An ihm vorüber ritt ein kleiner Trupp Gendarmen, eine Weile später eine Schwadron Küraſſiere — was hatten die hier zu suchen? — ihm war's gleich, mochten sie schaffen, was sie wollten!

Vor einem Gasthause ward gehalten, damit die Pferde gefüttert würden. Er ging hinein, bestellte dem Kutscher ein Frühstück und ließ sich Kaffee bringen. Er wollte, er hätte etwas Festes genießen können, aber hungrigen Magens brachte er doch nichts über die Lippen, so lag Bitterkeit und Ekel auf seiner Zunge. Er ging in der Gaststube auf und ab, nahm hin und wieder einen Schluck, schwarz und bitter, und spielte dazwischen mit einem Hunde, der sich dort herumtrieb. Es war kein schönes Tier, graugelb, zottig, belferig. Ein Förster betrat die Gaststube, von einem schönen Hühnerhunde begleitet, der den einheimischen mit großartiger Verachtung strafte, während dieser kläffend auf den Gast losfuhr. Der Förster, ein hünenhafter Mann, ließ sich nieder und gab seinem Belästiger einen Stoß mit dem Fuße, daß er weithin flog und mit eingezogenem Schwanze hinauslief. Mit einem kleinen gezwungenen Interesse sah Ernst der Scene zu.

„Nichts Widerwärtigeres als so ein gemeiner Blendling," sagte der blonde Hüne und zog einer Wurst, die man ihm vorgesetzt hatte, die Haut ab, welche er mit einem eleganten Wurfe seinem Begleiter verehrte. „Diese Bestien haben weder Anhänglichkeit noch Anstand im Leibe. Eh' ich mir so ein Vieh hielte, müßte ich tief gesunken sein. — Lassen Sie sich auch was von der Wurst geben, Herr, eine ausgezeichnete Wurst."

Ernst war rot geworden bis über die Stirn.

„Ich habe keinen Hunger," sagte er.

„Da thun Sie mir leid. Ich habe Gott sei Dank immer Hunger." Und er verschlang ein halbfaustgroßes Stück mit lachendem Behagen. „Und Durst auch," setzte er hinzu. „Wo fahren Sie denn hin, Herr?"

„Nach Reinsfelde."

„Aha, das ist da weiter ins Gebirge hinein. Neue Spinnerei dort, he?"

„Ja."

„Soll verdammt kipplich stehen."

„Wie stehen?"

„Na, sofo." Und der Förster machte die betreffende Handbewegung. „Hat's nicht ein gewisser Moller? na ja, stimmt schon. Der soll ja hoch zu Roß sitzen — Wechselreiterei — haha! Hab's von meinem Bruder, der ist Inspektor bei einem Herrn von Astroth. Na, verplempert sich heute schnell mal einer."

Ernst zuckte die Achseln. Das dumme Geschwätz! Dann sagte er doch eifrig: „Das beruht auf Irrtum, Herr Förster, ganz sicher." Denn ihm war eingefallen, daß ein solches Gerücht Justus nachteilig sein konnte.

„Ist denn da kein Streik?"

„In Reinsfelde nicht."

„So so. — Werfen Sie mir noch eine Wurst auf die Speckseite, Frau Wirtin! — Na, drüben in Andernau ist's ja niedlich zugegangen."

„Was ist zugegangen? Wann?"

„Gestern gegen Abend, beim Juden Löwenheim —"

„In der Maschinenfabrik?"

„Na ob! Da haben die Herren Arbeiter alles kurz und klein geschlagen. Nu meinetwegen, dem Juden schließlich gönn' ich's, die Kerls werden zu übermütig im Lande. Sollten wir alle nach Afrika bugsieren, was? schmeißt'n raus den Juden Itzig! Aber darum — so was steckt an, Herr, das Spektakelmachen! Daß dich die Pest, wenn die Arbeiterkanaille erst einmal losgelassen ist! Na, werden sie kirre kriegen, die Kaudewitzer Kürassiere. Sind schon unterwegs."

Ernst sprang auf.

„Bleiben Sie nur sitzen. Sie sehen sie nicht mehr. Drüben in Oberkunzenwalde hat's auch Spektakel gegeben. Da ist die große Dampfsägemühle und Fraiseanstalt von Winkler & Olshausen. Na, legt sich Barthel Plebs auf die faule Seite, haben die, die Herren, Böhmische herübergezogen, und jetzt sitzen Unsere mit der langen Nase da, und wo nicht etwa noch 'n alter Großvater in der Familie ist, der auf dem Tretstuhl bissel Haderleinewand zusammenklappert — nu und den fetten Verdienst kennt man auch! — so kann die ganze Bande draufgehen."

Ernst war ans Fenster getreten und sah in den Hof.

„Und das wird noch viel schlimmer werden, passen Sie mal auf! Wir kriegen noch die Hungerpest ins Land. Aber das sind die Gelbschnäbel aus den großen Städten, Herr! da wird immer gehetzt und gered't, Versammlungen abgehalten und goldene Berge versprochen und setzen den Leuten Raupen in den Kopf, bloß daß sie sich einen Namen machen."

Ernst lachte.

„Na, wissen Sie, das ist gar nicht zum Lachen, Herr, das ist 'ne ziemlich ernste Sache."

„Es ist angespannt," meldete der Kutscher.

„Guten Morgen."

„Guten Morgen." —

Gegen Mittag kam er nach Reinsfelde. Dort im Gasthofe lungerten Massen von Arbeitern mit Weibern und Kindern, Leute, die nordwärts zogen, wo sie in Ziegeleien Beschäftigung finden sollten. Er stieg aus und trat unter sie. Geld wollten sie, Geld und Arbeit, bessere Arbeit als die schlechtbezahlte und schlechtangesehene Ziegelstreicherei. Überall verharrten die Fabriken entweder in Stillstand oder zogen auswärtige Kräfte heran. Man drang auf ihn ein, man machte ihn verantwortlich, man schrie, man lärmte, wie eine wilde Meute fuhren sie einher, Mütter hielten ihm ihre hungernden Kinder hin. Schweigend, finster hörte er die Klagen an, die ihn umtobten — er hatte nichts zu geben, seinen letzten Monatsgehalt schuldete ihm Moller sogar noch, das Velthausensche Geld war zu Ende — denn in der That war der ganze Streik mit Velthausenschem Gelde gemacht, den Summen, die ihm der Graf zur Aufbesserung der Lage der Arbeiter überlassen hatte. Er sagte, man müsse sich an die Kommission wenden, die aus der großen Genossenschaftskasse alle Ausstände unterstütze, und er würde das besorgen. Er suchte die Aufgeregten zu beruhigen; aber es kam alles matt von seinen Lippen und machte keinen rechten Eindruck. Sie sahen wohl, daß er selbst mutlos und verzweifelt war.

Indem er seinen Weg fortsetzte, erwog er den Gedanken, ob er es den Leuten

schuldig sei, sich noch einmal an den Grafen zu wenden, um eine weitere Unterstützung der Streikenden zu erlangen, aber alles sträubte sich in ihm dagegen. Es thun und verschweigen, was er doch wußte, war Lüge; und eingestehen, schwarz auf weiß oder ihm in die Augen, den ganzen moralischen Bankrott, an dem er angekommen war — um keinen Preis der Welt! Ihm sagen: hier ist der Lump, der euern Adel angegeifert hat, und dem er das wenige Gute, was in ihm ist, vielleicht verdankt, das bißchen hochherzige Gesinnung für andere; der sich gegen alle Wohlthaten sträubte und monatelang die moralischen Wohlthaten deiner Güte und Nachsicht hingenommen hat! Kommt für die betteln, denen er zu ihrem aussichtslosen Elende verholfen! Pfui dich, so tief war er nicht gesunken!

Das Thal durchwandernd, kam er an den Windbruch, stand lange und starrte finster die Verwüstung an, die eine einzige Nacht angerichtet hatte. Lauter kräftiges blühendes Leben, das die gewaltige Hand vernichtet, die es erschaffen. Alles zerwühlt, zersetzt, zerschmettert. Und doch sah er es gleichmütig. Warum sollte diese Hand weniger grausam gegen fühlloses Leben sein, als sie es gegen heißempfindendes war?

Oben kam ihm Richter entgegen, ob er nicht wisse, wo der gnädige Herr sei? Er sei gestern Abend gegangen, den Klempner zu bezahlen, und nicht zurückgekehrt. Ernst wußte nichts. Und der Klempner war nicht bezahlt, er stand im Hofe und schwadronierte und regte die Leute, die heut ihre Löhnung erwarteten, mit häßlichem Verdachte auf: Herr Moller sei bei Nacht und Nebel durchgebrannt.

Richter behauptete, sein Herr liege wohl erschlagen unter den Fichten, aber, obschon es nicht unmöglich klang, mochte niemand ein so Ungeheures glauben. Sensationslüstern, wie der Mensch ist, sträubt er sich schließlich doch gegen ein Romantisch-Grausiges, das neben ihm geschehen könnte. Aber da Richter darauf bestand, machte man sich daran, die schweren Baumleichen fortzuschaffen, die quer über den Weg gestürzt waren, ein Vorhaben, das Mühe genug kostete, denn erst mußten die großen Äste von den unbeweglichen abgesägt werden; Glied für Glied entfernten Holzhauer die Riesenzweige. Die Stunden vergingen in dumpfer Qual.

Ernst stand im Hofe, bleich, finster und schweigend, und sah zu, wie die früh sinkende Frühlingssonne die Spuren des Schneefalles vom Morgen von den Dächern schmolz, wie es mit monotonem Geplätscher herabtropfte von den Rinnen, wie das sickernde Wasser die rötliche Farbe aus den Mauerfugen spülte, daß es unten wie breite Blutlachen stand, indessen ein lauer Tauwind um die Ecken brauste und den Rauch in das Gehöft hinabdrückte — — da brachten sie Justus. Auf einer Bahre von Fichtenzweigen trugen sie ihn herauf, das Haar blutverklebt, das schöne Antlitz, in dem alles Bewegung und Leben zu sein pflegte, bleich und starr. Alles lief herzu, schreiend, heulend, lärmend und umringte den Toten, Ernst unter ihnen, still, trockenen Auges die Blicke auf den toten Freund gerichtet, ohne Schmerz, ohne Bedauern, nur mit einem ihm bisher fremden Gefühle in der Brust: einem heißen, brennenden Neide. —

Und indessen schob sich der große Dampfcylinder schwerfälliger, immer schwerfälliger hin und her, sausten die Riemen matter und matter, brauste das Surren und Zischen schwächer und schwächer, verhauchte leise der Atem des hohen Schornsteins und — siehe — während sie Justus Mollers Leiche in das Haus trugen, starb auch das Leben um ihn her, dieses Leben, um das er mit allen Kräften des seinen, guten und schlimmen, gerungen hatte. Die Fabrik stand.

Endlich zerstreute sich die Arbeiterschar, entsetzt, niedergeschlagen, bangend um den Verdienst der letzten Tage und den Unterhalt des künftigen Lebens. Wie ein grauer Nebel umhüllte Dämmerung das öde Gehöft, und durch die Schatten schlich's fröstelnd, gespenstisch — der Geist Daniel Lorenzens, der seinen verlorenen Schätzen nachsuchte.

19. Kapitel.

Richter war nach der Stadt gefahren, um einen Arzt zur Leichenschau zu holen, alles hatte sich zurückgezogen. Still lag das Land, und zwischen den Erlen tauchte das bleiche Gesicht des abnehmenden Mondes herauf, als Ernst Bürger den Hof verließ und mit dem unsteten, unruhigen Schritt eines Menschen, der ziellos umherschweift, den es nirgends hält, über die Halde schritt.

Mit soviel scheinbar starrer Gleichgültig-

Im Schloßhof. Nach de

1 Gemälde von W. Eilers.

keit er in das Antlitz gesehen, das ihm einst so teuer war, der Tod des Freundes wirkte doch stärker in ihm nach, als er ihn zuerst empfunden. Er löste die Stumpfheit, mit der er bisher alles getragen, und goß langsam in seine Seele überströmenden, heißen Schmerz.

Indem er die Halde hinabstieg, trat der Mond vollends aus dem Gebüsch und traf den Wandelnden. Und siehe, zu dessen Füßen hin streckte sichs lang und fratzenhaft und heftete sich an seine Sohlen, ein hämischer Dämon, schritt mit ihm hin, am Boden kriechend in hündischer Demut und doch keinen Augenblick ihn verlassend in widerwärtiger Zudringlichkeit. Von Peter Schlemihl hatte er gelesen, der seinen Schatten verloren. Nun, was war da weiter! Aber seinen Schatten verlieren und von dem eines andern verfolgt werden, von dem Schatten eines Menschen, der man nicht mehr selbst ist; eines ganz anderen, dem diese Hände, diese Arme, dieser Kopf und Leib gehören, die man für die eigenen gehalten, von dem man Laut und Namen nur erborgte, dessen Wesen man trug wie der Schauspieler das Wams eines Hamlet oder Faust, in dem er die Menge erschüttert und in denen er jetzt als einem elenden Narrenkleide herumläuft zum Spott eines jeden, der ihn sieht — das war etwas!

Nicht einmal dieser Name gebührte ihm, der ihm der Klang für sein eigenes Ich geworden! Seine Gedanken gehörten nicht ihm, nicht die Gefühle in seiner Brust, erborgt alles, erschlichen, gestohlen bis auf den jämmerlichen grauen Gesellen zu seinen Füßen! Nichts, nichts, das sein war, nichts, als das Gefühl der Zerrissenheit und der Schuld. Oh — des ungeheuren Schmerzes!

„Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt."

deklamiert Hamlet.

Eine ekele, schale Welt! bah! anmutig mußte sie sein, ein wie behagliches Vergnügen, in ihr zu leben! Eine flache, unersprießliche Welt — oh ein Meer von Wollust, darein zu versinken bis in die Ellbogen! Aber eine Welt so elend, so jammerreich, so voll schreiender Not, voll stinkender Gemeinheit, als die, in der er lebte und mitten darin das eigene Selbst, der Jammer allen Jammers, zerfetzt, ein Widerspruch in sich selbst, eine Lüge außen und inwendig, ein Wirrsal von Irrtum, Schande, Unrecht — dieser Leib eine ekle Hülle für einen faulen Kern! Pfui!

Und er — er hatte sich vermessen, ein Retter und Helfer zu sein! Wo hatte je das Nichtswürdige das Gute gewirkt, wo die Lüge die Wahrheit?! Ein frevelhaftes Spiel war sein Hineingreifen in die Menschenlose gewesen, sein ganzes Parteitreiben und Wirken ein ungeheurer Wahnsinn, dem er sich, ein unreifer Thor, hingegeben hatte, ein Vermessener, der das Schicksal Tausender heraufbeschworen hatte mit Knabenübermut — und nun jede Verdammnis, die er geschleudert, zurückgefallen auf sein eigenes Haupt, verdoppelt, vertausendfacht in den Tausenden, denen er sich zugesellt, aufwachsend zu einem brausenden Mahnruf der Schuld. Sein ganzer Idealismus ein schäbiges Lumpennichts, wert, in den Kot getreten zu werden, jeder Gedanke eine Lästerung, jeder Wunsch ein Verbrechen. Und keine Seele, keine, deren überschwengliches Gefühl diese Fetzen und Scherben seines Ichs zusammengefügt hätte! niemand, der gesagt hätte: lehne dich an meine Brust, tauche unter in das Meer meiner Liebe — mir bist du derselbe, der du gewesen, bei mir sollen deine Wunden heilen, soll deine Schuld gelöst sein, ich will dir wiedergeben, was du verloren hast: das Recht zu leben. Keine Seele, die es gemocht, und keine, die es gedurft hätte.

Ach, daß die schreienden Megären heut früh ihn gelyncht hätten!

Langsam kehrte er wieder zurück.

Welche Tage noch, die beiden folgenden! voller Unruhe, Aufregung, niederschlagender und schmerzlicher Eindrücke. Telegramme kamen und gingen, Anordnungen der verschiedensten Art mußten getroffen, traurige Geschäfte erledigt werden. Als einer der ersten, die von dem schrecklichen Ende Mollers Kunde erlangt hatten, erschien der Landrat in Reinsfelde, begleitet von Herrn von Hagen. Beide Herren waren äußerst erschüttert, stellten hundert Fragen und sprachen ebenso viel Mutmaßungen aus. Während Herr von Schlobitzky, der das Interesse des Fiskus an der Verwaltung der Fabrik zu vertreten hatte, sich von dem Prokuristen die Geschäftsbücher vorlegen ließ, nahm Hagen Ernst beiseite und erzählte ihm, daß die Verwirrung in Rudersdorf unsagbar wäre. Seine

Schwägerin sei, seit Fräulein Walter das Verhältnis mit Moller gelöst, so gut wie verlobt mit ihm gewesen, Frau von Dalldorf fürchte, Erna könne krank werden. Eine Nachricht, die Ernst voller Verwunderung hörte, aber nur mit Verwunderung, ohne innere Teilnahme — das sprechendste Zeichen von der völligen Niedergeschlagenheit, die seine Seele beherrschte.

So aber ging es die nächsten Tage weiter. Versiegelungen, Revisionen, präsentierte Wechsel, einlaufende Schuldforderungen, Telegramme, briefliche Anfragen, Besuche — eine Fülle erschütternder und widerwärtiger Eindrücke, als deren Resultat sich Ernst die Überzeugung aufdrang, daß ein unerwarteter Tod den Jugendfreund vor dem unabwendbaren Ausbruch eines Bankerottes hingerafft hatte, der faktisch schon bestand und der von dem Nachlaßpfleger, der sofort bestellt worden war, schlichtweg als „betrügerischer" charakterisiert wurde.

Und dazu immer neue Nachrichten von dem Umsichgreifen der Unordnung im Lande, von Zusammenrottungen, Landfriedensbrüchen, Verwundungen, Verhaftungen, von Zuständen schreiender Not.

Ernst hatte diese Tage über noch eine gewisse Befriedigung darin gefunden, nur um die „schöne Welt" um sich her wieder aufzubauen, das eigene Schuldgefühl in sich bis zum äußersten zu steigern, sich zum Sündenbock für diese Welt zu machen, nun begann sie trotzdem um ihn her zu wanken und zu stürzen, alles, dem er vertraut, zusammenzubrechen: Moller ein Schwindler! Diese Arbeiter, die er unausgesetzt zu friedlichem Vorgehen ermahnt, von blindestem Hasse in die Bahnen des Umsturzes getrieben — er verzweifelte. Nicht mehr wie ein eitler, in seiner Selbstheit gekränkter Thor, nicht mehr wie ein Schuldbewußter, den die Erkenntnis erfaßt, daß er, in unheilvolle Theorien verrannt, andere in den Bankerott seiner Ideen hineingezogen — wie einer, der nichts Gutes mehr kennt, dem alles, was immer er anrührt, sich in Nebel auflöst oder verrinnt wie die Welle, die er fassen gewollt. Nichts, nichts Gutes mehr in ihm, noch neben ihm!

Hatte er einmal ein Mädchen geliebt? hatte er sie für schön und hochherzig gehalten? auch das lag hinter ihm — er hatte keine Augen mehr für das Schöne und kein Herz mehr für das Gute und Edle. Die Welt war leer.

20. Kapitel.

Es war, nachdem man Justus zur Erde bestattet, daß sich Ernst in sein Zimmer begab, seine Sachen ordnete und einen Brief an Graf Velthaus schrieb, in dem er ihm für alle Güte dankte, die er ihm erwiesen, und ihn um Verzeihung bat für den Schmerz, den er ihm vielleicht bereite, indem er ohne persönlichen Abschied Urlaub nähme für immer. Diesen Brief ließ er adressiert auf dem Tische liegen, dann steckte er etwas in seine Tasche — ein zierliches Ding mit Perlmuttereinlagen, das ihm Velthaus einmal, zusammen mit einem Bande Rodbertus, aus dem Nachlasse des Grafen Albrecht geschenkt hatte, „damit er etwas von seinem Sohne besäße" — verschloß das Zimmer, gab Richter den Schlüssel und verließ das Haus.

Es war einhalb elf Uhr.

Draußen umfing ihn der herrlichste, wonnevollste Frühlingstag. In wenigen Tagen hatte sich unter den Strahlen einer wärmeren Sonne alles zart begrünt, lenzesschön prangte das ganze sonnendurchflutete Gelände. Er zögerte einen Augenblick an der Hofthür und übersah die Welt, in die er, bleich, finster und gramvoll, nicht mehr zu passen schien. Was kümmerte ihn diese Frühlingssonne, was ihr freches, gleißendes Licht? Diese Sonne, die „Maden ausbrütet aus einem toten Hunde, eine Gottheit, die Aas küßt." Bah, zu Hamlets Zeiten mochte man sich noch Bedenken machen um die „Träume, die im Schlafe kommen mögen; wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt," erwog man noch „die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen" — das war Gott sei Dank der Fortschritt der Wissenschaften, der uns gelehrt, daß jenseits unseres Bewußtseins keine Welt liegt, daß sie erst wird, indem sie empfunden wird, daß es so viele Welten gibt, als es Bewußtseine gibt, und daß, die Pforten des eigenen Bewußtseins schließen, allerdings eine dieser Millionen Welten zertrümmern heißt!

Schnellen Schrittes eilte er bergab.

Warum?

Was hieß ihn noch wandern?

Ist nicht ein Fleck dieser Erde so gut

wie andere? ladet den, der den Hades zu erreichen wünscht, nicht an jeder Stelle ein kimmerisches Gestade, wo er seine Opfer bringen kann? weiß finsterer Entschluß nicht überall die Schatten zu beschwören, die in Reihen nahen, blutdürstend, wesenlos, dumpfer Klagen voll und sanfter Beschwörungen?

Warum den Fuß von einer Stelle heben, die so günstig ist wie jede andere? ist dieses Dickicht nicht dick genug, dieser Rasen nicht schwellend, diese Kühle nicht labend genug? Scheidet es sich leichter an einem Orte, den man vor anderen geliebt, da man, ein Glücklicherer, seine liebsten Träume hegte? Heißt es den Tod versüßen, seine Erlösungswonnen auskosten, wenn man noch einmal an geliebter Stelle der Seele vorüberziehen läßt, was ihr gegolten: jeden Glückstraum, jedes Leid? Ist Sterben so süß wie der Abschied von einem teuren Wesen, den wir hinausziehen, damit er uns desto sicherer das Herz breche?

Studienkopf.

Über jenen Hügel hinunter, die kleine Anhöhe hinan und das liebliche Gehänge hinab, wo im Sommer die Himbeeren duften, wo die Welt sich im engen Thale zusammendrängt so hold, so himmlisch, im Schatten lenzesgrünen Buchendickichts — auf jener Bank — dort würde er's thun.

Und dahin zu schritt er. Höher stieg die Sonne, lichter wurde die Welt, aus den Hecken scholl frühes Vogelgezwitscher, aus dem Thale herauf klang friedliches Mittagsgeläut. Fest blieb sein Fuß, unbeirrt sein Sinn. Jetzt hatte er die sanftgeneigte Halde erreicht, an der sich zwischen langfaserigem, seinem Grase das Himbeergesträuch rankend hinzieht, im Sommer mit tausend bunten Blumen durchwoben — hier verweilte er, seinen Schritt verzögernd. Dies war die Stelle, die er so liebte, von der er so oft die Blicke hatte schweifen lassen hinauf nach den Bergen, hinunter ins Thal, hier nach dem stillen Dörfchen, dort nach den Schornsteinen der Falkenhainer Fabrik, die noch eben über das Buschwerk hinausragten, das die reizlosen Gebäude den Blicken entzog — die Stelle, die er noch einmal sehen gewollt. Und dort war auch die Bank, die er suchte, wenige Schritte noch, und sie mußte sich zeigen. Still ist's und heimlich dort, in den Ästen flüstern leise, leise Winde, ein Vöglein zwitschert sein erstes schüchternes Liebeslied, und wenn es ihn wird liegen sehen, einen stummen, bleichen Mann, wird es um ihn seufzen und klagen. Narrheit!

Plötzlich blieb er stehen, wenige Schritte von dem Platze, an dem er „ein Ende machen" wollte. Auf eben jener Bank, die er suchte, den Kopf an den Stamm der Buche gelegt, die Blicke mit einem Ausdruck von Weltverlorenheit nach oben gerichtet, saß — Klara Walter.

Sie trug schwarze Kleider und hatte den Hut abgenommen, der neben ihr im Grase lag. Ein leichtes Geräusch in ihrer Nähe ließ sie aufsehen, Ernst trat herzu, und so standen sie sich gegenüber, beide todestraurig und doch mit einem leichten Lächeln auf den Lippen und in ihren Augen ein warmes Aufflammen und in ihren Herzen ein qualvoll süßes Gefühl, das ihnen einreden wollte, daß das eine des andern Schicksal sei, daß es keinen Tod gäbe und kein Leben ohne das andere. In schnellem Impulse war er auf sie zugetreten und hatte sie an der Hand gefaßt und hielt jetzt diese liebe kleine Hand zum Zerdrücken fest in der seinen.

„Sie thun mir weh," sagte sie leise und zärtlich.

Aber schon hatte er sich abgewandt. „Verzeihung, ich vergaß."

„Was vergaßen Sie?" fragte sie, nachdem sie ein Weilchen gewartet, ob er nicht weiter sprechen würde. Sein finsteres, verschlossenes Wesen ängstigte sie.

Er seufzte schmerzlich auf. „Ich vergaß einen Augenblick, daß ich ein Verlorener, ein Gestrandeter bin, ein trauriger Hazardspieler mit dem Lebensglück anderer, der, nachdem er verspielt, kein Recht mehr an eignes Glück hat, kein Recht mehr an das Leben selbst."

Einen Augenblick war es still zwischen beiden, doch der Gram in seinem Gesichte verriet dem Blick der Liebe, was er mit diesen Worten meinte. Ernst sah in ihre zärtlichen, angsterfüllten Augen, und in dem überströmenden Schmerze, in dem er in diesem Augenblick erst ganz begriff, was er mit seinem Leben verlor, zog er sie an sich und küßte sie auf die bleichen Lippen und Wangen.

„Daß ich deiner wert gewesen wäre!" flüsterte er, sie wieder freigebend. „Aber ich bin es nicht, und darum — sei glücklich — und — lebe wohl." Und fest entschlossen wollte er sie verlassen.

„Ernst."

Er sah sie an, und Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Sie trat auf ihn zu, legte die Hände um seinen Nacken und den Kopf an seinen Hals und sagte still: „Wenn du sterben willst, Ernst, so sterbe ich mit, aber du wirst es nicht thun. Was nennst du denn verloren oder gestrandet sein? dich geirrt haben? irren wir nicht alle, irren wir nicht oft und immer wieder und leben? Und wenn du die Kraft gehabt hast, im großen zu irren, wirst du nicht auch die Kraft haben, im großen wieder gut zu machen? hast du aber die Kraft gut zu machen, und gewiß hast du sie, so hast du auch die Pflicht und damit auch das Recht, das Recht zu leben."

Er sah sie lächelnd und bewundernd an. In dem Augenblicke, wo sie den Geliebten verlieren sollte, ganz aufgelöst in Zärtlichkeit und Schmerz, hatte sie dennoch die Besonnenheit, ihn dialektisch festzuhalten und an das anzuknüpfen, was ihm immer das Heiligste gewesen war: die Pflicht.

„Die Pflicht gut zu machen, aber nicht die Macht," sagte er, ihr die blonden Locken aus der Stirn streichend, „und also doch nicht das Recht."

„Nicht die Macht? o wir haben so viel Macht, wir Menschen! Und wir werden sie zusammen haben, Ernst, nicht?" Und errötend unter seinen Blicken ließ sie ihn los.

„Liebst du mich denn so sehr?" fragte er.

„Ja, so sehr lieb ich dich, daß ich entweder mit dir sterbe, oder mit dir lebe, wie du nun willst. Seit jenem Abende in Burkertsdorf weiß ich es, daß glücklich sein für mich so viel heißt, als mit dir leben, und so groß wäre dieses Glück" — sie stockte einen Augenblick, hatte doch der Ernst dieser Stunde sie fast zu der Werbenden, Begehrenden gemacht, aber dann fuhr sie fort, in einem tapferen Gefühle, daß eben diese Stunde ihr das Recht dazu gab, weil sie ihr die größere Stärke und moralische Ueberlegenheit gegeben, „so groß, daß sie mir die Kraft verleihen würde, dich mit allem, was dich bedrückt, auszusöhnen und dich wieder zu einem frohen, auf dir selbst beruhenden Menschen zu machen." Und doch zitterte ihre Stimme, indem sie es sagte, und doch glitten Thränen über ihre Wangen hinab.

Ernst schwieg, seine Seele rang zwischen Tod und Leben.

„Sie sind unglücklich," fuhr sie fort, von seinem Schweigen vielleicht zu dem bescheideneren Sie zurückgedrängt. „Wenn ich aber auch nicht die Kraft habe, Sie glücklich zu machen, welches ist doch das Recht, das Sie angesichts des großen, allgemeinen Elends, das Sie immer beklagt haben, an Ihr Privatunglück haben? Verschwindet es nicht neben dem größeren so vieler Menschen? Oder verlangt dieser mißglückte Streik etwa das Opfer Ihres Lebens? verlangt es nicht Ihr Leben selbst? Selbst wenn Sie glauben, nie mehr froh werden zu können, und selbst wenn ich nichts zu Ihrem Glücke beizutragen habe — Ihr Leben gehört gar nicht Ihnen selbst, es gehört den anderen, und Sie wollen sie verlassen und um sich betrügen?" Das sagte sie mit abgewandtem Gesicht, gleichsam als lausche sie, ob aus dem Gebüsch her ihr nicht eine überirdische Stimme eingegeben werde, womit sie ihn rühren könne.

Aber das war der Augenblick schon ge-

wesen, in dem sie ihn dem Leben wieder gewonnen hatte. Mit einem tiefen Atemzuge warf er die furchtbare Last ab, die ihn bedrückte. Er dachte daran, wie er als junger Mensch manchmal unter den Schwierigkeiten erliegen wollte, die ihm das Leben aufgehäuft, und wie er sie dann gesehen, die kaum Vierzehnjährige, Verwaiste, mit der Unbill des Schicksals kämpfend, immer gleich mutig, gleich geduldig, gleich fröhlichen Sinnes, und wie dieser Anblick ihm Kraft und Ausdauer verliehen.

„Und euch nennt man das schwache Geschlecht!“ sagte er, sich zärtlich zu ihr beugend, und dann in den leichten Humor übergehend, der ihm eigen war, und dessen Wiederfinden seine Rückkehr ins Leben bedeutete, flüsterte er ihr zu: „Gut denn, ich werde leben, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“ fragte sie glücklich.

„Daß ich dieses häßliche ‚Sie‘ nie mehr höre.“

„Du Lieber.“

Da weinten sie alle beide vor Glück. Und die Sonnenstrahlen glühten in dem jungen Buchenlaube, ein leiser Wind säuselte durch die dunkeln Äste der Fichten, ein Vöglein zwitscherte und es war ein Blühen und Leuchten und Klingen um sie her.

Unten auf der Chaussee zeigte sich ein Wagen mit zwei Rappen bespannt, deren silbernes Geschirr in der Sonne glänzte. Lustiges Peitschenknallen klang zu den beiden hinauf.

„Es ist Fräulein von Nottebohm,“ sagte Klara. „Du weißt vielleicht noch nicht, daß ich wieder als ihre Gesellschafterin in Burkertsdorf weile, eine Stellung, die mich fast beschämt, denn sie ist ein Liebesdienst, den man mir erweist, und gar keine Stellung. Fräulein von Nottebohm fuhr nach Falkenhain, um Bestellungen in der Fabrik zu machen. Du begreifst, daß ich sie nicht gern bis dahin begleiten wollte; deshalb stieg ich vor dem Dorfe aus und diese kleine Anhöhe hinan und —“

„Nun: und?“

„Ja, jetzt kommt das Allerseltsamste. Und wartete auf dich.“

„Ach, du Liebste. Aber ich glaube fast, daß es noch seltsamer war, daß ich kam.“

„Als du kamst, wunderte ich mich gar nicht, daß es so geschah. Denn ich wartete auf dich, wie man den neuen Tag oder den jungen Frühling erwartet, so sehnsüchtig und so zweifellos zugleich. Und du siehst ja, daß ich mich nicht betrog. Du kamst, und jetzt erst ist es mir, als ob es Frühling geworden wäre, die Sonne schiene.“

Da küßte er sie ohne Ende. Nein, er war nicht schlecht, wenn er von dem reinsten, süßesten Geschöpf so geliebt wurde, er war nicht dem Tode geweiht, wo ihn das Leben noch mit solchen Ketten hielt. Hand in Hand geleitete er sie den Abhang hinunter bis zu dem ersten Meilenstein, wo sie sich trennten.

21. Kapitel.

Ernst Bürger lebte. Aber wie er zu denen gehörte, die entweder untergehen oder leben, um so zu leben, wie sie es verstehen, das heißt in beständig assimilierender und produzierender Thätigkeit, begann er auch sofort, gleich einem starken jungen Baume in der neuen Erde mächtig Wurzel zu fassen. Schon wie er die Anhöhe wieder hinanstieg, schnellen, elastischen Schrittes, während Klaras Augen ihn begleiteten, bis er hinter der Biegung verschwand, fand er alles wieder, was er verloren: sich selbst, die Welt und sein Verhältnis zu ihr, selbst die Ruhe angesichts der Notlage, unter der der Distrikt litt und des eigenen Anteils daran. Denn darin liegt ein Teil der Bedeutung starker Naturen, daß sie an ihren Irrtümern und Fehlgriffen, an dem Mißlingen ihrer Pläne nicht verzweifeln, sondern aus ihnen lernen; daß sie nicht mit einzelnen Opfern, sondern mit dem Gewinn des Ganzen zu rechnen verstehen und unablässig mit der Kraft der Zähigkeit sowohl als der der schnellen That ihren Ideen den Körper schaffen, der sie erst als lebendige über die Erde wandeln läßt.

So drängte es ihn denn vor allen Dingen zu bestimmten Entschlüssen. Die waren aber diese: vor allem der Versuch einer Unterhandlung mit den Arbeitgebern zum Behufe eines Ausgleichs und, da wegen Heranziehung fremder Arbeitskräfte dieses nicht überall mehr angänglich war, eine Bitte an Graf Velthaus, entweder einen Teil der Leute zu beschäftigen oder sie bis zur Auffindung geeigneter anderer Thätigkeit zu unterstützen. Er hatte keine Scheu mehr, Velthaus zu sehen, er gedachte als

der zu kommen, der er immer gewesen und, nachdem er seine Hilfe für die ihm am Herzen Liegenden in Anspruch genommen, sich von ihm zu verabschieden. Denn gleichzeitig mit diesen Absichten faßte er den Entschluß, sobald er seinen Verpflichtungen gegen die Arbeiter nachgekommen wäre, die Gegend zu verlassen und Eingang in die journalistische Laufbahn zu suchen. Einige sehr günstige Besprechungen seiner kürzlich erschienenen Schrift zur sozialen Frage, auf welche er in diesen Tagen gar kein Gewicht gelegt hatte, konnten ihm hierbei nützlich werden. Die Stellung eines Geschäftskorrespondenten dachte er allerdings nicht wieder zu bekleiden, ebensowenig wie er Lust empfand, ein Schulkatheder zu besteigen; widersprach doch die erste seinen Neigungen auf das gründlichste und war selbst die andere nicht dazu angethan, ihn zu verlocken. Als Journalist aber konnte er hoffen, seine Gaben und Kenntnisse zu verwerten; und dies in einem Sinn des Ausgleiches, der Versöhnung der Gegensätze zu thun, war, was er sich zur Aufgabe machen wollte, zu einer heiligen und mit allen Kräften zu verfolgenden Aufgabe.

Dennoch blieb etwas, das ihm eine gewisse Unsicherheit einflößte. Würde Graf Velthaus ihn so ohne weiteres ziehen lassen? würde er ihn nicht halten wollen mit dem Rechte einer Empfindung, die Ernst bisher für die liebenswürdige Laune eines Vereinsamten gehalten, und die, wie er wohl begriff, eben jenem tiefen Gefühl des natürlichen Zusammenhanges entsprang, den er — Ernst — um jeden Preis lösen wollte? Aber anderseits: würde ein Mann von der Feinheit des Geistes, von dem Taktgefühl des Grafen nicht begreifen, daß sobald Ernst die Sachlage kannte, es für ihn unmöglich war, in einer Stellung in Burkertsdorf Wohnung zu nehmen, die er als Fremder sehr wohl hätte antreten können? da als Gast zu weilen, wo sein Vater der Herr gewesen wäre? auch nur die Luft zu atmen, die für ihn gewissermaßen mit dem Bewußtsein seiner Illegimität angefüllt war? würde Velthaus nicht begreifen, daß Ernst nur noch wünschen konnte, nichts auf seinen Ursprung und alles auf sich selbst zu stellen? Vermutlich, daß es zu Auseinandersetzungen kommen mußte, die dem Grafen und ihm gleich peinlich sein würden, aber was half es? sie waren nicht zu umgehen, obschon sie wahrscheinlich mehr als peinlich, sogar schmerzlich sein würden, denn — Ernst mochte den Thatsachen ins Gesicht sehen, wie er wollte — ein Zusammentreffen lebhafter Gefühle: Anhänglichkeit, Verehrung, Liebe ketteten auch ihn an diesen Mann, den es ein Glück hätte sein müssen, mit dem Namen nennen zu dürfen, mit dem ihn die Natur für Ernst bezeichnete, und der doch niemals über seine Lippen kommen sollte. Gleichviel, schmerzlich oder nicht, diese Begegnung, dieser Abschied mußten stattfinden und überwunden werden wie manches andere. —

Unter solchen Plänen und Absichten erreichte Ernst endlich Reinsfelde wieder, das er zur Stunde noch als sein Heim betrachten mußte, obschon er weder mehr eine Pflicht noch ein nominelles Recht dazu hatte.

„Schön, daß Sie endlich da sind, Herr Bürger!“ rief ihm Richter entgegen, indem er ihm den Schlüssel und die eingelaufenen Postsachen übergab. „Es war eine Arbeiterdeputation da, um Sie zu bitten, sie bei der Konferenz in Waldberg zu vertreten. Sie wissen doch, daß die Herren von der Regierung drüben sitzen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen?“

„Ich hörte so etwas. Und ich soll —“

„Ja, Herr Bürger. Die Leute verlassen sich auf Sie. Sie sitzen unten im Kretscham und warten, ich will gehen und sie heraufholen.“

„Lassen Sie, Richter. Ich gehe selbst. Springe nur schnell einmal hinauf.“

Oben vernichtete er zunächst den Brief an den Grafen, dann nahm er den Band Rodbertus, den er dazu gelegt und der samt dem Schreiben bei Ablieferung der Bellona in Burkertsdorf hatte abgegeben werden sollen, entfernte den Umschlag und — ein so sentimentaler Narr konnte er schon wieder sein — strich sich nach einem scheuen Blick durch das Zimmer, in dem er doch allein war, zweimal damit in einer Art impulsiver Zärtlichkeit über die Wangen, mit diesem selben Bande, der ihm bis vor wenigen Tagen ganz gleichgültig und dann ein Gegenstand der Abneigung gewesen war. Dann schloß er Buch und Terzerol ein.

Unter den Postsachen befanden sich einige neue Recensionen, die er mit hoher Freude zu lesen bereits wieder die Fähigkeit besaß,

und ein von einem Oberregierungsrat von Steinmann abgefaßtes Schreiben, in dem er aufgefordert wurde, den Sitzungen beizuwohnen, die eine von der Regierung ernannte Kommission in Waldberg zur Abstellung der im Distrikte ausgebrochenen Mißhelligkeiten abhalten würde, und in die er berufen werde, um die Interessen der Arbeiter zu vertreten, ein Auftrag, für welchen ihn nicht nur das Vertrauen der Arbeiter, sondern auch seine der Regierung zugegangene Schrift über Kapital und Arbeitskraft berufen erscheinen lasse.

Das war alles, was er wünschen konnte.

Eilends machte er sich sofort wieder auf den Weg ins Thal, um die Abgesandten der Streikenden aufzusuchen; er vermutete, daß sie ihm dasselbe wie der Steinmannsche Brief antragen würden, und so war es in der That. Er war sehr glücklich, trotz des Scheiterns der gemeinsamen Pläne, das alte Vertrauen bei den Männern und somit Gelegenheit zu finden, was er durch Leidenschaft und Unklugheit verdorben, doch wenigstens teilweise wieder ausgleichen zu dürfen. Er versprach ihnen, nicht nur ihre Interessen zu vertreten, sondern mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stehe, für Herstellung des Friedens und gegenseitigen Vertrauens wirken zu wollen.

Das waren die Leute zufrieden, worauf sie sich zusammensetzten, um des Näheren über die strittigen Punkte zu beraten. Als er darnach den Weg zurücknahm, in Gedanken überschlagend, was er etwa hauptsächlich morgen sagen werde, überschlich ihn schon ein Lächeln darüber, daß er vor wenig mehr als zwei Stunden einen Schritt zu thun im Begriff gestanden, den man nicht mehr zurückthun kann.

22. Kapitel.

Alberta von Dalldorf feierte ihren vierzigsten Geburtstag. Sie schien ungemein beglückt zu sein von diesem Ereignisse, denn sie strahlte vor Vergnügen und überstrahlte den ganzen Kreis von Gratulanten, der sich im Salon versammelt hatte. Dieser Raum machte einen sehr festlichen Eindruck. Blumen über Blumen waren darin aufgehäuft, und der starke Duft von Veilchen, Hyazinthen, Narzissen, Rosen und Heliotrop erfüllte ihn derartig, daß die Atmosphäre der einer Blumenhalle glich. Besonderes Entzücken erregte ein Riesenkorb, mit eitel blaßgelben Rosen und Heliotrop gefüllt und mit Atlasschleifen in den entsprechenden Farben verziert, ein „Arrangement von zauberhafter Schönheit und höchst eigenartiger Wirkung," wie Frau von Borowska sagte, die nicht müde wurde, mit ihrer kleinen, spitzen Nase an den Blumen herumzuschnobern, als wolle sie ein Magazin von Düften darin anlegen. Auf einem Tische lagen zwischen zierlich geordneten Pflanzen die Geschenke aufgespeichert: ein Schmuckkästchen aus Plüsch mit Bronzebeschlägen, das die prachtvollen Türkisen beherbergte, die Herr von Dalldorf gespendet hatte, Spitzentaschentücher, Elfenbeinfächer, ein Handschuhkasten aus Rosenholz mit Intarsia, eine Bonbonniere, die in Schnitzarbeit und ein Rückenkissen, das in Plattstich das Familienwappen zeigte. Dazwischen die Fülle der eingegangenen Briefe und Karten.

„Von den Tannhausens! Und diese Rosen von Schlobitzky. Diese von den alten Hagens!"

„Ah, von den alten Hagens! Ja, apropos: Ihre Frau Tochter, Frau von Hagen, man sieht sie ja gar nicht?" fragte die Gattin des prinzlichen Sekretärs.

„Hat sich zurückgezogen. Bißchen leidend — Sie verstehen."

„Aber was Sie sagen, liebste Dalldorf! Aussichten? wie? Gott diese jungen Frauen! Daß sie nur nichts Schweres aufhebt! Aber wie interessant!"

„Was ist denn das? Das haben wir ja noch gar nicht gesehen?" fragten die Generalstöchter, die an dem Geburtstagstisch ihre Neugier befriedigt hatten und jetzt die Wände inspizierten.

„Das! aber meine Liebsten, Besten, das kennen Sie wirklich noch nicht? mein neuestes Bild noch nicht?"

„Aber das ist ja nett! das ist ja allerliebst!"

Auch die Borowska hatte sich herzugedrängt. „Ich bitte Sie, beste Dalldorf, Sie sind und bleiben doch ein Genie! ‚Kinder, in der Dämmerung Pflaumenmus naschend,' nicht wahr? reizend. Ein köstliches Motiv. Dieser Humor! Wissen Sie, was das ist? — das ist ein echter Dalldorf."

„Die gnädige Frau," bemerkte Troll, wie immer mit seinem melancholischen

Schnurrbarte beschäftigt, als „wäre ihn zu streichen sein einziger Beruf," „die gnädige Frau ist mit der Wahl und Behandlung dieses Sujets den geschmacklosen Anforderungen der Hellmalerei in sehr geschickter, sehr glücklicher Weise aus dem Wege gegangen." Und er sagte es wirklich in völligem Ernste.

„Ja, das finde ich auch: sehr glücklich," wiederholte Dalldorf vergnügt.

„Diese Putzchen! diese kleinen Ferkelchen!" bewunderten die Generalstöchter entzückt.

„Dafür bekommen Sie natürlich die goldene Medaille in München!" rief die Borowska. „Wissen Sie, Dalldorfchen, wenn ich noch einmal heiraten sollte — mein Gott, man kann doch nie wissen, nicht wahr? — dann kopieren Sie mir das, als Hochzeitsgeschenk!"

„Sagen Sie: warum ist Fräulein von Nottebohm nicht selbst gekommen?" fragte die Rentiere Schulz, die geborene Gräfin Thalheim.

„Frühlingseinkäufe, liebste Adele!" belehrte Alberta die Dame mit dem ganzen Nachdruck, den dieses Unternehmen verdiente.

„Und dann — eine Gesellschafterin — ja ja, will sich eine Gesellschafterin engagieren," sagte Herr von Dalldorf. „Fräulein Walter — Sie wissen, gnädige Frau, Tonis frühere Gouvernante — die will sie engagieren."

„Ah, Fräulein Walter, dieses allerliebste Mädchen, die nimmt wieder die Stelle an? Aber hat sie denn nicht den Fabrikdirektor geheiratet?"

„So wissen Sie noch nichts?" schrien die Generalstöchter entsetzt.

„Aber meine besten Fräuleins, ich bin gestern im Hause meiner Verwandten in Heiderode angekommen — nichts weiß ich, thatsächlich nichts," versicherte die Borowska.

„Äh, Hals jebrochen oder so etwas Ähnliches," sagte ein höchst schneidiger, elegant gescheitelter junger Mann, der seit zwei Monaten bei der Cheitachei und zwar bei den Husaren stand.

„Gottes Barmherzigkeit!" schrien die Damen. „Dieser Moller, den wir hier bei Ihnen getroffen haben, dieser reizende, rotblonde Mensch — mit einer solchen Zukunft — dieser geniale junge Mann — den Hals gebrochen — mich rührt der Schlag!"

„Ja, es ist ein höchst trauriger Fall," bemerkte Alberta vornehm. „Sehr bedauerlich, recht sehr bedauerlich."

„Sie haben ihn wohl aber in der letzten Zeit nicht gesehen, seit das Fräulein fort ist?"

„Doch. Er hat uns hin und wieder besucht. Ja, es hat uns recht erschüttert."

„Gott, Gott, Gott! und dieses arme Mädchen!"

„Na, ich glaube, das Verhältnis war bereits — na — wohl eigentlich schon vorher zu Ende, aufgelöst, meine ich," sagte Dalldorf, wofür er hinterher eine gründliche Strafpredigt erhalten sollte, denn Alberta lag alles daran, diese Verlobung als bestehend gelten zu lassen.

„Oh, das glaub' ich nicht, das glaub' ich nicht!" rief die Borowska.

„Soll doch auch jeschäftlich schon chuiniert jewesen sein, dieser Herr Molla. Ein unerträjlicher Schwätzer übrigens. Na — de mortuis etc. Fanden Sie ihn nicht auch unerträjlich, gnädiges Fräulein?"

„Oh, ich fand ihn ganz unterhaltend," sagte Erna lächelnd, indeß die Blicke ihrer Mutter scharf auf ihr ruhten, worauf sie sich befriedigt hinwegwandten. „Aber haben Sie noch Ihren hübschen roten Wagen, Herr von Repphahn?"

„Aber nein, mein gnädiges Fräulein! Denken Sie: verkauft. Hatte einmal die Ehre, das gnädige Fräulein darin spazieren zu fahren. Momentan nun aber keine Verwendung und — na ja — vielleicht überhaupt nicht mehr —"

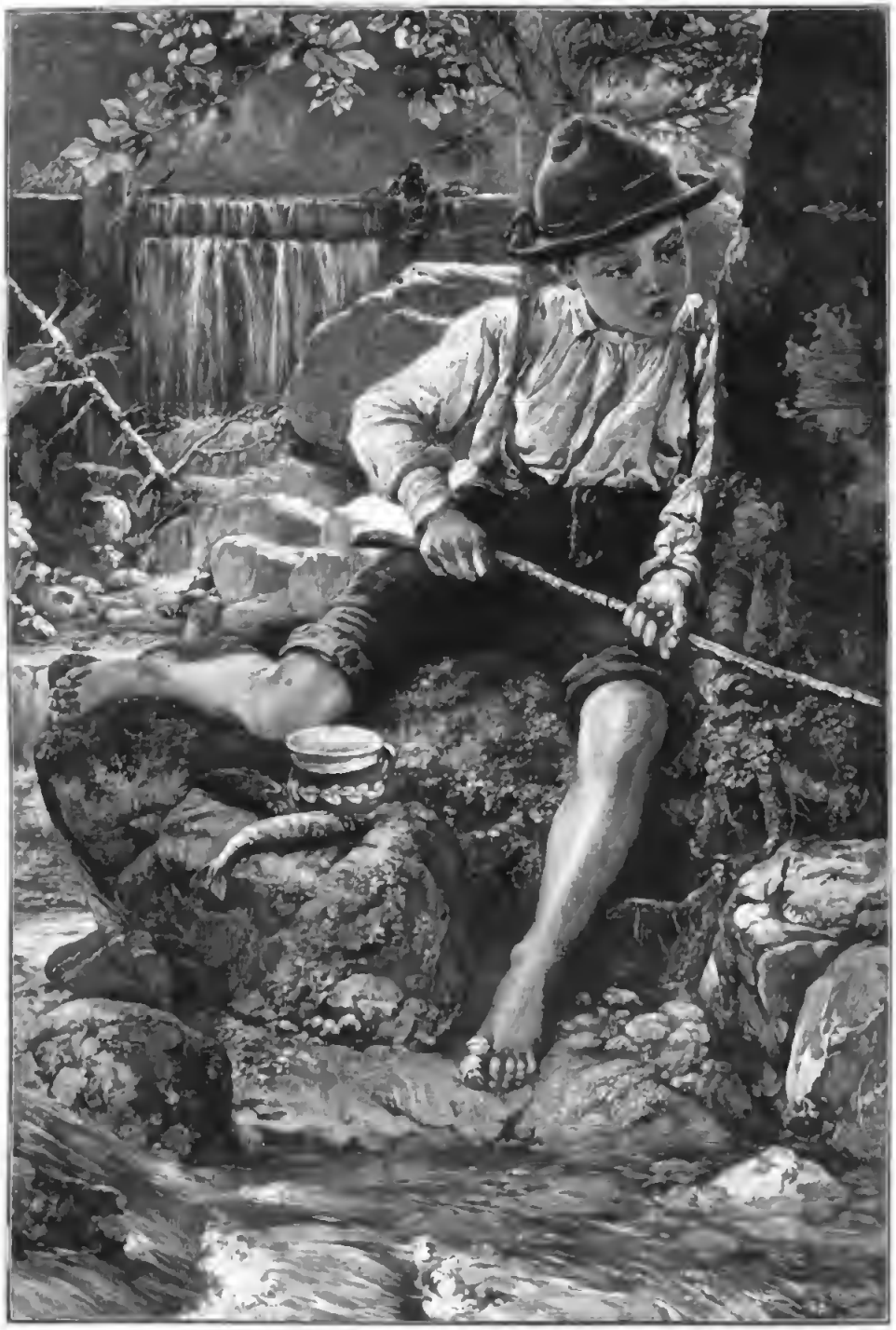
„Wie so, Herr von Repphahn? er war doch so reizend!" und sie lachte so fröhlich. „Wirklich sehr reizend."

„Allerdings cheizend. Aber werde doch vermutlich bei Waffe bleiben, wenn Papa Einwilligung jibt."

„Ach, das ist aber auch reizend!" rief das Fräulein.

„Mein Gott, mein Gott," sagte die Borowska, „ich kann diesen Moller nicht vergessen! es ist doch aber zu furchtbar. Also geschäftlich erschüttert war er auch? Und den Hals gebrochen, sagen Sie?"

„Es sollen viele starke Verluste durch ihn erlitten haben, es wird mancherlei in der Gegend gesprochen, übles gesprochen," belehrte sie die Rentiere Schulz. „Aber den



Forellenfischer. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

Hals gebrochen hat er nicht, er ist in einem Windbruch verunglückt."

„Aber ich bitte Sie, das ist ja unglaublich! In einem Windbruch verunglückt — erschlagen — aber furchtbar — dieser ausgezeichnete Mensch!"

„Na aber doch ganz einfach," sagte der von der Cheitachei. „War eben fertig, der Herr, ging in den Windbruch und ließ sich dort erschlajen. Ein anderer hätte ein Pistol jenommen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?" Herr von Repphahn war rechts von Erna zu sitzen gekommen.

„Oh gewiß. Wahrscheinlich," sagte diese so vergnügt, daß die geborene Gräfin ihr einen sehr mißbilligenden Blick zuwarf. Was für ein herzloses Geschöpf mußte das junge Mädchen sein.

Baron Troll, der in die Sachlage eingeweiht war und bis dahin immer weiter schweigend über seinem Barte gezupft hatte, kam plötzlich auf den Gedanken, daß man der Unterhaltung durchaus eine andere Richtung geben müsse. Zum Glück begegnete ihm Alberta hierin.

„Sie wissen doch, Frau von Borowska," rief sie über den Tisch, „daß der Baron vor vierzehn Tagen aus Ägypten gekommen ist? direkt aus Ägypten."

„Nichts weiß ich! Aber dann sind Sie ja ein Afrikareisender, Baron! natürlich, Ägypten, das liegt doch —? ei freilich. Aber ich bitte Sie, Sie imponieren mir furchtbar. Sagen Sie, war es nicht entsetzlich heiß dort?"

„Oh es war recht warm."

„Und dann sind ja diese Pyramiden dort und diese Obelisken und diese Mumien! ach und die Krokodile — na mich brächte kein Mensch dorthin, unter diese Krokodile! Aber nun erzählen Sie, Baron."

Und Baron Troll erzählte von Krokodilen, die er nicht gesehen hatte, von Pyramiden, welche alte Königsgräber seien, von der Hitze, dem Staube, der Unreinlichkeit der Eingeborenen, den Augenkrankheiten, den Mosaikfußböden in den Moscheen, den Mufti und Schufti, den vielen Fliegen, den Konfitüren, die man dort ißt, den Hieroglyphen, die kein Mensch lesen könne, von den Fellahmädchen, die wie häßliche Judenmädchen aussähen, von der Besteuerung der Dattelpalmen und von Amenhotep IV, der im Jahre 2200 v. Chr. den Monotheismus einführen wollte.

„Aber höchst, höchst interessant!"

„Cheizend, gnädiges Fräulein," sagte der Husar, der dieser Erzählung geflissentlich nicht zuhörte, sondern über Ernas Stickseide zupfte und sie dabei anstarrte mit jenem gewissen flehenden Ausdruck in den Augen, den Männer für diejenigen, denen sie ihre Bewunderung widmen, zur Verfügung haben. „Cheizend!"

Sind Sie selbst, sollte sie dazu ergänzen. Sie lächelte und nickte. „Wünscht Ihr Herr Papa nicht, daß Sie Militär werden?" fragte sie freundlich.

„Das wohl, aber er wünscht, daß ich zu einer andern Waffe überjehe, und grade das will ich nicht. Mama habe ich eijentlich die Erlaubnis schon abjeschmeichelt, sie findet den Chock so kleidsam. Und es ist doch auch sehr schneidig, Husar, nicht wahr? Finden gnädiges Fräulein auch?"

„Aber gewiß, sehr schneidig, sehr nett, sehr kleidsam. Sie sollten in der That bei der Waffe bleiben."

Der junge Husar senkte das Haupt noch etwas tiefer, so daß Erna den vollen Anblick seines tadellosen Scheitels und seiner gebrannten dunkelblonden Locken genießen konnte, seufzte, legte noch etwas mehr Intensität in seinen Blick und flüsterte: „Dann bleibe ich, Fräulein Erna, dann bleibe ich, auf Ehre."

Sie schwieg und lächelte. Baron Troll erzählte noch immer von Ägypten.

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein," fuhr Kurt von Repphahn leiser fort, „daß ich auf diesen Bankechotteur von Molla einmal beinah eifersüchtig werden wollte? er suchte sich in unverschämter Weise bei Ihnen zu insinuieren."

„Oh — Sie hatten gar keinen Grund, gar keinen," erwiderte Erna hastig und tupfte dabei mit zitternden Fingern auf dem olivengrünen Plüsch herum, den sie mit bunten Arabesken bestickte.

„Wirklich? wissen Sie auch, was Sie jesagt haben? ich hatte gar keinen Grund zur Eifersucht? Erna —"

Troll warf den beiden einen geängsteten Blick zu. Er liebte Erna so sehr wie ehedem, er war nicht eifersüchtig, auf Herrn von Repphahn gewiß nicht, aber er hatte eine Ahnung davon, was Erna litt, wenn das Gespräch immer wieder auf Moller gelenkt wurde, und er bewunderte dieses tap-

fere Mädchen so sehr und wollte ihr um jeden Preis zu Hilfe kommen. „Denken Sie, Herr von Repphahn, das wird Sie auch interessieren," fuhr er lauter fort, als er bisher gesprochen, „in Ägypten ist die Kavallerie durchweg mit langen Wurfspießen ausgerüstet, durchweg, diese Beduinen, mit sehr langen Wurfspießen."

„Ah, was Sie sajen, mit langen Wuchsspießen! Es heißt, unsere Chaitachei wird auch durchweg Lanzen erhalten, na und Ulanen und Küraſſiere haben sie ja auch becheits."

„Aber in Ägypten durchweg." Und Baron Troll seufzte. Er hatte in Wahrheit keine Ahnung von der Ausrüstung der Reiterei in Ägypten, und dieser ungeheure Aufschwung seiner Phantasie hatte ihn selbst verwirrt. „Ich bitte die Dalldorfschen Herrschaften fortwährend," fuhr er fort, „nächsten Winter eine Reise dorthin zu machen, ich würde Ihnen mit Vorgnügen den Cicerone abgeben. Nächsten Winter, thatsächlich, gnädige Frau, schon um Ihrer Palette willen — diese Motive, wissen Sie!"

„Na, wollen sehen, wollen sehen!" rief Alberta fröhlich.

„Wo bleiben Sie eigentlich den Sommer über, Herr Baron?" fragten die Generalstöchter.

„In Wilkau, das mir Graf Velthaus zur Bewirtschaftung überläßt."

Es ist ihm testiert," belehrte Herr von Dalldorf leise.

„Ah, es ist ihm testiert," wiederholte die Borowska. „Reizend, dieses Wilkau, sehr malerisch, sehr wertvoll! — Also Sie erhalten Wilkau — wer bekommt aber eigentlich die übrigen Velthausenschen Güter? ist das jetzt entschieden?"

„Burkertsdorf bekommen die Heimstetten. Buchenau fällt an die Ladendorfs und Hohenfriedau mit Rothfels an die Willingshoffs, wenigstens muß ich —"

„Buchenau an die Ladendorfs! nun, die können's brauchen, die sind völlig ruiniert, seit Graf Alfons die große Spielschuld hatte!"

„Ich glaube wenigstens die Andeutungen des Grafen dahin verstehen zu müssen," ergänzte Alberta.

„Das könnte man den Ladendorfs einmal abkaufen, Buchenau — behalten werden sie es kaum — und könnte dorthin übersiedeln, Hagens wollen schließlich doch lieber für sich sein," flüsterte der Hausherr vernügt.

„Nun — vorderhand lebt Velthaus noch und zwar in bester Gesundheit. Übrigens halte ich daran fest: zum Herbst ziehen wir nach Berlin," entschied Alberta.

„Aber was man bei Ihnen alles erfährt! Neuigkeiten über Neuigkeiten: Herr von Döhring noch nicht verlobt — goldene Medaillen und freudiges Familienereignis in Aussicht (Pardon, die jungen Herrschaften!) — Baron Troll aus Ägypten zurück — Sie nächsten Winter nach Berlin — Buchenau an Ladendorfs — vermutlich — und dieser reizende Moller bankrott und erschlagen, vom Windbruch erschlagen! Mein Gott, hat nicht Toni noch vielleicht die schwarzen Blattern gehabt?" Und Frau von Borowska rang die Hände in der Luft.

Erna, auf deren Gesicht das Lächeln bereits etwas Starres, Maskenartiges angenommen hatte, sagte: „Ich bestelle die Bowle, Mama," erhob sich und ging hinaus.

Sie bestellte auch die Bowle. Dann aber eilte sie in ihr Zimmer, warf sich aufs Sofa und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. „Nur nichts merken lassen, um keinen Preis etwas merken lassen, weder von dem Verlust des Geldes noch von der Verlobung mit dem Bankerotteur!" hatte Alberta als strengstes Gesetz erlassen. Und Erna ließ sich auch nichts merken, sie hatte heute sogar, was sie bisher nie gethan, ihre bleichen Wangen von der Mutter mit einem falschen Rot überhauchen lassen, nur damit niemand ihr Elend merke, sie scherzte und lachte, großer Gott, sie würde ja auch irgend einen anderen heiraten, diesen Affen von Repphahn oder auch den Baron, ganz gleich — aber lieben, lieben bis zum Wahnsinn, den Unvergeßlichen, dem ihre einzige Leidenschaft gegolten, würde sie bis an ihr Lebensende! alle diese Keulenschläge und Nadelstiche würde sie ertragen, denn sie war ein tapferes und stolzes Mädchen geworden, seit sie i h n kennen gelernt — aber lieben würde sie ihn, solange sie atmete, ihn, der kalt und blaß unter der Erde lag! würde denken zu jeder Stunde des Augenblickes, da er sie umschlungen gehalten, des letzten Augenblicks, in dem sie ihn gesehen, und ihn lieben, bis es ihr das Herz gebrochen haben würde. —

„Aber delicids!“ sagten unterdessen die Herrschaften zu der Bowle.

„Troll! Troll!“ bemerkte der Hausherr.

„Ah, Herr Baron, Sie haben sie gebraut! delicids. Aber da ist etwas ganz Apartes drin, etwas ganz, ganz Apartes.“

„Indische Liebesäpfel, die ich aus dem Orient mitgebracht habe,“ sagte Troll. Und er sagte es, als ob er den Schluß eines Lenauschen Gedichtes recitierte.

„Ein Hoch auf das Geburtstagskind!“

„Auf die ewig jugendschöne, geistreiche, hochbedeutende Frau Alberta von Dalldorf!“ rief Landrat von Schlobitzky, der mit Hagen eben unter der Thür erschien.

„Ah, die Herren von der Konferenz zurück?“

„Was für eine Konferenz, liebste Dalldorf?“

„I drüben in Waldberg, zwischen den Gutsbesitzern und Fabrikanten unter Vorsitz eines Regierungsrats zur Beilegung der Unruhen im Kreise.“

„Ah so! Nun, was haben die Herren ausgerichtet?“ fragte die Borowska zudringlich.

„Brillant alles abgelaufen! alles wieder in Ordnung gebracht!“

„Gott sei Dank!“

„Dein ehemaliger Protogé übrigens, Mama,“ sagte Herr von Hagen, „hat sich wider Erwarten ausgezeichnet gemacht. Erst sprach Aistroth, sehr hübsch, sehr sachgemäß, dann Winkler, der die Schneidemühle hat, Firma Winkler & Olshausen, manchesterlich. Dann Bürger. Packend, geradezu packend. Ist gar nicht so'n schlimmer Socialist und verstand dabei, ‚unsere Arbeiter‘ auf eine fabelhaft geschickte Weise durchzureden.“

„Ja, ein bedeutender Mensch.“

„Regierungskommissar von Steinmann schüttelte ihm die Hände. Verstand sich eigentlich, an allen Ecken lieb Kind zu machen, Bürger nämlich. Teufelskerl.“

„O der macht mal noch Carriere! — Aber nun noch ein Hoch auf unser Geburtstagskind! ein kräftiges Hoch!“

Fröhlich klangen die Gläser zusammen. Alberta, wieder in den Mittelpunkt der Beachtung gestellt, strahlte vor Glück.

23. Kapitel.

Als Ernst nach Schluß der Sitzung das Waldberger Rathaus verließ, lag alles in hellem Nachmittagssonnenscheine.

Und das war wieder die Sonne, die er liebte, die Sonne, die glückverheißend, segenspendend sich über eine glänzende Erde ergießt, die die Knospen aufschließt, die Wasser durchflutet, hinabzittert in das Dunkel der Waldgründe und Schluchten und ein starkes Lebensgefühl auch in die menschliche Seele gießt. Und das war jener leichte frische Wind aus dem Morgen, der die Luft rein fegt und sie klar und durchsichtig macht, daß der Horizont um Meilen hinausgeschoben scheint; der die Wangen rötet und dem Geiste Frische und Kühnheit gibt. Er sog diesen Wind mit Behagen ein, indem er über den Marktplatz schritt, als ein Velthausenscher Diener auf ihn zutrat und meldete, daß die Equipage aus Burkertsdorf ihn im „Kronprinzen“ erwarte.

Dies überraschte ihn nicht eigentlich, da er dem Grafen mitgeteilt hatte, daß er nach Schluß der Sitzung sofort hinüberkommen werde. Dennoch berührte ihn diese Aufmerksamkeit von Seiten eines Mannes, von dem er sich um jeden Preis für immer zu verabschieden gedachte, beinah mit einem Gefühle von Pein, während Kurt von Hagen, der sich neben ihm hielt, lachend sagte: „Nun natürlich, die gräfliche Equipage! du bist ja doch lieb Kind drüben, das weiß alle Welt, und auch warum.“

„Und warum? was soll das heißen?“

„Warum? Herr Gott, so nimm es doch nicht gleich so übel. Weil du dem verstorbenen Grafen Albrecht Velthaus ähnlich siehst, wie wenigstens Schlobitzky versichert und der alte Hoplitz, der ihn auch noch gekannt hat.“

Ernst wurde sehr rot. Also so redete man über ihn! daß er sich zum geduldigen Spielzeuge einer sentimentalen Laune des alten Herrn hergäbe; vielleicht — ja vielleicht auch daß — nun irgend etwas, das der Wahrheit nahe kam. Es war bei Gott die höchste Zeit, daß dem ein Ende gemacht wurde. Aber indem er sich von Hagen verabschiedete, fiel ihm ein, daß er niemals ein Bild des Grafen Albrecht gesehen hatte. Und doch gab es deren doch gewiß mehrere. Graf Velthaus mußte sie absichtlich vor ihm geheim gehalten haben, um ihm nicht den Verdacht zu erwecken, daß er ihn etwa als eine Art Puppe an sich fessele, an deren Anblick er seine Erinnerungen aufzufrischen beliebe. Ach ja, der alte Herr hatte es

immer sehr gut mit ihm gemeint, ganz gewiß — aber dennoch — ein Ende mit der Sache!

Damit war er am „Kronprinzen“ angelangt, vor dem schon die Velthausensche Staatskarosse, mit zwei prachtvollen nagelneuen Rappen bespannt, seiner wartete; er schämte sich fast der Beflissenheit, mit der der Diener den Wagenschlag aufriß, und der schwerseidenen Polster, auf die er sich nolens volens niederlassen mußte.

Dann ging es über Land.

Es war eine schöne Fahrt. Glänzend grüßten ihn die Berge, der bläuliche See, die grünen Fluren. Dennoch je mehr er sich von Waldberg entfernte und sich Burkertsdorf näherte, je schöner, üppiger, je vertrauter ihm das Land wurde, desto unruhiger ward er. Er suchte sich geflissentlich an jenes Gefühl von Genugthuung anzuklammern, das ihn nach seinem heutigen Siege erfüllen durfte, an das von Unabhängigkeit, das ihm das frohe Bewußtsein gab, nicht nur als Bittender um eine Fürsorge für die Arbeiter vor den Grafen hintreten zu müssen — aber es wollte ihm nicht gelingen. Stärker als alles war die Pein, die ihm der Gedanke an die bevorstehende Auseinandersetzung verursachte. Die Erregung, die ihn heute beherrscht hatte und noch in seinem Gemüte nachzitterte, schien nur dieses Gefühl zu steigern; er rang nach Ruhe und fand sie nicht. Aber was half es — feige den Rücken drehen konnte er diesem Abschiede nicht.

Und unterdessen ging es munter vorwärts. Dies war Buchenau mit seinem Pachthofe und seinem prachtvollen Buchengehölz — das war schon Velthausenscher Besitz! Gut, gut — was ging es ihn an? nichts mehr als sonst ein Stück Erde. Das jetzt die Velthausenschen Rübenkulturen, drüben die ganze Berge überdeckenden Nadelwaldungen, die einen immensen Ertrag abwarfen, das die schweren Äcker, die den besten Weizen trugen, und zur Linken das weite Brachfeld, die Felder, auf denen voriges Jahr Gerste und Hafer gestanden, das gehörte schon zu Hohenfriedau. Hier war der Steinbruch, in den Graf Albrecht einmal geschleudert worden war, um mit einer Gehirnerschütterung und dem Leben davonzukommen — Herr Gott, ja doch, es war ihm ja ganz gleichgültig! Junge Lebemänner haben bekanntlich eine Passion darauf, mit wilden Pferden durchzugehen und unsanft aus Karossen hinausgeschleudert zu werden. Und trotzdem sah er es so deutlich vor sich, wie sie ihn da hinaufbrachten, bleich, mit einem Gesicht, das — — ach, vermutlich war es gar nicht wahr! Und das war der Teich, in den Comtesse Therese, die spätere Gräfin Rauenthal, gefallen war, und aus dem sie der bekannte treue Diener aus den Nieritzischen Jugendschriften glücklich errettet hatte. Ach es war alles so dumm, so kalendergeschichtenhaft! und was ging es ihn an!

Aber jetzt — hoch und stattlich, in Sonnenglanz gebadet, so wie er es das erste Mal sah, das Schloß! Er seufzte auf und seine Miene verfinsterte sich. Ein Raubsitz war's, die Zwingburg eines Usurpatorengeschlechtes wie Hunderte im Lande, ein anspruchsvoller und zudem geschmackloser Steinhaufen, richtiger Jesuiten- und Maitressenstil, und doch — warum —

Sausend rollte der Wagen die Kastanienallee hinunter, die im Schmuck ihrer aufbrechenden Riesenknospen stand, rollte durch das geöffnete Gitterthor und die Rampe hinauf. Mit einer Art fieberhafter Hast sprang Ernst hinaus, sein Herz schlug gewaltig, und es quälte ihn ein leichtes Zittern, das er nicht ganz zu überwinden vermochte. Warum? — weil er diesen alten Mann liebte oder zu lieben sich einbildete. Über diese qualvolle Situation! Aber er würde sich nichts merken lassen, er würde ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses in keiner Weise Erwähnung thun, und wenn der Graf daran rühren sollte, so würde er es perhorrescieren.

Sonst war er wohl ohne weiteres bei Velthaus eingetreten, wie ein Naheſtehender es darf, nur mit einem Klopfen sich ankündigend, heute beauftragte er den Diener, ihn zu melden, und dabei eilte er voraus mit einer Schnelligkeit, als ob es eine Hinrichtung gelte.

An der Thür trat er zurück.

„Herr Ernst Bürger!“ rief der alte Christian, die Flügel öffnend.

Und so trat er ein.

Velthaus saß an seinem Arbeitstische an dem Fenster, von dem aus man den Hof überschaute. Er hatte die Einfahrt des Ankommenden, das Finstere, Gezwungene in

seinem Geſicht beobachtet und ſah ihm jetzt entgegen.

Aber wie an dem Tage ſeines erſten Beſuches blieb Ernſt an der Schwelle ſtehen, langſam, zögernd ſeine Augen aufhebend. So trafen ſich ihre Blicke. Und ſo überwältigend war dieſer Moment, ſo überwältigend der Ausdruck von Trauer, Sehnſucht, Vorwurf und Zärtlichkeit in den Augen des älteren Mannes, daß wider ſeinen Willen den Lippen des jüngeren jenes Wort entfloh, daß er ſich verſchworen hatte, jemals auszuſprechen — „Großvater!“

„Endlich, endlich — wie lange haſt du mich warten laſſen!“

Um ſeinen Mund zuckte es merklich, als ſich Ernſt hinabbeugte, die Hand des Grafen an ſeine Lippen zu führen. „Herr Graf —“

Aber Velthaus nahm ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände und küßte ihm Mund, Augen und Wangen. Was ſollte Ernſt noch ſagen, woher die Worte nehmen, die dieſe Zärtlichkeit nicht verletzten? Er ſchwieg erſchüttert, verlegen.

„Frau Bürger hat mir geſchrieben,“ ergriff Velthaus das Wort, „um ſich zu entſchuldigen, wenn ſie mir zuvorgekommen ſei — du weißt es alſo ſeit faſt acht Tagen, und ich alter Narr hatte mir eingebildet, du würdeſt — — und nun habe ich ſo viel Angſt ausgeſtanden, bei deinem Stolz. Ich kam auf recht ſchwarze Gedanken: du könnteſt eine böſe Thorheit im Sinne führen.“

„Die führte ich auch. Jenes hübſche Terzerol vom Grafen Albrecht hatte es mir ſtark angethan,“ ſagte Ernſt, ohne ſeinen Blick von der Erde zu erheben.

„Vom Grafen Albrecht! Du magſt uns wohl gar nicht anerkennen, wo ich dich doch in der erſten Stunde, da ich dich ſah, gern und freudig als den meinen anerkannte? Willſt du dich nicht ſetzen, mein Kind?“

Ernſt ſtand dem Grafen gegenüber, hinter einem der hohen Lehnſtühle, den er in nervöſer Erregtheit hin und her bewegte. Er ließ dieſen Stuhl zwiſchen ihnen, indem er begann:

„Herr Graf — jedes Ihrer Worte iſt mir zugleich ein heißes Glück und ein tiefer Schmerz — Sie begreifen das doch. Es iſt eine Kluft zwiſchen uns, die keine Art von Empfindung ausfüllen kann. Sie machen es mir zum Vorwurf, wenn ich Sie anzuerkennen verweigere — indes — ich — habe dazu kein Recht. Und wenn Sie, wie Sie ſagen, es thun, ſo liegt eben darin doch zugleich die Anerkennung der Illegalität meiner Herkunft, ein Umſtand, den ich zu vergeſſen ſuchen muß, den ich nicht wünſchen kann, betont zu ſehen. Wenn irgend jemand, ſo habe ich allezeit rückhaltlos meine Auffaſſungen und Empfindungen ausgeſprochen, Sie müſſen die meinen auch in dieſer Angelegenheit erraten, verſtehen — und Sie thun es ja auch — nein — ich bin nicht gekommen, das natürliche Verhältnis zu betonen, das zwiſchen uns beſteht, ich bin gekommen, Ihnen zu danken für alle Güte, die Sie mir erwieſen haben und dann — zu gehen — für immer. Wenn ich Ihnen Schmerz damit bereite, ſo ſeien Sie verſichert, daß er nicht größer ſein dürfte als der, den ich ſelbſt empfinde — und nun, Herr Graf — laſſen Sie mich die Qual dieſer Stunde abbrechen — denn — bei Gott — ich kann nicht länger. Ich habe es mir ſchwer vorgeſtellt, aber — nicht ſo ſehr. Aber ich kann nicht — verzeihen Sie.“

Spielkameraden. Gezeichnet von R. Beyſchlag.

Velthaus ergriff die Hand des Tieferregten, indes seine Blicke leuchtend auf seinem Gesicht ruhten.

„Herr Graf und immer Herr Graf! Und es gäbe keine Möglichkeit, daß du bliebest, für immer bliebest?“

„Keine.“

„Und wenn ich dennoch eine gefunden hätte?“

„Es ist nicht möglich.“

„Willst du die Güte haben, diese Mappe zu öffnen und von dem Schriftstücke, das sie enthält, Kenntnis nehmen? Ich bitte dich, lieber Ernst.“

Ernst, verwirrt, beunruhigt, kam dennoch dieser Aufforderung nach. Es war ein etwas feierlicher Brief, der ihm in die Hand fiel, mit der Adresse an den Grafen Eberhard Velthaus und mit einem königlichen Siegel; und indem er den Umschlag aufblätterte, trat er damit an das Fenster, entfaltete die Urkunde, die er enthielt, und las sie dort. Das Schriftstück war nicht sehr lang, und trotzdem las er lange darüber. Dann faltete er das Blatt wieder zusammen, legte es auf das Fensterbrett und sah hinaus in den Schloßhof, wo die alten Ulmen ihre bräunlichen Äste im Frühlingswinde schaukelten, als ob sie sich vor ihm neigten und sah hinüber in das Land, das sich weit, weit hinausdehnte, von einer sinkenden Sonne warm überstrahlt.

Und Graf Velthaus ließ ihn gewähren. War es doch nichts Geringes, um das er dort stand und mit sich selbst rang, wie er es in seinem Gemüte verwinden sollte. Denn die Urkunde enthielt einen königlichen Gnadenakt, der auf das Gesuch des Grafen Eberhard Velthaus seinen illegitimen Enkel Ernst Hartwig genannt Bürger als seinen rechtmäßigen, erbberechtigten Nachkommen anerkannte und ihm die Führung des gräflichen Titels und Namens, sowie die Erbfolge in der Standesherrschaft Burkertsdorf und den Gütern Hohenfriedau, Rothfels und Buchenau zugestand.

Endlich wandte sich Ernst um und sagte leise: „Das hast du für mich gethan, Großvater? das für den ‚Socialdemokraten,‘ für den, der euern Adel mit bittern Worten geschmäht hat, für den Sohn einer verlaufenen Nähterin — für — den Sprößling nicht einmal einer großen Leidenschaft, für einen am Wege Erzeugten, am Wege Geborenen?“

„Für denselben.“

Ernst seufzte. „Großvater — ich wollte, ich hätte das Terzerol gestern abgeschossen — denn — ich kann das nicht annehmen. In allem Ernst: ich kann nicht.“

„Es fragt dich aber niemand, ob du es annehmen kannst oder willst. Du bist jetzt einmal, der du bist, ich habe diesen Brief seit zehn Tagen, und seitdem bist du Graf Velthaus so gut wie ich. Es ist dir neu und befremdlich, ich verstehe das sehr wohl — aber da, was dir zufällt, zugleich eine hohe und große Aufgabe an dich stellt, so wirst du es nicht zurückweisen. Ja ich meine, daß jemand, der wie du sich berufen fühlt und sicher auch dazu berufen ist, in schwerer Zeit an der Lösung der Fragen teil zu nehmen, die sie beschäftigen, jemand, der fähig ist, die Stände miteinander zu versöhnen, den *seinen* würdig zu vertreten und das Los der unteren Volksschichten zu erleichtern, nicht einmal das Recht hat, einen Besitz und einen Titel von sich zu weisen, die ihm solche Pflichten auferlegen.

„Ich weiß, Teuerster,“ entgegnete Ernst, „daß du die Aufgabe des Adels immer darin gesehen hast, die unteren Volkselemente, soweit sie von ihm abhängig sind, als seine Schutzbefohlenen zu betrachten, in der Aufgabe, durch hochherzige, selbstlose Gesinnung hervorzuleuchten unter dem Volke — als Programm mag das wohl auch deinen Standesgenossen teilweise vorschweben; aber selbst angenommen, dieses Programm fände sich überall erfüllt, warum sollte man es nicht erfüllen dürfen, ohne selbst etwas anderes zu sein als ein schlichter Mann des Volkes?“

„Gewiß kann und soll man es auch sonst erfüllen.“

„Warum dann dieses Festhalten an einem veralteten, unhistorisch gewordenem Prinzipe? warum nicht endlich die Anerkennung der Gleichheit aller Stände?“

Graf Velthaus schwieg eine Weile nachdenklich.

„Lieber Ernst,“ begann er dann, „ich brauche dich nicht daran zu erinnern, daß es keine natürliche Gleichheit unter den Menschen gibt. Du bist immer Socialist gewesen aus Menschenliebe und nicht indem du, die Einrichtungen der Natur oder die

Entwickelungsphasen der Geschichte leugnend, auf ein künstlich geschaffenes Prinzip Utopien erbaut hättest. Die Ungleichheit der Menschen ist eine Einrichtung der Natur und die der Stände der historische Ausdruck dafür. Es ist ein konventioneller, ein symbolischer Ausdruck, ganz gewiß, aber eine geschichtliche Entwickelung, die ihn beseitigte, würde sofort einen andern finden für dieses natürliche Prinzip und Einrichtungen an Stelle des Adels setzen, die dir vielleicht noch weniger behagen würden. Die großen Freiheitsmänner sind immer die ärgsten Tyrannen gewesen und die lärmendsten Gleichheitsbestrebungen haben noch immer das Trittbrett für die Usurpatoren abgegeben. Die Ungleichheit, die die Natur will, und diejenige, welche die Geschichte geschaffen hat, sind nicht eine und dieselbe, sie verhalten sich nicht einmal zu einander wie Geist und Körper, sie sind nur Körper und Gewand: ein Lebendiges in die Form gekleidet, die es schmücken sollte, wenn sie es auch nicht immer schmückt. Es ist da ein Mißverhältnis, wie alles Sociale es aufweist — denn alles Sociale beruht auf Konvention — aber ein Mißverhältnis, das immer noch wert ist, verbessert zu werden, und das nur abgeschafft werden würde, um — vermutlich einem noch übleren Platz zu machen.

Wenn du mir sagst, dieser Name und Titel könne dich nicht besser machen — nun gut, so erhöhe seinen Wert vielmehr durch dich und rücke so Naturprinzip und Symbol in ein besseres Verhältnis. Damit wirst du zur Beruhigung der Gemüter und zur Festigung der Ordnung mehr beitragen als durch das Bestreben, das zu nivellieren, was sich niemals wird nivellieren lassen, nämlich die Menschheit."

„Wenn ich es so auffassen darf —"

„So darfst du und so sollst du es auffassen. Und so bist du der Unsere. Und da mich Gott diesen Tag hat erleben lassen, legt er meinem Alter wohl auch noch eine Reihe zu und läßt mich an deiner Seite Zeuge deines Wirkens sein."

Ernst stand in tiefer Bewegung. Es war eine Stunde der Weihe für ihn, eine Stunde, in der er sich allem Guten zugelobte, in der er den glänzenden Namen und Besitz, den er empfing, als eine heilige Verpflichtung zu Großem und Hohem übernahm. Lange verharrten die Männer schweigend und ohne sich anzusehen, aber in dem Gefühl inniger Zusammengehörigkeit und in dem andern einer Würde, die das Zusammenfallen von Verantwortlichkeit und lebendigem Pflichtbewußtsein verleihen.

Da geschah ein leises Klopfen an die Thür, auf Ernst Velthaus's Ruf that sie sich etwas zögernd auf, und in ihrem Rahmen erschien, umwoben von einer Flut goldenen Abendsonnenscheines, die sich über sie ergoß und den ganzen Raum hinter ihr durchleuchtete, so daß sie, ohne es zu ahnen, wie eine überirdische Erscheinung dastand, die junge Gesellschafterin Fräulein von Nottebohms. Sie war gekommen, den Grafen zu begrüßen, jetzt stand sie befangen, Ernst hier zu begegnen, auf dessen Gesicht etwas Feierliches, etwas ihr Fremdes lag, während der Graf sie einen Moment lang mit den Augen eines Geistesabwesenden betrachtete. Doch wie sie, in diesen rotgoldenen Mantel gehüllt, den Ausdruck von Güte, Geist und unbeirrter Reinheit der Empfindung in dem lieblichen Gesicht, einzutreten zögerte — wie hätte sie nicht beider Herz ergreifen sollen?

Ernst betrachtete sie entzückt. Dann ging er mit schnellen Schritten auf sie zu, und so standen sie vor einander, schweigend, mit glücklichem Lächeln, die leuchtenden Blicke ineinandertauchend. Und so überwältigend war dieses Wiederfinden nach kurzer Trennung, daß sie alles vergaßen, was als Freude oder Schmerz ihre Gemüter bis zu dieser Stunde bewegt hatte, ihre letzte Begegnung sogar auf der Anhöhe, daß sie diesen Augenblick empfanden reflexionslos, wie starke junge Gemüter thun, ohne Bedenken, ohne Zittern, ohne Verwirrung — als nichts als die Gewähr eines überschwenglichen und unzertrennlichen Glückes.

Der Verein für Originalradierung in München.

Von

Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

(Zu nebenstehender Porträtstudie.)

Als eine der segensreichen, für die Förderung des Kunstlebens in Deutschland heilsamen Folgen der Weltausstellungen und der großen internationalen Kunstausstellungen ist es anzusehen, daß seit einigen Jahren die Originalradierung fast in allen Kunstcentren Deutschlands mit wachsender Liebe und Sorgfalt gepflegt wird. In der Originalradierung schätzt der malende und zeichnende Künstler mit Recht das schnellste und bequemste Mittel, einen plötzlich auftauchenden Gedanken, eine blitzartige Eingebung der Phantasie oder eine Vision festzuhalten und zugleich in leicht herzustellenden Vervielfältigungen anderen mitzuteilen. Je nach der Größe des technischen Geschickes, das sich ein Künstler erworben hat, kann die von seiner Hand geführte Radiernadel die Gebilde seiner Phantasie in den bezeichnenden Grundlinien mit größerer oder geringerer Schnelligkeit auf die mit Ätzgrund überzogene Kupferplatte eintragen, und der nachwirkenden Arbeit des Ätzwassers bleibt dann die Aufgabe, die malerische Absicht des Radierers zu verwirklichen, d. h. das Gerippe der Linien mit Fleisch und Blut zu erfüllen. Diese und andere Prozeduren, die noch hinzutreten, wenn das Ätzwasser nicht genügend seine Schuldigkeit thut, sind natürlich die Ergebnisse langer Übung, die schließlich in Frankreich und England zu einem technischen Raffinement geführt hat, das an Breite und Kraft der malerischen Wirkung und namentlich in Bezug auf die gleichmäßige Beherrschung und Belebung auch der größten Platten selbst die Glanzleistungen des Großmeisters der Originalradierung, Rembrandt, übertrifft.

Franzosen und Engländer sind uns Deutschen in dieser Übung um mehr als ein Menschenalter voraus. Als in Deutschland sich nur einige Künstler gelegentlich — wir erinnern nur an Menzel — mit der Originalradierung beschäftigten, wurden in Paris und London bereits Gesellschaften von Aquafortisten und Maler-Radierern begründet, deren Mitglieder in regem Wetteifer miteinander diese Kunst förderten, ihre technischen Errungenschaften unter sich austauschten und, was das Wichtigste ist, die Liebe für ihre Kunst auch unter dem Publikum zu erwecken und zu verbreiten wußten. In England zumal, wo freilich Kunst- und Kuriositätenliebe oft nicht zu trennen sind, wurden die Originalradierungen hervorragender Meister, besonders diejenigen, von denen nur eine beschränkte Zahl von Abzügen gemacht wurde, mit Gold aufgewogen. Wir nennen nur die Namen Seymour-Haden, R. W. Macbeth, Herkomer und Slocombe.

Jetzt sind nun auch in Deutschland feste Mittelpunkte für die Pflege der Originalradierung geschaffen worden, die sich zu Gesellschaften mit Satzungen und Jahresveröffentlichungen organisiert haben. Fast gleichzeitig um die Mitte der achtziger Jahre entstanden der Düsseldorfer Radierklub, die Gesellschaft für Radierkunst in Weimar und der Verein für Originalradierung in Berlin, der im vorigen Jahre bereits das siebente Heft seiner Publikationen herausgegeben hat. In München, sonst dem Mittelpunkt aller modernen Kunstbewegungen und -bestrebungen, ist ein „Verein für Originalradierung" erst am 6. März 1891 begründet worden, aber er fand so lebhafte Teilnahme, daß er bereits am Schlusse des ersten Vereinsjahres 102, am Schlusse des zweiten 123 Mitglieder zählen konnte, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß es sich bei dem Münchener Verein nur um ausübende Künstler, nicht, wie bei dem Berliner Verein, auch um Mitglieder handelt, die, wie bei Kunstvereinen gewöhnlicher Art, für ihren Jahresbeitrag eine vom Vorstande bestimmte Zahl von graphischen Blättern erhalten.

Der Münchener Verein besteht aus sich selbst und durch sich selbst. Das erste Heft, das er herausgegeben hat, ist aber in hohem Grade geeignet, auch das Interesse weiterer Kreise der Kunstfreunde zu erwecken, und der mit dem Vertrieb des Heftes beauftragten Verlagshandlung von Ernst Stahl sen.

Porträtſtudie. Nach einer Radierung von Peter Halm.

(Julius Stahl) in München ist es auch gelungen, eine stattliche Anzahl von Exemplaren außerhalb des Vereins abzusetzen. Ihr und der freundlichen Zustimmung des Künstlers verdanken wir die etwas verkleinerte Wiedergabe der Porträtstudie eines in seine Lektüre vertieften alten Handwerkers von Professor Peter Halm, eines Blattes, das man als das Ideal einer Originalradierung bezeichnen kann, weil es mit den einfachsten Strichen eine volle malerische Wirkung erzielt, ohne daß die Schwärze durch das tiefe Eindringen des Ätzwassers zu sehr herangezogen wird, und weil gerade durch diese Zurückhaltung in der Farbe die Innigkeit und schlichte Charakteristik noch stärker hervorgehoben wird. Die übrigen Künstler, die sich an diesem Heft beteiligt haben, arbeiten zumeist mit stärkeren Mitteln. Sie gehen mehr summarisch zu Werke, auf die Tonwirkung hinaus, so besonders Franz Stuck in dem Brustbild seiner Mutter, bei dem nur das hagere Antlitz als Lichtfleck aus dem Dunkel herausleuchtet, Fritz Boellmy mit einer Hammerschmiede, Franz Leibl in dem Bildnis einer alten Dachauer Bäuerin und Ernst Zimmermann in der Figur eines jungen Mannes, der beim Tabakrauchen Ringe von sich bläst. Auf die hellere Tonart Halms, die wir für die glücklichere halten, weil sie die Absicht des Künstlers in vollkommener Deutlichkeit erkennen läßt, sind der Blick auf den Münchener Centralbahnhof von S. L. Wenban und die Partie vom Gardasee von Moritz Erdmann gestimmt.

Wenn der Münchener Verein sich auch sehr spät konstituiert hat, so darf man doch nach den in diesem Heft gebotenen Proben seinen Mitgliedern das Zeugnis ausstellen, daß sie keine tastenden Neulinge sind. Jeder der Mitwirkenden hat seine Individualität, sein sicheres Wollen und Können. Alle diese Kräfte können noch weiter gesteigert werden, wenn sich auch in Deutschland reiche Kunstfreunde finden, die solche Bestrebungen unterstützen.

Waldesschweigen.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Schritt ich dahin durch das Waldesdämmern.
Fernab hört' ich den Schwarzspecht hämmern.
Manchmal, vom Luftzug herübergetragen,
Kam ein Klang von der Äxte Schlagen.
Traumhaft huschten die Blätterschatten,
Traumhaft schlichen die Käfer, die matten.
Irgends ein Rauschen, ein Flüstern, ein Summen,
Ringsum des Mittags müdes Verstummen.

Und in der schweigenden Waldestiefe
War mir, als ob die Zeit selbst schliefe,
War mir, als ruhe die Flücht'ge und träume
Friedlich im stillen Schatten der Bäume:
Und die Strahlen der Sonne ständen
Regungslos ob des Waldes Gründen,
Harrend, bis sie von neuem ins Weite,
In die dämmernde Zukunft schreite —
Um ihr dann, mit der Fackeln Neigen,
Ihrer Wanderung Meilen zu zeigen.

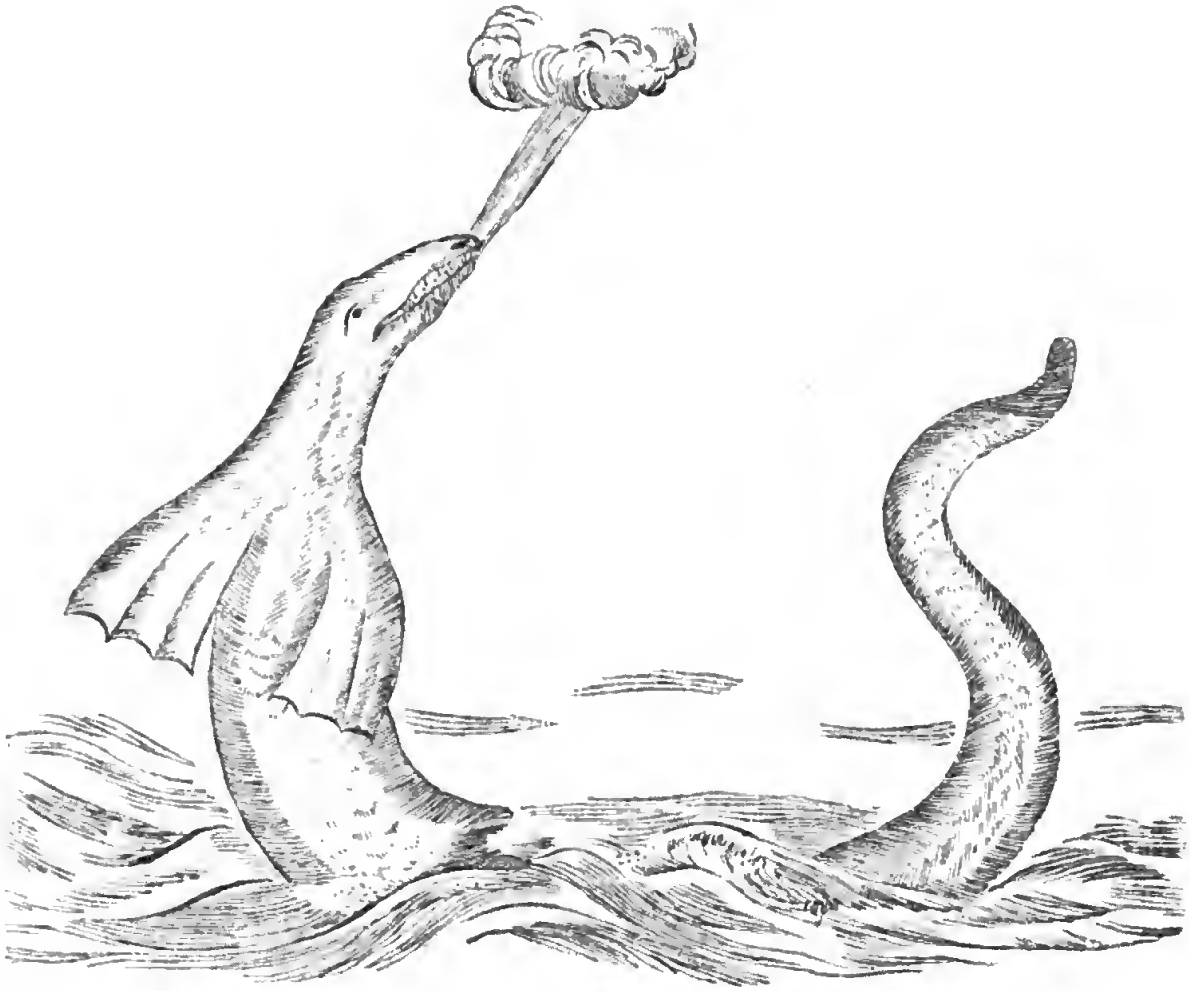


Abb. 1. Egede's Schlange, abgebildet nach Egede's Tagebuche. Gesehen am 17. Juni 1734.

Sind Seeschlangen?

Von

Kapitänleutnant a. D. **Georg Wislicenus**-Hamburg.

(Abdruck verboten.)

Was in des Meeres dämmergrünen Gründen
Mit Kribbeln und mit Krabbeln und mit Kriechen
nur sich regt,
Was in der Erde moderigsten Schlünden
Im Dunkel mit Gemunkel für Gewürme sich bewegt,
Man spürt ihm nach, es muß hervor,
Die Wissenschaft nimmt es beim Ohr
Und sperret alles groß und klein
In ihr System hinein!
Aus dem Naturforscherlied von
Heinrich Seidel.

Wenn wir den Mut haben, ehrlich zu sein, so müssen wir uns eingestehen, daß wir von den mannigfaltigen Erscheinungen in der Natur uns nur die allerwenigsten in wirklich befriedigender, mathematisch-logischer Weise erklären können. Trotzdem sind wir zumeist anmaßend genug, um alles Außergewöhnliche, sobald es nicht in unsere Sinnenwelt, in die von uns aufgebaute Weltordnung oder Naturgeschichte hineinpaßt, als Irrtum, Trugschluß oder gar als Erfindung darzustellen. Leider geht auf diese Weise häufig die vorurteilsfreie Prüfung seltener Beobachtungen und Naturerscheinungen verloren.

In Deutschland, wo eine etwas vertiefte Kenntnis vom Meere und von allem,

was auf und in ihm sich regt, nur bei wenigen zu finden ist, wurden bisher wenigstens Erzählungen von der großen Seeschlange — dem Serpens marinus magnus des Bischofs Pontoppidan — meist mit mitleidigem Lächeln aufgenommen. Die Zeitungen berichten ab und zu von einem Schiffe, das die Schlange gesehen hat, führen die Namen der Beobachter auf, versäumen aber nie eine Bemerkung einzufügen, wie: der Leser wisse wohl, was davon zu halten sei oder ähnliches. Also auch beim mindestklugen Leser soll der Verdacht vermieden werden, der Zeitungsschreiber könnte das Dasein eines solchen märchenhaften Ungeheuers für möglich halten; er könnte ja ausgelacht werden!

Freilich für uns Deutsche mit dem angeborenen Autoritätsglauben, jeden Ausspruch bedeutender Männer als unumstößliches Gesetz hinzustellen, ist ja eigentlich die große Seeschlange bereits abgethan, schon in die naturgeschichtliche Rumpelkammer geworfen worden. Früher freilich, als die Mehrzahl der Gebildeten den Fachgelehrten an Forschungsdrang nicht nachstand, hat man in Deutschland auch dieser Schlange noch ernstere Aufmerksamkeit geschenkt, wie sehr viele Jahrgänge von „Forieps Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde“ (in den Jahren 1822—1852) beweisen. Seitdem aber Brehm, der große Brehm, den Ausspruch gethan (in seinem Tierleben): „Mit dem fabelhaften Ungetüme, das zwar nicht im Meere, wohl aber von Zeit zu Zeit in den Köpfen der Schiffer und sodann auch regelmäßig in den Tagesblättern spukt, haben die Seeschlangen der Wissenschaft nichts gemein; keine einzige von den fünfzig unterschiedenen Arten erreicht 4 m Länge ꝛc.“ — seitdem gehört in Deutschland für jeden Seemann, und wenn er selbst besagtes Ungetüm gesehen hat, entschieden Mut dazu, ernsthaft seine eigenen Beobachtungen auch nur zu erzählen.

Nun, zum Glück haben andre namhafte Gelehrte und eifrige Forscher, freilich Ausländer, wie noch gezeigt werden wird, sich nicht an Brehms These gekehrt und sind dabei zu dem Schlusse gekommen, daß es vorläufig durchaus noch verfrüht ist, solch' absprechendes Urteil zu fällen; es sei immer unklug, ein Phänomen unbedingt zu leugnen, das noch ganz oder teilweise unerklärlich ist.

Ein Bericht über die Beobachtung einer Seeschlange im September vorigen Jahres, der ganz sachlich gehalten war, erinnerte mich daran, daß ich ja in derselben Gegend, im Golf von Guinea, eine ganz ähnliche Erscheinung gehabt hatte. Natürlich ärgerte mich die dazu gesetzte Bemerkung des Berichterstatters, der gewiß noch keinen fliegenden Fisch, geschweige denn eine Seeschlange zu sehen Gelegenheit hatte. Ärger ist oft ein guter Sporn; ich suchte mein eigenes Tagebuch hervor und fand außerdem noch ein wichtiges Dokument im Archive der deutschen Seewarte, das meine eigenen, vor zehn Jahren gemachten Aufzeichnungen erhärtet. Nun hatte ich Grund und konnte mich an befreundete Kapitäne wenden, um mehr Material zu sammeln. Zweiflern hielt ich meine Belege vor, das genügte selbst den Ungläubigsten, um der Sache wenigstens ernsthafte Beachtung zu schenken und mich in meinen Bestrebungen zu unterstützen. Auf diese Weise erfuhr ich von einem mir befreundeten schwedischen Seeoffizier, daß inzwischen, ganz kürzlich, ein umfassendes Werk von einem berühmten niederländischen Zoologen über die „Große Seeschlange“ erschienen ist. Da ich aber viel Material gesammelt habe, das auch jenem Gelehrten (der 187 wirkliche Beobachtungen anführt) teilweise neu sein wird, also zur weiteren Aufklärung mitwirken kann, so übergebe ich es der Öffentlichkeit. Zum Schlusse beabsichtige ich eine kurze Besprechung des eben genannten Werkes anzufügen, damit auch die Leser, denen das in englischer Sprache geschriebene Buch nicht zur Hand sein sollte, sich ein flüchtiges Bild von den fleißigen Studien jenes Niederländers machen können.

Die Anführung der Fälle, von denen ich Kunde bekam, ehe ich das große Werk sah, soll in ihrer Zeitfolge berichtet werden.

Die erste gut verbürgte Kunde von großen Seeschlangen stammt von dem Erzbischof von Upsala, Olaus Magnus, also von einem Manne, dessen Stellung schon dafür bürgt, daß er der Nachwelt keine unwahren Berichte überliefert haben wird. Er erzählt von einer im Jahre 1522 gesehenen Schlange von etwa 50 Ellen Länge, die sich hoch über das Wasser erhob; später, 1555, berichtet er, daß norwegische Fischer eine sehr große Seeschlange von über 200 Fuß Länge und von 20 Fuß Durchmesser

in der Nähe der Küste bei Bergen sahen. Sie soll eine Mähne, glänzende Augen und scharfe dunkle Ringe gehabt haben. Nur bei schönem Wetter sei diese Schlange sichtbar geworden; sie habe dann Boote verfolgt und Leute sich aus ihnen herausgeholt. Abbildungen dieser Schlange sollen in den verschiedenen Ausgaben seines Werkes enthalten sein.

Die nächstälteste Beobachtung einer großen Seeschlange wurde von einem anderen gottesfürchtigen Manne selbst gemacht.

Der grönländische Bischof Paul Egede schreibt in seinem von 1721 bis 1788 geführten Tagebuch auf Seite 66 (Deutsche Ausgabe: Kopenhagen, 1790 bey Christian Gottlob Prost. Nachrichten von Grönland.) während einer Seefahrt im Jahre 1734 folgendes:

„Den 17. Juny sahen wir Statenhuck und hatten das Land beständig im Gesichte bis auf den 64°. Hier ließ sich ein ungewöhnliches, fürchterliches Tier sehen, das sich so hoch über dem Wasser erhab, daß der Kopf über unsern Mastkorb emporzuragen schien. Sein Odem war nicht so stark, als des Wallfisches, wie es zum zweytenmale aus dem Wasser kam. Das erste Mal wurden wir es nicht gewahr, bis es beynahe auf einen Pistolenschuß über uns stand. Der Kopf war schmäler als der Körper, der weich und runzlich schien; es hatte breite herunterhängende Tatzen. Dreymal kam es übers Wasser; das letzte Mal weit von uns. Wenn es untertauchte, überwarf es sich rückwärts. Nachher kam der lange Schwanz zum Vorschein, mehr als eine Schiffslänge vom Körper. Gegen Abend bekamen wir einen Sturm ꝛc."

Die Abbildung des Tieres (s. Abb. 1) ist Egedes Tagebuch entnommen.

Wiederum von einem Bischof, dem 1698 zu Aarhuus geborenen Theologen Erik Pontoppidan, der 1764 als Prokanzler der Universität zu Kopenhagen starb, stammt die folgende Erzählung. Man findet sie in seinem Werke „Forsög til Norges naturlige Historie." 2 Bände, 1752—1754.

Der dem Bischof persönlich bekannte Königliche Kommandeur und Lootsengeneral von Bergen, Lorenz von Ferry, ließ vor dem öffentlichen Gerichtshof zu Bergen in Gegenwart des Statthalters des Königs und acht andrer Zeugen, die Pontoppidan alle mit Namen anführt, am 21. Februar 1751 den hier folgenden Bericht verlesen und seine volle Richtigkeit durch die beiden Matrosen Niels Petersen Kopper und Niels Nielsen Anglewigen, die zugleich mit dem Kommandeur das Tier gesehen hatten, in feierlicher Weise beschwören; der Bericht lautet:

„An den Procuratar des Gerichtshofs
zu Bergen,
Herrn Johann Reutz.

Mein Herr! In der letzten Hälfte des August im Jahre 1746, als ich an einem sehr stillen und heißen Tage unterwegs auf der Heimreise van Trandheim war und nach Malde hineinlaufen wollte, geschah es, während wir mit meiner Yacht nach eine Seemeile van Malde entfernt waren, und ich in einem Buche las, daß ich ein Gemurmel der acht rudernden Matrosen hörte und bemerkte, wie der Mann am Steuer vam Lande abhielt. Ich fragte, was es gäbe und hörte, daß eine Seeschlange var uns war. Dann befahl ich dem Mann am Steuer, wieder auf das Land zuzuhalten, um das Geschöpf einzuholen, van dem ich schon so viele Geschichten gehört hatte. Obgleich meine Leute etwas aufgeregt waren, mußten sie doch meinem Befehle geharchen. Inzwischen lief die Seeschlange an uns vorbei und wir waren gezwungen mit dem Fahrzeug zu wenden, um näher an sie heranzukommen. Da die Schlange schneller schwamm, als wir rudern kannten, so nahm ich mein mit Schrot geladenes Gewehr und feuerte auf sie; hierauf tauchte sie sofort unter Wasser. Wir ruderten nach der Stelle hin, wo sie gesunken war — dies war bei der Stille leicht zu erkennen — und lagen auf Riemen, da wir dachten, die Schlange würde wieder an die Oberfläche kommen; sie kam indessen nicht wieder. Da, wa die Schlange untergetaucht war, erschien das Wasser trübe und rot; vielleicht hatte das Schrot sie verwundet, da der Abstand nur klein gewesen war. Der Kopf dieser Seeschlange, den sie mehr als zwei Fuß über der Wasseraberfläche hielt, ähnelte dem eines Pferdes. Er war grau, das Maul war ganz schwarz und sehr graß. Die Augen waren schwarz; eine lange weiße Mähne hing vam Nacken herab bis ins Wasser. Außer dem Kopf und dem Nacken sahen wir sieben aber acht Buchten (seemännischer Ausdruck, der eine Krümmung bezeichnet) van der Schlange, die sehr dick waren; nach unsrer Schätzung war etwa ein Faden (nautisches Maß gleich 2 m) zwischen jeder Bucht. Ich erzählte den Vorfall in einer Gesellschaft, wa ein hoher Herr davon hörte, der von mir einen beglaubigten genauen Bericht darüber zu haben wünschte; deshalb werden zwei meiner Matrasen, die zu derselben Zeit und an demselben Orte gegenwärtig waren, wa ich dies Ungeheuer sah, nämlich Niels Petersen Kopper und Niels Nielsen Anglewigen vor dem Gerichtshaf erscheinen, um eidlich die Wahrheit jeder hier angeführten Einzelheit zu erhärten. Ich bitte darum, mir eine Abschrift der Gerichtsverhandlung zu übersenden.

Ich verbleibe, mein Herr, Ihr ergebener Diener
L. von Ferry.

Diese Seeschlange kann also, ausgestreckt gedacht, etwa 100 Fuß Länge gehabt haben, selbst wenn man die Buchten über Wasser

kleiner, als die unter Waſſer annimmt. Ich möchte gleich hier bemerken, daß ich als Laie in der zoologiſchen Wiſſenſchaft mich darauf beſchränken muß, möglichſt wenige Schlüſſe über die Art der beobachteten Tiere zu ziehen. Zunächſt kommt es wohl überhaupt nur darauf an, durch Anführung von Thatſachen die Forſchung zu fördern.

Derſelbe glaubwürdige Biſchof Pontoppidan erzählt noch von verſchiedenen anderen Beobachtungen großer Seeſchlangen und kommt zu folgenden Schlüſſen:

„Wie alle Feinde der Leichtgläubigkeit, ſo bezweifelte auch ich das Daſein der Seeſchlange, bis ſchließlich mein Zweifel durch unbeſtreitbare Beweiſe getilgt wurde. Unter unſern beſten Seefahrern und Fiſchern ſind viele Hunderte, die mit eigenen Augen Seeſchlangen geſehen haben, und ihre Beſchreibungen ſtimmen ganz gut überein, während freilich auch andere erklären, daß ſie die Seeſchlangen nur von den Erzählungen ihrer Nachbarn kennen. Bei meinen Nachforſchungen unter den Bewohnern der Nordprovinzen antwortete mir faſt jeder Einzelne mit größter Sicherheit und Beſtimmtheit. Ja und die ſogenannten Nordfahrer, die alljährlich des Handels wegen hierher nach Bergen kommen, ſchämen ſich faſt, wenn ſie ernſtlich über die Sache befragt werden. Sie betrachten dieſe Frage als eine ebenſo überflüſſige, wie die, ob es Kabeljaue oder Aale gibt."

Das Londoner Naval Chronicle von 1810 enthält folgenden Bericht:

„In einer der letzten Sitzungen der Wernerian Natural History Society las Herr P. Neill einen Bericht über die große Seeſchlange vor, die kürzlich auf den Orkneyinſeln an den Strand geworfen wurde. Dieſes ſeltene Tier ſtrandete, wie es ſcheint, in der Rathſalmbay, auf der Inſel Stronſa. Malcolm Laing, M. P. (Mitglied des Parlaments), der zu jener Zeit auf den Orkneys ſich befand, teilte die Sache ſeinem Bruder, Gilbert Laing, Advokat in Edinburgh, mit; auf deſſen Landbeſitz war das Tier geworfen worden. Auf dieſem authentiſchen Wege erhielt Herr Neill Kenntnis davon. Der Körper war 55 Fuß lang, und der Umfang des dickſten Teiles mag ungefähr dem Gurt eines Orkneyponys gleich geweſen ſein. Vom Rücken hingen eine Menge Faſern herab (die einer Fiſcherſchnur ähnlich waren) und bildeten eine Art Mähne. An jeder Seite des Körpers befanden ſich drei große Floſſen, die wie Tatzen geformt waren und in ſich verbunden waren. Unglücklicherweiſe war der Körper durch ſtürmiſches Wetter in Stücke zerſchlagen; doch die Bruchſtücke ſind von Herrn Laing geſammelt worden und ſollen dem Edinburgher Muſeum überſendet werden. Herr Neill ſchloß mit der Bemerkung, daß kein Zweifel darüber beſtände, daß man es hier mit der Tiergattung zu thun habe, die Ramus (?), Egede und Pontoppidan beſchrieben hätten, die aber bisher von gelehrten und ſyſtematiſchen Naturforſchern als unecht und eingebildet zurückgewieſen worden ſind.

Wir hoffen zuverſichtlich, daß die Einzelheiten dieſes Falles vollſtändig in den Transactions of the Wernerian Society veröffentlicht werden. Inzwiſchen fügen wir einen andern Brief hinzu, der im Druck erſchienen iſt und der, obgleich in einer kaum einem Naturforſcher ähnlichen Art, doch einige Zuſätze zu dem eben Erzählten enthält:

Folgende Erzählung wurde von einem gelehrten Naturforſcher, der in Edinburgh lebt, einem Herrn in Norwich mitgeteilt:

Der Serpens marinus magnus von Pontoppidan iſt bisher als fabelhaftes Ungeheuer betrachtet worden, und alle wiſſenſchaftlichen und ſyſtematiſchen Naturforſcher haben deſſen Vorhandenſein und deſſen Namen geleugnet; alle haben die Leichtgläubigkeit des guten Biſchofs von Bergen beklagt. Indeſſen hat eins dieſer Ungeheuer (unwillig über die Skepſis der Linnäiſchen Schule, darf ich wohl nicht ſagen?) in der That den Beweis ſeines Daſeins geliefert, wobei es heldenhaft genug war, ſich auf den Orkneyinſeln zum Stranden zu bringen. Es wurde bei Rathſalm aber in der Rougambay auf der Inſel Stronſa, in der Nähe der Shearers (dem kleinen Inſelchen Auskerry) an den Strand geworfen. Es war 55 Fuß lang; doch der Schwanz ſchien beim Umhertreiben zwiſchen den Felſen abgebrochen zu ſein; deshalb ſchätzte man ſeine ganze Länge auf 60 Fuß. An der dickſten Stelle hatte es den Umfang eines Orkneypferdes, das bekanntlich einem verhungerten engliſchen Pony gleicht. Der Kopf war nicht größer als der einer Robbe und hatte zwei Luftlöcher oder Blaſelöcher. Vom Rücken hingen viele Fäden herab, die etwa 18 Zoll lang waren (die von Pontoppidan beſchriebene Mähne). Dieſe Fäden ſahen den Seidenſchnuren oder den indiſchen Seegrasleinen ſehr ähnlich, die man beim Forellenfang benutzt. Das Ungeheuer hat 3 Paar Floſſen oder beſſer geſagt Tatzen; das erſte Paar iſt $5^1/_2$ Fuß lang, mit einem Gelenk in 4 Fuß Abſtand vom Körper. Leider zerſchlug ein Sturm das Gerippe, ehe Leute und Taue zur Stelle kommen konnten; nur ein Bruchſtück (von etwa 5 Fuß Länge) vom Rückenknochen und eine ganze Tatze ſind aufbewahrt. Herr Laing, M. P. beſitzt dieſe und wird ſie an unſer Univerſitätsmuſeum einſenden.

Dieſe Berichte ſtimmen völlig mit dem überein, was ſchon von andern forſchenden Schriftſtellern mitgeteilt worden iſt, und ſie rechtfertigen glücklicherweiſe die Wahrhaftigkeit derer, die als urteilsunfähig oder gar als Lügner hingeſtellt werden, weil ſie ſelten vorkommende Erſcheinungen beſchrieben haben; denn man wirft ihnen vor, daß ſie verſuchen, ihren Leſern Erdachtes für Wahrheit aufzutiſchen.

Soweit das Naval Chronicle.

Der berühmte engliſche Paläontologe Profeſſor Owen urteilt folgendermaßen über dieſen Fall:

Die vertebrae (Rückenwirbel) der in den Wernerian Transactions beſchriebenen und ab-

gebildeten Seeschlange, deren Erscheinung von den Fischerleuten, die sie bei der Insel Stronsa 1808 sahen, beschworen ist, und wovon zwei Rückenwirbel sich im Museum des medizinischen Kollegs befinden, sind bestimmt die eines großen Haies, vom Genus selache, und sind nicht zu unterscheiden von denen der Spezies, die man ‚basking shark' nennt; von dieser Art sind einzelne Individuen von 30—35 Fuß Länge zeitweise an unseren Küsten gestrandet oder gefangen worden.

Otto von Kotzebue schreibt in dem Werke: „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818 auf dem Schiffe „Rurik" unter dem Befehle des Leutnants der russisch-kaiserlichen Marine, Otto von Kotzebue" (Weimar, verlegt von den Gebr. Hoffmann, 1821), auf Seite 107 und 108 des zweiten Bandes folgendes:

Herrn Kriukofs (des Agenten der russisch-amerikanischen Handelskompanie in Unalaska) Beschreibung eines Seetieres, das ihn selbst bei der Behringsinsel, wo er der Jagd wegen hingefahren war, verfolgt hat, ist merkwürdig; mehrere Aleuten behaupten, dieses Tier öfters gesehen zu haben. Es hat die Gestalt einer rötlichen Schlange und ist ungeheuer lang; der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem eines Seelöwen, und zwei unverhältnismäßig große Augen geben ihm ein furchtbares Ansehen. ‚Ein Glück war es,' sagte Kriukof, ‚daß wir dem Lande so nahe waren, sonst hätte das Ungeheuer uns verschlungen; es streckte den Kopf hoch über das Wasser heraus, sah sich nach Raub um und verschwand; bald erschien der Kopf wieder und zwar beträchtlich näher; wir ruderten aus allen Kräften und waren sehr froh, das Land früher erreicht zu haben, als die Schlange. Die Seelöwen gerieten durch ihren Anblick in solche Furcht, daß einige sich ins Wasser stürzten und andere sich ins Land verkrochen. Das Meer wirft zuweilen Fleischstücke ans Ufer, die der Vermutung nach von dieser Schlange sind, und die kein Tier, selbst kein Rabe frißt; einige Aleuten, die einmal davon gekostet, sind plötzlich gestorben. Hat man wirklich bei Nordamerika eine Seeschlange gesehen, so mag es eine von dieser furchtbaren Gattung gewesen sein.'"

Nebenbei bemerkt, war der Naturforscher der Kotzebue'schen Expedition kein geringerer, als Adelbert von Chamisso, der Philosophie Doktor. Er sagt im dritten Bande des Werkes auf Seite 174:

„Man trifft in der Behringsstraße unendliche Herden von Wallrossen an, und die Zähne dieser Tiere scheinen einen beträchtlichen Handelszweig der Bewohner der St. Laurentsinsel auszumachen. Wir haben zu Unalaschka nur entstellte Sagen vernommen, die auf den Manatus borealis zu deuten schienen."

Wie Jägerlatein klingt folgender Bericht, der dabei aber, was die Beschreibung des Tieres anbetrifft, eine so auffällige Ähnlichkeit mit dem im Jahre 1883 von S. M. S. „Elisabeth" gesehenen zeigt, daß es nötig erscheint, ihn nicht mit Stillschweigen zu übergehen, um so weniger als kein Grund vorliegt, die Wahrheit des Gesagten anzuzweifeln.

Das Naval Chronicle von 1818 schreibt:

„Kapitän Woodward traf anfangs Mai dieses Jahres eine ungeheure Seeschlange, die anders zu sein scheint als jene im vorigen Jahr beim Kap Anne gesehene. Das Folgende ist die Erklärung des Kapitän Woodward, die uns der Aufmerksamkeit der Naturforscher wert zu sein scheint:

‚Ich, der unterzeichnete Joseph Woodward, Kapitän des Schuners „Adamant" aus Hingham, bemerkte, als ich mich auf der Reise zwischen Penobscot (im Staate Maine) nach Hingham (in der Bostonducht) befand und etwa 10 Seemeilen von der Küste entfernt W. N. W. Kurs steuerte, am vorigen Sonnabend 2 Uhr nachmittags, etwas auf der Wasseroberfläche, das die Größe eines großen Schiffsbootes zu haben schien. In der Annahme, es könne ein Teil eines wracken Schiffs sein, näherte ich mich ihm; aber als ich nur noch wenige Faden (1 Faden = 2 Meter) von ihm entfernt war, zeigte sich zu meiner und meiner ganzen Mannschaft Überraschung, daß es eine ungeheure Schlange war. Während ich mich näherte, rollte sie sich auf und streckte sich dann wieder und entfernte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Als ich mich wieder näherte, rollte sie sich zum zweitenmale auf und legte sich in mindestens 60 Fuß Entfernung vom Buge des Schiffes.

Ich ließ eins meiner Geschütze mit einer Kanonenkugel und mit mehreren Musketenkugeln laden. Dies feuerte ich gegen den Kopf des Ungeheuers; meine Mannschaft und ich hörten deutlich die Kugeln gegen seinen Körper schlagen, von dem sie abprallten, als wenn sie gegen einen Felsen geschlagen hätten. Die Schlange schüttelte den Kopf und den Schwanz in außergewöhnlicher Weise und näherte sich dem Schiff mit offenen Kiefern. Ich ließ das Geschütz wieder laden und zielte nach dem Schlunde; doch das Tier kam so nahe heran, daß die ganze Mannschaft vom Schrecken ergriffen wurde, und daß wir nur noch daran dachten, uns aus dem Wege zu machen. Es berührte schon das Schiff und wenn ich nicht gewendet hätte, so würde es sicher an Bord gekommen sein. Nun tauchte es unter, aber im nächsten Augenblick sahen wir es wieder erscheinen, den Kopf auf der einen Seite des Schiffs, den Schwanz an der andern, gerade als ob das Tier uns hochheben und zum Kentern bringen wollte. Indessen fühlten wir keinen Stoß. Das Tier blieb fünf Stunden in unsrer Nähe, nur vorwärts und rückwärts gehend.

Da die Furcht, die es uns zuerst eingeflößt hatte, allmählich nachließ, konnten wir das Tier aufmerksam betrachten. Ich schätze, daß seine Länge wenigstens die doppelte unseres Schuners war, das heißt etwa 130 Fuß; sein Kopf ist

gut 12—14 Fuß. Der Durchmesser des Körpers, unterhalb des Halses, ist nicht weniger als 6 Fuß; die Größe des Kopfes steht im Verhältnis zu der seines Körpers. Das Tier ist von schwärzlicher Farbe; seine Ohrlöcher (ones) sind etwa 12 Fuß von der Spitze des Kopfes entfernt. Kurz gesagt, das Ganze gewährte einen schrecklichen Anblick.

Abb. 2. Die „Daedalus"-Schlange. Gesehen am 6. August 1848.

Wenn es sich aufrollt, hält es seinen Schwanz so, daß dieser ihm hilft, mit großer Kraft vorwärts zu schießen; das Tier bewegt sich nach allen Richtungen mit größter Geschicklichkeit und mit überraschender Schnelligkeit.

Gezeichnet Josef Woodward."

Diese Erklärung ist bezeugt (attested) durch Peter Holmes und John Mayne, die hierüber eine eidliche Wahrheitsaussage (affidavits of the truth) vor einem Friedensrichter machten.

Von einem zuverlässigen Herrn, der lange in Norwegen lebte, ist mir erzählt worden, daß die Fischer der norwegischen Fjords in den fünfziger Jahren ganz fest vom Dasein der Seeschlange überzeugt waren und das Tier sehr fürchteten. Namentlich bei stürmischem Wetter soll es sich gezeigt haben. Die Eltern jenes Herrn wurden 1839 oder 1840 in einem kleineren Fjord, unweit von Bergen, wahrscheinlich im Sognefjord, im Boot von stürmischem Wetter überrascht und dann, während sie nach dem Lande ruderten, von einer „Seeschlange" verfolgt. Später soll dieses Tier an Land gekrabbelt sein. Bei dem furchtbaren Sturme fiel ihm ein Baum auf den Kopf und erschlug es. Sein Leib lag quer über einem kleinen Bache und staute dessen Wasser auf. Dorfbewohner zerschlugen den Kadaver, der Schmied des Dorfes nahm sich einen von den Rückenwirbeln und benutzte ihn als Ambosklotz, d. h. als Untersatz für das Eisen des Ambos. Dieser Rückenwirbel soll später in das Museum zu Christiania gekommen sein; dort müßte er also zu finden sein.

Folgender Bericht wurde von dem Kommandanten M'Quhae im Jahre 1848 an die englische Admiralität geschickt (das Original ist im Nautical Magazine von 1848 auf Seite 618 abgedruckt, in einer Zeitschrift, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln ist):

„H. M. S. ‚Daedalus,' Hamoaze (Plymouth), den 11. Oktober 1848.

Sire! In Erwiderung Ihres heutigen Schreibens, das die wahrheitsgemäße Mitteilung über die Beobachtung einer Seeschlange, die bereits in der Zeitung „Globe" veröffentlicht und an Bord Ihrer Majestät Schiff „Daedalus," unter meinem Befehl, auf der Reise von Ostindien hierher gemacht wurde, fordert, beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, zur Information der Herren Lordskammissare der Admiralität, daß um 5 Uhr nachmittags am 6. August dieses Jahres in 24° 44' südl. Breite und 9° 22' östl. Länge (von Greenwich) bei dunklem und bewölktem Wetter und frischem Nordwestwind mit langer Oceandünung aus S. W., während das Schiff über Backbord Halsen N. O. zu N. lag, etwas Außergewöhnliches vom Midshipman Sartarius gesehen wurde, das sich aus einer Richtung etwas vorderlicher als querab dem Schiffe näherte. Der Gegenstand wurde von ihm sofort dem wachthabenden Offizier, Leutnant Edgar Drummond, gemeldet; mit diesem und dem Master, William Barret, spazierte ich gerade auf dem Achterdeck. Die Mannschaft war beim Mittagessen. Sobald wir unsere Aufmerksamkeit dem Gegenstand zuwendeten, entdeckten wir, daß es eine ungeheure Schlange war, die Kopf und Schultern beständig etwa 4 Fuß über der Wasseroberfläche hielt. So viel wir durch Vergleichen mit unsrer Großmarsraa schätzen konnten, befanden sich etwa 60 Fuß des Tieres à fleur d'eau, wovon kein Teil nach unsrer Beobachtung zum Vorwärtstreiben

durchs Wasser benutzt wurde, weder durch horizontale noch durch vertikale Bewegung (undulation). Es schwamm sehr schnell vorbei, doch so dicht in Lee von unserm Achterschiff, daß, wenn es ein mir bekannter Mann gewesen wäre, ich mit bloßem Auge leicht seine Gesichtszüge

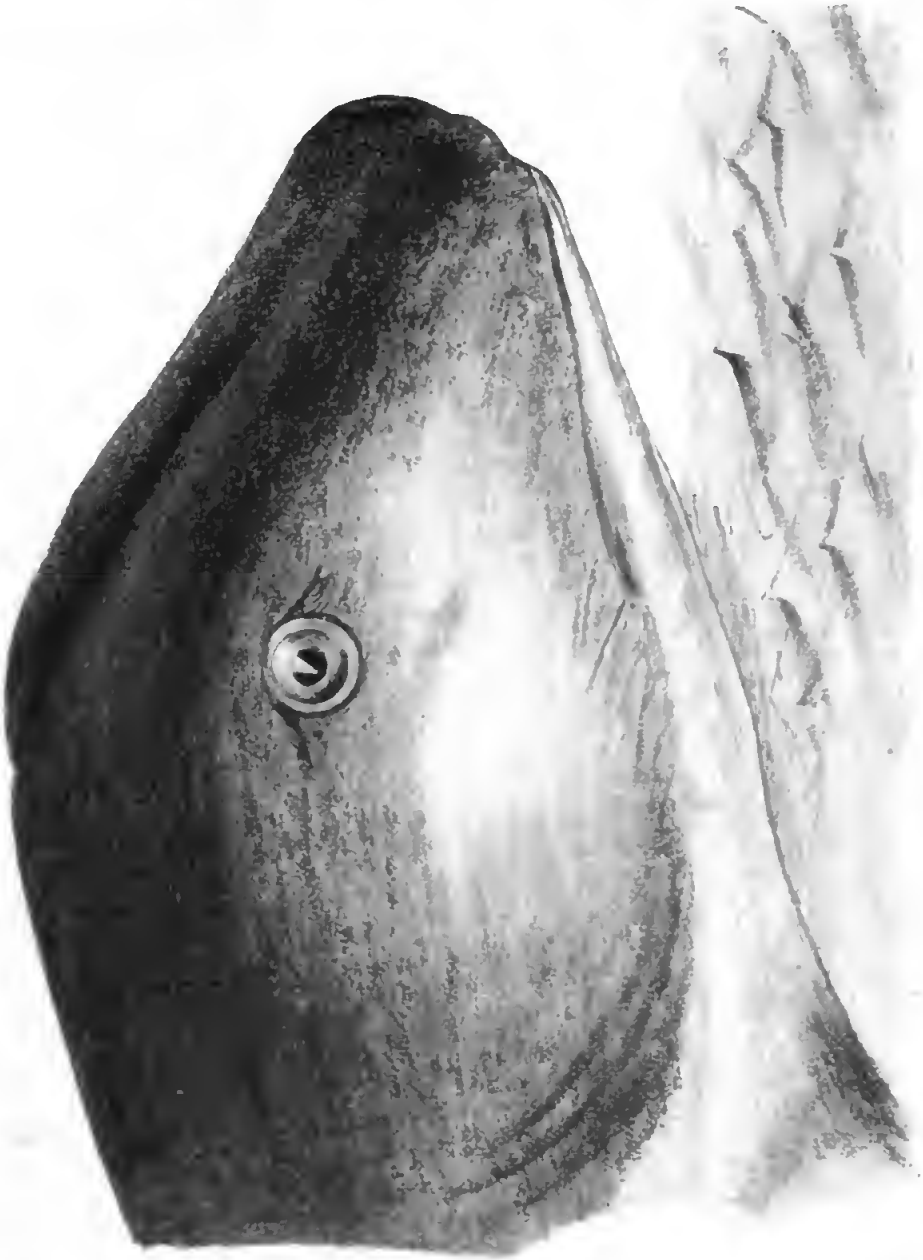


Abb. 8. Kopf der „Tardalus"-Seeschlange.

erkannt haben würde; weder bei der Annäherung an das Schiff, noch nachdem es unser Kielwasser passiert hatte, wich es um den geringsten Betrag von seinem südwestlichen Kurse ab, den es mit 12—15 Knoten Geschwindigkeit in der Stunde innehielt, anscheinend zu einem bestimmten Zwecke. Der Durchmesser der Schlange betrug etwa 15 oder 16 Zoll (engl.) hinter dem Kopfe; dieser war ohne jeden Zweifel der Kopf einer Schlange; er blieb während der 20 Minuten, wo wir ihn mit unsern Gläsern in Sicht hatten, stets über der Wasseroberfläche. Die Farbe der Schlange ist ein dunkles Braun, mit gelblichem Weiß bei der Kehle. Sie hat keine Flossen, aber etwas, das der Mähne eines Pferdes aber noch mehr einem Bündel Seegras ähnelte, spülte um ihren Nacken. Sie wurde vom Quartermaster, vom Baatsmannsmaaten und

vom Rudersmann gesehen, außer von mir und von den oben erwähnten Offizieren. Ich werde eine Zeichnung von der Schlange anfertigen lassen nach einer Skizze, die unmittelbar, nachdem sie gesehen war, gemacht wurde.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Peter M'Quhae, Captain.

An den Admiral Sir W. H. Gage."

Über die gleiche Erscheinung (s. Abb. 2 und 3) schreibt der Schiffsführer des Segelschiffs „Mary Ann" aus Glasgow an den Herausgeber einer Glasgower Zeitung:

Broomielow, Berth Nr. 4.

Mein Herr! Soeben erreiche ich, auf einer Reise von Malta und Lissabon, diesen Hafen und werde auf einen Bericht aufmerksam gemacht, wonach der Führer und die Mannschaft von Ihrer Maj. Schiff ‚Doedolus' ein Tier gesehen haben. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen folgendes darauf Bezügliche mitzuteilen:

Auf der Ausreise von Lissabon trafen wir am 30. September die amerikanische Brig ‚Daphne' aus Boston, Kapitän Mark Trelawny. Sie signalisierte uns, wir möchten beidrehen, was wir auch thaten, indem wir dicht an sie herangingen. Der Schiffsführer kam mit der Jolle zu uns an Bord, übergab uns ein Briefpacket, das mit dem ersten Dampfer nach Boston geschickt werden sollte, sobald wir in England ankämen. Er erzählte uns, sie hätten in 4° 11' südl. Breite und 10° 15' östl. Länge bei schwachem Nordwinde ein ganz außergewöhnliches Tier gesehen. Nach seiner Beschreibung hat es das Aussehen einer ungeheuern Schlange (a huge serpent or snake) mit einem Drachenkopf (?). Sobald das Tier in Sicht kam, wurde eins der kleinen Deckgeschütze darauf gerichtet, das mit Spiekernägeln und allerlei andern Eisenstücken, die gerade zur Hand waren, geladen und dann nach dem Tier abgefeuert wurde. Das Tier, das gerade nur etwa 40 Ellen (37 m) vom Schiff entfernt war, erhob seinen Kopf in die Luft und plumpste dann heftig mit seinem Körper in das Wasser, zeigte also, daß die Ladung Wirkung gehabt hatte. Die ‚Daphne' befand sich gerade in Lee, wendete aber auf Steuerbordhalsen und lag nun auf das Tier zu, das in fürchterlicher Weise wütete und das Wasser peitschte. Es verschwand indessen, sobald die Brig sich näherte und, obgleich es augenscheinlich verwundet war, entfernte es sich sehr schnell, mit einer Geschwindigkeit von 15—16 Knoten in der Stunde, wie nach seinem mehrmaligen Erscheinen auf der Wasseroberfläche geschätzt wurde. Die ‚Daphne' verfolgte das Tier einige Zeit, doch als die Nacht herankam, sah sich der Schiffer genötigt auf seinen alten Kurs zu gehen.

Nach der Beschreibung des Schiffers muß das Tier fast 100 Fuß lang gewesen sein; seine Angaben stimmen in jeder Hinsicht (? doch nur bis auf den Kopf!) mit dem kürzlich an die Admiralität eingesandten Bericht des Führers des ‚Doedolus' ꝛc. ꝛc.

Ich habe die Ehre zu sein ꝛc.

James Henderson, Master."

Die Daedalusschlange machte überall und natürlich auch unter den Naturforschern jener Zeit großes Aufsehen. Wiederum wurde der Professor Owen zum Gutachten aufgefordert. Der sagt allerdings darüber unter anderem folgendes:

„Ich habe kein unberechtigtes Vertrauen zu der Genauigkeit meiner Erklärung der Erscheinung, dessen Zeugen der Kapitän und andre auf dem ‚Doedolus' waren. Selbst im Vertrauen auf die möglichst genaue Wiedergabe aller Einzelheiten der Beschreibung wird der Zoologe zu dem Schluß geführt, daß es sich hier nicht um eine Schlange oder um einen Saurier handelt.

Sollte wirklich eine Riesenschlange vorhanden sein, so müßten im Laufe der Zeiten tote Körper dieser Art schon irgendwo gefunden sein. Zu Lebzeiten müßten diese Tiere häufig zum Luftschöpfen an die Oberfläche kommen und sobald sie tot und angeschwollen wären,

Prone on the flood, extended long and large, müßten sie dann

Lay floating many a rood; in bulk as huge
As whom the fables name of monstrous size
Titanian or earth-born that warred on Jove.

Die fossilen Rückenwirbel und die Hirnschale, die von Dr. Koch in New-York und Boston als Teile der großen Seeschlange ausgestellt waren und die sich jetzt in Berlin befinden, gehörten verschiedenen Individuen einer Species, von der ich früher festgestellt habe, daß sie eine erloschene Walart ist; diese Erklärung haben die Professoren Müller und Agassiz bestätigt.

Wegen der Frage, ob Lebewesen vorhanden sind, die den Namen der großen Seeschlange verdienen, oder ob vielleicht einige der riesigen maritimen Saurier der Sekundärperiode noch jetzt leben können, scheint es mir weniger wahrscheinlich, daß kein Teil des Gerippes eines solchen Reptils je in frischem oder fossilen Zustande entdeckt worden ist, als daß Männer durch den flüchtigen Anblick eines untergetauchten und sich schnell bewegenden Tieres, das nur für sie selbst seltsam gewesen sein mag, getäuscht sein könnten. Mit andern Worten, ich halte den negativen Beweis, wegen des Nichtvorhandenseins von frischen Überresten von großen Seeschlangen, Kraken und Enaliosauria für stärker gegen deren Vorhandensein, als die positiven Beobachtungen, die bis heute der öffentlichen Meinung als wichtig galten. Eine größere Menge von Beweisen von Augenzeugen könnte zusammengebracht werden, um das Vorhandensein von Gespenstern zu beweisen, als das einer Seeschlange."

Hierzu machte Kapitän M'Quhae etwa folgende Bemerkungen:

„Professor Owen stellt ganz richtig fest, daß ich in der That ein großes Geschöpf sich schnell durchs Wasser bewegen sah, das völlig verschieden war von allem, was ich früher gesehen habe; weder ein Wal, noch ein Nordkaper (crampus), noch ein großer Hai oder Alligator, oder irgend eins der großen auf der Oberfläche schwimmenden Geschöpfe, die man gewöhnlich auf Seereisen

antrifft. Ich versichere nun, daß es weder eine gewöhnliche Robbe, noch ein See-Elefant war; seine große Länge und gänzlich andere Erscheinung schließt es aus, daß es irgend eine Species von Phoca war. Der Kopf war flach und hatte keine weit ‚gewölbte Hirnschale,' auch hatte es keinen ‚steifen, unbeweglichen Rumpf,' einen Schluß, auf den Professor Owen verfällt und zwar infolge unsrer einfachen Aussage, ‚daß kein Teil von den von uns gesehenen 60 Fuß zur Fortbewegung durch das Wasser benutzt wurde, weder durch vertikale, noch durch horizontale Bewegungen.'

Auch nimmt er an, daß die Berechnung der Länge unter starker Voreingenommenheit über die Natur des Tieres gemacht sei; dies ist ebenfalls ein Schluß, der den Thatsachen widerspricht. Erst *nachdem* die große Länge bei der größten Annäherung an das Schiff deutlich erkannt war, wurde von allen, die das Tier sahen und die alle sehr gut daran gewöhnt sind, Länge und Breite von Gegenständen in See auch richtig zu schätzen, ausgesprochen, daß es eine Schlange war. Solche Beobachter, die ruhig und ohne Leidenschaft einen offenbar lebenden Körper betrachten, noch dazu in so kurzem Abstand, können sich nicht in dem, was sie gesehen haben, täuschen, wie Professor Owen sich vorstellt.

Die erfinderische Kraft des menschlichen Geistes mag sehr beschränkt sein. Bei diesem Anlaß kam sie überhaupt nicht in Frage; denn mein Zweck und Bestreben war lediglich darauf gerichtet, hervorragenden Naturforschern, wie dem gelehrten Professor, genaue Thatsachen zu liefern und nicht übertriebene Vorstellungen, oder ihm Erscheinungen mitzuteilen, die in irgend einer Weise auf optischer Täuschung beruhen. Und ich muß ihm versichern, daß der Umstand, daß der alte Pontoppidan seine Seeschlange mit einer Mähne bekleidete, die Idee der ähnlichen Ausschmückung des vom Daedalus gesehenen Geschöpfes nicht beeinflußt haben kann, einfach weil ich nie dessen Erzählung gelesen, noch je von dessen Seeschlange gehört habe, bevor ich in England ankam. Deshalb wird es nötig sein, eine andere Erklärung für die sehr bemerkenswerte Übereinstimmung in dieser von uns beiden beobachteten Einzelheit zu finden, um das Geheimnis zu entschleiern.

Abb. 4. Sogenannter Kampf zwischen einer Seeschlange und einem Pottwal. Beobachtet am 4. Juli 1873.

Schließlich verneine ich das Vorhandensein von Erregtheit sowie die Möglichkeit einer optischen Täuschung. Ich stehe für die in meinem amtlichen Bericht an die Admiralität gemachten Angaben in Bezug auf die Form, die Färbung und die Größenverhältnisse ein, und gebe sie als Thatsachen, worauf die gelehrten Forscher sich üben mögen, in den „pleasures of imagination" (wie Owen gesagt hatte), bis ein glücklicherer Zufall es möglich macht, nähere Bekanntschaft mit dem großen Unbekannten zu machen, der im vorliegenden Falle ganz sicher kein Gespenst war!"

In neuerer Zeit hat sich in Deutschland wohl nur die Leipz. Illustr. Zeitung ab und zu ernsthaft der armen, zum Totgeschwiegenwerden verurteilten Seeschlange angenommen. In der Nummer vom 4. Dezember 1875 befindet sich die Beschreibung eines sogenannten Kampfes zwischen einer Seeschlange und einem Pottwal (s. Abb. 4). Zur Ergänzung und Richtigstellung dieses Aufsatzes entnehme ich aus dem Werke des niederländischen Zoologen die Wiedergabe einer Verhandlung, die sich vor dem Gerichtshofe von Liverpool abspielte:

„Wir, die Unterzeichneten, Kapitän, Offiziere und Mannschaft der Bark ‚Pauline' aus Liverpool, erklären feierlich und getreulich, daß wir am 8. Juli 1875 in 5° 13' südl. Breite und in 35° westl. Länge (von Greenwich) drei große Pottwale beobachteten; einem von ihnen war ein Etwas zweimal um den Körper gewickelt, das eine ungeheure Schlange zu sein schien. Kopf und Schwanz schienen außerhalb der Windungen noch etwa 30 Fuß lang zu sein; der Umfang der Schlange war etwa 8—9 Fuß. Die Schlange umwirbelte ihr Opfer etwa 15 Minuten lang und zog dann den Walfisch, mit dem Kopfe voran, in die Tiefe."

George Drevar, Schiffsführer; Horatio Thompson, Obersteuermann; John Henderson Landells, Untersteuermann; Owen Baker, Matrose, William Lewarn, Steward.

„Wiederum wurde am 13. Juli eine ähnliche Schlange in etwa 400 Fuß Entfernung gesehen, die sich längs der Wasseroberfläche fortbewegte, wobei Kopf und Nacken mehrere Fuß aus dem Wasser herausstanden. Dies wurde nur von den beiden Unterzeichneten gesehen:"

George Drevar, Schiffsführer; Owen Baker.

„Einige Augenblicke später sahen die hier Unterzeichneten die Schlange sich einige sechzig Fuß senkrecht in die Luft erheben."

Horatio Thomson, W. Lewarn, O. Baker.

Die Beobachter wurden nach englischem Brauch nicht vereidigt, sondern gaben ihre Erklärung an Eidesstatt ab. So geschehen vor dem Richter T. S. Raffles zu Liverpool am 10. Januar 1877.

Dr. Oudemans, unser niederländischer Zoologe, ist der Ansicht, daß es sich hier um keinen Kampf gehandelt hat, bei dem die Schlange den Walfisch mit sich gerissen habe, sondern daß vielmehr der kampflustige, wilde und bösartige Pottwal die viel harmlosere große Seeschlange mit seinem Maule gefaßt haben wird. Dann hat sich die Schlange vor Schmerz, und um sich zu befreien, um den Wal gewunden. In dem ersten, hier nicht wiedergegebenen Berichte sagt der Kapitän Drevar, daß die Schlange das Maul fortwährend offen gehalten habe; dies gilt Oudemans als ein Zeichen des Schmerzes. Wäre sie der Angreifer gewesen, so würde sie gewiß wiederholt auf den Wal eingebissen haben, statt das offene Maul in die Luft zu strecken.

Einen trefflichen Bericht verdanke ich der Güte eines Augenzeugen, des Kapitäns Weiß, der folgendes schreibt (Abb. 5):

„Als der Stettiner Lloyd-Dampfer ‚Kätie', dessen Führer ich war, auf seiner Reise von New-York nach New-Castle ungefähr um 9 Uhr abends am 31. Mai 1882 bei so heller Beleuchtung, wie sie zu dieser Jahreszeit in höheren Breiten stattfindet, sich W. N. W. 8 M. Distanz vom Feuerturm von Butt of Lewis (Hebriden) befand, segelte bei ziemlich flauer Brise ein Fischerboot von Steuerbord nach Backbord so vor dem Dampfer vorüber, daß, als es in Lee war, die Stimmen der beiden Insassen wahrgenommen werden konnten. Sie begleiteten ihre uns unverständlichen Worte mit Gesten, als ob sie auf etwas vor uns zeigten.

Nach Verlauf von ungefähr 10 Minuten wurde ich vom wachthabenden Offizier auf dunkle Körper, die aus dem wenig bewegten Meere hervorragten und an Steuerbord voraus ungefähr 2 M. entfernt waren, aufmerksam gemacht. Sie erschienen zuerst wie eine Reihe von Klippen; da ich aber in Ansicht und Peilungen des Landes den Ort des Schiffes genau kannte und wußte, daß Untiefen hier nicht waren, so mutmaßte ich, daß es ein Wrack ohne Masten sei. Wir näherten uns schnell; da ich annahm, daß Balken oder Wrackstücke in der Nähe umherschwimmen könnten, ließ ich — besorgt für die Schiffsschraube — etwas nach Backbord abhalten.

Inzwischen hatten sich fast die ganze Mannschaft und die Passagiere auf dem Deck versammelt und betrachteten, ebenso wie ich selbst, mit großer Spannung eine Erscheinung, von der sich noch nicht feststellen ließ, was sie bedeutete, trotzdem wir auch mit guten Fernrohren danach sahen. Länger als 10 Minuten war der Gegenstand in Sicht gewesen, bis er uns am nächsten, also querab und ungefähr 0,3 M. entfernt war. Ohne Unterlaß sah ich durch mein Glas, da auf einmal erhob sich in Form eines lateinischen Segels, ziemlich in der Mitte des Körpers, eine Flosse. Diese nach meiner Schätzung ungefähr 10 Fuß hohe Flosse bewegte sich einige Male, das Kopfende des nun erkannten Tieres ver-

ſchwand nach und nach, der Schwanz kam dagegen etwas weiter als vorher aus dem Waſſer und ſchließlich entzag ſich das Tier unſeren Blicken.

Wahrſcheinlich hatte dieſer Rieſenfiſch geſchlafen und war durch das Geräuſch der Schraube geweckt worden.

Nun iſt es allerdings ſchwer, die Dimenſianen eines auf der weiten Fläche des Meeres ſchwimmenden Gegenſtandes genau anzugeben, wenn daneben nicht etwas Bekanntes als ein Maßſtab varhanden iſt, aber die falgenden Angaben habe ich als das Ergebnis der Schätzungen aller derjenigen an Bard, denen ich ein Urteil zutrauen durfte, gleich gewiſſenhaft niedergeſchrieben, hierbei haffend, daß meine Angaben van der Wahrheit nicht zu weit abweichen, ſallte das Tier ſpäter einmal beſſer und genauer betrachtet und beſchrieben werden.

Bei der Beabachtung während der letzten Minuten vor ſeinem Unterſinken war nach Schätzung der ſichtbare Teil des Fiſches, deſſen Längsaxe ziemlich parallel mit unſerem Kiel war, wenigſtens 150 Fuß lang. Meine eigene Schätzung des ſichtbaren Körpers war eigentlich 180 Fuß. In ſeiner Verlängerung nach varn, vielleicht 20 Fuß weit, bewegte ſich das Waſſer aber in der Weiſe, als ob nicht weit unter der Oberfläche nach ein Teil des Körpers aber der Kapf ſich erſtrecke.

Van varn anfangend erhaben ſich Buckel, van denen die erſten Waſſer zwiſchen ſich ließen, die falgenden aber auf dem dunkeln zuſammenhängenden Körper deutlich ſichtbar ſtanden. In der Mitte erhab ſich der Hauptkörper am meiſten (ungefähr 2 Fuß) über das Waſſer; die 3—4 Fuß hohen und 6—7 Fuß van einander ſtehenden Buckel waren auch hier am höchſten und nahmen in Höhe und Abſtänden nach vorn wie nach hinten zu, nach und nach ab. Nahe vor dem Schwanze ragte nichts, die abere Hälfte des Schwanzes 8—10 Fuß aus dem Waſſer.

Alle van uns geſehenen Teile hatten eine dunkle, ſchwärzliche Farbe, nur die aufgeſchlagene Rückenfloſſe und der Schwanz erſchienen etwas heller.

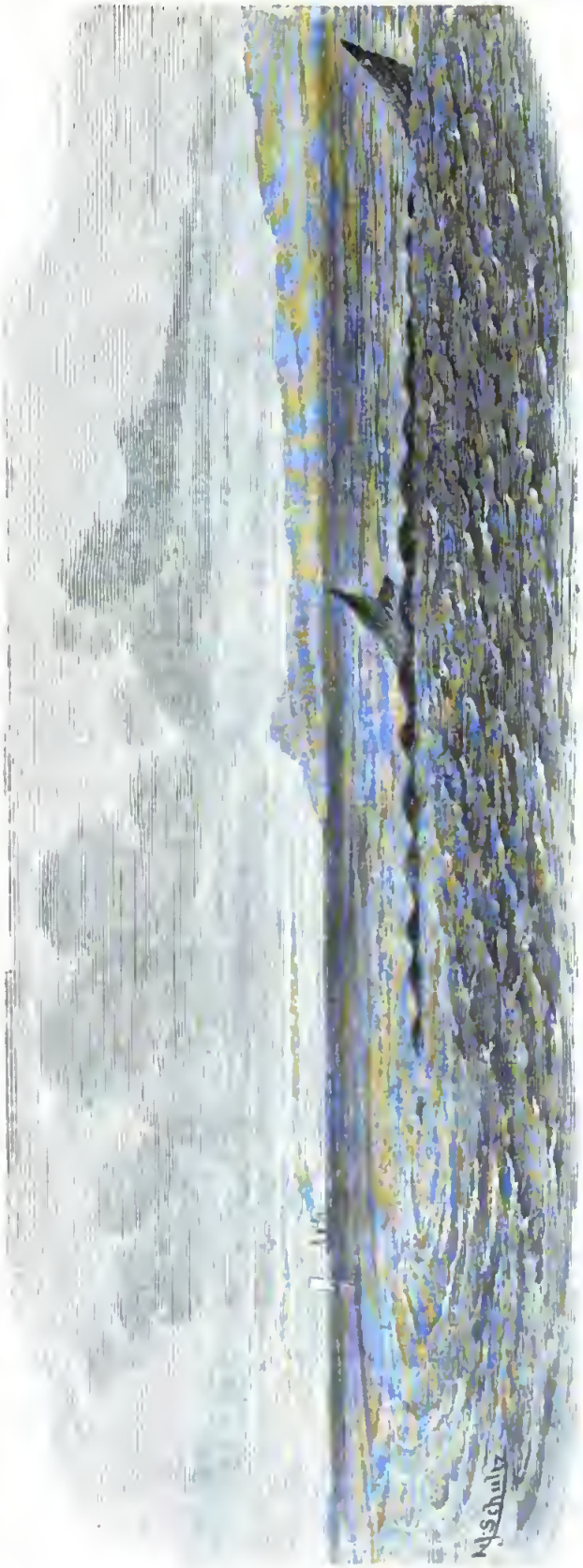


Abb. 5. „Kätie"-Seeſchlange. Geſehen am 31. Mai 1892.

Mehr und genauere Wahrnehmungen habe ich leider nicht machen können. —

Nach meiner Ankunft im Hafen von New-Castle las ich einen Bericht in einer dortigen Zeitung, der Mitteilungen einiger Fischer von Butt of Lewis enthielt, die einige Tage früher als ich ein ähnliches oder vielleicht dasselbe Tier gesehen hatten.

Die Fischer waren mit ihrem Boote ganz in dessen Nähe gewesen und hatten mit einem Gewehr danach geschossen; das Tier verfolgte sie, die Leute waren entsetzt und so schnell als möglich geflohen; wollten dann aber noch den Kopf und die großen Augen gesehen haben.

Oudemans ist der Ansicht, daß diese von Kapitän Weiß gesehene „Seeschlange" Kopf und Schwanz unter Wasser hatte, daß sie ferner sich ab und zu auf die Seite drehte, wobei ihre Flossen sichtbar wurden. Die Größe hält er für zu hoch geschätzt. Auch schließt Oudemans aus den Größenangaben, daß der von Kapitän Weiß mit „Kopfende" bezeichnete Teil wahrscheinlich der Schwanz des Tieres war.

Zunächst will ich nun meine Beobachtung anführen. In meinem eigenen Tagebuch, das sich durch lakonische Kürze auszeichnet, da ich nicht die Gewohnheit hatte, bei jeder Reise um die Erde dicke Bücher voll zu schreiben, finde ich auf der Rückkehr von meiner zweiten Erdumsegelung unter dem 26. Juli 1883 die nüchterne Bemerkung:

„Seeschlange gesehen (schwarzer, lanzettförmiger Kopf, Doppelschwanz, schwarz und weiß, letzterer etwa 20 Fuß zu sehen, ganze Länge etwa 50—70 Fuß)."

Daneben habe ich mit Bleistift Kopf, Rücken und Schwanz des Ungetüms gezeichnet.

Die vom Kommandanten und vom Navigationsoffizier damals aufgezeichneten Bemerkungen sind ausführlicher:

In der Sammlung der Schiffstagebücher der Seewarte findet man unter Nr. 417 das meteorologische Journal Sr. Maj. Corvette „Elisabeth" für die Zeit vom 3. April bis zum 29. September 1883. Die letzte Spalte enthält für den 26. Juli, an dem nachmittags 4 Uhr die Reede von Libreville (Gabun) verlassen wurde, folgende Bemerkungen:

$4^h\ 40^m$ pm Segel gesetzt.

$6^h\ 20^m$ pm Maschine gestoppt, Feuer aufgebänkt.

5^h einen Schwarm größerer und kleinerer Wale bemerkt und bei denselben ein Tier, welches in Form und Bewegung einer großen Schlange ähnlich sah; dasselbe hatte eine weißliche Farbe und erhob das Vorderteil oftmals 10—18 Fuß über das Wasser, während der übrige Teil des Körpers in mehrfachen Windungen das Wasser aufwühlte.

gez. Hbg. (Chiffre des Navigationsoffiziers, des Kapitänleutnants Herbing.)

Und ferner:

„Ich kann konstatieren, daß ich einige Zeit nach der vorstehend beschriebenen Beobachtung um 6^h pm auf etwa zwei Seemeilen Entfernung ein Seetier in Schlangenform sich vielleicht 20 Fuß (mindestens) aus dem Wasser habe emporheben sehen, von weißlicher Farbe und mehr flach wie rund. Der Zufall wollte, daß ich das Fernglas gerade darauf gerichtet hatte. Nachdem der Körper wieder verschwunden, zeigte sich auf dem Wasser ein Schaumstreifen, wie das Kielwasser eines großen Schiffes. Vielleicht fünf Minuten später sah ich in der derselben Richtung, aber etwas weiter entfernt, ein garbenförmiges Aufsprudeln des Wassers, ähnlich der Erscheinung, wie sie das Sprengen einer kleinen Mine auf der Wasseroberfläche verursacht und das durchaus verschieden von der Wasserstaubwolke, wie sie von den Luftausstößen des Walfisches herrührt."

Der Kommandant.

gez. H. (Chiffre des Kommandanten, Kapitän zur See Hollmann.)

Hierzu bemerke ich, daß ich für die Richtigkeit der Abschrift aus dem angeführten dienstlichen Journale einstehe und daß auch meine eigene Beschreibung des Tieres, die ich jetzt anfüge, nach bestem Wissen und so genau, wie ich mich des Vorfalls noch erinnern kann, gegeben ist. Zuvor will ich noch hinzufügen, daß mir damals, als ich die Beobachtung machte, weder von Pontoppidan, noch von Egede, noch von der Daedalus-Schlange oder von irgend einer andern bestimmten Seeschlangenbeobachtung etwas bekannt war. Wie alle andern hielt ich die nur ab und zu in einzelnen Zeitungsberichten auftauchende Seeschlange für eine große Ente.

Das erste Insichtkommen des Tieres muß etwa $5^3/_4$ Uhr stattgefunden haben,

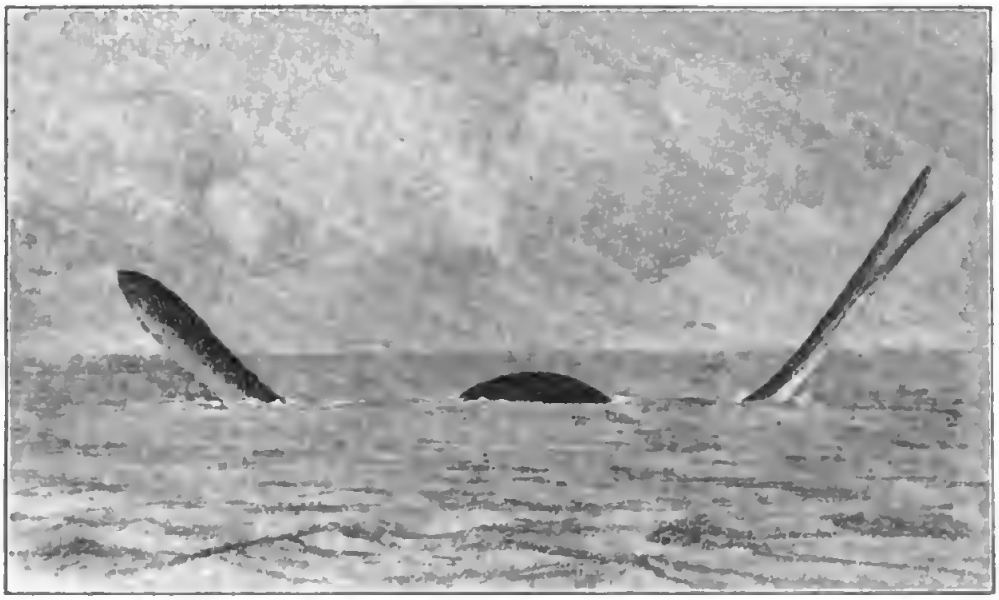


Abb. 6. Die an Bord S. M. S. Elisabeth vom Verfasser am 26. Juli 1883 gesehene „Seeschlange."

denn in der Messe hatte das Essen pünktlich 10 Minuten nach $5^1/_2$ Uhr begonnen. Ich hatte die Wache, bemerkte das Tier zuerst und ließ die außergewöhnliche Erscheinung sofort dem Kommandanten durch einen Seekadetten melden. Wir segelten ziemlich vor dem Wind bei schwacher Brise, als sich achteraus in etwa $^1/_2$ Seemeile Abstand verschiedene Wale zeigten, die sich in einer Herde tummelten und spielten, so wie ein jeder Seemann es Hunderte von Malen schon gesehen hat. Kurz darauf zeigte sich auch unsere Seeschlange, die vielleicht von den Walen in die Enge getrieben war und von ihnen umringt wurde. Ihre Längsrichtung war beinahe senkrecht zu unserer Kurslinie, soviel wir es schätzen konnten. Ich selbst hatte Gelegenheit, das Tier mindestens 20 Minuten lang zu beobachten, wobei allerdings unser Abstand von ihm fortwährend zunahm und schließlich etwa zwei Seemeilen (= $3^1/_2$ Kilometer) betrug. Wären wir nur unter Dampf gewesen, so hätte der Kommandant jedenfalls angeordnet, auf das Tier zuzuhalten. Da wir aber vor dem Winde segelten und das Tier zu luvwärts von uns war, so hätten wir, um an seinen Ort zu gelangen, an den Wind gehen und kreuzen müssen, wozu wir bei der schwachen Brise sehr viel Zeit gebraucht hätten. Es war nicht anzunehmen, daß das Tier so lange auf uns gewartet hätte.

Während unserer Beobachtung bewegte es sich nur langsam von der Stelle. Seine Formen und die Bewegungen, die über Wasser sichtbar wurden, sind mir noch in ganz fester Erinnerung. Der Kopf, dessen Profil ich lanzettförmig nannte, wobei ich an das Blatt einer Schwertlilie oder einer ähnlichen Pflanze dachte, blieb bei jedem Auftauchen auf unserer linken Seite; mit andern Worten: das Tier kreuzte unser Kielwasser von rechts her kommend und nach links hin gehend. Bei dem etwas weniger hoch als der Schwanz sich aus dem Wasser hebenden Kopf und bei dem Hals (also etwa 15 Fuß) verhielt sich die Länge zur Dicke etwa wie 4:1. Die Bewegung des Halses mit dem Kopfe erfolgte genau so, wie wenn man den Unterarm flach auf den Tisch legt, ihn dann durch Drehung des Ellbogengelenkes etwa 45—50° hoch hebt und plötzlich wieder fallen läßt, ohne das Handgelenk zu bewegen. Die ab und zu sichtbar werdenden Rückenteile waren gekrümmt; der größte Teil des Rückens befand sich stets unter Wasser, meist war nur eine, manchmal zwei und auch drei Krümmungen über Wasser zu sehen. Der Schwanz machte fast dieselbe hochklappende und fallende Bewegung wie der Kopf; durch seine

viel geringere Breite und Gabelung war er deutlich vom Kopfe verschieden. Die obere Schwanzhälfte war zweiteilig und bewegte sich etwa so, wie wenn man den steifgehaltenen Mittel- und Zeigefinger einer Hand auseinander- und zusammenklappt. (Siehe Abbildung 6.) Dabei hatte dieser gegabelte Schwanz nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit irgend einer Fischflosse, da er sehr schmal war und allmählich dünner wurde. Die Innenflächen der Gabelung schienen weiß zu sein. Bei der ganzen Erscheinung klappte meist der Kopf und der Schwanz gleichzeitig hoch und blieb nur kurze Zeit zu sehen; das Aufklappen wiederholte sich sehr häufig und in den Zwischenpausen war vom ganzen Tiere nichts zu sehen. Gerade der Umstand, daß auch nach längeren Zwischenpausen immer wieder genau dieselbe Erscheinung, links der Kopf, dann ein oder mehrere Rückenteile und rechts der gabelförmige Schwanz erschienen, bestärkten alle, die es sahen, in der Überzeugung, daß es nur ein schlangenartiges Tier sein konnte. Leider war die Entfernung zu groß, um Einzelheiten, wie Augen und dergleichen, erkennen zu können. Der Unterschied in den Färbungsangaben, die der Kommandant und ich aufschrieben, kann daher gekommen sein, daß ersterer häufig mit einem Fernglas beobachtete, oder auch, daß er vielleicht mehr nach der Bauchseite, ich mehr nach der Rückenseite die Färbung gegen den Hintergrund schätzte. Farben auf See auf große Entfernungen richtig zu schätzen ist ebenso schwer, wie Größenverhältnisse richtig anzugeben, wenn man den Abstand nicht kennt und keinen Vergleichsmaßstab besitzt.

Ich lasse nun zunächst den Bericht folgen, der mir die erste Anregung zu der vorliegenden Arbeit gab.

Der in Lagos, Westafrika, erscheinende Weekly Record vom 17. September 1892 bringt die Meldung von einem Seeungeheuer, das am 28. August vom Bord des Dampfers Angola aus an der afrikanischen Küste zwischen Lagos und Bay-Beech gesehen worden ist. Die in Form einer Zuschrift gehaltene Meldung lautet folgendermaßen:

„Ein auffälliges See-Getier ist von dem afrikanischen Royal-Mail-Dampfer ‚Angola' aus am Sonntag, den 28 August, nachmittags, beobachtet worden. Während wir längs der Küste dampften, kam etwa eine Seemeile von der Küste eine lange, sich bewegende Masse in Sicht, die sich durch die Augengläser als eine ungeheuere Schlange ausnahm. Das Tier bewegte sich in der dem Schiffe entgegengesetzten Richtung durch das Wasser und zwar in der Weise eines Wurms, der erst den vorderen Teil seines Leibes ausstreckt und dann den hinteren Teil nachzieht. Wir schätzten die Länge des Tieres auf nicht weniger als 200 Fuß. Wir beobachteten die Erscheinung in ihrer ganzen Länge mehrere Fuß über der Wasseroberfläche, wobei sie, während aller Augen von dem Dampfer aus darauf gerichtet waren, sich zum Teil aus dem Wasser erhob, so daß wir sehen konnten, wie sie mit enormen grünen Augen unser Schiff anstarrte. Von Flossen und dergleichen war nichts zu sehen; die Vorwärtsbewegung betrug etwa 5—6 Knoten. Wir hatten das Tier während mehr als 10 Minuten in Sicht. Wenn auch die Erzählungen von Seeschlangen im allgemeinen in das Reich der Fabel verwiesen werden, namentlich wenn das gesehene See-Getier nur für einen Augenblick in Sicht gewesen, oder zu weit von dem Schiffe entfernt war und bei unsicherem Licht gesehen wurde, so liegt die Sache in diesem Falle doch anders. Das Tier wurde bei hellstem Tageslicht von mehreren Offizieren des Schiffes und während mehr als 10 Minuten gesehen. Die See war vollständig ruhig, ohne jeden See-

Abb. 7. Plesiosaurus (dolichodeirus), restauriert.

Verfolgung. Nach dem G

Gemälde von F. von Ende.

gang und war das Ungetüm nahe genug, um mit dem bloßen Auge gesehen zu werden."

Unterzeichnet: W. H. E. Knapp,
Arzt des Dampfers ‚Angola.'

Bestätigt durch: H. M. Goudie, Kapitän; J. T. Soft, Steuermann; J. W. Bell, zweiter Steuermann; D. Henderson, erster Maschinist; Wm. Dodd, Lawther und Frank Jones, Passagiere.

Noch ehe ich das Werk Oudemans kannte, bin ich als Laie bereits zu dem Schlusse gekommen, daß die verschiedenen ausgetüftelten Erklärungen der Seeschlange, wie reihenweise schwimmende Delphine, Riesenseetang, große Haifische oder Höckerpottwale für die meisten Beobachtungen nicht ausreichen können. Die Nötigung scheint eben doch vorzuliegen, daß man das Dasein eines der wunderbarsten Lebewesen, das allerdings noch nicht ordnungsgemäß in die Zoologie eingeführt ist, zugesteht.

Der schon mehrfach erwähnte Niederländer, Herr A. C. Oudemans, Jzn., ist Doktor der Zoologie und Botanik, Mitglied der zoologischen Gesellschaft der Niederlande und Direktor der Königlichen zoologischen und botanischen Gesellschaft (zoologische Gärten) im Haag; ein Gelehrter in solch einer hervorragenden Stellung in unserem stammverwandten Nachbarstaate wird gewiß bei den deutschen Fachleuten schon längst rühmlich bekannt sein. Sein Werk, das absichtlich in englischer Sprache, um den Zoologen und Seeleuten aller Nationen verständlich zu sein, abgefaßt wurde, ist betitelt: The Great Sea-Serpent. An historical and critical treatise. Es ist im Oktober 1892 in Leiden bei E. J. Brill (Oude Rijn 33a) erschienen. Das vorzüglich ausgestattete Buch umfaßt XV und 592 Seiten groß Oktav mit 82 Abbildungen, denen die hier beigegebenen entnommen sind, dank der Freundlichkeit der Verlagshandlung. Der Verfasser behandelt darin 187 Berichte von wirklichen Beobachtungen der Seeschlange und führt außerdem eine Menge von Berichten an, die er für unabsichtliche oder für absichtliche Täuschungen hält.

Welchen Fleiß der Verfasser für seine Monographie aufgewendet hat, zeigt schon der Litteraturnachweis, der auf 10 Seiten im ganzen 333 Stellen aus Fachwerken und Zeitschriften gewissenhaft anführt.

Das rätselhafte Seetier ist fast in allen Meeren beobachtet worden, und zwar natürlich dort am meisten, wo der Schiffsverkehr am größten ist. Von den Küsten sind besonders die Ostküste von Nordamerika (mit

Abb. 8. Basilosaurus (restauriert). Skelett eines Basilosaurus.

65 Beobachtungen), die norwegische Nordwestküste (mit 46) und die schottische (mit 15) von ihm bevorzugt worden.

In ausführlicher Weise bespricht und widerlegt dann Oudemans die etwa 20 Erklärungen, die von verschiedenen Gelehrten versucht worden sind. Die hauptsächlichsten dieser Annahmen sind: die sogenannte Seeschlange sei eine Reihe von Delphinen, oder ein Meeraal, ein großer Thunfisch, ein großer Hai, eine wirkliche Schlange (scoliophis atlanticus oder hydrophis pelamidoides), ein großer Wal, ein See-Elefant, ein Manati, eine große Schildkröte, ein Schwarm fliegender Fische. Einige glauben auch, daß die Schlange nur ein Spuk sei und auf die Fabel der Edda von der großen, die Welt umspannenden Schlange Jormungandr zurückgeführt werden müsse. Vielleicht gab, umgekehrt, die seltene Seeschlange Anlaß zur Entstehung der Sage?! Andere halten das Tier für einen Überrest aus der Saurierzeit, und zwar für einen Ichthyosaurus, oder einen Plesiosaurus (siehe Abbildung 7), oder schließlich für einen Basilosaurus (siehe Abbildung 8) (auch Zeuglodon genannt). So hält z. B. der berühmte Professor Agassiz die Existenz von Tieren des Enaliosaurus-Typus für möglich.

Wie Oudemans anführt, machte schon der englische Zoologe Gosse darauf aufmerksam, daß gar kein Grund vorliege, das Dasein eines solchen Geschöpfes zu bezweifeln, nur deshalb, weil man bis jetzt noch keine Überreste von ihm aufgefunden hat.

Der Herausgeber der Zeitschrift „Zoologist," Dr. Newman, sagt:

„Mein Glauben an das Dasein einer Seeschlange in einer so aufgeklärten Zeit, wie das XIX. Jahrhundert ist, führte natürlich dazu, daß ich mit Spott überhäuft wurde. Überhäuft, aber nicht überwunden wurde ich; denn kurz darauf wagte ich eine noch kühnere Behauptung, und zwar die, das Tier sei mit einer ausgestorbenen Tierart verwandt. Ich stellte fest, daß die Enaliosauri, wenn sie noch lebten, denselben Anblick geben müßten."

Oudemans zeigt ferner, wie seine Beweisführung große Ähnlichkeit mit jener hat, die das Vorhanden-Gewesensein des Vogels Dodo (Mauritius) nachwies. Mit der Seeschlange ist es wie mit den verschiedenen überlieferten Berichten und Abbildungen des Dodo. In allen diesen finden sich gleiche Eigenschaften, ein Beweis, daß die Berichterstatter und Zeichner nicht aus ihrer Einbildungskraft, sondern nach thatsächlich Vorhandenem, und zwar nach Tieren ein und derselben Art, den Stoff zu ihren Berichten schöpften.

Um unsere Seeschlangen etwas genauer kennen zu lernen, gibt Oudemans einen Bericht aus der Zeitschrift „Zoologist" von 1849, Seite 2356:

„Der Kapitän Honorable George Hope stellt fest, daß er an Bord des englischen Kriegsschiffes ‚Fly' im Golf von Kalifornien bei ganz ruhiger und durchsichtiger See auf dem Grunde ein großes Seetier sah. Dieses hatte ungefähr das Aussehen eines Alligators, nur war der Hals viel länger und statt der Beine hatte das Tier vier große fächerförmige Flossen (Flappers), einigermaßen ähnlich denen der Schildkröten; das vordere Paar war größer als das hintere. Das Tier war ganz deutlich zu sehen, ebenso konnten alle seine Bewegungen bequem beobachtet werden; es schien seine Beute auf dem Meeresgrunde zu verfolgen, seine Bewegungen waren fast schlangenartig, auch waren ringförmige Streifen am Körper zu sehen."

Dr. Newman nennt diese Aussage des Kapitäns Hope „in jeder Hinsicht die interessanteste naturgeschichtliche Thatsache dieses Jahrhunderts." Oudemans erinnert dabei daran, daß schon Pontoppidan von einer sehr jungen, nur 18 Fuß langen Seeschlange erzählt, die von norwegischen Fischern im Netze auf den Strand geholt wurde und leider wieder entfloh, weil die entsetzten Fischer Reißaus nahmen. Es war „ein Wurm mit vier Tatzen am Bauch," den der gelehrte Bischof selbst mit einem Krokodil verglich!

Das beste Bild des Ungetüms gibt nach meiner Ansicht eine von Oudemans aus dem „Standard" vom 22. September 1891 angeführte Beobachtung, die an Bord des Dampfers „Rotomahana" in der Nähe von Neuseeland gemacht wurde. Von den beiden Augenzeugen, dem wachthabenden Offizier Alexander Lindsay Kerr und dem biedern alten Quartermaster Peter Nelson, gibt namentlich der letztere ein so anschauliches Bild der Erscheinung, daß wir seinen Bericht nicht übergehen dürfen. Er sagt:

„Es war etwa ½7 Uhr früh, vorigen Sonnabend, am 1. August (1891); der Morgen war schön klar, die Sonne schien blendend hell. Dabei war das Wetter rauh und die See schwer. Ich war um 6 Uhr vom Ruder gekommen und stand an der Leeseite auf dem Ausguck, als sich plötzlich ein Dings etwa 30 Fuß hoch aus dem Wasser erhob. Es ging wieder unter. Dabei ging es nicht vorwärts, wie ein hüpfender Fisch, sondern es schien sich gerade ins Wasser zurück-

zusenken, als wenn es sich zusammenzöge. In gleicher Weise kam es wohl viermal wieder hoch und ging wieder unter. Als ich es zuerst sah, war es etwa eine Seemeile (1,85 km) in Lee von uns; als ich es zuletzt sah, war es nur etwa 90 m vom Schiff ab. Etwa 2 Minuten brauchte es, um diese Strecke zu durchlaufen. Es sah wie ein ungeheurer Meeraal oder wie eine Schlange aus, hatte aber zwei große Flossen. Diese waren etwa 10 Fuß lang und saßen etwa 20 Fuß vom Kopfe ab. Die Spitzen der Flossen berührten noch eben das Wasser. Da, wo die Flossen am Körper saßen, schien dieser sich auszubauchen. Als es sich zum erstenmale hochhob, sah ich die Flossen noch nicht, aber nachher sah ich sie jedesmal. Der Bauch und die Flossen waren rein weiß. Ich sah auch den Rücken. Er hatte die Farbe eines Aales. Kopf und Hals sahen wie die eines Aales aus. Es hatte gar keine Ähnlichkeit mit einem Walfische. Hätte es nur ein bischen einem Walfische gleich gesehen, so würde ich gar keine Notiz davon genommen haben, weil es eine ganz gewöhnliche Sache ist, Walfische auf See zu sehen. Es war nicht weiter als 90 m ab, als ich es zuletzt sah. Das Dings glänzte in der Sonne. Ich konnte seine Augen nicht sehen. Hätte die Sonne nicht geschienen oder wäre es Nacht gewesen, so hätte ich die Augen sehen können. Jedesmal, wenn es unterging, gab es ein besonderes Aufspritzen, das auch ganz deutlich zu hören war. Weil es noch so früh war und die See unruhig, waren außer der Wache, die Deck reinigte, keine Leute am Deck. Der erste Offizier war auf der Brücke. Ich sprach ihm darüber. Er sagte, er hätte es gesehen. Ich habe früher oft von Seeschlangen gehört, doch nie eine gesehen; auch traf ich nie jemand, der selbst eine sah, aber ich habe Leute gesprochen, denen andere von ihren Beobachtungen dieser Geschöpfe erzählt hatten. Ich habe immer über die Seeschlangengeschichte gelacht, habe sie aber nie bestritten. Sagt, was Ihr wollt, seit meinem Erlebnis an jenem Sonnabend Morgen habe ich die bestimmte Meinung, daß das ein Fisch oder sonst ein Geschöpf war, das kaum je beobachtet worden ist. Ich sah früher nie etwas Ähnliches, trotzdem ich 25 Jahre zur See fahre und eine große Menge Merkwürdigkeiten erlebt habe." Auf Befragen sagte Nelson noch: „Ich gehöre nicht gerade zu der schreckhaften Sorte, aber ich glaube, ich wäre doch erschrocken, wenn es noch viel näher gekommen wäre."

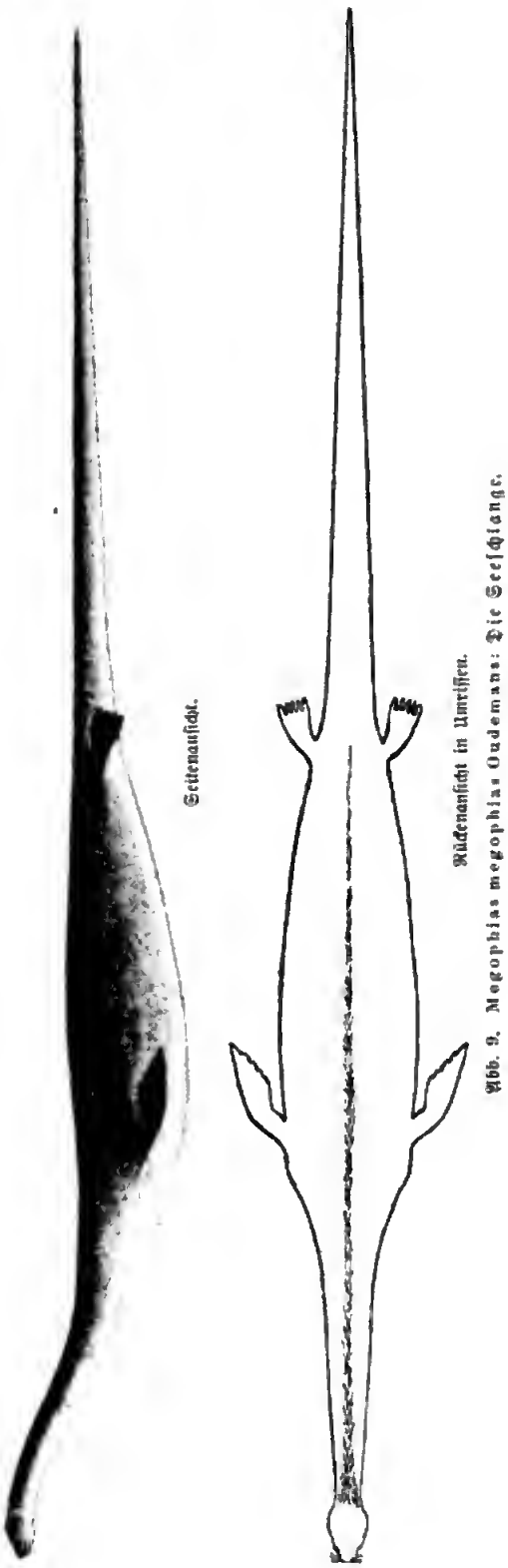


Abb. 9. Megophias megophias Oudemans: Die Seeschlange.

Aus der ganzen Schilderung zeigt sich schon ohne weiteres die Echtheit der Beobachtung; überdies aber bestätigt die Aussage des ersten Offiziers, Al. Lindsay Kerr, sie noch in jedem Punkte. Dieser setzt noch hinzu, was er in Napier (Hafenplatz Neuseelands) hörte; nämlich kurz vor der Zeit, als das Tier auftauchte, fand ein Erdstoß statt. Kerr spricht daraufhin die vielleicht ganz zutreffende Vermutung aus, das Tier könne infolge des Erd- oder Seebebens an

die Oberfläche gekommen sein. Als es 30 Fuß aus dem Wasser war, befanden sich nach seiner Schätzung noch etwa $^2/_3$ der ganzen Länge unter Wasser.

Welch' treffliche Bestätigung für den wundersamen Bericht des guten Bischofs Egede! 1734 und 1891! In der That ein seltenes Ungeheuer, dem schwer beizukommen sein wird!

Aus allen Berichten, deren Wahrheit nicht anzuzweifeln ist, setzt schließlich Oudemans das Bild des unbekannten Tieres zusammen. (Siehe Abbildung 9.) Dabei beruhen alle seine Schlußfolgerungen auf Thatsachen, die von den verschiedenen Beobachtern angegeben

Abb. 10. Seelöwe (Rückenansicht). Nach der Natur gezeichnet.

sind. Zunächst stellt er eine Übersicht für die Größenverhältnisse zusammen, wo natürlich in Bezug auf die Gesamtlänge die Beobachtungen sehr abweichen. Deshalb beschränkt er sich darauf, Proportionalgrößen zu geben und überläßt es uns, die uns annehmbar scheinende Maximallänge der Seeschlange selbst zu wählen. Danach ist

die Länge des Halses	gleich	6	Kopflängen,
„ „ „ Rumpfes	„	$7^1/_2$	„
„ „ „ Schwanzes	„	$13^1/_3$	„
„ Gesamtlänge	„	$27^2/_3$	„
„ Kopfbreite	„	$^2/_3$	„
„ Halsbreite	„	$^1/_2$	„
„ Rumpfbreite	„	$2^1/_3$	„

die Länge der Vorderflosse gleich $1^2/_3$ Kopflngn.,
„ „ „ Hinterflosse „ $1^1/_6$ „

Nach einer ausführlichen, streng wissenschaftlichen Abhandlung kommt Oudemans zu dem Schlusse, daß die Seeschlange ein Säugetier sein und zur Gruppe der Pinnipedia gehören muß. Ihre nächsten Verwandten müssen die Seebären und Seelöwen sein, während die Walrosse eine etwas entferntere Sippe bilden. Ferner führt Oudemans den Stammbaum des unbekannten Tieres auf den fossilen Basilosaurus als Ahnherrn zurück. Von Landtieren sind Marder, Wiesel und ähnliche mit unsrer Seeschlange verwandt, wenn auch etwas weitläufig.

Oudemans sagt, daß diese Tiere sich nicht daran gewöhnten, inmitten von Eis und Klippen zu leben; infolgedessen behielten sie den langen Schwanz und die kleinen Hinterflossen. Da ihnen auch ihre Schlauheit und außergewöhnliche Leichtigkeit blieb, so mußte ein langer Hals mit verhältnismäßig kleinem Kopfe ihnen sehr nützlich sein. Infolgedessen überlebten die Individuen mit längeren Hälsen die anderen, nicht so bevorzugten Verwandten, so daß schließlich eine Familie mit sehr langem Halse und mit kleinem Kopfe entstand. Es scheint, als seien die äußeren Ohren verschwunden. Die Tiere kommen nie an Land oder auf Eismassen; sie verließen sogar die kalten Gegenden, weil sie die wärmeren vorzogen. Sie schwimmen gewöhnlich mit vertikalen Windungen. Selten schwimmen sie mit dem

Körper in ausgestreckter Linie, mit Hilfe der Flossen. Die männlichen Tiere haben Mähnen und Schnurrbärte und werden wahrscheinlich bedeutend größer als die Weibchen. Die Bauchfarbe ist hell, die Rückenfarbe dunkel, das Fell ähnelt dem des Seehundes. Die Familie, für die Oudemans den Namen Longicaudata oder langschwänzige Tiere vorschlägt, besteht nur aus einem Genus: Megophias Raf. und hat nur die eine Species: Megophias megophias (Raf.) Oud., die Seeschlange.

Oudemans fordert nun alle Beobachter der Seeschlange auf, womöglich eine Momentphotographie von ihr zu nehmen; nur auf diese Weise könnten die Zoologen überzeugt werden, die alle Berichte und Bleistiftzeichnungen mit Achselzucken aufnehmen. Da die Tiere sehr scheu sind, darf man sich ihnen nicht mit einem Dampfboot nähern. Sofort zu töten sind sie nur mit Sprenggeschossen oder mit Harpunen, die mit Schießwolle geladen sind; da sie wahrscheinlich sofort nach dem Tode sinken, wie die meisten Flossenfüßler, so ist das Harpunieren das beste. Ist eine Seeschlange getötet, so nehme man die genauen Maße aller Körperteile (Länge und Umfang). Man gebe eine besonders genaue Beschreibung des Kopfes, der Vorder- und Hinterflossen und mache sich eine Skizze. Wenn es irgend möglich ist, erhalte man das ganze Gerippe und die ganze Haut; geht dies nicht, so bringe man wenigstens den gereinigten Schädel, die Knochen von je einer Vorder- und einer Hinterflosse, vier oder fünf Rückenwirbel von verschiedenen Stellen des Rückgrates mit nach Hause. Außerdem nehme man die Schädelhaut und einen Hautstreifen von 1 Fuß Breite längs des ganzen Rückens vom Kopf bis zur Schwanzspitze reichend mit.

Soweit ich als Laie mir ein Urteil über die Seeschlangenfrage anmaßen darf, kann ich aus bester Überzeugung das Studium des Oudemans'schen Werkes allen dringend empfehlen, deren Vertrauen auf die herrschende These durch diese Abhandlung einen wahrnehmbaren Stoß erhalten haben sollte. Außerdem rate ich allen Lesern, die mit Geduld bis hierher gefolgt sind, nun in einem zoologischen Garten die Seelöwen aufmerksam zu beobachten. (Siehe Abbildung 10.) Vielleicht kommen sie dann mit Shakspeare zu dem Schlusse:

„There are more things in heaven and earth Horatio,
Than are dreamt of in our philosophy."

(Nach Schlegel und Tiecks Übersetzung:
Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.)

Die Versteigerung der Sammlung Spitzer.

(Abdruck verboten.)

Wer an einem diesjährigen Frühlingstage in Paris um die Mittagsstunde die Avenue des Champs Elysées entlang ging und die vorüberrollenden Equipagen und Droschken musterte, konnte bemerken, wie zahlreiche Insassen in die Lektüre eines kleinen Buches in weißem Umschlag vertieft waren. Das Büchlein war der „kleine" Auktionskatalog der Sammlung Spitzer und die eifrig Lesenden waren Museumsdirektoren, Sammler, Kunst- und Antiquitätenhändler, die aus aller Herren Ländern zusammengekommen waren, um auf der „größten Auktion des Jahrhunderts" einiges zu erbeuten für ihr Museum, ihre Sammlung oder — fürs Geschäft. Das Spitzersche Haus in der Rue Villejust unweit des Bois de Boulogne war das Ziel der Kauflustigen. Mehrere Stunden vor Beginn der Versteigerung erschienen sie bereits im Auktionssaale und unterwarfen, mit besagtem Katalog versehen, die an dem Tage unter den Hammer kommenden Gegenstände einer genauen Prüfung. Denn in den Bedingungen stand: „Wenn einmal der Zuschlag erteilt ist, wird kein Einspruch mehr berücksichtigt."

„La plus grande vente du siècle," so posaunt die Einleitung des „großen," drei Folianten starken Katalogs. Aber diesmal war's nicht bloße französische Ruhmredigkeit. Eine Privatsammlung wie die Spitzersche hat es schwerlich jemals gegeben, und ihre Versteigerung war in der That ein Ereignis, das wohl alle, welche die Sache anging, in gelinde Aufregung versetzen konnte.

Etwa zwanzig Jahre hatte Friedrich Spitzer gebraucht, um diese unvergleichliche Sammlung zu schaffen. Als kleiner Antiquitätenhändler war er 1852 von Wien nach Paris gekommen, aber schon wenige Jahre später hatte er den Kunsthandel im großen Stil treiben können. Er besaß den für seinen Beruf unentbehrlichen Spür-

sinn und verstand es, auf seinen Reisen in Schlössern und Klöstern manches wertvolle alte Kunstwerk aufzustöbern. Da er zudem nicht nur ein gewandter Geschäftsmann, sondern unleugbar auch erfahrener Kunstkenner war, so mehrten sich seine Glücksgüter in immer steigendem Maße. Nach einer Reihe von Jahren konnte er anfangen, die besten Stücke, die ihm in die Hände kamen, für sich zu behalten, und wiederum einige Jahre später konnte er sich der angenehmeren und vornehmeren Beschäftigung eines Kunstliebhabers ganz hingeben.

Dem Gebiet seines Sammelns setzte er von vornherein bestimmte Grenzen. Gemälde und Kupferstiche waren ganz ausgeschlossen, und auch größere plastische Werke wurden nur gelegentlich aufgenommen. Sein Sinn richtete sich vielmehr auf dasjenige, was wir als Kunstgewerbe und Kleinkunst zu bezeichnen pflegen und was im Pariser Kunsthandel unter dem Ausdruck „objets d'art" zusammengefaßt wird. Ferner beschränkte er sich auf die Perioden des Mittelalters nnd der Renaissance. Die Kunst des XVIII. Jahrhunderts konnte man ebensowenig bei ihm studieren wie die Antike; — erst in den letzten Jahren fing er an, griechische Terrakotten und römische Bronzen zu kaufen. Es fehlte ihm nicht an historischem Sinn, aber so sehr er auch auf Bildung geschichtlicher Serien bedacht war, am stärksten bewegte ihn doch der Ehrgeiz, von allem, was der Kunstmarkt brachte, das Allerbeste, das Allerschönste für sich zu gewinnen. So kam es, daß weitaus die meisten der 4000 Nummern seiner Sammlung Kunstwerke ersten Ranges waren, und daß Mittelmäßiges darunter überhaupt nicht zu finden war.

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß alle Privatsammlungen über kurz oder lang an einer und derselben Klippe zu Grunde gehen, daran nämlich, daß sie „zinsfressende Kapitalien" sind. Nur selten überdauert eine Privatsammlung ihren Begründer. Der Tag kommt, da der Auktionator seinen Hammer schwingt über alles, was mühsam zusammengebracht nnd lange mit Liebe gehütet ist. Spitzer wußte, daß dies Schicksal auch seiner Sammlung drohe. Die einzige Rettung schien ein rechtzeitiger Verkauf des Ganzen an ein staattiches Museum zu sein. Selbstverständlich kam der französische Staat hierfür in erster Linie in Frage. Es gelang auch, Gambetta für den Plan zu gewinnen, — Bonnafé schildert in der Zeitschrift „l'Art" mit lebhaften Farben das Diner im Spitzerschen Hause, bei welchem die Sache eingefädelt wurde. Anfänglich verlangte Spitzer die runde Summe von zwanzig Millionen Francs, ging jedoch nach und nach auf zwölf Millionen herab. Aber mit Gambettas Sturz fiel der schöne Plan in sich zusammen. Auch für Berlin wären die Schätze zu haben gewesen, — aber die vielen Millionen! Es blieb nichts übrig, man mußte sich mit dem Gedanken an eine Versteigerung vertraut machen. Doch bestimmte Spitzer, der die Hoffnung auf einen Gesamtverkauf nicht ganz aufgeben mochte, daß die Sammlung nach seinem Tode drei Jahre unberührt in den Räumen seines Hauses verbleiben sollte; fände sich in dieser Zeit kein Käufer für das Ganze, dann erst sollte die Versteigerung erfolgen.

Spitzer starb im April 1890. Die Erben haben seinen letzten Willen respektiert und die gesetzte Frist innegehalten. Mit dem 17. April dieses Jahres begannen die Tage der Versteigerung, sie dauerten fort bis zum 16. Juni, mit einer Unterbrechung vom 29. April bis zum 7. Mai. Böse Zungen wollen behaupten, daß diese Pause aus Angst vor der Maifeier der Anarchisten eingelegt worden sei.

Drei Hauptgruppen der Sammlung eröffneten den Reigen: die Elfenbeinarbeiten, die Werke der kirchlichen Gotdschmiedekunst und die Emailarbeiten aus Limoges.

Kein Zweig der Kleinkünste spiegelt die Wandlungen der monnmentalen Plastik so treu wieder wie die Schnitzereien in Elfenbein. Dieser Kunstübung hatte Spitzer denn auch seine besondere Vorliebe zugewandt. Der ganze Zeitraum vom VI. bis zum XVII. Jahrhundert war vertreten, die mittelalterliche Epoche am besten. Da fanden sich byzantinische Kästchen, wie man sie zum Versand von Reliquien nach dem Abendlande verwendete, aus romanischer und gotischer Zeit reliefverzierte Triptychen, die einst der häuslichen Andacht gewidmet gewesen, Deckel für Evangelienbücher, Griffe von Bischofsstäben und eine Reihe teilweise farbig bemalter Madonnenstatuetten. Auch die seltneren Gegenstände weltlichen Gebrauchs waren in ansehnlicher Zahl vorhanden: runde Spiegelkapseln mit Scenen des ritterlichen Minnedienstes, starkzahnige Kämme, Jagdhörner u. a. Am meisten bewundert und begehrt war aber das elfenbeinerne Rückenstück eines Sattels, eine spanische Arbeit des XIII. oder XIV. Jahrhunderts, welche in hohem Relief und vorzüglichster Ausführnng zwei geharnischte Ritter zu Pferde darstellt, die mit eingelegter Turnierlanze aufeinander lossprengen, innerhalb einer Umrahmung von verschlungenem Rankenwerk mit den mannigfaltigsten Tier- und Menschenfiguren. Die Museumsverwaltung des Louvre erstand das schöne Stück für 85000 Francs.

In den Schränken mit den Arbeiten der „orfèvrerie religieuse" war die wirkungsvolle und dauerhafte Technik des Grubenemaits, die am Niederrhein und in Südfrankreich während des XII. und XIII. Jahrhunderts blühte, durch zahlreiche und erlesene Beispiele vertreten: sarkophagähnliche Reliquienkästchen, kleine Tragaltäre für den Gebrauch auf der Reise, Prozessionskreuze, Buchdeckel und jene als Hostienbehälter dienenden Tauben, die während der Messe aus der Höhe herabgelassen wurden. Noch größer war die Zahl der getriebenen und gegossenen silbervergoldeten Geräte: lebensgroße Reliquienbüsten, Monstranzen in gotischer Tabernakelform, Kelche, Kußtäfelchen u. a. m.

Eine beträchtliche Summe ergab die Versteigerung der 171 Nummern Maleremail von Limoges. Unter 1000 Francs war kaum etwas zu haben; die großen Triptychen der namhaften Künstler aus der Familie Pénicaud stiegen auf 12—18000, ein großes Gemälde mit der Geschichte des Aneas von Léonard Limosin kostete

sagar 65 000 Francs. Die Perle dieser Gruppe war jedoch eine kleine in Grisaillemalerei ausgeführte Platte mit der Anbetung der Könige nach einem Stich des Lucas van Leyden. Sie war unausgesetzt van Bewunderern umdrängt. Um den Preis van 51 000 Francs wurde sie für das Louvre erworben. Lehrreich für das Steigen der Preise auf dem Gebiet des Kunsthandels ist, daß eine zweite Platte derselben Art 1882 auf der Auktian der englischen Sammlung Hamiltan für 30 000 Francs verkauft wurde.

Nach der neuntägigen Pause war es eine andere Gruppe speziell französischen Kunstgewerbes, welche die Kauflust der var dem Podium des Auktianatars versammelten Menge aufs neue anfachte: die Thangeräte Bernhard Palissys. Diese Schüsseln und Kannen mit ihren farbigen, glasierten Reliefs werden in Frankreich mit einer Varliebe gesammelt, die gegenüber der wenig anziehenden Farbenwahl uns schwer verständlich ist. Am schwersten befreundet man sich mit jenen Schüsseln, welche mit naturalistisch garnierten Zweigen, Muscheln und allerlei Getier: Eidechsen, Fröschen, Schlangen und Krebsen belegt sind.

Welcher Abstand gegen die wunderbaren Erzeugnisse der italienischen Majalikamaler des XV. und XVI. Jahrhunderts! Nicht weniger als zweihundert Stück derselben füllten die Schauschränke der Sammlung. Wir greifen nur einzelne Unterabteilungen heraus. Man fand da die Schüsseln der Frühzeit, welche in der Verzierung nach maurischen Einfluß zeigen, die metallisch glänzenden Arbeiten aus Pesara und Deruta, die Caffagiala-Teller mit ihren Grattesken auf tiefblauem Grund und var allem die erkarenen Lieblinge des Publikums, die mit farbenprächtigen über das ganze Gefäß sich hinziehenden figürlichen Scenen bemalten Schüsseln der urbinatischen Meister — für sich eine Gemäldegalerie im Kleinen.

Gering an Zahl, aber Werke allerhöchster Schönheit, waren die flandrischen und italienischen Bildteppiche. Die „Anbetung der Könige," eine „Verkündigung," eine „Geburt Christi" und var allem die „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" sind Werke, die es mit den besten Gemälden gleichzeitiger niederländischer Meister aufnehmen können, und die noch durch ihre glanzlasen, gedämpften Farbtöne einen eigenen Reiz besitzen. Die Preise waren dem hahen Kunstwert entsprechend, sie bewegten sich zwischen 20 und 70 000 Francs.

In dem Speisesaal des Spitzerschen Hauses, dessen Wände die genannten Bildteppiche zierten, befanden sich auch die reichgeschnitzten französischen Renaissancemöbel. Sie haben freilich im Lauf der Jahrhunderte vam Wurmfraß stark gelitten, aber dieser Nachteil wird reichlich aufgewagen durch das tiefe nachgedunkelte Braun des Nußhalzes, das man mit einer schönen Bronzepatina vergleichen möchte.

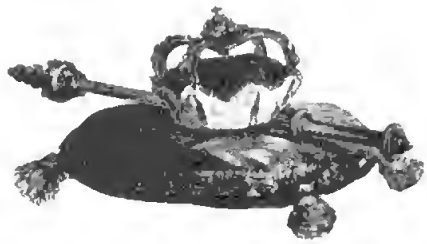
Auch statuarische Halzschnitzwerke, meist aus deutschen und französischen Kirchen stammende Figuren van Heiligen, waren in großer Zahl varhanden. Ein varzügliches Schnitzwerk, das viele Beschauer stutzig machte, war die bemalte Statuette eines etwa sechsjährigen Kindes in halber Lebensgröße, das, in der reichen spanischen Tracht des XVII. Jahrhunderts, einen gekräuften Radkragen um den Hals, schlafend in einem Lehnstuhl dasaß. Man kamte vermuten, die Parträtstatuette eines Königskindes var sich zu sehen — bis man die van der rechten Hand gehaltene Weltkugel gewahr wurde und einsah, daß der Künstler das Jesuskind in dieser ungewöhnlichen Auffassung dargestellt hatte.

Nach zahlreiche Gruppen standen auf dem Pragramm der zweiten Auktians-Campagne. Bon plastischen Arbeiten nach die anmutvallen Thanreliefs der Della Rabbia, die seinen, zum Teil als Galdschmiedemadelle gearbeiteten Buchsbaumschnitzereien, die farbigen Wachsbildnisse und die überreiche Gruppe der Schmucksachen aus Gald, edlen Steinen und Email. Anderweitige wichtige und zahlreich vertretene Gruppen waren die geritzten und gepunzten Lederarbeiten, die gewebten Staffe, Stickereien, Miniaturmalereien, die bemalten Glassenster, die venetianischen und altdeutschen Gläser, die aus den Werkstätten Augsburgs und Nürnbergs hervargegangenen mathematischen Instrumente, ferner Standuhren und Taschenuhren und — nicht zu vergessen! — die graßartige Waffensammlung, die allein 600 Nummern zählt. Sie befindet sich nach an ihrem alten Platz in dem größten, mit farbigen Glassenstern und mächtigen Brüsseler Wandteppichen ausgestatteten Saal des Hauses. Diese Abteilung blieb van der Versteigerung ausgeschlassen; man hafft nach, sie als Ganzes zu verkaufen.

Alles übrige ist aber jetzt in alle Winde verstreut. Einiges ist nach Deutschland und Österreich gekammen, kaum die Hälfte mag in Frankreich geblieben sein, sehr vieles hat den Weg über den Kanal und den Ocean antreten müssen. Das Wenigste — aber das Beste — haben sich die Museen gesichert, auch Privatsammler haben manches gute Stück erabert, aber das Meiste wurde eine Beute der Händler. Van den hahen Preisen, die gezahlt wurden, haben wir einige Praben gegeben; erst zuletzt gingen sie — begreiflicherweise! — etwas herunter.

Das Gesamtergebnis betrug 9 107 000 Francs, eine Summe, die freilich hinter der letzten Farderung Spitzers zurückbleibt, gleichwahl aber die höchste ist, welche der Verkauf einer Kunstsammlung je eingebracht hat.

F. D.



Kurhut und Scepter von Brandenburg.

Die bildenden Künste unter den Hohenzollern in der Zeit des Großen Kurfürsten.*)

Von

Paul Seidel.

(Abdruck verboten.)

Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große trat eine schlimme Erbschaft an, als er am 1. Dezember des Jahres 1640 den Thron seiner Väter bestieg. Seine Vorgänger hatten im letzten Jahrhundert nicht gerade zum Besten gewirtschaftet, und zudem hatte der dreißigjährige Krieg seit 22 Jahren die ohnehin nicht reiche Mark in jeder Beziehung ausgesogen, und die ersten Spuren feinerer Kultur, die hier hatten Boden gewinnen können, waren in den bösen Kriegszeiten den Bewohnern wieder verloren gegangen. Gegen Zuchtlosigkeit, Verkommenheit und Mittellosigkeit galt es einen harten Kampf zu bestehen, aber der Große Kurfürst hat durch das siegreiche Durchgreifen seiner Persönlichkeit nicht nur seiner Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt, sondern auch allen folgenden Zeiten. Seine Regierung ist das Fundament, auf dem Brandenburgs und Preußens Größe aufgebaut ist. Ein wichtiger Faktor für den siegreichen Ausgang dieses Kampfes für seines Hauses und Landes Wohlfahrt beruht darin, daß Friedrich Wilhelm infolge seiner Erziehung von vornherein wußte, was er wollte. Die langen, in den Niederlanden verlebten Jugend- und Studienjahre hatten ihn einen tiefen Einblick darin thun lassen, welche Eigenschaften und welche Verhältnisse dieses kleine Volk der Holländer damals an die Spitze der Kulturbewegung für das ganze nördliche Europa gebracht hatte. Diese Jugendeindrücke und der bleibende dauernde Verkehr mit Holland, der durch seine Hochzeit mit Luise Henriette von Oranien nur noch fester gefügt wurde, bildeten nicht nur für seine politischen und volkswirtschaftlichen Pläne, sondern auch für seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen den Maßstab für seine Bestrebungen; aus ihnen erwuchs das Ideal, nach dem er sein Leben bildete. Dieser Einfluß Hollands machte sich in ganz besonderem Maße in dem Kunstleben geltend, das unter der Regierung des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin sich in Berlin zu entwickeln begann. Während seiner Studienjahre in Holland und namentlich an den Höfen seiner Tante, der Exkönigin Elisabeth von Böhmen, und der Oranier hatte der junge Prinz mitten in dem frisch erblühenden Kunstleben Hollands gestanden und war mit einzelnen Künstlern

*) Vgl. den Artikel: Die bildenden Künste unter den Hohenzollern vor dem Großen Kurfürsten im Novemberheft 1891.

Abb. 1. Adriaen Hannemann: Bildnis des Großen Kurfürsten aus dem Jahre 1659.

in persönliche Berührung getreten. Architekten, Bildhauer, Maler, Fayencebäcker u. a. kamen in großer Zahl nach Berlin, namentlich seitdem sie im Jahre 1646, infolge der Vermählung des Kurfürsten, in seiner Gemahlin eine eifrige Beschützerin fanden. Die vielfachen Reisen des Kurfürstenpaares nach Holland gaben ferner manche Gelegenheit, mit den dort angesessenen Künstlern in Verbindung zu treten, ihnen direkte Aufträge zu geben oder alle möglichen Kunstwerke von den Kunsthändlern zu erwerben.

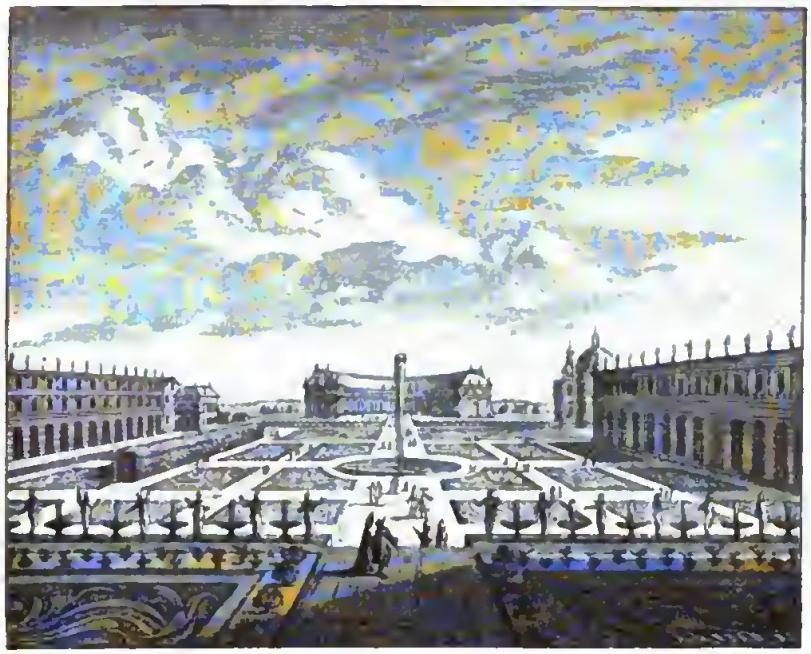


Abb. 2. Der Luſtgarten in Berlin vom Schloß aus geſehen.
Aus: Berner, Geſchichte des preußiſchen Staates (Verlagsanſtalt Bruckmann, München).

Wir ſehen daher, daß es faſt ausſchließlich Holländer ſind, die am kurfürſtlichen Hofe eine Rolle ſpielen und daß die Künſtler anderer Nationen nur wenig zahlreich vertreten ſind. Damit ſtand der Berliner Hof im Gegenſatz zu den meiſten andern deutſchen Fürſtenhöfen, wo die von ihrem mächtigen Centrum, dem Hofe Ludwigs XIV. in Paris ausſtrahlende franzöſiſche Kunſt die dominierende Stellung errang.

Als es ſich darum handelte, das verfallene Berliner Schloß wieder in Stand zu ſetzen, um es für die Verlegung der Reſidenz von Cleve nach Berlin wohnlich zu machen, wurde 1650 Johann Gregor Memhardt aus Holland berufen, da in Berlin kein fähiger Baumeiſter aufzutreiben war. Er war am Ausbau des Berliner Schloſſes beſchäftigt, baute ein Luſthaus im Luſtgarten, deſſen Anlage ebenfalls nach ſeinen Plänen gemacht wurde, arbeitete an der Befeſtigung Berlins und errichtete eine Reihe von Privathäuſern. Für die Kurfürſtin baute er das Schloß Oranienburg und ſetzte nach dem Tode Philipp de Chiezes, eines Italieners, den Umbau des Potsdamer Stadtſchloſſes fort. Memhardt, der im Jahre 1678 zu Berlin ſtarb, war alles weniger als ein großer Künſtler, aber ein tüchtiger Techniker mit ſoliden, aber nüchternen Anſchauungen. Das war aber gerade das, was jener verkommenen Zeit zunächſt Not that, für einen Schlüter wäre damals noch kein Boden in Berlin geweſen. Von ähnlicher Art war der 1653 nach Berlin berufene Holländer Michel Matthias Smids, urſprünglich ein Schiffsbaumeiſter, mehr Ingenieur als Architekt. Er iſt der Erbauer des Marſtalls in der Breiten Straße, der ſpäter mit dem daneben ſtehenden Ribbeckſchen Hauſe vereinigt wurde. Der urſprünglich, 1678, zum Hofmaler berufene Rütger van Langerfeld zeichnete ſich als Mathematiker und Baumeiſter aus; im Jahre 1681 erbaute er für den Kurprinzen das Schloß Köpenick. Der bedeutendſte Baumeiſter dieſer Zeit von Berlin iſt jedenfalls Johann Arnold Nering, deſſen Bauten am Berliner Schloſſe, der Kapelle von Köpenick, und mancher Privatpaläſte gediegenen vornehmen Sinn atmen; der wichtigſte Teil ſeiner Arbeiten fällt aber ſchon in die Zeit des Nachfolgers des Großen Kurfürſten, wo er ſich als einen würdigen Vorgänger Schlüters beweiſt.

Eine ganz im holländiſchen Charakter gemachte Anlage, von der leider keine Spur erhalten iſt, war der Luſtgarten am Schloß

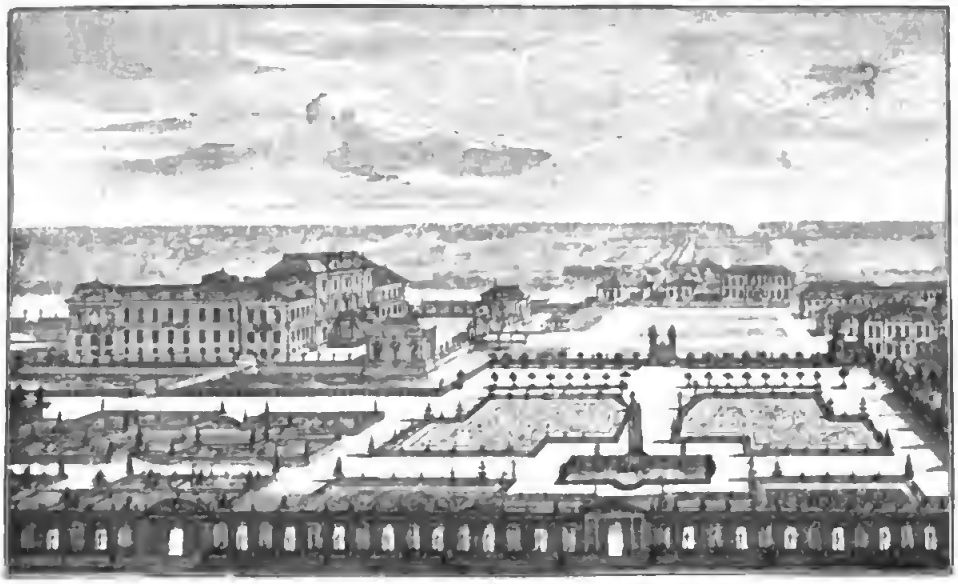


Abb. 3. Schloß und Lustgarten von Oranienburg.
Aus: Berner, Geschichte des preußischen Staates (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

in Berlin (s. Abb. 2). Die Gartenanlagen der früheren Kurfürsten waren ohne große Bedeutung und während des dreißigjährigen Krieges wohl völlig zu Grunde gegangen. Der Große Kurfürst mit seiner ersten Gemahlin aber widmeten der Anlage von Lustgärten am Berliner Schlosse, in Oranienburg und Potsdam ein liebevolles, eingehendes Interesse, und durch die uns erhaltenen Berichte des mit der Oberleitung betrauten Oberpräsidenten von Arnim sind wir über das allmähliche Fortschreiten der Arbeiten genau orientiert. Der Garten umfaßte den noch heute Lustgarten genannten Platz mit dem ganzen Terrain der Museen, war also auf einer Seite vom Schloß und auf den anderen Seiten vom Wasser begrenzt. Durch diesen Wasserreichtum war die Anlage nach holländischem Muster wesentlich erleichtert. Der obere Teil am Schloß war der Blumengarten, durch Statuen und Springbrunnen belebt. Den Hauptplatz nahm die von dem Holländer Franz Dusart verfertigte Marmorstatue des Großen Kurfürsten ein, die seine Gattin ihm im Jahre 1652 errichtet hatte. Nachdem sie seit 1715 im Garten von Charlottenburg gestanden hatte, ist sie jetzt auf Befehl des Kaisers im Portal IV des Berliner Schlosses aufgestellt, um sie vor weiterer Beschädigung durch Luft und Wetter zu bewahren. Leider ist die schöne Inschrift, der Wahlspruch Friedrich Wilhelms: „Herr, thue mir kund den Weg, den ich gehen soll" nicht daran erhalten geblieben. Diese Statue ist dadurch von besonderem Interesse für uns, weil sie das erste öffentliche Denkmal war, das Berlin besessen hat. Von diesem obern Teil des Gartens führten sieben Stufen in den untern Teil, der mit Statuen, Laubengängen, einem Vogelhaus und großen Springbrunnenanlagen reich geschmückt war. Hier befand sich auch an der Stelle, wo bis vor kurzem das Orientalische Seminar stand, das von Memhardt erbaute Lusthaus, in dessen Erdgeschoß eine phantastisch ausgeschmückte Grottenanlage mit Vexierspringbrunnen und Wasserorgeln eingerichtet war. Weiter südlich von diesem Teil des Gartens lagen dann das Orangenhaus, sowie der Medizin- und Küchengarten. Aus ganz Europa ließ der Große Kurfürst Pflanzen und Samen kommen, namentlich aber aus Holland, wo ja auch die von ihm gepflegte Tulpenliebhaberei in hoher Blüte stand. Erwähnt mag noch werden, daß in diesem Garten auch die für die Mark so wichtig gewordene Kartoffel zum erstenmale angepflanzt wurde.

Eine poetische Schilderung des Gartens finden wir in Nikolai Peuckers „wohlklingender lustigen Paucke" in einem „fürstlichen Wiegen-Lied" zu Ehren des 1655 geborenen Kurprinzen Karl Aemil:

„Und Morgen, wils der liebe Gott,
Soltu den Garten sehn,
Den Garten, den dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon die Stadt
Kaum jemals angeschaut.
Du wirst dich wundern um den Mann
Mit einem Gabel-Stiel,
Der Wasser von sich sprützen kan,
So bald der Gärtner wil.
Du siehst den Wunderschönen Klee
Dem Lentz entgegen gehn,
Und Männerchen, weiß als der Schnee,
Nach guter Ordnung stehn.
Du fühlst der Tulpen Atlaß an,
Und zweifelst, ob auch Hirt,
Ein Mahler, so schön mahlen kan,
Als hier gesehen wird.
Du wirst durch köstlichen Geruch
Biß auf das Hertz ergötzt,
Wenn als ein Wolcken-blaues Tuch
Violen stehn gesetzt.
Du hörst das liebliche Geschrey
Der Vögel, wann zumal
Der Amsel Stimme kommt dabey,
Nebst einer Nachtigal.

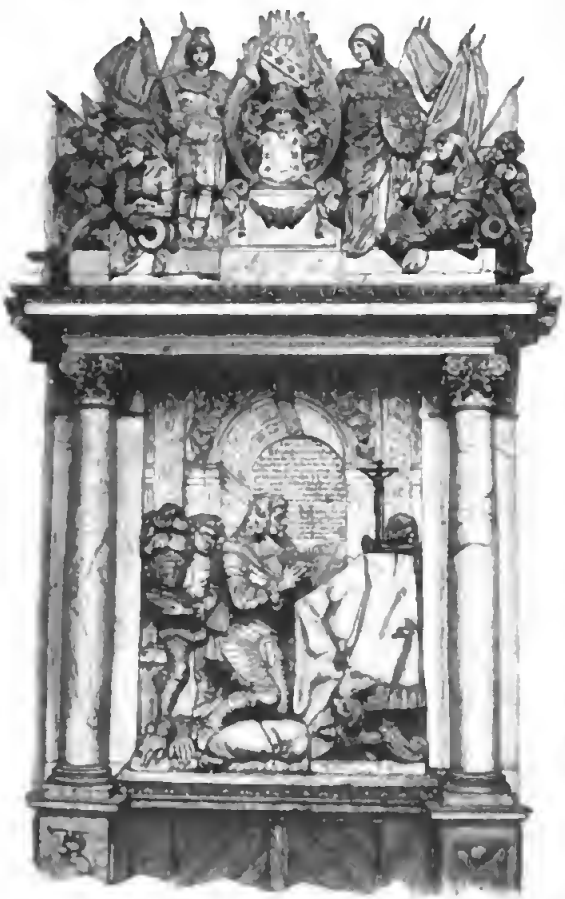


Abb. 4. Grabdenkmal des Grafen Otto Christoph von Sparr.
In der Marienkirche zu Berlin.

Du kömmst ins Pomerantzen Hauß,
Und probest den Geschmack,
Du liesest dir Citronen aus,
Die Welschland kaum vermag." ꝛc.

In ähnlicher Weise waren der Lustgarten in Oranienburg, der sich der besonderen Fürsorge Luise Henriettens erfreute (s. Abb. 3), und der Lustgarten am Potsdamer Schlosse eingerichtet; leider haben sich wenig Nachrichten darüber erhalten, wie diese Gärten im einzelnen gestaltet waren.

Von den Bildhauern, die für den Berliner Hof thätig waren, haben wir schon Franz Dusart, der im Haag lebte, erwähnt. Außer der Statue des Großen Kurfürsten sind noch mehrfache Arbeiten von ihm im königlichen Besitz erhalten, wie die vier Marmorstatuen Oranischer Fürsten im Marmorsaale des Potsdamer Stadtschlosses und noch einzelne Büsten der Oranischen Familie und des Kurfürstenpaares, die in den Potsdamer Gärten aufgestellt sind. Von den aus Blei gegossenen Statuen und Fontänen, mit denen der Bildgießer Jacques Boulleaumé die kurfürstlichen Gärten schmücken mußte, hat sich nichts erhalten, wie sich heute überhaupt nur noch wenige von den zahlreichen Bildwerken nachweisen lassen, die sich im Berliner Lustgarten befanden. König Friedrich Wilhelm I. bezeugte im Jahre 1715 wenig Sinn für die Reize eines solchen Ziergartens, als er den Lustgarten planieren, die Bäume umhauen und alle Statuen fortschaffen ließ, um Raum für einen Exerzierplatz zu gewinnen.

Unter den zahlreichen Namen von holländischen Bildhauern, die sich uns in den Akten erhalten haben, ist nur noch Bartholomäus Eggers erwähnenswert wegen der großen Zahl von Arbeiten, die er für das Berliner Schloß verfertigen mußte. Im weißen Saal haben sich davon noch die Statuen der zwölf Kurfürsten und die vier Statuen von Cäsar, Constantin dem Großen, Karl dem Großen und Rudolf von Habsburg erhalten. Besonders erfreulich sind diese Arbeiten nicht, es ist ein handwerksmäßiger nüchterner Zug, der durch alle diese Bildwerke geht. Das schönste Skulpturwerk dieser Zeit in Berlin ist das Grabmal des Grafen Otto Christoph

von Sparr in der Marienkirche (s. Abb. 4). Leider wissen wir nichts über den Künstler, denn die Zuschreibung an Artus Quellinus erscheint sehr zweifelhaft.

Unter den Metallbildhauern in Berlin erregt der seiner Zeit sehr berühmte Gottfried Leygebe unser besonderes Interesse, weil er einer der wenigen Künstler deutscher Herkunft ist. Leygebe stammte aus Freistadt in Schlesien und hatte seine Lehrzeit als Schwertfeger in Nürnberg zugebracht. Er erwarb sich besonderen Ruhm durch seine in Eisen geschnittenen kunstvollen Arbeiten, die für unsern heutigen Geschmack zu sehr der freien künstlerischen Formgebung ermangeln, damals aber namentlich auch der außerordentlich schwierigen Technik wegen sehr bewundert wurden. Noch in Nürnberg hatte Leygebe für Friedrich Wilhelm eine Reiterstatuette Karls II. aus einem Stück Eisen geschnitten, die mit 600 Thalern bezahlt und dem Kurfürsten von Sachsen verehrt wurde. Heute befindet sich diese Arbeit im Grünen Gewölbe zu Dresden. Im Jahre 1667 trat Leygebe in die Dienste des Großen Kurfürsten in Berlin und wurde im nächsten Jahre zum „Münzeisenschneider" bestellt. Hier hat nun unser Künstler bis zu seinem Tode im Jahre 1683 alle möglichen Metall- und Modellier-Arbeiten verfertigt: in Eisen geschnittene Figuren, gegossene Medaillen und Prägstempel für Münzen, Arbeiten in Wachs und Thon, Formen für Gläser, Siegelstempel und namentlich auch Verzierungen für Geschütze. Seine Arbeiten sind aus der ehemaligen Kunstkammer heute leider in die verschiedenen Berliner Museen zerstreut, sodaß es schwer ist, ein einheitliches Bild seiner Thätigkeit zu gewinnen. In den letzten Jahren seines Lebens verfertigte er in jahrelanger, mühsamer Arbeit noch eine aus einem Eisenblock geschnittene Figur des Großen Kurfürsten zu Pferde, die sich heute im Museum befindet (s. Abb. 5). Friedrich Wilhelm ist dargestellt in einem etwas phantastischen antiken Kostüm, über dem er das Band des Hosenband-Ordens trägt. In der Hand schwingt er eine Lanze, die gegen einen unter dem Pferde liegenden Drachen gerichtet ist. Die Ausführung ist von einer, bei dem schwierigen Material geradezu bewunderungswürdigen Feinheit und Sauberkeit. Leygebe hatte wie die meisten Künstler dieser Zeit in Berlin sehr unter dem Geldmangel des Kurfürsten zu leiden. Beim besten Willen war es diesem vielfach nicht möglich, die gerechtfertigten Forderungen seiner Schützlinge zu befriedigen. Gerade diesem Umstande aber verdanken wir heute teilweise ganz allein nähere Nachrichten über die Thätigkeit mancher Künstler in Berlin, denn er veranlaßte dieselben zu häufigen Eingaben und Bittgesuchen, in denen ihre Thätigkeit weitläufig auseinandergesetzt wird.

Abb. 5. Gottfried Leygebe: Der Große Kurfürst als Bellerophon die Chimäre tötend. In Eisen geschnittene Statuette.

Abb. 6. Gerard van Honthorst: Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des Großen Kurfürsten. Aus: Berner, Geschichte des preußischen Staates (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

So giebt es auch über Leygebe eine ganze Reihe interessanter Akten dieser Art, die uns einen tiefen Einblick in seine Thätigkeit gestatten.

Unter den Malern, mit denen der Große Kurfürst in Verbindung stand, stehen wieder die Holländer in erster Linie. Eine ganze Anzahl sehen wir in Berlin für den Hof thätig, während andere wieder in ihrer Heimat beschäftigt wurden, wozu die vielfachen Reisen des Kurfürstenpaares nach Holland willkommene Gelegenheit und Anregung gaben. Eine große Rolle unter den Aufgaben, die Friedrich Wilhelm den von ihm bevorzugten Künstlern stellte, spielten die Bildnisse seiner selbst und seiner Familie. Nach uns erhaltenen Rechnungen muß der Kurfürst eine große Freude daran gehabt haben, diese Bildnisse nach allen Richtungen hin zu verschenken und daher kommt es auch, daß namentlich sein Konterfei sich überaus häufig in königlichem Besitz vorfindet. Allein die beiden Brüder Gerard und Willem van Honthorst haben ungezählte Mengen dieser Porträts geliefert, namentlich Willem, der von 1647—1664 als kurfürstlicher Hofmaler in Berlin thätig war. Auch andere Bilder der beiden Brüder sind zahlreich in den königlichen Schlössern vorhanden (s. Abb. 6). Noch mehrere andere Holländer waren in Berlin thätig, um namentlich als Porträtmaler die Bedürfnisse des Hofes zu befriedigen. Wir nennen nur Nicolaus Willing, Jacob Vaillant (s. Abb. 7), Bro-

Abb. 7. Jacob Baillant: Dorothea, zweite Gemahlin des Großen Kurfürſten.
Aus: Berner, Geſchichte des preußiſchen Staates (Verlagsanſtalt Bruckmann, München).

derus Matthiſen, Rütger van Langerfeldt, ohne auf ihre Thätigkeit im einzelnen hier näher einzugehen. Von hervorragenderer künſtleriſcher Bedeutung ſind die Namen derjenigen Maler, die in ihrer Heimat für den Großen Kurfürſten thätig waren. Teilweiſe ausgezeichnete Bildniſſe Friedrich Wilhelms und ſeiner Familie ſind uns erhalten von Jan de Baen, Pieter Naſon (ſ. Abb. 8), Govaert Flinck, Adriaen Hannemann (ſ. Abb. 1) und Johannes Mytens. Neben den Bildnismalern ſind es namentlich die Stilllebenmaler, deren Werke im Kurfürſtlichen Schloſſe in Berlin beſonders geſchätzt wurden. Das ſteht in engem Zuſammenhange mit der ſchon beſprochenen Gartenliebhaberei und wir können ſogar genau verfolgen, wie die in Berlin thätigen Maler ihre Motive aus den Kurfürſtlichen Luſtgärten nahmen, beſonders, wenn es ſich darum handelte, abnorme oder beſonders ſeltene Erzeugniſſe der Gärten durch ihren Pinſel zu verewigen. Außer den Bildern dieſer Art von der Hand der in Berlin anſäſſigen Maler wie Willem Frederik van Roye, Ottomar Elliger d. ält., Hendrik de Fromantirou ſind noch zahlreiche Werke hervorragender niederländiſcher Stilllebenmaler in den königlichen Schlöſſern erhalten; wir nennen hier nur die Namen der beiden Weenix, Willem Kalf, Juriaen van Streecks, Otto Marſeus van Schriecks und andere.

Ergötzlich iſt die Art und Weiſe, wie

Abb. 8. Pieter Nason: Der Große Kurfürst mit seiner ersten Gemahlin Luise Henriette. Aus: Berner, Geschichte des preußischen Staates (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

sich Friedrich Wilhelm in den Besitz eines Bildes des vorzüglichen Blumenmalers Pater Seeghers in Antwerpen setzte. Auf den ziemlich deutlich gegebenen Wink, daß die Übersendung eines solchen Bildes den Jesuiten, denen Seeghers angehörte, nur von Nutzen sein würde, wurde ihm ein Blumenstück, das wahrscheinlich mit dem heute im Museum befindlichen schönen Bilde identisch ist, übersandt. Der Kurfürst zeigte sich für das Geschenk dadurch erkenntlich, daß er den Jesuiten aus den Reliquien des Domes, wie sie aus alter Zeit in seiner Schatzkammer aufbewahrt wurden, einige kostbar gefaßte Fingerknochen des heiligen Laurentius und ein Pilgerhalsband übersandte und die Echtheit dieser Reliquien durch ein offizielles Beglaubigungsschreiben bestätigen ließ. Man kann sich denken, daß dieses Geschenk von Seiten eines Ketzers in Antwerpen zuerst mit einigem Mißtrauen aufgenommen wurde.

Wenn es gelingen könnte, durch Aufzählung vieler Künstler, die in Berlin thätig waren, den Wert dieser Epoche für die Kunstgeschichte in höhere Schätzung zu bringen, so ließe sich die genannte Liste bedeutend verlängern, aber alle diese Künstler sind von zu lokaler Bedeutung, um hier einen breitern Raum beanspruchen zu können.

Daß Friedrich Wilhelm auch mit holländischen Kunsthändlern in reger Verbin-

dung stand, haben wir schon erwähnt. Genannt werde besonders der berühmte Kunsthändler Joannes de Renialme und Gerrit Uijlenborch in Amsterdam. Mit dem letzteren entspann sich ein interessanter Prozeß über eine Sendung angeblicher Raphaels, Michel Angelos, Titians u. s. w., die von des Kurfürsten Kunstberater, dem bereits erwähnten Stilllebenmaler Hendrik de Fromantiou, in Berlin für unecht erklärt wurden. Fromantiou mußte die Bilder selber wieder nach Amsterdam bringen und erfocht hier in einer ganzen Reihe von sachverständigen Kommissionen den Sieg seiner Ansicht, sodaß Uijlenborch die Bilder wieder zurücknehmen mußte. Leider sind wir im einzelnen noch sehr wenig darüber unterrichtet, welche Stücke der Königlichen Gemäldesammlung auf die Zeit des Großen Kurfürsten zurückzuführen sind, und welche erst später, unter seinem Sohne, durch die sogenannte Oranische Erbschaft nach Berlin kamen.

Von den in Berlin ansässigen Kupferstechern dieser Zeit ist nicht viel Aufhebens zu machen, ihre Kunst ist nicht wohl denkbar ohne eine allgemeinere Teilnahme des Publikums, und dafür war der Boden der Mark damals noch nicht geeignet. Genannt soll hier wenigstens der Kupferstecher Gottfried Bartsch werden wegen seines Unternehmens, eine Art Galeriewerk der Gemälde des Großen Kurfürsten zu stechen. Diese Blätter verdienen weniger wegen ihres künstlerischen Wertes Beachtung, als weil man durch sie einige Bilder feststellen kann, die Friedrich Wilhelm schon in seinem Besitze gehabt hat. Darunter befindet sich auch van Dycks Bild, auf dem sich die drei bußfertigen Sünder: Maria Magdalena, König David und der verlorene Sohn dem auf dem Schoße seiner Mutter sitzenden Christkinde nahen. Das Bild befindet sich heute im Museum. Von historischem Interesse ist das Blatt von Bartsch, auf dem

Abb. 9. Kupferstich von J. G. Bartsch nach einer Zeichnung von Christof Gercke: Huldigung im Schloßhof zu Königsberg am 18. Oktober 1663.
Aus: Berner, Geschichte des preußischen Staates (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

Denkmünze auf die Vermählung des Großen Kurfürsten mit seiner zweiten Gemahlin Dorothea von Holstein.

die Huldigung der Provinz Preußen vor dem Großen Kurfürsten auf dem Schloßhofe zu Königsberg am 18. Oktober 1663 dargestellt ist (s. Abb. 9). Der Biograph des Großen Kurfürsten, der Italiener Gregorio Leti, erwähnt 1687 in seinem Werke, daß eine ganze Galerie im Schlosse mit Bildern hervorragender italienischer Meister gefüllt sei; unter den andern von ihm aufgeführten Bildern ist das wertvollste das heute im Museum befindliche Bild van Dycks: Die Beweinung Christi, ein hervorragendes Werk des Meisters. Im allgemeinen müssen wir aber leider annehmen, daß es dem Kurfürsten bei seinen Ankäufen an geeigneten und fähigen Beratern gefehlt hat und daß manche heute wertlose Bilder für schweres Geld von ihm erworben sind. Dazu gehört insbesondere auch ein Christuskopf in der Galerie von Sanssouci, der seiner Zeit für ein Bild Raphaels galt und 5000 Scudi wert geschätzt wurde, in Wirklichkeit aber ein sehr manieriertes wertloses niederländisches Bild ist.

Der Große Kurfürst verfolgte aber bei der Förderung von Kunst und Künstlern nicht nur ideale, sondern auch praktische volkswirtschaftliche Zwecke. Das kann man besonders beobachten bei der Förderung der Fayencebäckerei nach holländischem Muster. Friedrich Wilhelm wollte das Geld, das für die beliebten und vielfach nicht nur zum Schmucke der Wohnungen, sondern zum praktischen Gebrauch benutzten Delfter Fayencen bisher nach Holland ging, dem Lande erhalten. Er zog daher Fayencebäcker aus Delft nach Berlin, wo er ihnen alle notwendigen Baulichkeiten errichten ließ und durch Privilegien und andere Förderungen die Industrie zur Blüte brachte. Noch heute lassen sich eine Reihe von Fayencen in den Königlichen Schlössern auf diese Künstler zurückführen. Nach holländischer Sitte sammelte der Große Kurfürst auch mit großer Liebe die kunstreichen Erzeugnisse der ersten Delfter Fabriken, und obwohl im Laufe der Zeit das Meiste zu Grunde gegangen ist von diesem zerbrechlichen Material, so schmückt doch noch manches schöne Stück die königlichen Schlösser. Hand in Hand mit dieser Liebhaberei ging die Vorliebe für chinesisches und japanisches Porzellan, das damals in großen Mengen über Holland in Europa importiert wurde. Da dem praktischen Fürsten der Umweg über die Amsterdamer und Rotterdamer Händler zu teuer erschien, knüpfte er eigene Verbindungen an der Quelle an und bezog fortan seine Porzellane durch seine Agenten, den Major Polemann, später durch den Dr. Bleyer in Batavia. Gleichzeitig wurden ganze Transporte von Naturalien, Waffen, Geräten u. s. w. der asiatischen Völkerschaften nach Berlin gesandt, für die Friedrich Wilhelm sich immer ganz besonders erkenntlich erweist und z. B. einmal dem Major Polemann als Extrabelohnung eine Sendung Rheinwein zukommen läßt. Damit ist vom Großen Kurfürsten der Anfang zum heutigen Ethnographischen Museum gemacht worden. Mit gleichem Eifer wurde auch auf anderen Ge-

bieten für die Kunstkammer gesorgt und durch sie der Grund zu den meisten unserer heutigen Museen gelegt.

Wie die 48 Jahre der Regierung des Großen Kurfürsten auf allen Gebieten Brandenburg-Preußen zum Segen gereicht haben und das Fundament des heutigen Groß-Preußens bilden, so liegen auch in ihr die fruchtbringenden Keime zur Erschließung des deutschen Nordens für Kunst und Kultur. Zwar sind die Kreise dieser Bewegung, die vom Berliner Hofe ausgehen, noch klein und ersterben bald in den breiteren Schichten der Bevölkerung, aber sie sind nicht wieder verloren gegangen. Mit dem engen Anschluß an die Kunst und Kultur des stammverwandten Hollands hat Friedrich Wilhelm seinem Lande eine der größten Segnungen gebracht, die seine an Erfolgen so überreiche Regierung begleitet haben.

Der Sarkophag des Großen Kurfürsten.

Das Großstadtkind.

(Abdruck verboten.)

Du armes Kind, du thust mir leid,
Ich seh' dich traurig an.
Was bringt für dich die Sommerszeit,
Das dich erfreuen kann?

Dich lockt umsonst der junge Tag
Hinaus in Tau und Licht;
Du kennst im Wald den Erdbeerschlag,
Die Brombeerhecke nicht.

Du tauchest nie die Füßchen ein
In silberklaren Bach;
Du jagst nicht auf dem bunten Rain
Den Schmetterlingen nach.

Du siehst es nicht, wie unser Brot
Der Ackersmann gewinnt;
Dir färben nicht die Wänglein rot
Die Sonne und der Wind.

Wenn rote Rosen trägt der Dorn,
Nicht eine pflückest du;
Du gehst nicht durch das hohe Korn
Und hörst den Lerchen zu.

Du siehst das Schilf nicht flüsternd stehn
Bei sanfter Lüfte Hauch;
Du hast gewiß noch nie gesehn
Das Vogelnest im Strauch.

Dir macht nicht seinen Zauber kund
Der Lenz im Sonnenglanz;
Du brichst nicht auf dem Wiesengrund
Maßliebchen dir zum Kranz.

Bejammernswert erscheinst du mir,
Ich säh' dich nur mit Schmerz,
Hätt' Gott nicht doch den Frühling dir
Hineingelegt ins Herz.

J. Trojan.

Viehmarkt in Oberbayern. Nach einer Zeichnung von Rob. Schleich.

„Ferienkolonie.“

(Kinderſpielplatz im Walde bei Poſſenhofen am Starnberger See.)

Von **Georg Scherer-München.**

(Abdruck verboten.)

Spätſommer war's. Da ſchritt zur Mittagszeit
Ich mit dem Freund den Bergeshang hinab,
Den altgewohnten ſanften Lieblingspfad,
Von hohen Buchen mächtig überſchattet.
Er zieht ſich hart am Waldesrande hin,
Durch niederhängende Zweige Ausblick bietend
Auf blühende Wieſen und den blauen See.
Es war ſo ſtill; nur Grillen zirpten leis,
Eintöniger Meiſenfang zog durch den Wald;
Des Spechtes Hämmern ſchlug den Takt dazu.
Geringelte Lichter tanzten auf dem Weg,
Und bunte Falter ſpielten um die Blumen.
Breitäſtig winkte dort die alte Eiche
Uns zur gewohnten Raſt auf morſcher Bank,
Von eingeſchnitt'nen Namen überſät.
Zu unſern Füßen lag der ſchöne See
Mit ſeinem bunten Kranz von ſchmucken Villen.
Doch forſchend ſah den Freund ich an: „Wo iſt
Die Jugend heut?“ ſprach ich, nach rückwärts deutend.
Von dorther nämlich, aus dem Dickicht, ſcholl
Sonſt täglich froher Lärm der Kinderſchar,
Die mit den Eltern aus der Stadt in Villen
Und Dörfern ringsum Sommerfriſche hielt;
Der Wald hier war ihr Spiel- und Tummelplatz.
Wie Silberglöckchen tönten durchs Gebüſch
Die feinen Stimmen, leiſer bald, bald laut,
Jetzt faſt befehlend, hellauf jubelnd nun,
Doch ſtets, ſo ſchien es, in geſchäftiger Eile;
Dazwiſchen klang ein wohlbekannter Name,
Zuweilen auch herzinniger Geſang.

Gern hätten längſt wir ſchon belauſcht der Kinder
Geſchäftig Thun im duftigen Verſteck;
Doch wollten ihre „Kreiſe“ wir nicht ſtören.
Heut war es ſtill, und lächelnd ſprach der Freund:
„Die Ferien ſind zu Ende, und die Schulen
Beginnen morgen wieder; darum kehrt
Die Jugend heute nach der Stadt zurück,
Um in die „höhere Klaſſe“ einzutreten.
Die meiſten hat das Dampfroß ſchon entführt,
Die andern grüßen dort vom Schiff herüber,

Mit Tüchern und mit Fähnchen Abſchied winkend.
Nun laß uns den verborgnen, ſtillgewordnen
Spielplatz der Kinder aufzuſuchen gehn!" —

Durch dichtverwachſ'ne junge Fichten führt
Ein enger Pfad, wie ihn das Wild ſich bahnt,
In einen großen, ſandbeſtreuten Kreis,
Von einer mächtigen Buche überſchattet,
Vor deren Pracht das junge Baumgeſchlecht
Sich ehrerbietig rings zur Seite drückt.

Iſt es ein Zauberkreis, ein Elfenring,
Den nachts im Mondenlicht des Waldes Geiſter
Gezogen und mit Blumen überſtreut?
Und dort, im Weſten, an den Ring ſich ſchließend
Und rückwärts an des Hügels Fuß gelehnt,
Ein kleines Viereck, jede Ecke ſcharf
Von einer ſchlanken Fichte abgegrenzt.
Drei Seiten zierlich eingezäunt, das Ganze
Sorglich gepflegt und ſinnig angebaut.
Die Fichte links trägt eine weiße Tafel
Und drauf die Inſchrift „Ferienkolonie."
Ob Däumlinge und Wichtelmännchen hier
Sich ihre winzige Wohnſtatt aufgeſchlagen? —
Wir ſelber kamen uns wie Rieſen vor,
Die hoch auf ſteiler Felſenwarte ſtehend
Ins Thal herniederblicken auf ein Dörfchen,
Draus eben die Bewohner weggegangen.

Saftgrüne Wieſen hier, aus feinſtem Moos
Und Gräſerſpitzen ſorglich angepflanzt;
Kornfelder auch aus gelbem Riſpengras,
Dazwiſchen wohlgepflegte Weg' und Straßen
Mit feinſtem Sand beſtreut und zierlich rings
Mit weißen Kieſelſteinchen eingefaßt.
Dann weit im Thal verſtreut die netten Häuschen,
„Nürnberger Tand," mit hübſchen Blumengärtchen.
Rechts oben auf dem Hügel ſteht das Kirchlein,
Von Buchenreiſern traulich überſchattet,
Dabei das Gaſthaus mit dem hohen Maibaum
Und Tiſch' und Bänken unter mächt'ger Linde;
Mich dünkt, der Wirt ſteh' in der offnen Thür.

Den Abhang deckt ein Wald, aus Tannenſpitzen
Und grünen Zweigen aufgebaut; ein Schäfchen,
Wohl ein verirrtes, weidet noch darin.

Am Waldesrand trägt eine Bank die Inſchrift:
„Eliſabethenruh" — der hohen Frau
Zu Ehren, die hier oft vorüberſchritt
Und lächelnd wohl den frohen Stimmen lauſchte.

Links gegenüber in der Ecke liegt,
Von Pinien und Cypreſſen überdacht,
Die Siedelei, aus Borkenſtückchen zierlich
Erbaut, in deren Turm ein Glöckchen hängt;
Andächtig kniet der Klausner vor dem Kreuz.
Daneben weiſt ein Täfelchen „Zur Grotte":
Aus einer Höhle unter knorrigen Wurzeln
Durch dichtes Moos dringt tropfenweis ein Quellchen
Und ſchlängelt ſich als lichter Silberfaden,
Von einem Brückchen überwölbt, durchs Thal
Zur alten Mühle hin. Ein Bleiſoldat,
Wie ein vergeſſ'ner Poſten, lehnt am Thor.
„Und gar kein Schulhaus," fragt' ich, „in dem Dörfchen?"
Doch lächelnd ſprach der Freund: „Bedenke nur:
Es iſt ja eine Ferienkolonie."

Wir ſtunden lange ſchweigend in Gedanken.
„Wie ſauber iſt das alles und wie nett,"
Begann der Freund, „als wollten würdig ſie
Die Arbeit frohen Erben hinterlaſſen.
Wie vieler Tage Fleiß und Müh' iſt hier
Verſchwendet, welche Sorgfalt und Geduld!
Nur ſchade, daß ein einziger Regenguß
Die ganze Herrlichkeit vernichten kann!"
Gemach, mein Freund! Bedenk des Dichters Wort:
‚Oft liegt im kindiſchen Spiele hoher Ernſt.' —
Sprich, treiben wir's denn anders hier im Leben?
Wir gründen uns ein trautes Heim, wir bauen
Kapellen, Kirchen, Häuſer und Kaſernen,
Auch Mühlen und Fabriken; wir beſtellen
Die Gärten, Wieſen, Felder und betreiben
Geſchäftig unſer Tagwerk eine Weile,
Und endlich gehn auch ſchweigend wir davon,
Um — in die höhere Schule einzutreten.
Wohl uns, wenn dann ein künftiges Geſchlecht
So wohlgefällig unſer Werk betrachtet,
Wie wir den Spielplatz unſrer Kinder jetzt! —

Richard Voß.

Von

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Es ist nicht ganz leicht, die Stellung zu bezeichnen, die Richard Voß im Geschmack unseres Publikums einnimmt. Im Drama reißt er hin, im Roman fesselt und spannt er; seine hohe dichterische Begabung wird von niemandem geleugnet — und doch! Und doch haftet allen Eindrücken, die Zuschauer und Leser von seiner Muse gewinnen, etwas Fremdes an, das Geist und Gemüt sich nicht assimilieren können. Richard Voß schlägt ein, aber er dringt nicht durch. Das Publikum steht den Ausbrüchen seines

dichterischen Genius wie einer elementaren Naturgewalt gegenüber, deren Macht es sich weder entziehen will noch kann. Aber diese Wirkung ist zum großen Teil eine äußerliche, selten eine nachhaltige. Eine innere Stimme erhebt Widerspruch.

Woran liegt das? Ist Voß etwa kein moderner Dichter, kein moderner Mensch? Gewiß ist er das und er ist es sogar im höchsten Maße. Es sind moderne Konflikte, die von ihm in modernem Geiste behandelt werden. Aber das, was ihm eigentlich die Herzen seiner Zeitgenossen erschließen sollte, ist doch zugleich der tiefste Grund, weshalb er sie nicht zu befriedigen vermag. Er selbst steckt noch zu tief in den Kämpfen des Jahrhunderts, er selbst ringt noch zu sehr mit dessen Irrtümern, um anderen den Weg zum Ziele zu weisen. Er ist zu sehr Mitkämpfer, um genügend Prophet zu sein. Er steht in der Zeit, aber nicht über ihr.

Die hervorragendste und charakteristische Idee unsers Jahrhunderts ist die der Emancipation — der Emancipation von den althergebrachten Begriffen und Anschauungen über politische, soziale und religiöse Fragen. Diese Idee hat keinen begeisterteren Sänger und Verkündiger als Voß. Überall tritt er für sie mit Leidenschaft in die Schranken. Aber indem er sich ihr ganz mit Geist und Herz hingibt, indem er sich ganz in den Dienst der Gegenwart stellt, wird er ungerecht gegen Vergangenheit und Zukunft, wird er Partei, — schwankt unter ihm der Boden des historisch Gewordenen und Berechtigten, der positiven Ideale der Menschheit. Man sollte meinen, daß gerade diese rückhaltlose Hingabe an den Geist seiner Zeit ihm den vollen Erfolg wenigstens bei den Zeitgenossen sichern sollte. Aber es ist dem doch nicht also. Das Menschenherz sucht in all seinem Stürmen und Drängen nach etwas Bleibendem und Positivem. Die Zeit selbst hegt heimliches Mißtrauen gegen ihre eigenen Ideen, heimlichen Zweifel an deren Richtigkeit. Es ist den Zeitgenossen nicht damit gedient, daß ihnen in der Dichtung die letzte Konsequenz, das fertige Ergebnis ihrer eigenen unausgegohrenen Theorien vorgesetzt wird. Diese Theorien bieten keinen genügend festen Grund für das gewaltige, weitausschauende Gebäude des Kunstwerks, für den Ausblick in die Ewigkeit, den wir in jeder großen Dichtung zu suchen gewohnt sind. So kommt es, daß wir von den Voß'schen Werken gleichzeitig angezogen und abgestoßen werden; daß wir bei seinen Dramen ausrufen möchten: „So ist es, und so ist es doch wieder nicht! Das wollen wir, und das wollen wir doch wieder nicht!“

Wenn Voß uns in seinem Drama „Eva“ die Gewissenlosigkeit schildert, mit welcher der Mann weibliche Wesen verführen und zu Grunde richten kann, ohne daß dieses Verbrechen von der heutigen Gesellschaft überhaupt, geschweige denn gebührend, bestraft wird, während sie doch die gefallene Frau mit erbarmungsloser Härte von sich ausschließt, so empfinden wir mit dem Dichter in diesem Zustande eine soziale Ungerechtigkeit, empören wir uns mit ihm gegen einen Frevel, der tausendfach ohne entsprechende Sühne geübt wird. Wenn er aber dann den Mann durch die Frau, den Angeklagten durch den Kläger richten, wenn er den Verführer Düren durch die Verführte Eva ohne Umstände mit der Pistole niederknallen läßt, so erblicken wir darin keine Sühne, sondern einen neuen Frevel, so wenden wir uns schaudernd ab von dem Gedanken, daß der Begriff vom gleichen Rechte des Geschlechtes jemals in dieser Weise verwirklicht werden könnte. — Ein anderes Beispiel:

Pater Modestus in dem gleichnamigen Drama und dem denselben Stoff behandelnden Roman „Die Söhne der Wildnis“ widersetzt sich mit Recht einer Kirche, die zwei sich liebende Herzen nur deshalb trennen will, weil die Eltern der beiden über Religion und Politik verschiedener Meinung sind. Mit Recht entreißt er dem Kloster ein junges Menschenkind, das mit allen Fasern am Leben hängt und keinerlei Beruf zur Nonne in sich fühlt. Wir entrüsten uns ehrlichen Herzens mit dem Dichter gegen den Gedanken, daß Verschiedenheit des Glaubens hinreichen sollte, Menschen für immer von einander zu trennen, die sich von ganzem Herzen zugethan sind; daß die Gewalt, zu lösen und zu binden, zu segnen und zu verdammen, gemißbraucht werden kann, um die ewigen göttlichen Rechte und Gesetze der Natur zu unterdrücken. Wie aber, wenn Voß diesem betrübenden Bilde eine Gesellschaft ganz ohne Kirche und Religion gegenüberstellt; wenn er den Priestern zurufen läßt: „Werft

eure Rosenkränze fort und ergreift statt dessen das ehrliche Handwerkszeug, die schwere Pflugschar; werdet aus Betern Arbeiter, aus Mönchen — Männer, Männer, wie diese Zeit sie braucht, stark und fest gefügt, werdet nützliche Mitglieder der Gesellschaft, getreue Bürger des Staates!" — stimmen wir auch da mit ihm überein? Sollen wirklich von der Erde alle diejenigen verschwinden, deren ausschließlicher Beruf es ist, das Wort Gottes zu predigen, die Glücklichen zu mahnen und die Unglücklichen zu trösten, die Stolzen zu beugen und die Schwachen aufzurichten? Soll wirklich jede sichtbare Verkörperung des Reiches Gottes auf Erden zerstört werden? Soll es, *kann* es überhaupt jemals *keine* Religion mehr geben? Nein, mit Entschiedenheit verweigern wir dem Dichter die Nachfolge auf diesen Irrpfaden, mit Entschiedenheit erheben wir Widerspruch gegen den verwegenen Neuerer, der das kleinere Übel durch ein größeres ersetzen will.

Das sind nur zwei Beispiele; sie lassen sich nicht auf alle, aber auf viele Werke anwenden, auf die Mehrzahl derjenigen, denen die Eigenart Voß' ihr Gepräge aufgedrückt hat.

Die eigentümliche, ihren Eingebungen und Impulsen widerstandslos nachgebende Natur des Dichters läßt sich auch in seinem Lebensgange beobachten. Am 2. Februar 1851 als Sohn eines Landwirtes auf dem Dominium Neugrage im hinterpommerschen „Weizacker" geboren, war er dazu bestimmt, Landwirt zu werden. Sein frühzeitig sich entwickelndes Talent wurde garnicht bemerkt, brachte ihm sogar gelegentlich empfindliche Strafe ein. „Ich hatte," so erzählt er selbst, „in der deutschen Stunde für einen Aufsatz das Thema erhalten: ‚Gedanken und Empfindungen eines 70jährigen Geizhalses'. Mit meinen ahnungslosen neun Jahren hatte ich, so gut es gehen wollte, meinen Aufsatz geschrieben, ihn abgeliefert und erwartete klopfenden Herzens den Urteilsspruch meines gestrengen Herrn Hauslehrers. Wie ward mir, als ich vernahm, daß ich den Aufsatz durchaus — abgeschrieben haben, daß ich durchaus angeben sollte, wo sich das Urbild meines 70jährigen Geizhalses befände. Meinen Versicherungen, ich hätte die Empfindungen des würdigen Greises ganz gewiß nur aus mir selber geschöpft, ward kein Glauben geschenkt, ich wurde ein Lügner gescholten und wegen meiner Verstocktheit im besonderen und meiner moralischen Verderbnis im allgemeinen zu einer harten Strafe verurteilt. In dieser Not fand ich Beruhigung und Trost bei jener vortrefflichen Dame (der Frau Professor Nitsche, deren er als seiner ‚zweiten Mutter' gedenkt), die meinem zürnenden Mentor erklärte, dem Knaben sei Unrecht geschehen, der Geizhals habe sicher kein gedrucktes Urbild, in dem Jungen stecke eben ein Dichter."

Auf einem Gute in Thüringen „studiert" er in der Folge „Landwirt". Dort stolziert er in prächtigen Stulpenstiefeln einher und beaufsichtigt das Düngen eines Ackers oder eine Schar Kartoffeln ausmachender Weiber. Aus dieser idyllischen Beschäftigung wird er erst durch die Kriegsstürme 1870/71 gerissen. Sie sind es auch, die ihn seinen dichterischen Beruf entdecken lassen. Was die sanfte, stille Natur nicht vermochte, das ward durch Kugelblitzen und Kanonendonner bewirkt. Das große Drama der Weltbühne erweckte den Dramatiker der weltbedeutenden Bretter. Doch lassen wir ihn selbst erzählen:

„Niemals werde ich den Sommerabend vergessen, an dem ich, von einem Vorwerke heimkehrend, das ganze Dorf in Aufregung fand. Alle Bewohner standen auf der Gasse, alle riefen mir zu: ‚Wissen Sie es schon? Es wird Krieg! Es wird Krieg mit Frankreich . . .'

Durch die Flur des Gutes ging die Eisenbahn. Den nächsten Tag verbrachte ich am Bahndamm, sah die Züge mit den nach Frankreich gehenden Deutschen, hörte den Klang des einzigen Liedes, der ‚Wacht am Rhein'; bis zum Abend ertrug ich es; dann, am andern Morgen, war ich schon in Berlin und zwei Wochen darauf in Weißenburg, wo eben der erste große Sieg erfochten worden war. An jenem Sommerabende, in dem einzigen thüringischen Dorfe, als sich die kleine Schar unter der blühenden Dorflinde versammelte, der alte Pastor mit thränenerstickter Stimme den Davonziehenden den Segen gab, kam ich mir so armselig vor, so vollkommen unnütz, so gänzlich unwert, zu atmen und zu leben. Neunzehn Jahre war ich damals alt, schwächlich, zart und verweichlicht, so daß man mich für einen Knaben halten konnte. ‚Unser Kleines' nannten mich die Kameraden, verhätschelten

und verwöhnten mich. Elf Monate war ich in Frankreich, als Krankenwärter bald auf diesem, bald auf jenem Schlachtfelde, bald in dem einen, bald in dem andern Lazaret, vom Rhein bis zur Loire. Ich vermag nicht davon zu reden, was ich Großes und Fürchterliches erlebt habe. Des Lebens ganzer Jammer packte mich an und zermalmte mich."

Krank und ermattet kehrt er aus Frankreich zurück, aber er verschmäht es, die prächtigen Stulpenstiefel aufs neue anzuziehen. Er geht auf die Universität, nach Jena. Auch hier bleibt er „ein krankes, trauriges Menschenkind, welches sich mühselig am Stocke ins Kolleg schleppte."

In dieser Stimmung schreibt er sein erstes Buch, „Die Visionen eines deutschen Patrioten". Ist es nicht auch charakteristisch für den eigengearteten, zur Opposition hinneigenden, stets die Schattenseiten zuerst ins Auge fassenden und empfindenden Geist des Dichters, daß er aus der großen nationalen Erhebung, die er selbst mitgemacht, zunächst nur die Hefe zur Geltung brachte, daß er in diesem Buche gegen den nationalen Eigendünkel zu Felde zieht, wo es doch viel näher lag, die mächtige, herrliche Triebkraft echter nationaler Begeisterung dichterisch zu verklären? Das Buch wurde im neuen Deutschen Reiche verboten.

Die Bahn war gebrochen, dem Erstlingswerke folgten mehrere andere auf dem Fuße, darunter die „Scherben, gesammelt vom müden Manne". Diese „Scherben" sind die Vorstellungen und Ergüsse eines Pessimismus, den Voß selbst als nicht durch Lebenserfahrung gereift, sondern als gewissermaßen angeboren bezeichnet. „Nicht immer," so äußert er sich, „muß einem Menschen erst durch die Welt der Weltschmerz ins Herz gestoßen werden; nicht immer wird ihm dieser Schmerz über den Jammer des Daseins, dieser Ekel über die Erbärmlichkeit des Lebens durch die Erfahrung allein gegeben. Wir können den Keim zum Weltschmerz und Menschenhaß ebenso gut wie den Keim zur Schwindsucht im Mutterleib empfangen. Oft erliegen wir jener Krankheit, noch ehe wir einsehen gelernt, das Nichtsein sei besser als Sein, und oft durchrüttelt unser Herz Weltschmerz und Menschenhaß, noch ehe uns unsere Erfahrungen ein Recht gegeben, das Leben als unerträgliche Bürde zu fühlen. Durch die Welt und das Leben werden die Keime zu der traurigen, leider nicht immer tötenden Krankheit des Weltschmerzes auf dieselbe natürliche Weise, wie die Krankheit der Brust, zur Entwickelung gebracht."

Es liegt viel Wahres, viel Trauriges in diesen Ausführungen, die wir mit Bezug auf ihrem Verfasser wohl als Bekenntnis bezeichnen dürfen. Ja, auch Voß' Pessimismus, der düstere, klagende Zug, der durch fast alle seine Dichtungen geht, der grelle, nicht selten verzerrte Abglanz, den die Übel dieser Welt bei ihm finden, müssen auf eine solche innere, angeborene Krankheit zurückgeführt werden. Welt und Leben haben sich unseres Wissens gerade ihm von ihren schöneren und besseren Seiten gezeigt. Als berühmter und unabhängiger Mann darf er alle Wünsche und Bedürfnisse eines Dichtergemütes befriedigen. Im Winter auf der Villa Frascati in der römischen Campagna, im Sommer auf der Villa Bergfrieden in Berchtesgaden weilend, sind ihm alle Schönheiten der Natur erschlossen. Sucht er die Einsamkeit — er findet sie auf seinen Wanderungen durch die herrliche römische Campagna; sehnt er sich nach Gesellschaft — er findet die erwünschteste bei einer heißgeliebten Gattin. Aber ein Gemüt wie das seinige wird niemals ganz zufriedengestellt werden können. Bei aller Teilnahme an dem Ringen und Kämpfen der Zeit lebt in ihm doch ein gewisser weltabgewandter Sinn. Es ist ihm nicht anders bestimmt: seine Seele muß klagend durch die Welt irren, ein Etwas zu suchen, das ihr selber nicht bewußt ist, — vielleicht die Scherben eines wunderbaren, schon bei der Geburt zerbrochenen Gefäßes —: die Harmonie. Und weil er sie nicht in sich trägt, diese Harmonie, so findet er sie auch in der Weltordnung Gottes nicht, so fühlt er sich mit Leib und Seele als ein Kind unserer aufgeregten, nervösen, unzufriedenen, anstürmenden, an allem Bestehenden und Positiven rüttelnden Zeit, so klagt er mit den Klagenden, so irrt er mit den Irrenden. Aber da er den Irrenden, die ihn gern als einen der Ihrigen eine Strecke Weges begleiten, das Ziel weist, wie es seinem Geiste sich malt, da schütteln sie betrübt und befremdet die Köpfe, da wenden sie sich von ihm ab. Sie suchen

gleich ihm die Harmonie, er aber kann sie ihnen nicht geben!

Das ist der wahrhaft tragische Zug in Richard Voß' Leben und Dichten ...

Seine sämtlichen zahlreichen Werke an dieser Stelle zu besprechen, ist aus räumlichen Rücksichten ganz unmöglich. So mag denn eine Reihe der wichtigsten Zeugnis ablegen für — oder wider ihren Verfasser.

Von seinen Dramen sind zwei, „Luigia Sanfelice" und „Die Patrizierin" mit dem Schillerpreise gekrönt worden. Beide Werke sind von hoher dichterischer Schönheit und gehören zu dem Reifsten und künstlerisch Vollendetsten, was Voß hervorgebracht hat. „Luigia Sanfelice" entnimmt seinen Stoff einer erschütternden wahren Begebenheit aus der Neapolitanischen Geschichte der Jahre 1779 bis 1780. Um diese Zeit hatten die Franzosen in Neapel die sogenannte „parthenopäische Republik" errichtet. Während nun ein Teil der Bevölkerung von dem Gedanken, einer freien Republik anzugehören für die neue Ordnung der Dinge eingenommen war, erstrebte ein anderer die Wiederherstellung der Monarchie und Zurückführung des vertriebenen Königs Ferdinands I. Eine weitverzweigte Verschwörung der Lazzaroni sollte das letztere Ziel verwirklichen. Aber das Gelingen des Planes ward vereitelt, vereitelt durch ein liebendes Mädchenherz — Luigia Sanfelice. Vor dem Ausbruche der Empörung wurden sämtliche Häuser, deren Bewohner als Republikaner niedergemacht werden sollten, durch Kreuze bezeichnet. Nur an Diejenigen, deren monarchische Gesinnung unzweifelhaft war, die aber zufällig in einem republikanischen Hause wohnten, wurden Sicherheitskarten verteilt. Eine solche Karte erhielt auch die schöne Luigia von einem Verschwörer, der ihr in heißer Leidenschaft ergeben war. Statt aber die Karte für die eigene Rettung aufzubewahren, übergab sie dieselbe ihrem geliebten Verlobten, dem republikanischen Offizier Ferri. Dieser machte sofort Anzeige, und die Verschwörung wurde noch rechtzeitig unterdrückt. Der Republik war trotzdem keine lange Dauer beschieden. Der vertriebene König kehrte bald darauf siegreich auf seinen Thron zurück, und ein furchtbares Strafgericht wurde über die Abgefallenen, trotz verheißener Amnestie, verhängt. An 30 000 Republikaner wurden hingemordet, — auch Luigias Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. War sie es doch, die eine frühere Wiederherstellung des Königsthrones durch ihre Liebe vereitelt, die den Tod so vieler treuer Monarchisten verschuldet hatte. Eingekerkert und dem Tode geweiht, rettete sie noch ein Leben. Sie bekannte, daß sie sich Mutter fühle. Sieben Monate, bis zur Geburt des Kindes, ließ man sie leben, aber Begnadigung ward ihr trotz vielfacher Befürwortung nicht zuteil. Als sie in dem Liebreiz ihrer Jugend, in der Fülle ihrer Schönheit, auf dem Schaffott stand, da erinnerte sich das Volk, das sie einstmals als seine Retterin gepriesen, dann als Verderberin seiner Männer und Söhne verwünscht hatte, daran, „daß ihre ganze Schuld nur Liebe gewesen."

In diesem letzten Satze liegt Lob und Tadel des Dramas zugleich: die Verherrlichung der wunderbaren, opferfreudigen und todesbereiten Macht der Liebe, aber auch das Walten der vernichtenden Gewalt eines finsteren Geschickes, das weniger erhebt als zermalmt. Luigia Sanfelice, wie der Dichter sie gezeichnet und psychologisch entwickelt hat, stirbt schuldlos. Sie folgt nur der göttlichen Eingebung ihrer Liebe und sühnt diese Liebe mit ihrem Tode.

Ein anders geartetes, aber nicht minder erschütterndes Bild führt uns der Dichter in seiner „Patrizierin" vor Augen. Die römischen Gladiatoren und die Sklaven des Prätors Marcus Crassus haben sich verschworen, ihr Joch abzuschütteln und die römische Macht niederzuwerfen. Metella, die Gattin des Prätors, soll als erstes Opfer durch die Hand des Gladiatorenhäuptlings Spartacus gerichtet werden. Sie aber ist es, die, als Vestalin gekleidet, ihm durch das Zeichen der Begnadigung das Leben rettet, als er im Kampfspiel auf der Arena von seinem Gegner niedergestoßen werden soll. In derselben Nacht bricht die Verschwörung aus. Schon erhebt Spartacus die Hand zum Todesstoß gegen Metella, da erkennt er in ihr seine Retterin, die Vestalin. Sie wird von glühender Liebesleidenschaft zu dem königlichen Sklaven ergriffen, dessen Herz sich indessen ihrer griechischen Dienerin, der holdseligen Hero, zuwendet.

Ihre Leidenschaft ist so mächtig, daß

sie förmlich um seine Liebe buhlt. Des Prätors stolze Gattin erniedrigt sich vor dem Sklaven, doch dieser weist sie von sich, ja, er nennt sie eine Hetäre. Da wird aus glühender Liebe nicht minder glühender Haß. Die Verschmähte nimmt furchtbare Rache, sie vergiftet die unschuldige Geliebte des Spartacus, um mit deren Leiche ihn in seinem Lager begrüßen zu lassen. Plötzlich erscheint Spartacus selbst bei ihr. Sein Herz hat sich gewandt. In blutigen Schlachten, bei Kampf und Sieg, hat ihm immer das Bild der Metella vorgeschwebt, bis es dasjenige der armen Hero aus seinem Herzen verdrängte. Nun ist er, von seiner Leidenschaft getrieben, bei ihr, bei Metella. Diese vergißt in dem unsäglichen Glücksgefühl, von Spartacus geliebt zu werden, ihren Haß und ihre Mordthat. Einen Augenblick vergessen beide die Welt um sich herum, schwelgen sie in allen Wonnen ihrer Liebe. Da bringt ein Sklave die Leiche der hingemordeten Hero Der Schleier des seligen Wahns zerreißt, und blutig steigt vor dem Paare die grausige Wirklichkeit herauf. Spartacus stürzt sich, die Todeswunde im Herzen, in das Gewühl der Schlacht. Er fällt, die Gladiatoren werden besiegt, und Marcus Crassus hält mit der Leiche des Sklavenführers als Triumphator seinen Einzug in Rom. Metella aber macht ihrer Qual an der Bahre ihres Geliebten ein Ende.

Nur dürftig ließ sich in dieser kurzen Inhaltsangabe die reichbewegte und hochdramatische Handlung andeuten, die zugleich ein großartiges Kulturgemälde des seiner inneren Zersetzung entgegengehenden alten Roms vor uns aufrollt. Wenn etwas an dem Drama getadelt werden muß, so ist das jedenfalls ein Übermaß von Entsetzen, von Gift- und Blutgeruch. Auch in diesem Stücke verleugnet sich die Eigenart des Dichters nicht, der gern in düsteren und krassen Farben schwelgt, die um so schärfer hervortreten, je lieblicher uns der Zauber einzelner lichter Ruhepunkte und Gestalten umfängt.

Die übrigen Voß'schen Dramen, namentlich diejenigen aus der modernen Gesellschaft, weisen bei all ihren unverkennbaren dichterischen Schönheiten zum größten Teile doch dieselben Mängel auf, die wir oben bei der Analyse von „Eva" und „Pater Modestus" als charakteristisch für die Eigenart des Verfassers gekennzeichnet haben. Wie wenig harmonisch wirkt beispielsweise in „Alexandra", einem Stücke, das wir übrigens schon früher einmal an dieser Stelle eingehend besprochen haben, die gänzlich undramatische und absichtlich wirkende Lösung des Konflikts durch ein theoretisches Gespräch. Die Heldin, die früher ohne Wissen ihres Verlobten unschuldig im Zuchthause gesessen, gibt sich den Tod, weil ihr Geliebter ganz im allgemeinen und so nebenher die Bemerkung fallen läßt, daß „gewisse Existenzen von dem Geruch der Anklagebank und der Gefängniszelle einmal nicht zu reinigen" seien. Er ahnt aber garnicht, daß sich diese mit kaltem Herzen abgegebene Erklärung auf das Teuerste beziehen soll, was er auf Erden besitzt.

Im Roman zeigt Voß dieselbe fortreißende, packende dramatische Gestaltungskraft, dieselbe Fähigkeit der Charakteristik, dieselbe bewegte Schönheit der Diktion, aber auch dieselben Härten und einseitigen Auffassungen, die seinen Dramen eigen sind. Zu seinen bedeutendsten epischen Leistungen sind jedenfalls die drei Romane „Die Auferstandenen", „Michael Cibula" und „Dahiel, der Konvertit" zu zählen. Während er aber in „Die Auferstandenen" das Problem des Nihilismus in befriedigender Weise zur Darstellung bringt, behandelt er in den beiden letztgenannten Werken die Judenfrage mit einer Einseitigkeit, die geradezu entsetzlich, ja frevelhaft genannt werden muß. Nach dem poetischen Spiegelbilde des emancipationslustigen Verfassers müßte man ja das jüdische Volk hoch über alle andern Nationen setzen, die gesamte Christenheit dagegen für mindestens beschränkt und wahnumnachtet, die Diener der christlichen Kirche vollends für lauter Heuchler und Schurken erklären. Tritt uns diese unglückselige Tendenz schon aus „Michael Cibula" entgegen, so nimmt sie in „Dahiel, der Konvertit" wahrhaft abschreckende und empörende Formen an.

Ein reicheres, zarter besaitetes, edler und schöner empfindendes Menschenherz, als dasjenige des Judenknaben Dahiel war, ist wohl noch nie auf Erden geboren worden. Und aus dieser Blüte edelsten Menschentums entwickelt sich mit der Zeit eine Frucht,

die Gift und Tod über die Lande säet. Und wodurch wird diese unerhörte Metamorphose psychologisch entwickelt und begründet? Lediglich durch den Übertritt Dahiels zur christlichen Kirche. Einzig und allein, weil er Christ geworden, Christ aus den christlichsten, reinsten Beweggründen, dem heißen Verlangen, seine Lieben von der ewigen Verdammnis zu retten, wird Dahiel Heuchler, Mörder und zuletzt Selbstmörder. Weil er Christ geworden, muß er alle diese Todsünden auf sich laden; weil er Christ geworden, muß er die Reinheit seines Herzens verlieren, muß er ein Weib zum Kindesmorde anstiften, muß er seinen Abt und schließlich sich selbst ermorden! Das ist die Quintessenz des ganzen Romans; für die Durchführung dieser Konsequenzen hat Voß sein ganzes dichterisches Können eingesetzt. Freilich, die christliche Kirche, wie er sie schildert, ist ein Abgrund von Heuchelei, Fanatismus und Grausamkeit. Wir finden auch nicht einen einzigen würdigen Vertreter des christlichen Glaubens, alle die Priester sind grausame Fanatiker, lieblose Pharisäer, Frevler am Heiligtum des Höchsten. Aber selbst diese in ihrer ausschließlichen krassen Verwerflichkeit ganz unmöglichen Zustände vorausgesetzt, — war denn außer der christlichen Kirche nicht Christus selbst, an dessen göttlicher Lehre sich der Konvertit aufrichten konnte? Gab es außer den unwürdigen Verkündigern des Evangeliums nicht das Evangelium selbst, das vor dem bekehrten Juden, dem christlichen Priester Dahiel, aufgeschlagen lag? Durch die Heilsbotschaft des Messias sollte eine so herrliche Menschenseele, wie sie in dem Knaben Dahiel lebte, nicht geläutert, sondern verdorben, nicht erhoben, sondern zerschmettert werden, sollte sich das Sakrament der göttlichen Liebe in Gift verwandeln? Dahiel konnte, von heiligem Zorn gegen eine verworfene Geistlichkeit erfüllt, zum Reformator, niemals zum Tempelschänder werden. Er konnte an den Dogmen der Kirche, niemals an der göttlichen Lehre zweifeln. Um dem Lebenswandel Christi nachzufolgen, dazu brauchte ein Dahiel wahrlich nicht zu heucheln. Mit wahrem Fanatismus, ich möchte fast sagen: mit der raffinierten List des Wahnsinns, ersinnt Voß alle nur möglichen Mittel, versucht er die ganze Natur umzukehren, scheut er vor keiner Fälschung der Geschichte zurück, nur um uns glaubhaft zu machen und die Notwendigkeit darzulegen, daß aus einem edlen Juden ein niederträchtiger Christ werden muß. Aber alle Kunst einer genialen dichterischen Psychologie, einer glühenden Leidenschaft, einer zügellosen Phantasie, dient nur dazu, dem ganzen Gemälde den Charakter des Unheimlichen und Grauenhaften aufzudrücken, das Zerrbild noch mehr zu verzerren, aus dessen Hohlspiegel uns denn auch schließlich eine scheußliche Fratze entgegengrinst. Je lauter von den Posaunen einer gewissen Clique aus leicht begreiflichen, aber von der Kunstkritik ganz unabhängigen Gründen der Ruhm dieses Werkes in die Welt geblasen wird, um so dringender wird die Pflicht unabhängiger Beurteiler, dieses litterarische Erzeugnis als das zu bezeichnen, was es in Wirklichkeit ist: als ein Pamphlet auf die christliche Kirche, als den Ausfluß eines hochbegabten, aber von unseligem Wahn umfangenen Dichtergemüts. Nicht nur auf die Gestalt des Helden, — in diesem Falle auch auf den Verfasser selbst läßt sich der schmerzliche Ausruf anwenden: „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!“

Meister ist Voß in der Schilderung von Land und Leuten der römischen Campagna, in deren Natur und Menschenleben er tief eingedrungen ist. Hier liefert er wahre Kabinettstücke. Einzelne seiner römischen Skizzen und Novellen gehören zum Besten, was in dieser Richtung überhaupt geleistet worden ist. Welche tiefe, wahre Innerlichkeit erfüllt z. B. in „Maria Botti“ die Gestalt der Heldin, dieser modernen Lucrezia!

So ist denn Voß nach alledem ein großes, echtes Talent, ein hochbedeutender Dichter. Aber er ist kein großer Künstler. Dazu fehlt ihm vor allem die innere Ruhe und Sammlung, der weite, ungetrübte Blick, der das Rechte vom Unrechten, das Wahre vom Irrtum, das Vergängliche vom Ewigen zu scheiden weiß. Seinen Werken haftet in der Regel der Geschmack der Zeit, des Tages, des Augenblicks an, die sie geboren. Ein glühender Lavastrom, ergießt er über uns echtes Gold, vermischt mit Asche und Schlacken. Ein Kind seiner nervösen Zeit, ist er selbst im höchsten Grade nervös, fieberhaft erregt, augenblicklichen Stimmungen

unterworfen, und nur zu häufig macht ſich dieſes nervöſe Fluidum in den Werken ſeiner Kunſt geltend. Paul Heyſe hat Voß' Stücke gelegentlich „ekſtatiſche Improviſationen“ genannt. Das iſt ganz gewiß ein ſehr einſeitiges, entſchieden ungerechtes Urteil. Aber ein Korn Wahrheit liegt doch darin. Nicht viele von den Werken von Voß leuchten als Sterne in ruhigem Glanze am Himmel der Dichtkunſt; manche ſteigen auch wie ſprühende Raketen empor, um dann in der Luft vor unſern Augen zu zerſtäuben — ein intereſſanter und erregender, aber vergänglicher Anblick! Möge der gottbegnadete Dichter im Aufblick zu den ewigen Leuchten der Welt einen Hauch jener inneren Ruhe finden, die auch über der leidenſchaftlichſten und im Tiefſten bewegten Dichtung ausgegoſſen ſein muß, wenn anders ſie als vollendetes Kunſtwerk gelten ſoll.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Es iſt nicht die Mode von heute, welche die vornehme junge Blondine trägt — aber es iſt Mode von reinſter Art. Van den Bos weiß trefflich, wie ſein Landsmann Van Baers, jenes kühne Selbſtgefühl zu ſchildern, welches ein ſchönes Weib erſt dann ganz erlangt, wenn es weiß, daß es ganz vorzüglich gekleidet iſt. Von der kühn aufgetürmten Straußenfeder des Hutes bis zu den ſilbernen Schnallen der Schuhe iſt das ganze Werk des Schneiders aus einem Guſſe, ein von der Trägerin vorher wohlüberlegtes Kunſterzeugnis.

Es iſt ein bezeichnender Zug für die Maler, daß ſie Frauen und Kinder ſo oft allein, ohne alles Anekdotiſche darſtellen. Dem Manne legen ſie im Bilde einen Zweck, eine erkennbare Lebensſtellung unter. Wenn uns Robert Houg, der ſo ſchnell durch ſeine Bilder aus der Zeit der Befreiungskriege berühmt gewordene Stuttgarter Meiſter, in ſeiner Studie einen Trommler vorführt, oder wenn Eduard Grützner, der Münchener Maler heiterer Kloſterſcenen, uns einen pfiffigen Bauern darſtellt, einen von jener Art, welche ſagen: „Dumm ſo'm er ſcho — aber g'ſcheidt ſa'm er a!“ ſo ſind es die äußeren Eigentümlichkeiten, die hier ein ganz entſchiedenes Wort mitſprechen.

Aber ſo ein Köpfchen wie das, welches wir dem Profeſſor Heinrich von Angeli, dem ausgezeichneten Wiener Porträtiſten, aus dem Skizzenbuche entlockten, iſt um ſeiner ſelbſt willen da. „Feſch!“ nannte er ſelbſt es. Und das Feſchſein iſt wohl auch noch der Meinung der ſchönen Wienerin die beſte Lebensaufgabe, der wichtigſte Beruf. Wie das Köpfchen ſchön auf dem Hals ſitzt, wie munter das Schelmenauge blickt, wie der Mund ein frohes Auflachen nur durch das Zuſammenpreſſen der Lippen verbirgt, wie zierlich die Simpellöckchen die klare Stirn umrahmen. Ein lebensfriſches Blut, gute Wiener Roſſe!

Es iſt eine lange Reihe von Jahren her, ſeit Robert Beyſchlag in München ſich durch ſeine Falſtaff-Schilderungen in die erſte Reihe der deutſchen Zeichner ſtellte. Die Photographie unterſtützte ſeinen Ruhm. Zahllos ſind die nach ſeinen Blättern und Bildern gefertigten Reproduktionen in die Welt hinausgeflattert. Unſerem Grundſatz treu, nicht nur in fertigen Werken die Künſtler unſern Leſern geiſtig nahe zu bringen, ſondern zu verſuchen durch die Vorführung von Skizzen das Verhältnis zum Beſchauer intimer zu geſtalten, zeigen wir hier das Blatt „Spielkameraden.“ Es iſt auch dies ein Porträt, das halbwüchſige Mädchen, welches mit der feinen Hand das Kätzchen wie eine Puppe, wie ein Kind pflegt und hält. Und iſt es auch nur Spiel, welches ſich in dieſem Porträt ausdrückt, das Spiel der Katze, welches die Pfote nach fremdem Beſitz ausſtreckt und das Spiel des Kindes, welches einſt Mutter ſein ſoll — ſo zeigt ſich doch auch im Spiele das Weſen beider.

Poul Thumann, der Berliner Liebling des deutſchen Volkes und der Illuſtrator, welcher deutſches Frauenleben, die deutſchen Frauen von heute ſo ſchildert, wie dieſe es als Ideal empfinden, widmete unſerer Sammlung eine Federzeichnung, die wir auf photographiſchem Wege völlig getreu wiedergeben „Am Brunnen zu San Remo.“ Der Meiſter zeichnete dieſes Blatt im Jahre 1888, in jenem Jahr, in welchem das Auge des deutſchen Volkes gerade nach jener italieniſchen Küſte gerichtet war, von der unſer Bild erzählt, als dort Kaiſer Friedrich den ſchwerſten Kampf der Sorge durchrang, der Sorge darum, ob es ihm vergönnt ſein werde, all das Gute der Nation leiſten zu können, was zu leiſten ſein ernſter Wille war. Und über der Kleinen, die an dem ſauber eingeſäumten Waſſerlauſe in ihrer Arbeit ſtockt, deren flinke Hände plötzlich ſtille ſtehen, weil ein Traum durch das Köpfchen zog, auch über ihr liegt ein Hauch von Trauer, von Sorge und Schwermut. —

Der deutſche Bauerjunge, den der Münchner P. F. Meſſerſchmitt in kecken ſichern Strichen darſtellt — der hat keinerlei Sorge, weder um den Kaiſer, noch um ſein eigenes Herz. Wenn ihm nur die Sonne recht warm aufs Mützenſchild ſcheint und die Schule nicht droht, ſo erſcheint ihm die Welt roſig und aufs beſte eingerichtet. Hat man ihn doch nicht in Nachbars Garten erwiſcht, als er unerlaubt das Fallobſt ſammelte, und hat es ihm doch, obgleich es nur halbreif

war, vortrefflich geschmeckt! Was will man mehr zum bedingungslosen Glück!?

Wer, außerhalb Deutschlands lebend, aus deutscher Kunst deutsches Volkstum kennen lernen will, der wird glauben, Oberbayern sei der einzige Landstrich, in dem es noch naturwüchsige Menschen gibt. Seit wir aufgehört haben, die Ländlichkeit uns in Schäferinnen mit rotseidenen Bändern an Hut und Stab und Schäfern, welche die Schalmei blasen, vorzustellen, seit die ganze Nation alljährlich von einem Wandertriebe nach den Alpen zu erfaßt wird, gegen den nur der Mangel an Geld und Zeit ein wirksames Mittel ist — seit dieser Zeit ist der Älpler fast zum alleinigen Vertreter des Bauernstandes in der Kunst geworden. Unvergessen sei Defregger und Kurzbauer die malerische Entdeckung, welche sie an ihren Landsleuten machten, der Jubel, den ihre ersten Darstellungen deutscher Sonderart überall weckten. Nur zu lange hatten wir uns weiß gemacht, nur fremde Nationen seien „interessant." Nun können wir andere Völker zu Gaste laden, damit sie sich an unserm Volkstum und dessen künstlerischer Verklärung erfreuen. Und was in Ungarn und Polen, in Rußland und Norwegen, ja selbst in Frankreich und Italien an Darstellungen bäurischen Lebens zu Tage tritt, das weist nicht zum kleinen Teil Anlehnung an deutsche Vorbilder auf. Die Franzosen haben ja nur in den bretanischen und vlämischen Gegenden ein wirkliches, in Sitte und Kleidung hervortretendes Bauerntum Und ihre besten Genremaler, welche dieses Gebiet pflegten, waren daher Elsässer, wie Brion, aber Vlämen.

Es ist ein sicherer Besitzstand der Völker geworden, was in den 70er Jahren malerisch durch die Pilatyschule erobert wurde. Man sehe zum Beispiel die geistige Verwandtschaft, die zwischen den Bildern von Paul Wagner und Adalf Lüben besteht. Man könnte, wenn man von dem in der Nachbildung nicht darstellbaren kolaristischen Unterschied absieht, beide Bilder für eines Künstlers Werk halten. Beide schaffen aber auch in München, beide halten sich an ihre vor der Natur gemachten Skizzen, suchen die Welt der geliebten Alpen mit realistischem Sinne festzuhalten, dichten sich aber tief hinein in diese Welt. Um den „Forellenfischer" weht der ganze Zauber der Stille des Thales. Stille unmittelbar unter dem Wehr im Rauschen des weißbeschäumten milchgrauen Alpbaches? Ja, es gibt zweierlei Lärm, jenen der Städte, der immer wieder von neuem einsetzt, überrascht, die Nerven reizt, die Geduld martert — und jenen des Wasserrauschens in seinem unerklärlichen Ton und seiner unendlich sich hinschmiegenden Gleichmäßigkeit, ein Lärm, der beruhigt, die Sinne einlullt. Und wenn es gleich einer schnellen Hand und eines aufmerksamen Auges bedarf, um die flinke Forelle zu angeln, und wenn der ganze Bursche auch an seiner Beute bewies, daß er beides besitzt, so kann im Rauschen des Wasserfalles doch der Kopf träumend manchem Gedanken nachgehen.

Der Dichter, welcher geistig zur Pilotyschule der Maler gehört, Scheffel, hat im „Ekkehardt" in dem Ziegenhirten und seiner jungen Freundin sein schönstes Idyll geschaffen. Ob Lüben an dies gedacht hatte, als er seine beiden Kinder „Beim Beerensuchen" Rast machen ließ? „Echt" ist dieses Paar, echt in Kleidung und Haltung, und die Situation ist wahrlich auch nicht erkünstelt. Aber es liegt über dem Bild wie über jener Dichtung ein verklärender Hauch, ein Zug jener Romantik, die sich einst in Ritterkleidung hüllte und jetzt sich im Bauernkostüm gefällt, ein weicher, süßer, tränmerischer Hauch umschwebt die Gestalten. Man suche ihn in den Augen des Burschen, in der Kopfhaltung des Mädchens, um die Feinheit solcher wahl unbeabsichtigter Schwankungen im Auffassen des Realen beurteilen zu lernen, das, was die ältere Kunst für ihren besten Inhalt hielt, und was die junge Kunst am bittersten haßt.

Die Romantik bricht dann siegreich hervor aus Wilhelm Eilers „Im Schloßhof." Ein schönes Bergthal, ein stolzes Schloß, ein verlassener Park, auf dessen Wegen Gras wächst, Terrassen, zwischen deren Steinplatten der Wegerich hervorsprießt, Obelisken und schweigsam feierliche Sphynxe, ein Becken, in dem kein Wasser rauscht und eine Art Aschenbrödel, welche die Tauben um sich sammelt — was will man mehr, um den alten Märchensinn im deutschen Volk zu wecken, all die längst vergessenen Geschichten aus der Jugendzeit lebendig werden zu lassen. Und doch wird kein Kenner Eilers Bild als ein der eigentlich romantischen Zeit angehöriges Werk betrachten. Dafür ist die Wirkung des Lichts zu eifrig beobachtet, dafür ist die Sachlichkeit zu groß, das Gegenständliche zu rüstig gezeichnet. Einst spottete man der Deutschen, weil sie ihre Gebilde zu sehr „aus der Tiefe des Gemütes" nähmen. Hier liegt die Absicht entschieden vor, das romantische Gebilde auf redlichem Studium aufzubauen und die dichterische Wirkung durch künstlerische Schärfe der Beobachtung zu unterstützen.

F. Freiherr van Ende und Robert Schleich wieder, gleich Eilers Münchener Künstler, lieferten uns die beiden noch unbesprochenen Blätter. Das moderne Leben ist reich genug für die Kunst. Der „Viehmarkt in Oberbayern" und die junge rudernde Dame, welche eine von den Schwänen ausgeführte „Verfolgung" aus dem schattigen Bereich der Wasserlilien verdrängt, sie beide gehören dem vollen Menschenleben an, in welches man nur hineinzugreifen braucht, um es interessant zu finden.

Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450